


STANFORD UNIVERSITY LIBRARY
1969

Ch Brion



Evangelisches

Missions-Magazin.

Neue Folge.

Herausgegeben

im Auftrag der evangelischen Missionsgesellschaft

von

Joh. Hesse.

Achtundzwanzigster Jahrgang. 1884.

Basel.
Verlag der Missionsbuchhandlung.
1884.

Inhalt.

Bücherschau: Seite

Missionszeitung: Siehe das Register.



Neujahrsbetrachtungen.

1. Ein Blick auf die Todtenliste.

Der selige Dr. Livingstone konnte es nicht leiden, wenn man von „Opfern“ des Missionsberufes sprach. In seinen Augen war jeder rechte Missionar ein beneidenswerther Mensch, dem nicht nur in der zukünftigen, sondern schon in dieser Welt das Loos gefallen ist aufs Liebliche. Ferne sei es von uns, ihm hierin widersprechen zu wollen. Wenn er aber zum Beweis für seine Ansicht allerlei merkwürdige Lebensrettungen aufzählt, wie Missionare sie erfahren haben, und dann ausruft: „Gewöhnliche Christen mögen lange suchen, bis ihnen solche Bewahrungen zu Theil werden!“ so vermögen wir ihm nicht zu folgen. Ja, es scheint uns eine gefährliche Sache, wenn man behaupten will, niemand genieße so sehr den „besonderen Schutz“ Gottes, als die Missionare. Jedenfalls wird derjenige eine schwere Enttäuschung durchzumachen haben, der mit dieser Voraussetzung an die Missionsgeschichte herantritt. Denn diese lehrt aufs Bestimmteste, daß man fast in keinem anderen Berufe so mannigfaltigen, zum Theil schrecklichen Todesgefahren ausgesetzt ist, als in der Heidenmission.

Man denke an all die theuren Männer, die auf Sumatra, Neuseeland, Eromanga, Fidschi und anderen Inseln der Südsee erschlagen, zum Theil von den Wilden gefressen worden sind; man denke an einen Parsons, der in der Türkei von den Räubern ermordet, an Janvier, der in Nordindien auf offener Straße mit einem eisenbeschlagenen Knittel zu Boden geschmettert, an Löwenthal, der in Peschawar von seinem eigenen Hauswächter erschossen,

an Gordon, der vor den Thoren Kandahars, während er Verwundete aus der Schlacht trug, von einer tödtlichen Kugel getroffen wurde; an Lieut. Smith und Miss. O'Neill, die auf der Insel Ukerewe um eines von ihnen in Schutz genommenen Muhammedaners willen den Tod erlitten; an Dr. Southon, der am Tanganjikasee durch eine Entladung seiner eigenen Flinte verwundet wurde und an den Folgen der Operation starb; an den Hermannsburger Schröder, der erst im vorigen Jahr von den plündernden Zulus niedergehauen wurde; an Miss. Pierce, der in Guiana mit seiner ganzen Familie ertrunken ist; an Hislop in Nagpur, der von den Fluthen eines plötzlich angeschwollenen Baches hinweggerissen wurde; an so manche Missionsreisende, die auf dem Meere untergegangen sind; an etliche, die von den Heiden Gift bekamen und daran starben; an den Baptisten Thomas, der von einem Baume fiel, und an jenen jungen Methodisten, der im Hafen von Bombay in eine offene Schiffsluke hinabstürzte — beide um an den Folgen zu sterben; man denke an jenen alten Barmer Missionar in Südafrika, der durch das Aufstoßen seines Reisewagens auf einen Stein zu Boden geworfen und tödtlich verletzt wurde; man vergesse auch den edlen Gardiner nicht, der sammt seinen Begleitern in Patagonien — verhungert ist! Und dazu nehme man dann all die vielen Hunderte, die durch Klimakrankheiten theils früh gestorben, theils auf Lebenszeit zu Invaliden geworden; die vielen, denen ein Sonnenstich bald das Leben, bald die Gesundheit, bald ein noch höheres geistiges Gut gekostet hat..... Doch genug! genug, um zu begreifen, warum manche Lebensversicherungsgesellschaften keinen Missionar in ihre Listen aufnehmen, genug aber auch, um den größten aller Missionare zu verstehen, wenn er sagt: „Mich dünket, uns Apostel hat Gott als die letzten hingestellt, als wie zum Tode bestimmt; so sind wir ein Schauspiel geworden für Welt, Engel und Menschen..... stets das Todessiegel Jesu am Leibe herumtragend.... denn mitten im Leben werden wir beständig in den Tod gegeben um Jesu willen."

Und dieses „um Jesu willen" genügt nun auch vollkommen, um das Räthsel zu lösen, das in den oben angeführten Thatsachen zu liegen scheint, ja, um selbst den theuren Livingstone zu rechtfertigen, wenn er trotz allem und allem doch den Missionsberuf für den seligsten und sichersten erklärt hat.

Ja, so ist es. Wer an Jesum glaubt, der stirbt nicht, und wer für ihn stirbt, der lebt erst recht. In diesem Sinne jammern wir auch über die lange Todtenliste nicht, die uns das vergangene Jahr wieder gebracht hat. Nein, das Ende dieser Vollendeten anschauen und ihrem Glauben nachfolgen — das wollen wir! Aber freilich, die Liste ist lang und es stehen Namen darauf, bei deren bloßer Nennung uns das Herz vor Leid zittert und die Thränen sich nicht wollen halten lassen.

Vor allem ist das letzte Jahr ausgezeichnet durch die große Zahl von Missionsveteranen, die im Laufe desselben zur ewgen Ruhe haben eingehen dürfen. So die alten Basler Brüder Reichardt, Hildner und Blumhardt, die je 30—40 Jahre in Westafrika, in Griechenland und in Indien gearbeitet haben; so der 85jährige Dr. Moffat, die 86jährige Frau Gulick, der 82jährige Dr. Coan, der auf Hawaii in 48 Jahren wohl über 10,000 Heiden getauft, und der 71jährige Dr. Riggs, der 45 Jahre lang den Indianern gedient hat; so die Herrnhuter Pagell und Jäschke, die einen guten Grund im Himalaja gelegt haben; der Baptist McCumby, der 45 Jahre lang den Hindus und Muhammedanern so gewaltig gepredigt, und der greise Wesleyaner Hodson, der vier Jahrzehnte hindurch in Maisur gearbeitet hat; der Wesleyaner Spratt in Jamaika, der durch einen Sturz vom Pferde getödtet wurde, und der Baptist Hewett, der eben daselbst nach 41jähriger Wirksamkeit im Frieden entschlafen ist; so auch der Bostoner Rendall, der 38 Jahre lang in der Madura-Mission gesäet und geerntet hat, und der englisch-kirchliche Missionar Ashwell, der am 1. Oktober nach 50jährigem Dienst — zuerst in Sierra Leone, dann in Neuseeland — zur ewigen Ruhe eingegangen ist.

Das sind aber noch lange nicht alle. Während wir dies schreiben, kommt uns die Nachricht zu, daß am 7. Oktober 1883 in Latakia (Laodicea) Dr. Jos. Beattie, der Senior der amerikanisch-reformirten Presbyterianer-Mission, nach 56jährigem Dienste gestorben ist; und aus Ceylon hören wir vom Tode (14. Juni) einer Frl. Elise Agnew, die 44 Jahre lang an der Mädchenanstalt in Uduwille gearbeitet hat, ohne auch nur ein einziges Mal ihre amerikanische Heimat wieder besucht zu haben. Nachdem sie einmal die Hand an den Pflug gelegt, wollte sie nicht mehr „zurücksehen," und der Herr hat es ihr gelingen lassen, gegen 1000 junge Mädchen zu christlichen Frauen und Müttern heranzuziehen.

Ferner ist im Juli v. J. die treue Gattin des Londoner-Missionars W. Gill in Rarotonga gestorben, während ihr Mann gerade mit dem Missionsschiff „John Williams“ auf einer Rundreise begriffen war. „Am 19. Juli,“ schreibt er, „landete ich in Rarotonga und fand die ganze Bevölkerung in tiefer Trauer. Zu meinem unaussprechlichen Schmerz erfuhr ich, daß mein geliebtes Weib am 12. plötzlich gestorben war. Sie hatte ein Bad genommen, war — nachdem sie noch selbst das Wasser abgelassen — wahrscheinlich in eine Ohnmacht gefallen und todt in der leeren Wanne gefunden worden.“ Frau Gill hat mehr als 30 Jahre lang zuerst in Mangaia, dann in Rarotonga an der Seite ihres Mannes gearbeitet, war der Landessprache vollkommen mächtig und hatte durch ihr leutseliges, dienstfertiges Wesen aller Herzen gewonnen.

Wahrlich, das ist eine stattliche Schaar von Männern und Frauen, die im Missionsdienst ergraut sind, um endlich als reife Garben eingeheimst zu werden in die ewigen Scheunen. Fast könnte man meinen, da stehe es doch mit der Kurzlebigkeit der Missionare nicht so schlimm. Aber fürs erste haben die meisten dieser Veteranen in verhältnißmäßig sehr gesunden Himmelsstrichen gearbeitet und fürs zweite steht ihnen — leider — eine wohl noch längere Liste solcher gegenüber, die in voller Jugendfrische nach kaum begonnener Arbeit ihr Leben auf den Altar gelegt haben. Nur wenige Monate hat der jugendliche Inspektor Prätorius in Afrika leiden und wirken dürfen. Was an ihm die Basler Mission verloren hat, das wissen nicht nur die, welche an seiner Seite in Basel gearbeitet haben oder in Afrika von ihm visitirt worden sind: wer ihn auch nur ein einziges Mal gesehen oder gehört hat, dem ist er unvergeßlich geblieben. Nicht minder schmerzlich ist der frühzeitige Heimgang eines anderen deutschen Theologen, des Pastor Jentzsch, der zuerst als Leiter der Berliner Stadtmission dem Herrn gedient und sich dann nach China als Missionar hatte senden lassen, um dort — in Schanghai — an der Cholera zu sterben, noch ehe er auch nur die Sprache hatte lernen können! Am Kongo ist wenige Wochen nach seiner Ankunft der junge Miss. Doke gestorben, im Zululand der Hermannsburger Schröder, als ein Opfer der herrschenden Unordnung und kriegerischen Zügellosigkeit gefallen, in Ostafrika ein junger Londoner Missionar und der reichbegabte Anglikaner Wilson, von dem ein alter, hartnäckiger Heide nach längerem

Widerstreben endlich sagen mußte: „Ich liebe ihn wie meinen eignen Sohn und sein Gott soll mein Gott sein;“ in Siam der junge Maclaren, in China der Missionsarzt Dr. Shofield und der als erster evangelischer Missionar für die Provinz Kwangsi bestimmte Macgregor — letzterer an den Pocken — gestorben. Und auch der jungen Schwestern wollen wir gedenken, die in und für Afrika ihr Leben gelassen haben: auf der Goldküste Frau Buck und in Ostafrika nicht weniger als vier englische Missionsfrauen: Frau Last, die an einem Sonnenstich, und Frau Cole, die in Folge einer Erkältung starb, gehörten der englisch-kirchlichen Gesellschaft an; Frau Duncan und Frau Nicoll, welch letztere nur einen einzigen Tag gesund auf ihrer Station (Blantyre) gewesen war und schon am fünften Tag nach ihrer Ankunft dem Fieber erlag, waren von der schottischen Landeskirche ausgegesandt.

Dazu kommen die Fälle, in denen ein Mann aus der vollen, frischen Arbeit hinweg muß, in die er seit Jahren sich eingelebt und eingeliebt hat. Sehr zahlreich sind dieselben im letzten Jahr nicht gewesen, ganz ausgeblieben sind sie aber auch nicht. So sind, um nur einige zu nennen — in Altkalabar der Presbyterianer Edgerley, in Lagos der Anglikaner Lamb, am Kongo der Baptist Hartland, auf der Goldküste der Basler Buck, an der von ihm selbst gebauten Straße zwischen dem Njassa- und Tanganjika-See der Missions-Ingenieur James Stewart (31. August), im Teluguland der Hermannsburger Kiehne, in Radschputana nach 23jähriger rastloser Arbeit der Schotte Martin (25. Oktober) aus einer reichgesegneten Thätigkeit — meist überraschend und schnell — hinweggerissen worden. Eigenthümlich rührend sind die folgenden zwei Todesfälle, von denen wir auch erst in den letzten Tagen Kunde erhalten haben. In Hayti arbeitet unter besonders schwierigen Verhältnissen der Wesleyaner Picot; im vorigen Jahr bricht in seiner Umgebung eine Pocken- und Fieberepidemie aus; heldenmüthig steht er da unter all den Kranken und Sterbenden, bittet aber dringend um Mitarbeiter. Zwei junge Brüder werden ihm zu Hilfe geschickt, Portrey und Baker; sie erkranken aber sofort und es dauert nicht lang, so muß Picot auch sie zur letzten Ruhestatt geleiten. Dann erkrankt eins seiner Kinder und erliegt ebenfalls der schrecklichen Seuche! Dies der eine Fall. Der andere hat die Londoner Mission in Neu-Guinea getroffen. Dort hatte von 1878 an drei Jahre lang Miss. Beswick treu gearbeitet,

war dann aber um der Kränklichkeit seiner Verlobten willen ausgetreten, hatte im gesunden Südaustralien eine Anstellung genommen und hier seine Braut heimgeführt. Nach zweijähriger Ehe hat sich hier ihre Gesundheit zusehends befestigt und beide stellen sich nun aufs Neue der Mission zur Verfügung. Mit Freuden wird ihr Anerbieten angenommen und das Ehepaar reist von Australien nach Neu-Guinea ab, voll fröhlicher Aussichten für die Arbeit unter den Papuas. Aber siehe da, unterwegs erkrankt Beswick an einer Lungenentzündung und am 12. August ist er eine Leiche!

Das alles sind tief einschneidende Heimsuchungen, und gewiß ist es so Recht wie Pflicht der Betroffenen, in jedem einzelnen Fall sich zu fragen: „Was will der Herr uns damit sagen?“ Ganz im Allgemeinen und sozusagen vom Standpunkt der vergleichenden Missionsgeschichtsschreibung aus, wird man aber doch wohl behaupten dürfen: „der liebe Gott macht mit den Missionaren in keiner Weise eine Ausnahme; ihr Arbeiten, Leiden, Leben und Sterben ist ganz denselben Gesetzen unterworfen, wie das aller anderen Christen, ja aller anderen Menschen.“ Und so prosaisch das klingt, so erhebend ist es doch für alle die, welche als eines jener Gesetze das erkannt haben, was Joh. 12, 24 geschrieben steht und was der Heiland selbst mit seinem eigenen Tod und Auferstehen auf ewig besiegelt hat. (Vgl. 2 Kor. 4, 7—18).

---

2. Fortschritte.

Mit Händen kann man's oft greifen, wie all die Sterbefälle nur Samenkörner sind, die neues Leben treiben. Es geht in der Mission gerade wie im Krieg. Ist ein verehrter Führer oder ein guter Kamerad gefallen, so drängt es jeden rechten Soldaten mit doppeltem Eifer in die Schlacht, und oft sind die gefährlichsten Posten die gesuchtesten. Bei uns in Basel finden sich nach jeder Todesbotschaft, die aus Afrika kommt, immer wieder Freiwillige, die an die Stelle der Gefallenen zu treten wünschen, und manche, denen ein anderer Auftrag zu Theil wird, sind enttäuscht, weil sie gehofft hatten, nach Afrika zu kommen. Und das ist — soviel man sehen kann — in den meisten Fällen nicht eine jugendlich über-

müthige Bravur oder gar eine krankhaft lebensmüde Sterbensbereitschaft, sondern ein gottgewirkter, ernster, nüchterner Glaubens- und Liebeseifer — eine Frucht der Gebete, der Selbstprüfung und der Geisteskämpfe, welche an solche Todesnachrichten für den einzelnen Bruder, wie für die ganze Gemeinschaft des Missionshauses sich anzuknüpfen pflegen. Die gleiche Erfahrung wird aber auch in Schweden, in England und einigen — nicht allen — Missionskreisen Amerikas gemacht. Die beiden Gesellschaften, die am Kongo arbeiten, finden immer wieder neue Kräfte zur Ausfüllung der oft so plötzlich entstehenden Lücken; der englisch-kirchlichen Gesellschaft stellen sich immer wieder Geistliche, Ingenieure, Handwerker, Aerzte und sogar Militärpersonen für den gefährlichen Dienst in Ost- und Westafrika zur Verfügung, ebenso der schottischen und der Londoner Mission am Tanganjika- und am Njassa-See. Besonders erwähnt sei hier nur der neue Bischof Ingham von Sierra Leone, der voriges Jahr getrost in dies Europäergrab hinausgezogen ist, von dem schon halb spöttisch, halb mitleidig gesagt worden ist: „Sierra Leone hat immer drei Bischöfe: einer ist eben gestorben, der zweite liegt im Sterben und der dritte ist unterwegs!" Für Indien, China, Japan, die Südsee und andere Missionsgebiete haben sich bis jetzt auch stets die nöthigen Arbeiter gefunden. Und ihre Zahl wächst von Jahr zu Jahr. Für das Jahr 1883 wird man, alle evangelischen Missions-Gesellschaften zusammengenommen, wohl ungefähr 500 neuausgesandte Missionsarbeiter und Arbeiterinnen rechnen dürfen. Allein die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat von Mai 1882 bis Mai 1883 nicht weniger als 22 neue Missionare nach West- und Ostafrika, nach Persien, nach Ostindien und Ceylon, nach Mauritius und Neuseeland, nach China, nach Britisch-Nordamerika ausgesandt, und am 1. Oktober 1883 hat sie in London wieder 22 Missionare auf einmal verabschiedet. Es waren neun junge Männer, die zum ersten Mal hinauszogen, neun ältere, die auf ihre früheren Posten zurückkehrten, und vier solche, die zwar auch zum zweiten Mal ausgesandt wurden, aber auf neue Arbeitsfelder. Unter den letzteren befanden sich die beiden krank aus Uganda zurückgekehrten Missionare Wilson und Litchfield, jener um nach Jerusalem, dieser um zu den Bhils nach Nordindien zu ziehen. Kurz vorher waren 8 andere Männer verabschiedet und ausgesandt worden, darunter 4 zum ersten, die 4 anderen zum zweiten Mal. Seit Mai v. J.

sind also von dieser Gesellschaft im Ganzen 39 — meist verheirathete — Männer in die verschiedensten Gegenden der Welt hinausgesendet worden, die Lehrerinnen und weiblichen Kräfte nicht mit eingerechnet.

Es würde unsere Leser ermüden, wollten wir der Reihe nach alle Gesellschaften durchnehmen. In einigen mag es mit der Zahl der Aussendungen zurückgegangen sein, im Ganzen aber dürfen wir getrost sagen, daß es in diesem Stück vorangeht und daß der Herr der Ernte die Beter nicht unerhört läßt, welche um neue Arbeiter ihn anflehen.

Aber das ist nicht der Hauptfortschritt, von dem wir reden möchten. Diesen sehen wir vielmehr in den zahlreichen Einzelbekehrungen, Erweckungen und offenen Thüren, die der Herr auch im verflossenen Jahr wieder gegeben hat. Was zunächst die Erweckungen betrifft, so haben u. And. solche stattgefunden auf der Moskito-Küste, in Hawaii, im Zululand, an mehreren Orten in der Türkei und ganz besonders in Japan. Angehörige aller Parteien und Missionare aller Gesellschaften sind darin einig, daß es hier einen gewaltigen Ruck gethan hat. Waren wir anfangs den Berichten einiger Methodisten und Independenten gegenüber noch mißtrauisch, so haben uns später eingelaufene Briefe von Presbyterianern und Anglikanern überzeugt, daß zu jenem Mißtrauen kein Grund vorhanden war. Um was es sich gegenwärtig in Japan handelt, wird folgender Briefauszug klar machen.

Der Schotte Mac Laren von der Unirten Presbyterianer-Mission schreibt: „Was wir erlebt haben, ist weniger eine Erweckung (Neubelebung), als vielmehr ein plötzlicher Aufschwung zu einer Höhe des geistlichen Lebens, wie unsre japanischen Gemeinden es bisher noch nicht besessen. Bisher glichen sie so ziemlich den ersten Christen vor Pfingsten: sie waren aufrichtig gläubig, ermangelten aber großentheils der persönlichen Gnadenerfahrung und der Kraft aus der Höhe; die meisten waren mehr verstandesmäßig von der Wahrheit des Christenglaubens überzeugt, als von seiner Kraft innerlich erneuert und belebt. Ja, es hatte sich bei mir beinahe die Ueberzeugung festgesetzt, daß wohl noch ein oder zwei Menschenalter darüber würden hingehen müssen, bis wir in Japan wahrhaft geistliches Leben und die höheren christlichen Tugenden an den Eingebornen würden sehen dürfen. Mein Unglaube ist zu Schanden geworden. Der Geist des Herrn hat unsere Gemeinden durch-

weht, und allem Anschein nach ist die winterliche Kälte einem frühlingswarmen Sonnenschein gewichen. Viel Vorbereitungsarbeit war freilich geschehen. Letztes Jahr waren allein 80,000 Exemplare hl. Schriften in Japan verbreitet worden, verschiedene Traktatgesellschaften, Missionare und eingeborne Buchhändler hatten das Ihre gethan, Massen von christlichen Schriften unter das Volk zu bringen, und das Evangelium war von Eingebornen wie von Ausländern fleißig gepredigt worden. Von alle dem ist die jetzige „Erweckung" eine Frucht. Sie fieng in Jokohama an, pflanzte sich nach Tokijo fort und erstreckt sich jetzt auf beinahe sämmtliche Missionsgemeinden des Landes. Von Extravaganzen und gefährlichen Erscheinungen ist merkwürdig wenig vorgekommen, und ich zweifle nicht im mindesten, daß im großen Ganzen diese Bewegung zur Ehre Gottes ausschlagen wird. Bereits sind die Früchte des Geistes so deutlich zu sehen, daß alle Zweifel und Fragen schweigen müssen..... Man hat schon oft gesagt, Japan sei bestimmt, das Großbritannien des Ostens zu werden und den anderen Nationen Asiens voranzugehen. Nie habe ich die Möglichkeit, daß diese Prophezeiung bald in Erfüllung gehen könnte, so lebhaft empfunden als während der Versammlungen des Schim-boku-kai, d. h. der Gesellschaft zur Beförderung der Einigkeit und Brüderlichkeit unter den japanischen Christen, welche im April zu Tokijo gehalten wurden. 40 Abgeordnete der verschiedenen Gemeinden waren dazu erschienen, aber auch Privatpersonen durften theilnehmen. Die Reden waren sämmtlich gut und die Abgeordneten erwiesen sich bei allen Verhandlungen als ernste, würdige, taktvolle und gebildete Männer, so daß ich unwillkürlich denken mußte: ein Land, das bereits solche Geistliche besitzt, hat doch eine große Zukunft vor sich!..... Jetzt ist die ganze japanische Kirche in jubilirender, triumphirender, zeugenmuthiger und erwartungsvoller Stimmung. Sie fühlt, daß die Zukunft ihr gehört und daß sie bereits eine Macht im Lande geworden ist.

„Ich wünsche, einige unsrer zugeknöpften und ängstlichen schottischen Christen hätten an jenen Versammlungen theilnehmen können. Der Abendmahlsgottesdienst, der zum Schluß gehalten wurde, dauerte 3 Stunden, und 400—500 Personen nahmen daran Theil. In meiner Nähe saß einer der ältesten japanischen Missionare und ich bemerkte, wie er seinen Gefühlen durch einen Thränenstrom Luft

machen mußte. Kein Wunder, wenn man auf die langen Jahre des Wartens und der Unfruchtbarkeit zurückblickt! Niemand denke, daß ich übertreibe oder zu enthusiastisch sei. Was ich geschrieben habe, ist nicht meine Meinung und mein Eindruck, sondern alle Missionare denken so. Ja, allgemein hat sich in Folge der neuesten Ereignisse die Ueberzeugung bei ihnen festgesetzt, daß in etwa 25 Jahren die eigentliche Missionsarbeit in Japan gethan sein dürfte und daß die Japaner von nun an jeden Augenblick in Masse zum Christenthum übertreten können."

An den oben erwähnten Versammlungen nahm auch ein vornehmer Koreaner theil, der in Japan die heilige Taufe erhalten hat, jetzt das Neue Testament in seine Muttersprache übersetzt und daran treibt, daß doch evangelische Missionare in seine Heimat möchten gesandt werden. Nimmt man dazu, daß der König von Korea nun endlich mit den auswärtigen Mächten Handelsverträge geschlossen, eine Gesandtschaft an den Präsidenten der Vereinigten Staaten geschickt und Proklamationen zum Schutz der Fremden, die in seinem Lande sich aufhalten, erlassen hat, so darf man hier wohl von einer offenen Thür reden. Seit 1592 hat zwar die katholische Kirche in diesem Land gewirkt und durch zahlreiche Verfolgungen hindurch sich behauptet, das lautere Evangelium ist den Koreanern aber noch nie gepredigt worden.

Offene Thüren finden sich aber auch sonst fast überall, wo man hinblickt. Immer mehr erweist sich gerade das Innere China's als ein empfänglicher Missionsboden und die China-Inland-Mission fährt fort, eine Provinz nach der anderen zu besetzen. Auch die große chinesische Insel Hainan ist durch die missionsärztlichen Bemühungen des dänischen Privatmissionars Jeremiassen dem Evangelium erschlossen worden. Neu-Guinea, das unzugängliche und gefürchtete Neu-Guinea, fängt an ein fruchtbares Missionsfeld zu werden, wo Missionar Macfarlane im Mai v. J. 108 Heiden auf einmal hat taufen dürfen. In Melanesien und Mikronesien heißen jetzt auch solche Inseln, die früher vom Evangelium nichts wissen wollten, die christlichen Lehrer willkommen, die theils von Bischof Selwyn, theils von Missionaren der Londoner und der Bostoner Gesellschaft ihnen gebracht werden. Da kommt z. B. ein Missionar aus Ponape auf eine der verrufensten Inseln des Karolinen-Archipels. „Willst du den Lehrer behalten, den wir dir gebracht haben?"

fragt er den Häuptling. „Ja, er soll bleiben.“ — „Aber er ist fremd hier und hat kein Haus.“ — „Macht nichts, wir wollen ihm ein Haus bauen und es soll ihn nichts kosten.“ — „Aber er hat kein Land, um etwas anzupflanzen für seinen Lebensunterhalt.“ — „Wohl wahr! aber wir wollen ihm seinen Lebensunterhalt schon geben als einen Theil seines Lohnes dafür, daß er uns lehrt.“ — „Aber bald wird auch ein Schul- und ein Versammlungshaus nöthig werden.“ — „Gut, auch das wollen wir bauen.“ — „Schön! aber wo ist ein Stück Land, auf dem der Lehrer sich niederlassen und das er sein eigen nennen kann?“ — „Hier! wählet den Platz selbst aus.“ Und nun geht es einen Hügel hinauf; man findet einen Platz, der Wasser hat und auf dem Brotfruchtbäume wachsen — das soll die Missionsstation werden. Der Häuptling ists zufrieden. Der Lehrer und sein Weib werden ans Land gebracht, ihre sieben Sachen — wenn's so viele sind — einstweilen in einem geliehenen Hüttlein untergebracht, das erste Gebet auf der Insel gehalten — und das Missionsschiff segelt weiter. „So breitet das Evangelium sich aus von Insel zu Insel,“ heißt's im neuesten Jahresbericht der Bostoner Missionsgesellschaft.

Offene Thüren finden sich überdies in der näheren oder ferneren Umgebung der meisten älteren Missionsstationen in Afrika, Indien und anderswo. Man kann heutzutage kaum einen Missionsbericht lesen, in welchem nicht hervorgehoben wird, daß die Gelegenheiten zur Gründung neuer Stationen sich beständig darbieten und daß der Ruf: „Kommt herüber und helfet uns!“ auf allen Seiten erschalle. Vergleicht man damit die Lage, in welcher unsere Väter sich befanden, als sie mühsam suchen mußten nach Arbeitsstätten für ihre Sendboten, so muß man sagen: es ist eine neue Zeit, der Herr hat eine offene Thür vor uns gegeben.

Und was mehr ist: er hat auch offene Herzen gegeben unter allerlei Volk. Wollten wir in unserem Magazin nichts als Bekehrungsgeschichten erzählen, es würde uns nie an Stoff gebrechen. Wir begreifen nicht, was manche Herren und Damen immer noch gegen solche Einzelbekehrungen einzuwenden haben. Wo ist es denn je zu Massenübertritten gekommen, wo ist je ein ganzes Volk christianisirt worden, wenn nicht zuvor eine Anzahl von Einzelindividuen aus demselben bekehrt waren? Bloß wenn mit Gewalt missionirt wird, kann von Völkerchristianisirung im Gegensatz zur

Einzelbekehrung die Rede sein. Wo gepredigt und Schule gehalten wird, d. h. christliche Schule, Missionsschule, da geschieht es ganz von selbst ohne alle Treiberei und Künstelei, daß hier ein Mann, dort ein Weib, hier ein Jüngling, dort ein Kind, hier ein Fürst, dort ein Bettler zu fühlen anfängt, daß ihm der heidnische Boden unter den Füßen brennt und daß er mit Furcht und Zittern seiner Seele Seligkeit schaffen muß. Und das Gleiche ist der Fall, wo heilige Schriften und Traktate kolportirt werden, wo eine Bibelfrau oder Zenana-Lehrerin mit den Frauen und Mädchen vom Heiland spricht, wo der Missionsarzt und die barmherzige Schwester ihre Arbeit thun.

Diesmal nur einige Beispiele aus Ost-Indien. Ein junger Mann aus der Schreiberkaste geht zufällig am theologischen Seminar in Allahabad vorbei; die Aufschrift über dem Portal: „Gottes-Erkenntniß-Haus" fällt ihm auf; er denkt: „hier möchte am Ende zu finden sein, was ich so lange schon suche: wahre Erkenntniß Gottes," tritt ein und hört einen eingebornen Lehrer das Evangelium Matthäi erklären, folgt ihm in seine Wohnung, läßt sich im Christenthum unterweisen und wird endlich in die Gemeinde aufgenommen. In die gleiche Stadt kommt als Sprachlehrer eines englischen Herrn ein gelehrter Perser, erhält durch einen bekehrten Muhammedaner ein N. Testament, will anfangs vom Christenthum nichts wissen, kommt aber durch das Lesen jenes Buches dahin, daß er über seine Sünden weint und dem Islam entsagt. In Krischnagar werden vier Muhammedaner getauft und bleiben fest, obgleich dem einen das Haus verbrannt, dem andern seine Gattin entrissen wird. In Bhagalpur tauft Miss. Baumann einen jungen Kschatrija, auf den die Geschichte Jesu einen unauslöschlichen Eindruck gemacht hat; er nimmt den Namen Sadanand an, und „wahre Freude" strahlt nun schon einige Monate lang aus seinem Gesicht. Ein Schreiber, der 20 Jahre zuvor bei Missionar Ziemann in die Schule gegangen und christlich angeregt war, dann aber die Welt liebgewonnen hatte, verliert zwei seiner Kinder an der Cholera, erkennt in dieser Heimsuchung den Ruf des Herrn und bekehrt sich. In Kalkutta liegt seit fünf Jahren ein Brahmane im Spital; ein Missionar besucht ihn, die freie Gnade erscheint dem Werkheiligen zuerst als etwas Ungereimtes, allmählich aber geht ihm ein Licht darüber auf, daß auch er einen Heiland brauchen könne; er erhält die Taufe, und

wie ihm kurz vor seinem Ende noch das heil. Abendmahl gereicht wird, da ruft er aus: „So, jetzt ist der Zweck meiner Geburt ganz erreicht.“ In Tinneweli kommt eine brahmanische Witwe zu einem eingebornen christlichen Arzt, um sich ein krankes Auge von ihm heilen zu lassen. Die leibliche Heilung gelingt nicht, über dem Zuspruch des gläubigen Doktors aber geht ihr das innere Auge auf und sie wird eine Christin. In der Brahmanen-Mädchenschule zu Masulipatnam wagen zwei Schülerinnen es als Erstlinge dieser Anstalt den Heiland zu bekennen und lassen ruhig den Zorn ihrer Angehörigen über sich ergehen, ohne weich zu werden. In Mangalur wird ein Advokat aus der Brahmanenkaste getauft, der 13 Jahre lang mit den Missionaren in Verkehr gestanden, aber erst durch schwere Prüfungen zu der Geistesarmut gelangt war, die ins Himmelreich einführt. In Merkara legt ein brahmanischer Schulmeister nach hartem Kampf mit den Seinigen ein gutes Bekenntniß ab und tritt dem verachteten Christenhäuflein bei: eine kanaresische Bibel, die er fleißig studirt, und wiederholte Gespräche mit dem Missionar sind das Mittel seiner Bekehrung gewesen. In Basrur werden mit einander ein alter Sanjasi, der Jahrzehnte lang von einem Wallfahrtsort zum andern gepilgert ist, ohne Frieden zu finden, und ein brahmanischer Dorfpriester, dem der Heiland in kurzer Zeit das Herz abgewonnen, in die Gemeinde aufgenommen. Ein christlicher Traktat hatte den ersten Lichtstrahl in Nagappaja's nach Wahrheit dürstendes Herz fallen lassen. Am 11. September ist auch sein älterer Bruder Subbaraja sammt seiner grundehrlichen Gattin Padmawati getauft worden.

Am 29. September ist in England mit ihrem unmündigen Töchterlein die berühmte Brahmanin Pandita Ramabai getauft worden, die nach dem Tode ihrer Eltern (1874) sechs Jahre lang, von ihrem Bruder begleitet, von den orthodoxen Hindus verfolgt, ganz Indien zu Fuß durchreiste, überall das Elend des weiblichen Geschlechtes*) kennen lernte und in öffentlichen Vorträgen nicht nur

---

*) In Bengalen sind von je 100 zehn Jahr alten Mädchen immer 12 verheirathet, 88 ledig; sind sie 30 Jahre alt geworden, so sind 87 verheirathet, 12 verwitwet und 1 ledig; von den 60 Jahr alten sind 12 verheirathet, 88 verwitwet. In Bengalen giebt's 48,644 Witwen unter 10 Jahren; in ganz Indien 21 Millionen Witwen, und von diesen war die Hälfte nie wirklich verheirathet. Eine dieser Witwen hat einmal zu einer englischen Dame gesagt:

schwere Sanskrittexte erklärte, sondern auch für die Hebung und Bildung der indischen Frauen ihre Stimme erhob, im Jahre 1880 sich mit einem Schudra (!) verheirathete, aber schon 2 Jahre darauf Witwe wurde, in Puna anglikanische „Schwestern" kennen lernte und endlich zu ihrer weiteren Ausbildung nach England gieng, wo sie nun zu unsrer großen Freude den wahren Frieden gefunden hat.

In Mahanad, Bengalen, hat am 17. Juni v. J. der ehrwürdige Pastor Bhattatscharja einen christlich gebildeten Professor, Babu Goschta Bihari Makkar, getauft, der schon längst im Herzen ein Christ gewesen. Bei einer heidnischen Hochzeit hatte er sich zu etwas verleiten lassen, was sein Gewissen beschwerte, und diese Erfahrung machte es ihm klar, daß es besser und leichter sei, ganz offen und entschieden zum Christenthum überzutreten, als so ein Amphibienleben zu führen. Seine Verwandten wollten ihn mit Gewalt fortschleppen. Alle ihre Anschläge mißlangen aber, und jetzt hat er seine Frau und sein Töchterlein wieder bei sich. In Audh predigt im Gewühl eines Götzenfestes ein Missionar den versammelten Haufen das Evangelium. Er malt ihnen Christum den Gekreuzigten vor die Augen, und das macht solchen Eindruck, daß — einer um den andern — zehn Personen vortreten und diesem Heiland angehören wollen, darunter sieben Brahmanen und ein Muhammedaner.

In Tinneweli sucht der eingeborne Prediger Jesadian durch Gesanggottesdienste zu wirken im Anschluß an die altindische Sitte, die Thaten der Götter und Heroen durch Lieder zu verherrlichen. So kommt er auch ins Dorf Velidupatti, wo seit Jahren eine kleine Gemeinde von Marawas besteht und mehrere Familien der vornehmen Reddi-Kaste dem Christenthum geneigt sind, ohne den Muth zum Uebertritt finden zu können. Wie gewöhnlich, sammelt sich nun, von Violinspiel und Gesang angezogen, eine Schaar von Neugierigen um Jesadian und seinen Knabenchor. Er trägt seine Sanskrit- und Tamil-Lieder vor, und schon einige Stunden lang

„Eure Regierung gestattet nicht, daß wir uns sammt den Leichnamen unserer Männer auf den Scheiterhaufen begeben, was sollen wir jetzt anfangen?" Eine andere hat berechnet, wieviel tausende von unschuldigen Kindlein entweder gleich nach der Geburt getödtet werden oder überhaupt nie das Licht der Welt erblicken, wenn man annimmt, daß von je 100 Witwen jedes Jahr auch nur eine Mutter wird.

hat die Versammlung ihm gelauscht, da erhebt sich ein angesehener Mann aus der Reddi=Kaste, einer der Häuptlinge des Dorfes, um mit bebender Stimme zu rufen: „Es ist genug, Herr, taufen Sie mich!“ Ihm folgt ein zweiter Kastengenosse, dann ein dritter, vierter und fünfter, die alle sofort getauft zu werden wünschen. Jesadian ist stumm vor freudigem Erstaunen, der Ortspfarrer aber ergreift das Wort und bittet die Erweckten, doch während der Nacht ihren Entschluß noch betend zu erwägen; sei es ihnen am folgenden (Sonntag=) Morgen noch ebenso ums Herz und zeigen sie sich mit der evangelischen Wahrheit genügend bekannt, so werde man ihnen das Sakrament nicht weigern. Große Aufregung herrscht nun im Dorf. Einen der jüngeren Taufbewerber will sein Vater mit Gewalt fortschaffen, aber er entrinnt und flüchtet sich in ein Christenhaus; die verwitwete Mutter eines anderen schreit die Nacht hindurch wie eine Rasende; ein dritter sucht in dem kleinen Dorfkirchlein eine Zuflucht. Endlich bricht der Morgen an, drei von den fünfen sind noch immer gleich verlangend nach der Taufe, sie werden geprüft und nach einigen Stunden der Vorbereitung und des Gebets öffentlich getauft. Der Aelteste von ihnen, eben jener zuerst Aufgestandene, ist ein frommer Mann, der schon als Heide viel Zeit auf das Lesen von Religionsbüchern und den Besuch „heiliger“ Stätten verwendet hat, ohne dabei die ersehnte Gewissensruhe zu finden; jetzt pflegt er den eingebornen Ortspfarrer als freiwilliger Evangelist auf seinen Missionsgängen zu begleiten. Die zwei übrigen erklärten noch eine Woche warten zu wollen, wurden aber am Sonntag darauf — an einem andern Ort — ebenfalls getauft.

Daß Bekehrungen dieser Art jetzt in Indien vorkommen, ist etwas Neues und ein Fortschritt. Man sieht: das seit Jahrzehnten so reichlich gepredigte Wort hat doch in manchen Gegenden die Leute so beeinflußt und vorbereitet, daß — wenn die Wasser von einem Engel bewegt werden — die Heilung, d. h. der Uebergang vom Heidenthum zum Christenthum mit Einem Schlage und nicht so schleichend wie bisher in den meisten Fällen geschehen kann. Einen weiteren Fortschritt erkennen wir darin, daß wieder und wieder an abgelegenen, vielleicht noch nie von einem Missionar besuchten Orten, kleine Häuflein Erweckter gefunden werden, die durch christliche Verwandte oder sonstwie ohne Zuthun der Mission mit dem Evangelium bekannt geworden sind. Im

Dezemberheft haben wir einige Fälle dieser Art mitgetheilt. Zwei weitere mögen hier ihre Stelle finden.

Miss. Norman schreibt aus Tinneweli: „Gestern, 16. Febr. 1883, kam aus einem noch ganz heidnischen Dorf, das ich vor kurzem besucht hatte, ein Mann zu mir, der mir keine Ruhe ließ: ich müsse mit ihm gehen und ein kleines Bethaus einweihen, das er gebaut. Da es gerade die heißeste Zeit des Tages war, versprach ich ihm, um 5 Uhr Nachmittags zu kommen. Er wollte aber um keinen Preis ohne mich in sein Dorf zurückkehren. So giengen wir denn um 5 Uhr miteinander hinüber. Alles war nett hergerichtet: aus Palmyra-Zweigen hatte der gute Mann ein Häuschen errichtet, das sollte die Kirche vorstellen, und das Beste war eine Schaar von Heiden, die auf mich warteten. Natürlich forschte ich, was den Mann bewogen habe, so energisch die Sache des Christenthums zu ergreifen, und erfuhr nun Folgendes. Vor 15 Jahren hatte er ein christliches Mädchen aus einem zur englisch-kirchlichen Mission haltenden Dorf geheirathet — gegen den Willen der Missionare und ganz nach heidnischer Sitte. Heidnisch hatte denn auch seine Frau von da an gelebt, allein und vergessen von ihren früheren Freunden. Natürlich waren auch ihre Kinder nicht getauft worden. Sie selbst hatte alles in der Schule Gelernte vergessen, sogar das Lesen, und hatte lange nichts nach Gott gefragt. Aber da regte sich doch wieder in ihrem Gewissen etwas und sie fieng an, ihren Mann zu überreden, er möchte doch ein Christ werden. Das ist also die Entstehungsgeschichte des kleinen Bethauses, das ich nun einweihen sollte. Es war voll von Heiden und selten habe ich aufmerksamere Zuhörer gehabt, als bei dieser Gelegenheit. Ich hoffe, manche von ihnen werden bald die Taufe erhalten und lebendige Glieder der Kirche werden."

Noch merkwürdiger ist folgende Geschichte, die der eingeborne Geistliche, Piari Mohan Rudra in Bardwan, erzählt — von einigen Männern, die auf eigene Hand eine Art Missionsarbeit in den Dörfern um Assensole her treiben. Einer von ihnen wurde vor drei Jahren in Katschar getauft, kehrte als Christ in seine Heimat zurück und wurde, da er seinen Glauben offen bekannte, aus der Kaste gestoßen. Er ließ sich jedoch nicht abschrecken, legte immer wieder Zeugniß von Christo ab und sang selbstgedichtete Lieder zu Seiner Verherrlichung. Vor seiner Bekehrung war er

ein Guru gewesen und hatte eine Anzahl Jünger gehabt. Diese suchte er nun wieder auf und predigte ihnen das Evangelium mit solchem Erfolg, daß bereits 12 sich ihm wieder angeschlossen haben und 60 andere im Begriff sind, dasselbe zu thun. Zweien hat er auf ihr ausdrückliches Verlangen die heilige Taufe ertheilt. Etwa 6 gehen von Dorf zu Dorf, um das Evangelium zu predigen, so gut sie können, und die, welchen sie das Wort bringen, versorgen sie dafür mit Lebensmitteln. Der oben erwähnte englisch-kirchliche Geistliche hat mit dem merkwürdigen Mann Bekanntschaft gemacht, ihm guten Rath in Betreff des Predigens gegeben, einige Irrthümer, in die er gerathen war, zurechtgestellt und ihn gebeten, in Zukunft nicht selbst zu taufen, sondern etwaige Katechumenen ihm zuzuführen. Das hat er denn auch zu thun versprochen. Herr Rudra gab ihm dann noch einen Vorrath von Bibeln, Evangelien und Traktaten, sowie ein Exemplar des englischen Kirchengebetbuchs, und die Zusammenkunft schloß mit einer gemeinschaftlichen Gebetsversammlung. — Da sind also ein paar Eingeborne, die von keinem Menschen beauftragt, geschweige denn besoldet, ihren Landsleuten das Evangelium predigen und in herzbeweglicher Weise auch vorsingen.

Aehnlich treiben es einige „christliche Fakire" im Pandschab; und ihnen ist natürlich manches Haus, mancher Tempel und wohl auch manches Herz zugänglich, das nicht bloß dem europäischen Missionar, sondern ebenso seinem regelrecht geschulten und besoldeten „Katechisten" verschlossen bleibt. Charakteristisch ist's, daß einige *heidnische* Fakire, die neulich mit diesen ihren christlichen Kollegen zusammentrafen, nachdem sie anfangs ganz zutraulich gewesen, schließlich entrüstet ausriefen: „Weh, weh! auch in die letzte Festung der Hindu-Religion sind diese Christen eingedrungen!" — Wer wollte sich über dergleichen nicht freuen?

Bedenkt man ferner, daß allein die englisch-kirchliche Mission während des letzten Berichtsjahres über 1000 erwachsene Heiden und Muhammedaner getauft hat, so wird man doch zugeben müssen, daß hier schon der Uebergang von den *Einzel*bekehrungen zu den Massenübertritten vorliegt. Aus Santalistan wird von sechs Dörfern berichtet, die ihre Götzen weggeworfen und sich in christliche Pflege und Unterweisung gestellt haben; aus Trawankor von 97 Arajans, die gleichzeitig dem Götzendienst entsagt, ihre Zöpfe — das Abzeichen

ihrer Kaste und Religion — abgeschnitten und um Unterricht gebeten haben! Von den Massentaufen der Baptisten im Teluguland ist in diesen Blättern schon genug die Rede gewesen. Diesmal sei nur erwähnt, daß auch die Missionare der amerikanisch-lutherischen Generalsynode (Dr. Unangst und Miss. Uhl sind die Hauptarbeiter) im Teluguland während der zwei letzten Jahre zusammen 2194 Personen, d. h. 594 Männer, 566 Frauen und 1034 Kinder getauft haben.*) Wem aber das alles noch nicht massiv genug ist, der freue sich an den 4000 Seelen, die auf der Insel Kiuschiu der englisch-kirchlichen Mission sich anschließen wollen, oder an den 2000 Ureinwohnern auf Formosa, für die der kanadische Missionar, Dr. Mackay, jetzt Kirchen baut und Prediger anstellt. Wir unserntheils legen keinen übertriebenen Werth auf solche Massenbewegungen, zählen sie aber aus voller Ueberzeugung doch auch zu den — Fortschritten.

Und wie viel wäre noch unter dieser Ueberschrift zu erwähnen! Daß aus dem Waganda-, Dinka- und Kongo-Stamm, im Ovambo-Land, in Bhamo und auf noch so manchen Missionsplätzen die Erstlinge getauft sind, daß überall die Zahl der eingebornen Arbeitskräfte sich in viel schnellerem Tempo vermehrt, als die der europäischen, daß die älteren Christengemeinden immer erfolgreicher dem Ziel der moralischen wie finanziellen Selbständigkeit entgegengeführt werden, daß auf dem Gebiet der weiblichen und der ärztlichen Missionsthätigkeit immer energischer vorangegangen wird, daß in der Heimat die Mission immer allgemeiner anerkannt und einerseits von strengen Kirchenmännern, andrerseits von liberalen Theologen in überraschender Weise protegirt wird, das alles darf man ja doch wohl zu den erfreulichen Zeichen unsrer immer mehr den Charakter einer rechten Missionszeit annehmenden Tage rechnen. Von den Uebereilungen und anderen Verirrungen, die hiebei mit unterlaufen, soll im Folgenden die Rede sein.

*) Nach Abzug der Gestorbenen, Ausgeschlossenen rc. blieb ein Reingewinn von 1390 Seelen, 1168 fürs Jahr 1881 und 222 fürs Jahr 1882.

Am 25. Aug. 1883 giengen von Philadelphia die Missionare Dr. Unangst (zum zweitenmal) mit Frau und Tochter, Miss. Wolf mit Frau, sowie die Lehrerinnen Frl. Kugler und Dryden nach Indien ab — ein Ereigniß für die lutherische Generalsynode von N. A. — Auch die südliche lutherische Generalsynode will nächstens einen Missionar, J. W. Strickler, nach Indien senden.

3. Ungeduld oder Eifer?

„Warten und eilen“ — in diesen drei Worten ist wohl das Geheimniß des wahren Christenthums zusammengefaßt. „Ein Christ ist ein Mensch, der warten kann,“ hat jemand schön gesagt! wenn er aber nicht zugleich „eilt,“ so ist er doch nur ein halber Christ. Warten und zugleich eilen, eilen und zugleich warten, d. h. die rechte Verbindung von Eifer und Geduld, von Nüchternheit und Begeisterung, von Wiegen und Wagen, von Mäßigung und Muth, von Gebet und Arbeit — das ist's auch, was jeder Missionar und was vor allem jede Missionsleitung nöthig hat. Das ist's aber auch, was so schwer zu erreichen ist und was man an sich selbst oft am schmerzlichsten vermißt. Wohl die meisten Mißverständnisse und Streitigkeiten unter den Gläubigen, sowie die meisten Fehler, welche auf dem Missionsgebiet gemacht werden, finden hier ihre Erklärung.

Lang genug hat in Betreff der Heidenmission die evangelische Christenheit — gewartet; jetzt scheint hie und da eine fieberhafte Eile an der Tagesordnung zu sein. Seit man in 68 Tagen eine Reise um die Welt machen kann, hat sich nicht nur die Zahl der vergnügungssüchtigen Weltbummler, sondern auch die der Parforce-Eilzug-Allerwelts-Gastprediger erstaunlich vermehrt. Bald sind es zwei „Freunde,“ die — ergriffen von jenem weltumfassenden Missionsdrang, der vor mehr als 200 Jahren die ersten Apostel des Quäkerthums nach allen Richtungen hinaustrieb — eine Predigtreise um die Welt machen, bald ein amerikanischer Professor, der Länder und Meere durchfliegt, um in allen großen Städten der civilisirten und halbcivilisirten Welt seine apologetischen Vorträge zu halten, bald ein ehrwürdiger schottischer Pfarrer, der der Reihe nach Indien, Australien, Europa und Südafrika besucht, um überall das Feuer anzuzünden, von dem schon der Heiland so sehnlich wünschte, daß es brennen möchte; dann wieder ein Missionsinspektor, der von Irland über Indien und China nach Japan und von da über Amerika zurück in die Heimat reist; bald ein methodistischer Wandermissionar, der heute hier, morgen dort auftaucht, nicht bloß um Erweckungspredigten zu halten, sondern um Gemeinden und Gemeindeverbände zu gründen, die ebensoviele Missionsgesellschaften für die sie umgebenden Heiden oder Namenchristen sein sollen; und das Neueste ist, daß selbst der theure Georg Müller,

nachdem er zuerst in allerlei Ländern Europas, dann in Amerika und Palästina sein schlichtes Zeugniß abgelegt hat, jetzt in seinem 78. Lebensjahr noch nach Indien gegangen ist, um auch dort ein Gleiches zu thun.

Nicht minder charakteristisch für unsere Zeit ist eine andere Erscheinung, welche ebenfalls aus jenem eifernden Eilen geboren ist: daß nämlich so manche warme Christen die Art, wie von den älteren Gesellschaften das Missionswerk betrieben wird, entschieden mißbilligen, über Kommitteen, Inspektoren, Instruktionen, Visitationen und was dergleichen mehr ist, ganz gewaltig schimpfen, um ihrerseits etwas Besseres an die Stelle zu setzen. Und dies Bessere ist ein Zweifaches. Entweder gründen die so Gesinnten neue Vereine und Gesellschaften, in denen — wie sie meinen — nicht der Welt- und Geld-, sondern der Glaubens- und Gebetsgeist regieren soll. Theilweise in diesem Sinn ist z. B. die vortreffliche China-Inland-Mission und später das Missionsinstitut von Herrn und Frau Guinneß in London mit dem Anhängsel der Kongo-Inland-Mission gegründet worden, wie schon früher die Goßnerische und die Pilger-Mission. Oder erklärt man das Gesellschaftswesen überhaupt für schädlich und zieht auf eigene Hand hinaus in irgend ein Heidenland, um als sog. „Glaubensmissionar" ganz nur für den Herrn und sein Reich zu leben. So haben es seit 50 Jahren freilich schon ein Groves und andere Plymouth-Brüder — meist in aller Stille — gemacht, in neuerer Zeit hat diese Richtung aber immer weiter um sich gegriffen. In Oberlin in Nordamerika giebt ein frommer Schmied, Namens Brown, der zugleich (presbyterianischer?) Gemeindediakon ist, ein eigenes Blatt*) unter dem Titel der „Glau-

---

*) Der Ton dieses Blattes gefällt uns im Ganzen nicht übel, eigenthümlich aber berührt z. B. ein rothes Reklame-Blättchen, das der ersten Nr. des zweiten Jahrgangs beigeheftet ist und u. A. folgendes enthält: „In einer Versammlung der ‚Oberlin Christian Union' am 31. December 1882 hat der ehrenwerthe Herr (Hon.) James Monroe u. A. gesagt: ‚Ein Grobschmied hiesigen Ortes giebt eine Missionszeitschrift heraus, auf welche ich abonnirt bin und von der ich unbedenklich sagen kann, daß sie eine der interessantesten Zeitschriften ist, die ich halte. Nach Geist, Inhalt und Ausstattung ist sie gleich empfehlenswerth. Ich weiß nicht, wann der Grobschmied sein Blatt schreibt, denn so oft ich an seiner Werkstatt vorbei gehe, höre ich die Schläge seines Hammers auf dem Amboß, und wenn ich die offene Thür passire, sehe ich unter seinen Händen die Funken sprühen; soviel aber ist gewiß, daß er das Blatt

bensmissionar" heraus, in welchem er mit Vorliebe von solchen Männern und Frauen erzählt, die von irgend einer Missionsgesellschaft ungerechterweise entlassen wurden, um dann auf eigene Faust eine Mission anzufangen und — von niemand besoldet — ein „Glaubensleben" zu führen. In diese Klasse gehören — so sehr sie unter sich verschieden sein mögen — Frl. Anstey*) in Kolar (Maisur), Missionar Norton und Fuller in Bassim und Baitul, Missionar Sibley und Frl. Drake in Ellitschpur, Missionar Ward in Berhampur, Frl. Reade in Punruti, der von uns schon mehrfach erwähnte Miss. Hägert unter den Santals — im Ganzen 25 Arbeiter und Arbeiterinnen allein in Indien mit 7 Stationen, 20 eingebornen Gehilfen, 500 Bekehrten und etwa ebensoviel Waisenkindern; ferner Missionar Watkins in Mexiko, Van Orden in Brasilien, die Negerin Amanda Smith, die gegenwärtig in Liberia wirkt, der junge Schotte Arnot am Sambesi, der nach den neuesten Nach-

schreibt.' — Auch die Missionare dieser Gattung verstehen sich zum Theil ganz gut auf das Ziehen nicht nur der Bet-, sondern auch der Bettelglocke. Im Oktober 1883 hat z. B. Herr Hägert als Beilage zum „Bombay Guardian" ein kleines Cirkular mit zwei Bildchen veröffentlicht, worin er zuerst von der Heilung eines lästernden Heiden durch Gebet, von 27 im letzten halben Jahr Neugetauften, von 25 Dorfschulen, 1060 ärztlich behandelten Kranken u. s. w. berichtet, um dann, unter der Aufschrift „Praktisches", folgendes beizufügen: „Ehe ich schließe, erlaube ich mir zu bemerken, daß unsere Kapelle entschieden zu klein ist. Wir haben Backsteine und richten das Holz zu für einen Neubau und bitten unseren himmlischen Vater, uns Geldmittel zu senden ..... Beiträge sind sehr erwünscht und werden dankbar entgegengenommen von R. Williamson, Esq., 8, Esplanade Row, Calcutta und Miss M. C. Gurney, 12 Camden Hill Road, Gipsy Hill, London, S. E." Wir können zu dieser Art „Glaubensmission" nur sagen: Difficile est satyram non scribere.

*) Frl. Anstey hat jetzt 350 Kinder in ihrer Anstalt. Ein im vorigen Jahr bekehrter Knabe, Narsinga, „predigt" jetzt „mit außerordentlicher Kraft" und „hält seine heidnischen Zuhörer fest wie durch einen Zauber." Von einem methodistischen Gehilfen, Missionar Jakobs, und dessen Frau hat Frl. Anstey sich wieder losgemacht, bloß um ganz unabhängig zu bleiben. Aus dem Institut des Herrn Guinneß in London hat sie jetzt einen Ersatz erhalten in Hrn. Redwood. Von Zeit zu Zeit werden einige Zöglinge, die darum bitten, getauft. Die Ausgaben betrugen 1882: 23,326 Mk., gegen 28,314 im Vorjahr; davon mußte Frl. Anstey aus eigener Tasche im Jahr 1881: 2118, im Jahr 1882: 4110 Mk. zahlen. „Es ist sicherlich eine Glaubensarbeit, die sie treibt; in apostolischem Geist ist sie bereit, dafür auch noch zu zahlen, daß sie diesen Waisen dienen darf." So der „Bombay Guardian," d. h. der alte G. Bowen, der selbst ein „Glaubensmissionar" ist, wie wenige.

richten in die Gefangenschaft eines feindlichen Häuptlings gerathen ist, und noch manche andere. Was diesen allen (mit vielleicht einer oder zwei Ausnahmen) gemein ist, sind folgende Punkte: 1) ein Missionar darf weder besoldet noch von jemand angestellt und geleitet sein; er wird vielmehr durch den Geist geleitet und lebt von dem, was Tag für Tag der Herr ihm bescheert; 2) ein Missionar muß „das höhere christliche Leben“ oder die vollkommene Heiligung erlangt haben; 3) ein Missionar und überhaupt jeder wahre Christ muß glauben, daß in Krankheitsfällen als einziges gottgewolltes Mittel das Gebet, nicht ärztliche Behandlung und Medicin, gebraucht werden soll; 4) da in Christo kein Unterschied ist zwischen Mann und Weib, so sind in der Mission Frauen und Männer gleichberechtigt und gleichverpflichtet zu jeder Art von Arbeit, insbesondere auch zum Predigen; 5) das Ende der Welt, oder doch „das Kommen des Herrn für die Seinen“ steht sehr nahe bevor.

Offenbar liegt hier eine eigenthümliche Phase des christlichen Lebens überhaupt, nicht bloß eine besondere Art von Missionsbetrieb vor. Aber das charakteristische dieser ganzen Art von Christenthum scheint uns eben jenes ungeduldige Eilen zu sein, das sich in den ruhigen Gang der historischen Entwicklung nicht finden kann, den das Reich Gottes auf Erden nun einmal genommen hat, deßwegen mit aller kirchlichen Tradition bewußt oder unbewußt bricht und in radikalem Subjektivismus das charismatische Leben der apostolischen Zeit wiederherstellen will. Auch die jüngste aller deutschen Missionsanstalten, welche von dem inzwischen heimgegangenen Pastor Doll zu Neukirchen bei Mörs gegründet worden ist, scheint diesen Charakter zu tragen.

Verwandt mit all diesen Richtungen und doch schon auf dem Wege, ins Gegentheil umzuschlagen, ist die sogenannte Heilsarmee, diese Monster-Missionsgesellschaft, welche die ganze Welt in Belagerungszustand erklärt hat und mehr Lärm in einer Stunde macht, als alle anderen Kirchen, Sekten und Gesellschaften zusammen in einem Jahr. Was dieselbe in Ländern christlichen Bekenntnisses thut, kümmert uns hier nicht. Ihr Auftreten in Indien aber darf als eine interessante Episode in der Missionsgeschichte dieses Landes von uns nicht übergangen werden. Das Lehrreichste an derselben ist das, daß die erwarteten großen Erfolge bis jetzt ausgeblieben sind und daß die indische Abtheilung der Heilsarmee sich den alt-

bewährten Methoden der bisherigen Missionsgesellschaften zu nähern anfängt. Durch ihr kühnes Auftreten, ihr unschuldiges Märtyrerthum und ihre Anbequemung an indische Sitte und Kleidung, Musik, religiöse Processionen u. dgl. hat sie sich zwar in manchen Kreisen starke Sympathien erworben, daß diese Kreise aber dadurch der christlichen Kirche oder dem Herrn Jesus näher gekommen wären, davon ist kaum etwas zu merken. Zwar hat sie auf 8 Stationen bereits 32 Offiziere, die theils im Freien, theils in bedeckten Räumen unermüdlich ihre Predigt-, Gesang- und Gebetsversammlungen halten; in seinem neuesten Aufruf aber muß doch „Major“ Tucker selbst bekennen: „Bis jetzt sind wir genöthigt (!?) gewesen, Offiziere auszusenden ganz ohne jede vorhergegangene Prüfung oder Vorbereitung, und das ist unserem Werk sehr nachtheilig gewesen ..... In Folge der großen Schwierigkeiten, welche uns die Sprache, das Klima, der entschlossene und fortgesetzte Widerstand der Autoritäten in Bombay bereitet, wie auch in Folge unseres Bestrebens, jeden gewonnenen Posten sorgfältig zu befestigen und keinen Vorstoß zu machen, der unsre Operationsbasis schwächen könnte, sind unsere Fortschritte bis jetzt nicht so rasch gewesen, als wir gewünscht hätten.“ Und was soll nun geschehen? In Bombay soll ein stehendes Hauptquartier und eine Kadettenanstalt errichtet werden, wo angehende Offiziere geprüft, in der Kriegskunst geübt und gründlich in den indischen Sprachen unterrichtet werden sollen, ohne jedoch eine eigentliche Seminarbildung zu erhalten, deßgleichen ein Institut für junge Mädchen und eine Druckerei, von der aus das Land mit Tråktaten, Evangelien und anderen Schriften in allen Sprachen überflutet und auf diese Weise auch solche Häuser erreicht werden sollen, welche bis jetzt der frohen Botschaft völlig verschlossen geblieben sind. Jener Aufruf fordert zu Geldspenden für diese Zwecke auf. Eine Druckerpresse ist bereits geschenkt worden, ein passendes Haus gefunden; Major Tucker bittet nur noch um 15,000 Mk. Das ist wirklich bescheiden. Aber was bedeutet dies ganze Vorgehen anders, als daß aus der fliegenden Kolonne eine Belagerungstruppe geworden ist, die sich auf systematische Arbeit ihrerseits und auf dauernden Widerstand feindlicherseits ernstlich gefaßt macht? Wir haben Major Tucker von Anfang an für einen aufrichtigen Christen und wohlmeinenden Arbeiter gehalten. Aus Obigem scheint hervorzugehen, daß er auch soviel Takt, Einsicht und Demuth besitzt, um auf die

Bedürfnisse des heidnischen Indiens — wo man eben Erweckungen nicht so leicht hervorrufen kann, wie auf altchristlichem Boden — wirklich einzugehen. Immerhin bleibt das Auftreten auch dieser indischen Abtheilung der Heilsarmee ein für unsere Zeit charakteristisches Zeichen jener Ungeduld, welche mit Gewalt das Reich Gottes — machen möchte und dabei vom wahrhaft christlichen Eifer oft kaum zu unterscheiden ist.

Was wollen wir z. B. von den zahlreichen Stimmen aus dem Lager der englischen Baptisten, der sehr respektabeln amerikanischen Presbyterianer, der Methodisten und anderer Christen englischer Zunge halten, die uns haarklein vorrechnen, daß, wenn wir nur recht wollten, wir ganz wohl bis zum Anbruch des zwanzigsten Jahrhunderts allen Völkern das Evangelium zu bringen im Stande wären? Schon vor einem Jahrzehnt hat der bekannte Dr. Angus zu zeigen gesucht, daß mit einer Schaar von 50,000 Missionaren, die bloß 10 Jahre zu arbeiten brauchen, und mit einem Aufwand von 15 Millionen Pfund Sterling per Jahr das Evangelium ganz wohl jedem menschlichen Wesen auf dem gesammten Erdenrund wiederholt gepredigt werden könnte. Aehnliche Berechnungen sind uns seither in mehreren amerikanischen Blättern begegnet und in der neuesten Nummer des vortrefflich redigirten »Canadian Methodist Magazine« trägt ein Dr. Burns mit aller Ruhe folgende Gedanken vor, die gewiß um so mehr auch allen anderen Christen zu Herzen gehen dürfen, als sie in erster Linie nur für methodistische Leser bestimmt sind, in der lobenswerthen Absicht, diesen ihre Unterlassungssünden vorzuhalten: „Die 16 Jahre, welche noch übrig sind bis zum Ablauf des 19. Jahrhunderts, reichen aus, das Evangelium aller Kreatur zu predigen. Die Aufgabe freilich ist kolossal. Eine zuverlässige Statistik giebt die Zahl aller Nichtchristen auf wenigstens 800 Millionen, d. h. auf zwei Drittel der gesammten Menschheit an. Diese Zahl ist beständig im Wachsen: im Jahr 1884 wird es bedeutend mehr Heiden in der Welt geben, als im Jahr 1883 und so fort von Jahr zu Jahr, wenn über die christliche Kirche nicht eine gewaltige Missionserweckung kommt. Denn ihre bisherigen Bemühungen, dem Heidenthum Abbruch zu thun, werden durch den natürlichen Zuwachs der Bevölkerung weit überholt. Und macht überdies nicht der Islam jedes Jahr mehr Proselyten als alle christlichen Missionsgesellschaften zusammengenommen? Wahrlich, von der bisherigen Art

unseres Missionsbetriebs Erfolg erwarten, das heißt Scherz treiben und den Sieg des Christenthums ad infinitum hinausschieben. Nur die zwingendste Nothwendigkeit könnte einen solchen Aufschub entschuldigen. Aber ist eine solche denn vorhanden?

„Wie führen christliche Völker ihre Kriege? Ist der Friede gebrochen, so setzen alsbald alle verfügbaren Kräfte sich in Bewegung; die feindlichen Festungen werden belagert; alles was Kunst, Wissenschaft und Diplomatie vermag, wird aufgeboten; die großartigsten Opfer werden gebracht. Genügen für einen Posten 10,000 Mann nicht, so werden unbedenklich 20,000 hingeschickt; und reichen 50 Millionen Mark für eine Expedition nicht aus, so werden 100 Millionen dafür verwilligt. Die patriotische Begeisterung vermag alles und giebt den Widerstand nicht eher auf, als bis auch die letzte Kraft verbraucht ist. Geld gilt dabei für nichts. Menschenleben werden dem Tausend nach geopfert. Luxus und Bequemlichkeit spielen keine Rolle mehr. Und wenn schließlich die Witwen auch nach Tausenden zählen und Waisenhaus um Waisenhaus errichtet werden muß für die vaterlosen Kleinen — vor der keinem schreckt man zurück. Es gilt ja die Freiheit und die Ehre des Vaterlandes. Wie anders, wo es sich um den Sieg des Reiches Gottes handelt! Da sind auch die kleinsten Opfer zu schwer; da spielt alles die Rolle des mitleidigen Zuschauers, der wohl auch ein wenig beisteuert für den heiligen Krieg, im Grunde aber doch nichts sehnlicher wünscht, als daß er durch irgend eine glückliche Wendung der Dinge aller weiteren Anstrengungen möchte überhoben werden. Wo ist eine Gemeinde, eine Kirche, eine Gesellschaft, von der auch nur annähernd gesagt werden darf, sie habe gethan, was sie konnte? Bleiben wir bei unsrer eigenen Denomination: was haben die bischöflichen Methodisten in Kanada und in den Vereinigten Staaten bisher für die Mission gethan? Im Jahr 1832 haben sie pro Kopf ihrer Mitgliederzahl 8 Pfennige beigesteuert; 1836 waren es 40 Pfg.; 1844: 48 Pfg.; 1852: 96 Pfg.; 1856: 1 Mk. 20; 1860: ebensoviel; 1864 bei stark verringertem Werth des Geldes 2 Mk. 40; im Jahr 1870: 1 Mk. 80; 1875: etwa 1 Mk. 50; 1880: 1 Mk. 40! Und von der so zusammenkommenden Summe werden 60 Procent für die innere, nur 40 Procent auf die äußere (auswärtige) Mission verwendet. Und was ist das für eine „äußere Mission“? Zum großen Theil nicht Heidenmission, sondern Mission in Deutschland

und der Schweiz, in Dänemark, Norwegen, Schweden und anderen längst christianisirten Ländern! Im Jahr 1872 z. B. haben wir auf Deutschland und die Schweiz mehr verwendet, als auf China, auf Norwegen mehr als auf Liberia, auf Schweden mehr als auf Japan! Man täusche sich doch nicht, sondern gestehe es einmal offen: was wir amerikanische Methodisten für die Heidenmission thun, das reducirt sich auf jährlich kaum 50 Pfennig per Kopf unsrer Mitgliederzahl! Ich habe mir alle Mühe gegeben, in unsrem Budget irgend welchen kleinen Luxus oder des etwas zu entdecken, für den wir eine ebenso geringfügige Summe jährlich ausgeben, wie für die Heidenmission, aber vergeblich! Im ganzen Bereich unserer Bedürfnisse findet sich keines, das so bescheidene Ansprüche an unseren Beutel macht, keine Liebhaberei von so mikroskopischer Bedeutung, wie unser Missionsinteresse!"

Soweit Dr. Burns, den wir übrigens nicht wörtlich, sondern nur auszugsweise seinem Gedankengang nach citirt haben. Was seine positiven Vorschläge sind, wissen wir noch nicht, da bis jetzt nur die erste Hälfte seines Artikels in jenem Magazin erschienen ist. Daß seine Kritik des bisherigen lauen Missionsbetriebs zu scharf sei, wird man kaum behaupten können. Und doch macht auch was er sagt, den Eindruck des unevangelisch treiberischen, d. h. der Ungeduld. Wo steckt der Fehler? Ist etwa das das Wahre, daß man „ohne besondere göttliche N ö t h i g u n g" keine neue Station glaubt gründen zu dürfen, wie einige der älteren Missionsgesellschaften meinen? Wenn der Herr spricht: „gehet hin in alle Welt," ist das nicht Nöthigung genug, alles zu thun, was irgend in unseren Kräften steht, und jedenfalls lieber zu viel als zu wenig zu wagen? Liegt nicht doch eine ebenso schwere als berechtigte Anklage darin, wenn so manche Heiden die Missionare bald spöttisch, bald wehmüthig fragen: „warum seid ihr nicht früher gekommen?" oder wenn der neulich in China gestorbene Dr. Shofield schreibt: „Unaussprechlich traurig scheint es mir, daß nun mehr als 1800 Jahre vergangen sind, seid der auferstandene Heiland seinen Missionsbefehl gab und trotzdem hier in China noch hunderte von Millionen leben, die nie von Christo auch nur gehört haben"?

Also, noch einmal: wo steckt der Fehler? oder w a s m a c h t d e n U n t e r s c h i e d z w i s c h e n d e m r e c h t e n E i f e r u n d d e r v e r w e r f l i c h e n U n g e d u l d? Eine bündige Antwort hierauf zu

geben ist schwer. Soviel aber steht im Voraus fest, daß der rechte Eifer identisch ist mit jener Treue im Kleinen, der so große Verheißungen gegeben sind, und daß die verwerfliche Ungeduld zusammenhängt mit einem Mangel an Verständniß für die Gesetze des Himmelreichs, wie Jesus sie in seinen Gleichnissen niedergelegt hat, überhaupt mit einer oberflächlichen Auffassung des Christenthums und mit einem kindischen Haschen nach Resultaten. Einmal wurde ein Missionar auf dem Weg in eine Missionsfestversammlung von einem ebenfalls dahin eilenden kleinen Jungen fast überrannt. „Wo willst du hin?“ fragte er den kleinen Stürmer. „In die Missionsversammlung,“ antwortete der Junge. „Und was da thun?“ — „Sehen, was aus meinem Pfennig geworden ist, den ich vor einem Jahr in die Missionsbüchse geworfen hab.“ Das ist so recht Kinderart: wenn sie heute etwas gepflanzt haben, so ziehen sie es morgen schon wieder aus dem Boden, um zu sehen, ob es auch Wurzel geschlagen hat. Die Ungeduld nimmt ihren Standpunkt in dem zu erreichenden Endziel, der treue, gründliche Eifer aber im Beruf, in der Pflicht. Die Oberflächlichkeit unterschätzt die Schwierigkeit der Aufgabe, den Werth der gesunden, wachsthümlichen Entwicklung und die Souveränität Gottes in allen Angelegenheiten seines Reiches; das eigene Vermögen dagegen, insbesondere den Werth des sog. guten Willens, wie aller menschlichen Verabredungen, Pläne und Berechnungen überschätzt sie. Ein gründlicheres Christenthum aber kennt seine eigenen Schranken, vergißt nie, daß es nicht auf unser Rennen und Laufen ankommt, sondern auf Gottes Rath und Willen, es merkt, welch unendliche Mühe Er aufzuwenden hat, um sich seine Werkzeuge zu reinigen und zu feilen, ja auch um sie vor dem Verderben zu bewahren und von Verirrungen zurückzubringen, es erinnert sich an das Wort Jesu von den Zeiten und der Stunde, die der Vater seiner Macht vorbehalten hat, sammelt „auf dem kleinsten Punkt die höchste Kraft,“ versenkt sich liebend in die tägliche Berufsarbeit und überläßt die Erfolge dem, dessen Geduld unsere Seligkeit ist und vor dem tausend Jahre sind wie Ein Tag. Kurz gesagt: das ist ein Missionseifer rechter Art, der geschickt macht zum Ausharren in gründlicher Liebes- und Geduldsarbeit an den Heiden, zu hingebendem Eingehen auf ihre Sprache und Religion, auf ihre Schwächen und ihre Bedürfnisse, zu demüthigem Dienst an den Kleinen und Geringen; verwerfliche Ungeduld aber nennen wir die

Art, welche oberflächlich genug ist zu meinen, es bedürfe nur einer größeren Zahl von Missionaren und der Flüssigmachung gewaltiger Geldsummen, um in einer gegebenen Zeit so und soviel noch nie vom Evangelium berührte Völker mit demselben zu erreichen, ihre Sprachen zu erlernen und in denselben so zu predigen, daß die vom Herrn Matth. 24, 14 angegebene Bedingung erfüllt wird.

Meist wird man an der angewandten Methode erkennen können, ob ein Missionar, eine Gesellschaft vom wahren oder vom falschen Eifer beseelt ist. Wo man es nicht für gerathen hält, sich dauernd unter den Heiden niederzulassen, wo man durch Dolmetscher predigt und für Geld von irgend jemand die Bibel und allerlei europäische Schriften in die Landessprache übersetzen und dann massenhaft vertheilen läßt, damit alles nur recht schnell vorangehe — da fehlt es gewiß an der Hauptsache und da kann auch kein Segen sein.

Daß unsere Weise eine ganz andere ist, springt gleich in die Augen. Daß aber bei uns alles im Reinen ist und daß wir von denen, die wir für ungeduldige Eiferer halten, nichts lernen können, das ist damit noch lange nicht bewiesen. Gerade das Missions-Magazin ist dazu da, uns darüber auf dem Laufenden zu erhalten, wie andere es treiben, und dazu mitzuhelfen, daß wir nicht Gefallen haben an uns selbst, sondern immer ernstlicher prüfen mögen, welches da sei der gute, der wohlgefällige und der vollkommene Gotteswille, damit wir immer mehr zunehmen und überschwänglich werden in der Liebe gegen einander und gegen jedermann.

Die ärztliche Mission in China.

Von Otto Schultze.

Man sollte meinen, China — „das Reich des Himmels," „die Blume der Mitte" — das 2000 Jahre vor Christo schon einen Kaiser und eine Staatsverfassung besaß, das schon damals von einem ackerbautreibenden, des Lesens und Schreibens kundigen Volke bewohnt war, das sich in Seide kleidete und in Häusern wohnte, während unsere germanischen Vorfahren noch zwei

Jahrtausende später, in Büffelfelle gehüllt, bei Gerstensaft und Meth auf der Bärenhaut lagen oder voll Thatendrang ihre rohen Kräfte auf der Jagd im tiefen Walde und in blutigen Kriegshändeln erprobten — man sollte meinen, China, das heute noch fast allen anderen heidnischen Nationen, wie in Kunst, Handel und Gewerbe, so auch an Sittlichkeit und Charakterstärke überlegen ist, — man sollte meinen, es stünde auch in Bezug auf Arzneikunde und Krankenpflege so wohl ausgerüstet da, daß es einer ärztlichen Mission gar wohl entbehren könnte. In Wirklichkeit ist dem aber nicht so. Gehen wir auch nur ein wenig auf die diesbezüglichen chinesischen Zustände ein, so werden wir finden:

1. China bedarf der ärztlichen Mission,

und zwar zunächst rein nur als einer ärztlichen, also vom allgemein humanen oder philanthropischen Gesichtspunkte aus.

Nicht, als ob es in China an Aerzten fehlte — ihre Zahl ist Legion — auch kann man vielen unter ihnen einige Erfahrung und Erfolge nicht abstreiten. Wir wollen auch gar nicht reden von den Charlatanen, deren Zunft sich aus dem Heer verkommener, brodloser Bücherleser rekrutirt, und — als »Noi-kho sen-sang« — ihr Wesen oder Unwesen namentlich unter den ärmeren Volksschichten und der Landbevölkerung treibt, sondern ganz nur von den eigentlichen Aerzten, obwohl es oft schwer ist, zwischen diesen und jenen eine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Jene erwerben sich ihre Weisheit unter'm Volke und haben daneben unter sich eine vor Uneingeweihten sorgfältig bewahrte Geheimmittellehre, während die eigentlichen „Aerzte" sich ihr Wissen aus der medicinischen Literatur holen. Diese ist von so bedeutendem Umfange, daß darüber das Sprichwort geht: „es schwitzt der Ochs" — nämlich beim Wegschaffen all der Bände — und: „sie berühren die Dachbalken" — wenn in einem leeren Hause aufgeschichtet!

Wie alles Chinesische, so führt auch diese Literatur uns zurück ins Alterthum, und zwar auf die beiden klassischen Werke: »Nui kin« und »Schin nung pun tshau kin,« welche von der Tradition den kaiserlichen Vorgängern Jao's (2286 vor Chr.) Schin-nung und Wong-ti zugeschrieben, von der Kritik aber in die Han-Dynastie (202 vor Chr. bis 220 nach Chr.) verwiesen werden. Wong-ti, der

chinesische Aeskulap, Verfasser des Nui kin (das klassische Buch vom menschlichen Innern), soll mit seinem Minister Khi-pak medicinische Dialoge geführt und dieselben dann im Nui kin (dem klassischen Buch vom menschlichen Innern) niedergelegt haben. Da fragt z. B. der Kaiser: „Warum wurden in früheren Zeiten Krankheiten so leicht durchs Gebet geheilt?" Khi pak antwortet: „Vor mehr als 4000 Jahren lebten die Menschen in der rauhesten Weise, nur wenig belästigt von den Thieren des Feldes; dürftige Hütten und Erdhöhlen boten ihnen Obdach, sie waren abgehärtet, nicht beeinflußt vom Temperaturwechsel, ihr Wachsthum war ein ungeschwächtes, ihre Lebensweise einfach, ihre Gebrechen geringfügig, ihre Herzen rein und frei von Begierden. Wohnungen, Ländereien, Kleider und Arbeit konnten weder Neid noch Wetteifer hervorrufen. Deßhalb vermochten die verderbten Lüfte, die durch Beeinflussung der Eingeweide Krankheit erzeugen, nicht in den Körper einzudringen. Solche Menschen bedurften keiner Medicin, sie beteten und waren geheilt. Zweitausend Jahre später — welche Veränderung! — das Volk lebt in Häusern, besitzt Bequemlichkeiten, ja sogar Luxus die Menge — aber zugleich stellen sich Mühe, Begierde, Krankheit, Zorn, Täuschung und Mißgunst ein. Jeder strebt nach Wohlsein, ist unbefriedigt von seiner Lage, — trachtet nach höherer Stellung und größerem Gewinn. Die nachtheiligen Folgen für den Körper bleiben nicht aus. Der Jahreszeit bequemte man das leibliche Leben an, — das war ein Schritt zur Entkräftung. Ungehindert, Abends und Morgens, konnten sie eindringen: die diebischen verderbten Lüfte, die Eingänge blockirend, die innern Weichtheile, Knochen und Knorpel schädigend. Die Haut und andere Oeffnungen des geschwächten Körpers lassen sie eindringen. — Kleine Krankheiten werden nun zu langwierigen, gefährlichen, ja oft tödtlichen. So kam's, daß während ehemals Gebet und Ernährung zur Erhaltung des Körpers hinreichten, jetzt Medicinen gegen innere, — Nadelpunktirung und Reiben mit Steinen gegen äußere Leiden unerläßlich sind."

Das ganze Buch umfaßt 16 Bände und zerfällt in zwei Theile, deren erster philosophische Betrachtungen über den menschlichen Körper und seine Erkrankungen anstellt, während der zweite über Heilung durch Nervenreiz: „Brennen und Nadelstiche" — belehrt. Das andere Werk Schin nung pun tshau, das angeblich vom

Kaiser Schin-nung, dem Vorgänger Wong-ti's, herrührt, ist eine Art Arzneimittellehre. Von seinen drei Theilen bespricht der erste die wichtigsten, der zweite die untergeordneteren, der dritte die nebensächlichen Arzneien. Diese unter dem Namen Kyun schin yok laufenden Mittel, etwa 360 an der Zahl, sind fast ausschließlich dem Pflanzenreiche, nur einer verschwindenden Minderheit nach dem Thier- und Mineralreich entnommen und sollen sich in jeder guten Apotheke finden.



Chinesische Medikamentenhändler mit Aushängeschild:
„Halle der Liebe und Gerechtigkeit."

Ueber beide Werke existiren viele als Autoritäten anerkannte Kommentare. Dazu kommt dann noch das Buch Schong hong lun, in welchem der durch erfolgreiche Praxis berühmt gewordene Medicus Tschong tsh'ung kin eine heute noch viel benützte Receptsammlung hinterlassen hat.

In diesen drei alten Werken liegt die ganze **Bildung** der chinesischen Aerzte beschlossen. Zur Ergänzung dient ihr dann die Erfahrung, die der Einzelne sich sammelt oder die er als Familienerbstück antritt; denn will der Arzt Einfluß und Kundschaft gewinnen, so muß er seinen Beruf von den ältesten Vorfahren herleiten können.

So ist auf Aushängeschilden zur Empfehlung eines Arztes häufig der Satz zu lesen: „von den Ahnen her die Praxis überkommen.“ Gerade der Erfahrung haben viele chinesische Aerzte ihr Wissen um den wahren Werth und Gebrauch mancher Medikamente zu danken.

Der Staat thut so viel wie nichts zur Heranbildung von Medicinern oder zur Hebung dieses Standes. Gibt es doch nicht einmal Militär- und Marineärzte — ein Mangel, dessen Folgen in den Kriegen 1839, 1842 und 1857 klar zu Tage traten. Nur eine einzige Arzneischule findet sich in Peking, und diese stammt erst aus den Jahren 1280—1368 nach Christo. Von Staatswegen ist denn auch den Aerzten kein bestimmter Lehrgang vorgeschrieben, so wenig als sie zur Ausübung ihrer Kunst eines Diploms bedürfen. Das Ausschlaggebende ist einzig ihr Erfolg. Will z. B. ein gebildeter Mann, der es trotz aller Anstrengung nicht zum Mandarinenhut hat bringen können, als Arzt sein Glück versuchen, so liest er nach eigener Wahl einige medicinische Werke und sucht sich wohl auch einige Manuscripte — Resultate der längeren Erfahrung irgend eines alten Arztes — zu verschaffen. Daher kommt's, daß ein ganzer Schwarm durchgefallener Examinanden, und derer sind nicht wenige, den ärztlichen Beruf ergreift. Einer widmet sich allgemeineren Leiden, als da sind Fieber, Rheumatismus, Ruhr u. s. w., dieser den Frauenkrankheiten, jener den Kinderkrankheiten u. s. f.

Auf welchem Niveau das Wissen dieser Leute steht, denen in dem ungeheuren Chinesenreich jährlich, wir dürfen wohl sagen — mehrere Millionen Leidender überlassen sind, kann man sich denken. Vor allem fehlt es an richtigen anatomischen und vollends an allen physiologischen Begriffen. Die wichtige Lehre von der Blutcirkulation, vom Zusammenhang zwischen Arterien und Venen, von der Herzthätigkeit, vom Nervensystem und dessen Funktionen; von der richtigen Lage, der Gestalt und dem Zweck der Eingeweide — ist ihnen fast ganz unbekannt oder wird durch allerlei absurde Theorien ersetzt, deren Hohlheit durch merkwürdige Umständlichkeit der Beschreibung verdeckt wird. Ihre anatomischen Tafeln enthalten ein ganzes Register von Organen, die in Wirklichkeit gar nicht existiren; eingebildete, willkürliche Theorien und die abenteuerlichsten Phantasien gelten ihnen für Naturgesetze! Das Wesen und die Ursache der meisten Krankheiten ist ihnen völlig verborgen. Meist werden dieselben auf den Einfluß der Planeten oder der

fünf Elemente: Metall, Wasser, Holz, Feuer, Erde zurückgeführt. Mit den letzteren nämlich sollen die fünf Hauptorgane: Herz, Lunge, Leber, Niere, Magen in besonderer Beziehung stehen: Metall mit den Nieren, Holz mit der Leber, Feuer mit dem Herzen, Erde mit dem Magen, Wasser mit der Lunge. Metall erzeugt Wasser, schließt aber Holz aus; Holz erzeugt Feuer, schließt aber Erde aus; Erde erzeugt Metall, schließt aber Wasser aus; Wasser erzeugt Holz, schließt aber Feuer aus; Feuer erzeugt Erde, schließt aber Metall aus. — Den fünf Elementen hinwiederum entsprechen fünf konträre Dämonen, die nach den fünf Farben der Elemente benannt sind und auf die fünf Hauptorgane durch Besitznahme einen nachtheiligen Einfluß auszuüben vermögen. Die Leber ist bedroht vom weißen, das Herz vom schwarzen, der Magen vom grünen, die Lunge vom rothen und die Niere vom gelben Dämon. Die Untersuchung der 12 Pulswege — Kin — ergibt in solchen Fällen neben äußeren, sinnenfälligen Merkmalen das Urtheil über den Krankheitszustand. Klagt der Patient z. B. über Leberschmerzen und läßt der Pulsschlag des Khet yim Pulsweges auf verdorbene Luft in demselben schließen, so ist das Leben des Patienten durch den weißen Dämon, der von der Leber Besitz ergriffen, gefährdet.

Wir sehen schon hieraus, welch wichtige Rolle das Pulsfühlen bei der Diagnose spielt. Es beschränkt sich nicht auf eine Körperstelle, sondern an beiden Seiten und in verschiedenen Gegenden des Körpers werden vergleichende Untersuchungen über den Pulsschlag angestellt und daraus nicht selten überraschende, sichere und richtige Schlüsse gezogen. So litt einer unserer älteren Missionare an Blasenkatarrh; ein chinesischer Arzt sah ihm das Kranksein an, fühlte ihm, ohne Näheres darüber gehört zu haben, den Puls und konnte mit Bestimmtheit sagen: — es sei Blasenkatarrh!

Eine andere Theorie über Entstehung und Wesen der Krankheit stützt sich auf die chinesische Natur- und Weltanschauung. Wie nämlich diese durch die Vorstellung von den zwei einander bedingenden und ergänzenden Gegensätzen — dem weiblichen und dem männlichen Prinzip oder der Urmaterie Yim und der Urkraft Yong — beherrscht ist, so nehmen auch alle Krankheiten darnach ihren bestimmten Charakter an. Yim und Yong halten einander das Gleichgewicht; wird dieses nun durch Uebermiegen des einen oder anderen im menschlichen Körper gestört, so tritt eine Krankheit ein, die sich

nach dem überwiegenden Princip bestimmt und durch Stärkung des anderen wieder gehoben werden muß.

Auch die Heilkraft der Medikamente wird auf ganz imaginäre Ursachen zurückgeführt. Wunderbare Kraft wird z. B. gewissen schweren Substanzen zugeschrieben, wie „Drachenzähnen" (!), versteinerten Tigerknochen, Perlen, Tropfsteinen, Hirschhorn, Kraftwurzeln und Anderem mehr. Viel Charlatanerie wird mit Ginseng, der Wurzel von Panax quinquefolia, getrieben. Die in trockenem Zustande in 2—3 Finger getheilte, an ihrer Basis verwachsene Wurzel wird unter dem Monopol der Regierung aus Korea und der Tartarei — in einer weniger geschätzten Sorte auch aus Amerika — eingeführt, zu einem Krafttrank verkocht und so genossen. Ihr Werth steigt und fällt zwischen 50—1600 Mk.

Selbst bei Hausmitteln, deren Wirkung allgemein bekannt ist, wird ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen dem betreffenden Arzneistoff, den fünf Elementen und dem kranken Körpertheil angenommen. Ein wirklich rationeller Gebrauch selbst der gewöhnlichsten Medikamente ist daher so gut wie unmöglich.

Nervenreiz an bestimmten Stellen gilt für ein probates Ableitungsmittel. Dahin gehört das übliche Petzen oder Kneifen — oft bis die Haut blau unterlaufen ist, namentlich bei Kopfschmerzen und Schwindel am Hals, bald im Nacken, bald unter'm Kinn vollzogen. Bei Rheumatismen, akuten Geschwüren, bei Kindern und Säuglingen ist dafür das Brennen beliebt. Die durch Zerreiben der trockenen Blätter einer Art Minze gewonnene Blattgewebswolle wird zu pillenartigen Kügelchen geformt und von diesen werden je 2 oder 3 auf gewisse Körperstellen gelegt und angezündet!

Um bei kranken Kindern die Hitze zu lindern, wird der ganze Körper mit hartgesottenen entschalten Eiern gerieben. Ein Ei nach dem andern wird — frisch vom Sieden weg, noch heiß — so lange dazu benützt, bis es erkaltet ist. Der herausgezogene Krankheitsstoff soll sich zwischen Dotter und Eiweiß sammeln, und ich sah in der That bei Oeffnung eines so gebrauchten Eis eine merkwürdige, klümpchenweise angesammelte schwarze Masse um den Dotter gelagert. Auf diese Weise werden in kurzer Zeit oft etliche Dutzend Eier verbraucht — um nachher weggeworfen zu werden.

In schwierigeren Krankheitsfällen ist die Rathlosigkeit der Aerzte oft groß, und der arme Kranke wird meistens das Objekt

der widersprechendsten Experimente. Hat man zu einem Schwerkranken mehrere Aerzte gebeten, so wird diesen ein Termin gesetzt, bis zu welchem Besserung eintreten müsse — je nach dem Grade der Besserung wird der Preis bestimmt. Tritt die erwünschte Aenderung zum Bessern nicht ein, so werden diese Aerzte entlassen und andere dafür gerufen. So können — wenn der Patient nicht mittlerweile von allen Erdenleiden geheilt, d. h. der ärztlichen Behandlung zum Opfer gefallen ist, — 6 bis 7 Aerzte nach einander ihre Kunst versuchen, bis endlich einer das Rechte erräth.

Am schlimmsten sind solche berathen, deren Leiden eine Operation erfordert, da chirurgische Manipulationen nicht nur sehr gescheut, sondern meist so ausgeführt werden, daß von Erfolg keine Rede sein kann. War doch vor Ankunft der christlichen Aerzte aus dem Abendland kein Mediciner im ganzen Reich, der einen Absceß mit dem Messer öffnen oder die einfachste Geschwulst zurückdrängen konnte. Selbst wenn Zahnärzte sich einer Zange oder eines Hakens zum Ausziehen der Zähne bedienten, so mußte es heimlich geschehen, sonst hätte der Betreffende die Kundschaft verloren! Alle die zahlreichen Verletzungen und Krankheiten, die durch rasches Eingreifen des Arztes geheilt werden könnten, überläßt man in China sich selbst, und das bringt natürlich eine Reihe von sekundären Uebeln mit sich. So traf Dr. Barchet einen Mann, der seit zwei Jahren ein Pflaster — Pflaster lieben die Chinesen sehr — über einem Bruch getragen hatte, der durch Einrichten gleich hätte geheilt werden können.

Nicht besser ists beim Ausbruch einer Epidemie. Jeder ist sich da selbst der Nächste; die Befallenen überläßt man ihrem Elend. Es ist nur verwunderlich, daß bei dem bestehenden Mangel an sanitarischen Einrichtungen, wie Absonderung ansteckender Kranken, oder Kanalisation in den Straßen größerer Städte zur Ableitung ekelhafter contagiöser Stoffe (mit Ausnahme der für den Ackerbau werthvollen) — nicht mehr Epidemien ausbrechen. Am häufigsten sind die Pocken und die Cholera. Merkwürdig ist, daß die Schutzpocken-Impfung — ohne allgemein durchgeführt zu sein — oft in Anwendung kommt. Sie soll schon 1014 nach Christo bekannt gewesen sein! Das Verfahren dabei ist ein doppeltes: entweder Punktation mit nassem oder Einblasen von trocknem Impfstoff. Letzterer wird gewonnen, indem die vom pockenkranken Individuum sich lösenden

nach dem überwiegenden Princip bestimmt und durch Stärkung des anderen wieder gehoben werden muß.

Auch die Heilkraft der Medikamente wird auf ganz imaginäre Ursachen zurückgeführt. Wunderbare Kraft wird z. B. gewissen schweren Substanzen zugeschrieben, wie „Drachenzähnen" (!), versteinerten Tigerknochen, Perlen, Tropfsteinen, Hirschhorn, Kraftwurzeln und Anderem mehr. Viel Charlatanerie wird mit Ginseng, der Wurzel von Panax quinquefolia, getrieben. Die in trockenem Zustande in 2—3 Finger getheilte, an ihrer Basis verwachsene Wurzel wird unter dem Monopol der Regierung aus Korea und der Tartarei — in einer weniger geschätzten Sorte auch aus Amerika — eingeführt, zu einem Krafttrank verkocht und so genossen. Ihr Werth steigt und fällt zwischen 50—1600 Mk.

Selbst bei Hausmitteln, deren Wirkung allgemein bekannt ist, wird ein geheimnißvoller Zusammenhang zwischen dem betreffenden Arzneistoff, den fünf Elementen und dem kranken Körpertheil angenommen. Ein wirklich rationeller Gebrauch selbst der gewöhnlichsten Medikamente ist daher so gut wie unmöglich.

Nervenreiz an bestimmten Stellen gilt für ein probates Ableitungsmittel. Dahin gehört das übliche Petzen oder Kneifen — oft bis die Haut blau unterlaufen ist, namentlich bei Kopfschmerzen und Schwindel am Hals, bald im Nacken, bald unter'm Kinn vollzogen. Bei Rheumatismen, akuten Geschwüren, bei Kindern und Säuglingen ist dafür das Brennen beliebt. Die durch Zerreiben der trockenen Blätter einer Art Minze gewonnene Blattgewebswolle wird zu pillenartigen Kügelchen geformt und von diesen werden je 2 oder 3 auf gewisse Körperstellen gelegt und angezündet!

Um bei kranken Kindern die Hitze zu lindern, wird der ganze Körper mit hartgesottenen entschalten Eiern gerieben. Ein Ei nach dem andern wird — frisch vom Sieden weg, noch heiß — so lange dazu benützt, bis es erkaltet ist. Der herausgezogene Krankheitsstoff soll sich zwischen Dotter und Eiweiß sammeln, und ich sah in der That bei Oeffnung eines so gebrauchten Eis eine merkwürdige, klümpchenweise angesammelte schwarze Masse um den Dotter gelagert. Auf diese Weise werden in kurzer Zeit oft etliche Dutzend Eier verbraucht — um nachher weggeworfen zu werden.

In schwierigeren Krankheitsfällen ist die Rathlosigkeit der Aerzte oft groß, und der arme Kranke wird meistens das Objekt

der widersprechendsten Experimente. Hat man zu einem Schwerkranken mehrere Aerzte gebeten, so wird diesen ein Termin gesetzt, bis zu welchem Besserung eintreten müsse — je nach dem Grade der Besserung wird der Preis bestimmt. Tritt die erwünschte Aenderung zum Bessern nicht ein, so werden diese Aerzte entlassen und andere dafür gerufen. So können — wenn der Patient nicht mittlerweile von allen Erdenleiden geheilt, d. h. der ärztlichen Behandlung zum Opfer gefallen ist, — 6 bis 7 Aerzte nach einander ihre Kunst versuchen, bis endlich einer das Rechte erräth.

Am schlimmsten sind solche berathen, deren Leiden eine Operation erfordert, da chirurgische Manipulationen nicht nur sehr gescheut, sondern meist so ausgeführt werden, daß von Erfolg keine Rede sein kann. War doch vor Ankunft der christlichen Aerzte aus dem Abendland kein Mediciner im ganzen Reich, der einen Absceß mit dem Messer öffnen oder die einfachste Geschwulst zurückdrängen konnte. Selbst wenn Zahnärzte sich einer Zange oder eines Hakens zum Ausziehen der Zähne bedienten, so mußte es heimlich geschehen, sonst hätte der Betreffende die Kundschaft verloren! Alle die zahlreichen Verletzungen und Krankheiten, die durch rasches Eingreifen des Arztes geheilt werden könnten, überläßt man in China sich selbst, und das bringt natürlich eine Reihe von sekundären Uebeln mit sich. So traf Dr. Barchet einen Mann, der seit zwei Jahren ein Pflaster — Pflaster lieben die Chinesen sehr — über einem Bruch getragen hatte, der durch Einrichten gleich hätte geheilt werden können.

Nicht besser ists beim Ausbruch einer Epidemie. Jeder ist sich da selbst der Nächste; die Befallenen überläßt man ihrem Elend. Es ist nur verwunderlich, daß bei dem bestehenden Mangel an sanitarischen Einrichtungen, wie Absonderung ansteckender Kranken, oder Kanalisation in den Straßen größerer Städte zur Ableitung ekelhafter contagiöser Stoffe (mit Ausnahme der für den Ackerbau werthvollen) — nicht mehr Epidemien ausbrechen. Am häufigsten sind die Pocken und die Cholera. Merkwürdig ist, daß die Schutzpocken-Impfung — ohne allgemein durchgeführt zu sein — oft in Anwendung kommt. Sie soll schon 1014 nach Christo bekannt gewesen sein! Das Verfahren dabei ist ein doppeltes: entweder Punktation mit nassem oder Einblasen von trocknem Impfstoff. Letzterer wird gewonnen, indem die vom pockenkranken Individuum sich lösenden

Schorfeln zu Pulver verrieben werden. Dieses Pulver wird durch einen Federkiel in die Nase des zu Impfenden geblasen. Die Nase gilt als Zugang zur Lunge, die Lunge beeinflußt Haar und Haut (Epidermis) und führt das Gift dem Herzen zu, das Herz beeinflußt den Puls und befördert das Gift zur Milz, diese übermittelt es dem Fleisch und der Leber, welche auf Flechsen und Sehnen wirkt, die das Gift den Knochen mittheilen. Im Knochenmark denkt man sich den Sitz des Krankheitsstoffes, der nun durch das von außen eingeführte Gift herausgelockt wird und in Gestalt von Pocken ausbricht. Als günstige Zeit für die Impfung wird Frühling und Herbst angegeben. Dabei soll ein glücklicher Tag gewählt werden, wobei der 11. und 15. Monatstag als Unglückstage ausgeschlossen sind. Das zu impfende Kind soll mindestens ein Jahr alt und frei von allem Unwohlsein sein.

Ist schon anderwärts, selbst unter den günstigsten Verhältnissen, das Kindesalter unzähligen Gefahren ausgesetzt und die Sterblichkeit unter den Kleinen eine große, so ist das noch viel mehr in China der Fall. Hier sind die Unwissenheit über Kinderkrankheiten, die Vernachlässigung der im Kindesalter zu beobachtenden Gesundheitsregeln, sowie der niedrige Stand der heidnischen Moral und der alles beherrschende Aberglaube eine der fruchtbarsten Quellen von Elend und Tod.

Hören wir z. B. noch, was Dr. Kerr, der bekannte Missionsarzt in Kanton, der nun 27 Jahre der erfolgreichsten Thätigkeit unter den Chinesen hinter sich hat, über die Geburtshilfe in China sagt: „Es kommen jedes Jahr hunderte von Fällen vor, in welchen Mutter und Kind dem Mangel an Einsicht und Uebung, welche den Frauen in christlichen Ländern in der Stunde der Noth eine wahre Himmelsgabe sind, — geopfert werden. Könnte uns heute die Statistik von hundert Jahren aus einem so bevölkerten Lande wie China vorgelegt werden, welch eine fürchterliche Summe von Elend und von geopferten Menschenleben würde sich zeigen! Die Scenen, deren Augenzeuge ich selbst in den Wochenstuben von Reich und Arm — in Kanton allein — gewesen bin, würden, wenn's nöthig wäre, die Dringlichkeit rechtfertigen, mit welcher ich wünsche, daß die segensreichen Grundsätze unsrer Wissenschaft überall verbreitet werden möchten.“

Wir könnten die Schatten des entworfenen Bildes noch düsterer machen, wenn wir erzählen wollten von all dem Jammer und Elend,

dem Gebrechliche, Altersschwache, Geisteskranke und Arme in Chinas Riesenstädten preisgegeben sind. Jährlich zählen sie nach Tausenden, die in den Straßen durch Krankheit, Hunger und Kälte elendiglich umkommen, unbekannt und unbenannt. Und wer will sie zählen die blinden Bettler alle, die am Bambusstab tastend das Land durchziehen, — wer trägt die Schuld, daß so vielen derselben das Augenlicht nicht erhalten blieb? — Wo ist ein Menschenfreund, der Angesichts solchen Elendes auch nur einen Augenblick noch an dem Bedürfniß einer ärztlichen Mission für China zweifeln könnte? — Komm und siehe die Unzähligen, die all ihr Gut an die Aerzte gewandt haben und mit denen es nur immer ärger geworden! dann wirst du nicht mehr sagen können, die ärztliche Mission sei ein Ueberfluß für China!



Ein chinesischer Chirurg.

Noch dringlicher aber erscheint die Sache, wenn wir sie vom evangelistischen oder Missionsstandpunkte aus betrachten.

Die ärztliche Mission in China — um mit dem anzufangen, was sich unmittelbar an das bisher Behandelte anschließt — legt die Axt an den weitverzweigten Baum des chinesischen Aberglaubens, der gerade auf dem Felde der Krankenheilung am üppigsten wuchert. Wie wir oben schon bemerkten, werden — nach chinesischen Begriffen — viele Krankheiten durch Dämonen herbeigeführt und, wie wir hier noch beifügen wollen, durch den Zorn der Götter. Die Einen auszutreiben und die Andern zufrieden zu stellen, dazu sind Zauber-

mittel und Amulette in allgemeinem Gebrauch. Götzen, Astrologen, Wahrsager und Priester werden zu Rathe gezogen. Letztere machen mit heilkräftigen Zauberzetteln gute Geschäfte. In Hieroglyphen und mystischen Zeichen werden sie unter Gebeten geschrieben. Welcher Art aber diese Gebete sind, mögen folgende Beispiele zeigen: „Als Himmel und Erde geschaffen waren, war alles in Dunst gehüllt. Die Sonne und der Mond spendeten Licht und die fünf Arten der Gestirne warfen ihren Schein auf die Erde und die Wohnungen des Dreigeists schauten auf die Erde und himmlische Geister bewahrten den Menschen. Ich ersuche Euch — himmlische Aerzte! — kommet schnell herab beim Brennen des Weihrauchs und zerstreuet die niedrigen Geister (die Krankheiten)." Oder: „Himmlisches Licht, schenke mir langes Leben! — Gib mir den Geist des Gebets! — Laß mich sehen die Reinheit meines Herzens, möge es harmoniren mit der himmlischen Klarheit. Laß mit des Windes und des Feuers Geschwindigkeit das Himmelslicht auf mich herniederkommen!" — Oder: „Eins, zwei, drei, vier, fünf: Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erd — heut ward ich gebissen vom Hund — komm Tigerrachen und sauge hinweg das Gift!" — die ausgestellten Zauberzettel müssen alsdann von der Frau in der rechten, von einem Manne in der linken Hand nach Hause getragen, hier auf eine Tafel geklebt und über dem Eingang des Krankenzimmers oder im Innern desselben befestigt werden. Ist die Krankheit gewichen, so werden sie verbrannt. Nicht selten wird aber auch der in gelbes Papier gewickelte Zauberzettel sogleich verbrannt und die Asche dem Patienten in sein Getränk geschüttet. Zuweilen wird vor dem Haus des Kranken mit Gongen, Schwärmern und anderem Feuerwerk ein betäubender Spektakel gemacht, um dem bösen Geist den Aufenthalt zu verleiden, — wie wohlthuend für den armen Kranken!

Häufig glaubt das unwissende Volk, die Seele des Erkrankten sei — mit ihrer bisherigen Behausung unzufrieden — davongeflogen. Ueber einem hellodernden Feuer wird dann nächtlicher Weile ein Kleidungsstück des Kranken geschwenkt und unter langgezogenen, schaurig anzuhörenden, wehklagenden Tönen mit dem Ruf: »Tschon ö! tschon ö!« („komm heim!" „komm heim!") die Seele zurückgelockt. Oder aber machen sich zwei der Angehörigen auf den Weg, die irre Seele zu suchen; der eine trägt ein Kleidungsstück des Kranken im Arm, der andere eine brennende Fackel oder Strohwisch.

Mit dem eintönigen Ruf: »Tschon ō, tschon ō!« durchstreifen sie dann die Umgebung des Krankenhauses.

Jede Krankheit kommt von ihrer besonderen Gottheit. Der zur Gottheit erhobene Doktor Li ts ist Regent aller Krankheiten, Sun s mau aller Medicinen. Beide sollen während der Thang-Dynastie gelebt haben. Außerdem genießen zehn berühmte Aerzte göttliche Verehrung.

All diese abergläubischen Vorstellungen und Gebräuche werden am erfolgreichsten durch die ärztliche Mission widerlegt und verdrängt werden. Ueberdies ist keine andere Missionsmethode so geeignet, wie die ärztliche, die ja in besonderer Weise eine Trägerin der christlichen Barmherzigkeit ist, einerseits die Vorurtheile des kalt berechnenden Chinesenverstandes, dem es ganz unfaßlich erscheint, daß die Missionare nicht im eigenen Interesse nach China gekommen sein sollen, zu überwinden, und andererseits durch eignes Beispiel und Vormachen den edeln Trieb der herablassenden, sich im Dienste Anderer verzehrenden Liebe in die Herzen der meist so eigennützigen Chinesen zu pflanzen.

Sie vermag es am Besten, den Nationalstolz dieses steifnackigen Volkes zu brechen, es von der Unberechtigtheit seines Fremdenhasses zu überführen. Denn ist es nicht demüthigend für einen Chinesen, die eignen Kinder, den Bruder, die Schwester, den Vater oder die Mutter bei Fremden eine Hilfe suchen und finden zu sehen, die ihnen im eignen Hause, unter dem eignen Volke nicht geboten werden kann? Wie oft kann man doch unter unseren Bauersleuten die Rede hören: „Ja, da kann dir kein chinesischer Arzt, keine chinesische Medicin mehr helfen; da mußt du nach Kanton zum fremden Doktor gehen."

Ist der predigende Missionar verpflichtet, nicht nur Gnade und Vergebung anzubieten, sondern auch die Schärfe des Gesetzes zu handhaben, so darf der Missionsarzt ganz uneingeschränkt die Liebe und Menschenfreundlichkeit Jesu Christi walten lassen. Hat er die Elenden hilfreich aufgesucht und ihnen Heilung oder doch Linderung ihrer leiblichen Leiden gebracht, so werden sie auch der Buß- und Strafpredigt ihre Herzen nicht ganz verschließen können, und haben sie einmal vertrauensvoll den Anordnungen des christlichen Arztes sich unterworfen, so werden sie auch leichter dem großen Heiland der Sünder sich gläubig überlassen, der durch den Mund des Pre-

digers sie einladet: Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid!

Gerade im festverschlossenen, hochummauerten China ist der Missionsarzt doppelt am Platz, und selbst da, wo kein anderer Christ sich dürfte sehen lassen, wird er willkommen geheißen.

Doch hievon das nächstemal!

Eine Kirchweih in der Südsee.

Maupiti ist eine kleine Insel, 6—7 Meilen westlich von Borabora im Gesellschaftsarchipel gelegen. Mit dem sie umgebenden Riff hat sie 5, ohne dasselbe nur 2—3 Meilen im Umfang. Ihr Anblick ist sehr pittoresk. In der Mitte steigen mehrere felsige, doch meist mit dichtem Wald bewachsene Berge steil empor; rund herum aber zieht sich eine reiche, fruchtbare Küstenebene. Das umgebende Riff ist von einem schmalen Kanal durchbrochen, der Boote und selbst kleine Schiffe zuläßt, aber der Korallenbänke halber gefährlich ist. Auf dem Riff liegen noch viele kleine Eilande voll Palmen, die zusammen mehr ebenes Land enthalten, als der ganze Küstensaum der Hauptinsel.

Die Einwohner, etwa 450 an der Zahl, sind alle Christen und stehen seit 30 Jahren unter der seelsorgerlichen Leitung des eingebornen Pastors Hiomai. Sonach kann hier von Heidenmission nicht die Rede sein, d. h. von Heidenmissionsarbeit: um so geeigneter aber ist dies Inselchen, wie in einem Miniaturbild uns die segensreichen Früchte jener Arbeit vor Augen zu stellen. Veranlassung hiezu bietet die Einweihung eines neuen Kirchleins, die am 16. Februar 1883 auf Maupiti stattfand. Hören wir, was der junge Missionar Cooper, der — nebenbei bemerkt — gerade in dem Jahr (1853) geboren wurde, in welchem Pastor Hiomai sein Amt antrat, hierüber berichtet.

„Samstag früh, den 10. Februar, brachen Miss. Pearse und ich in einem gemietheten Schiff von Raiatea auf. Gegen Abend hatten wir Borabora erreicht und hier blieben wir über den Sonntag. Die guten Leute freuen sich immer, wenn ein Missionar sie besucht. Ich hielt die Vormittags- und mein Kollege die Nachmittagspredigt. Alles was wir vom christlichen Leben und Thun der Eingebornen zu sehen bekamen, machte einen guten Eindruck. Dienstag Morgen gieng die Reise weiter. Der Ortspfarrer Malakai (Maleachi) begleitete uns. Wind und Meer waren uns so günstig, daß wir schon um 4 Uhr Nachmittags wohlbehalten unser Ziel erreicht hatten. Am Mittwoch traf auch die junge Königin von Borabora mit ihren Gouverneuren, Beamten und nicht weniger als 450 Unterthanen ein. Es waren also auf dem kleinen Felseneiland gegen 1000 Personen zum Fest versammelt.

„Die Maupitier waren denn auch vollauf mit allerlei Zurüstungen beschäftigt. Sogar die Kinder wollten helfen. Die Männer rüsteten das Festmahl zu, die Frauen ihren Kleiderschmuck.

„Am Freitag fand die Einweihung statt. Es war das erste Mal, daß ich einer solchen Feier in der Südsee beiwohnte, und nur mit Mühe konnte ich die Freudenthränen zurückhalten; wenn nur die lieben Freunde aus der Heimat auch hätten dabei sein können! Da waren die Bewohner der zwei Nachbarinseln, die noch vor wenig Jahren im Bürgerkrieg gegeneinander standen, nun friedlich versammelt, um ein neues Gotteshaus zu eröffnen! Da sah man eine feierliche Procession, die Königin an der Spitze mit den Kirchenschlüsseln in der Hand, gefolgt von ihren Würdenträgern, alle in europäischer Kleidung, zum Theil in Offiziersuniformen. Dann kamen die Maupitier, Männer, Weiber und Kinder, alle ganz weiß, in selbstgefertigte Stoffe gekleidet. Wie viel Ellen Zeug dazu gebraucht waren, kann ich nicht sagen, jedenfalls waren es ein paar Tausend. Dazu hatten sie Sonnenschirme aus weißem Kaliko, so fein und pünktlich gearbeitet, daß man's in Europa kaum besser hätte machen können. Ihre Hüte waren mit selbstgemachten Blumen und anderen Zieraten geschmückt, die nicht geringe Kunstfertigkeit verriethen. Und das alles zu Ehren der Kirchweih! Hinter den Maupitiern drein kam das Volk von Borabora. So hielt die Procession ihren Einzug in das Gotteshaus, das aber lange nicht groß genug war, die ganze Menge aufzunehmen. Und wie

half man sich? Nun, die Einheimischen marschirten zu einer Thüre hinein und zur anderen wieder hinaus; alle Sitzplätze im Innern aber wurden den Gästen überlassen." — Ist das nicht nett?

Nun folgten Gebete und Reden von den beiden Missionaren wie von den beiden eingebornen Pastoren. Nachher fand ein gemeinsames Festessen statt.

Die Kirche selbst ist aus Holz gebaut von einem eingebornen Zimmermann und hat Sitzraum für 500 Personen. Rund herum läuft ein starker Zaun, der einen sauber mit Korallen gepflasterten Hof einschließt. Die Kosten haben sich auf 20,400 Mark belaufen und sind bis auf 800 Mark bereits gedeckt. Rechnet man dazu einen Haufen übriggebliebenen Baumaterials, die Kosten der Bewirthung und der sonstigen Festauslagen, so muß man auf den Kopf der Bevölkerung einen Beitrag von nahezu 100 Mark rechnen! Wie haben die guten Leute das leisten können? Nun, das ist eben auch eine Frucht der Mission, daß die Bekehrten jetzt fleißige Arbeiter sind, daß sie einen einträglichen Handel mit dem Ausland treiben und daß sie infolge hievon etwas „haben zu geben."

Am Tag nach der Einweihung fanden wieder mehrere Versammlungen im neuen Kirchlein statt, hauptsächlich für die Jugend, und am darauffolgenden Sonntag wurde mit der ganzen Gemeinde das heilige Abendmahl gefeiert.

Am Montag reisten die Missionare ab, während die Leute von Borabora noch blieben, um einiges Politische mit den Maupitiern, die jetzt mit ihnen verbündet sind, zu besprechen. Da kam am Dienstag schlechtes Wetter mit Sturm und fast die ganze Gesellschaft mußte 14 Tage lang warten, bis sie durch's gefährliche Riff hindurch die Heimreise antreten konnte. Die Missionare aber waren froh, bei Zeiten davongekommen zu sein. So wohl es ihnen auf der Insel auch geworden, sie hatten doch wichtigere Arbeit in Raiatea und an den übrigen Orten ihres Wirkungskreises zu vollbringen. Dem Herrn aber sei Dank, daß diese Arbeit nirgends vergeblich ist, sondern wie in Maupiti, so auch anderwärts, ihren reichen Lohn hat!

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die 1875 begonnene waadtländische Mission, jetzt zur „Mission Romande" erweitert, hat auf den zwei Hauptstationen, Valdezia und Elim und auf drei Außenplätzen, zus. 215 Getaufte und Taufkandidaten. In Elim arbeiten die Missionare Creux und Jaques und der Laiengehilfe Mingard mit ihren Frauen, in Valdezia Miss. Henry Berthoud, dem nächstes Frühjahr sein Bruder Paul, Miss. de Berchier und 2—3 Gehilfen beigegeben werden sollen. Außer den 4 Basuto-Evangelisten, welche schon bei der Gründung der Mission geholfen haben, stehen nun auch 3 Magwamba-Evangelisten am Werk. Erst jetzt entdecken die Missionare, wie ausgedehnt die Wohnsitze dieses Stammes sind und welche große Bedeutung daher ihr Werk hat. Ihre Sprache, das Segwamba, wird bis an den Njassa-See hin gesprochen. Das erste Buch darin, das einige Stücke aus der hl. Schrift, 50 christliche Lieder und das Alphabet enthält, ist gedruckt. Den Bekehrten wird nachgerühmt, daß sie trotz mancher Fehler und Gebrechen fest an Christo hangen.

Wesentliche Dienste konnten die Missionare während des Krieges zwischen den Boers und den Eingebornen leisten. Die Spelonken, der Distrikt, in welchem sie arbeiten, gehört nämlich zum Transvaal-Land, der Häuptling Makhatu weigerte sich aber, den verlangten Tribut an die Boers zu zahlen, worauf diese ein Commando gegen ihn aufboten. Zu diesem wurden auch die christlichen Magwamba befohlen, und die Missionare bestärkten sie darin, daß es ihre Pflicht sei, der Obrigkeit zu gehorchen, erwirkten ihnen aber auch das Recht, ein eigenes Corps zu bilden und unabhängig von der heidnischen Mannschaft direkt unter dem Oberbefehl Christian Joubert's, des Boeren-Anführers, zu stehen. Ja, es gelang den Missionaren Creux und Jaques, so erfolgreich zwischen den Boers und Makhatu zu vermitteln, daß dieser schließlich den Tribut zahlte, alles Blutvergießen verhindert wurde und beide Parteien den Friedensstiftern herzlich Dank sagten. Das ist auch ein Missionstriumph, dessen segensreiche Folgen noch lange nachwirken und zum Reifen der „friedsamen Frucht der Gerechtigkeit" beitragen werden.

— Die Nachrichten aus Uganda reichen bis zum 1. Juli. Der am 2. Mai dort angekommene Miss. Ashe war mehrere Wochen lang schwer krank gewesen, aber ganz wieder hergestellt. Die Schule blüht. 12 Taufkandidaten stehen im Unterricht; man ist aber sehr vorsichtig in Betreff ihrer Taufe, da von den 5 Erstlingen, welche voriges Jahr getauft wurden, einer abgefallen

ist und drei andere den Missionaren großen Schmerz und viel Noth bereitet haben, während der fünfte einen wahrhaft christlichen Wandel führt.

— Im August hat sich Stanley auf eine neue Expedition flußaufwärts begeben. Von seinen Begleitern sind wieder einige gestorben. Auch ein katholischer Missionar, Abbé Guyot, ist zugleich mit Lieut. Janßen beim Umschlagen eines Bootes ertrunken, während Kapitän Janßen von den Eingebornen getödtet wurde, als er auf dem Landwege den Niari- oder Kwilu-Fluß nördlich von Manjanga erreichen wollte.

— Die Kongo Inland Mission hat jetzt 21 Arbeiter, 16 Männer und 5 Frauen. 5 sind krank in England, 16 arbeiten auf den 6 Stationen: Mukimwika, Paraballa, Mantika, Mukimbunga, Lukunga und am Stanley Pool. Miss. Pettersen ist bereit, von der letzteren Station weiter flußaufwärts vorzudringen, sobald Verstärkung aus Europa kommt.

— Zum Nachfolger von Bischof Steere in Sansibar ist der englische Pfarrer Smythies ernannt worden.

— Der anglikanische Missionar Johnson schlägt in Briefen aus der Nähe von Magomero die Gründung einer Station in Mbampa, dem besten Hafenplatz am Ostufer des Njassa-Sees, und die Anschaffung eines größeren Segelschiffes vor, das den Missionaren als Zufluchtsstätte in der Noth und ihren schwarzen Zöglingen zur Uebung im Seefahren, Fischen rc. dienen könnte. Angesichts der räuberischen Ueberfälle von Seiten der Gwangwara ist dieser Plan nicht so übel.

— Das auswärtige Amt in London hat Kapitän Foot zum englischen Konsul für das Njassa-Gebiet ernannt, hauptsächlich um dem Sklavenhandel entgegenzuwirken und den Handel in jenen Gegenden zu befördern. Er wird mit seiner Frau, zwei Kindern und einer englischen Magd sich ganz häuslich am Njassa-See niederlassen.

Madagaskar.

Den Jesuiten ist's gelungen, trotz der im Ganzen so milden Behandlung, die ihnen und den übrigen Franzosen zu theil geworden, zwei Märtyrer zu bekommen. In der Stadt Ambositra, 5 Tagereisen von der Hauptstadt und 2 von Fianarantsoa entfernt, waren 4 Missionare stationirt. Man fürchtete für sie „die Arglist des unversöhnlichen und fanatischen Howa-Beamten Rariwo", und richtig, sie wurden alle gefangen gesetzt und sollten, scheint's, Hungers sterben. Nur durch Bestechung gelang es ihnen, Lebensmittel zu bekommen; aber auch einer der Bestochenen verrieth sie. Endlich erlagen Bruder Brutail (am 27. Juli) und Pater de Batz (am 28.) den Entbehrungen und dem Fieber, das sie vorher schon hatten. „Die letzte Wegzehrung" konnte ihnen nicht gereicht werden, da „alles zur Darbringung des hl. Opfers Nothwendige" sammt allem, was sich in der katholischen

amerikanischen Station Uduwille z. B. kann berichtet werden: „Der Name Christi, sein Leben, seine Wunder, seine Lehre — alles das ist den Leuten hier geläufig. Man könnte meinen, Uduwille sei ein christlicher Ort. Selten hört man einen Fluch. Der Stand der Sittlichkeit ist ein guter; Diebstahl und andere Verbrechen kommen immer seltener vor. Auch äußerlich geht es den Einwohnern gut. Es ist ein Segen da. Daß aber hunderte und tausende sich in die Hürden des guten Hirten einsammeln ließen — davon ist nichts zu merken. Wir warten sehnlichst auf eine Ausgießung des hl. Geistes." Viel zum blühenden Zustand dieser Station hat durch ihre 43jährige hingebende Liebesarbeit die neulich verstorbene Frl. Agnew beigetragen. Ein eingeborner Prediger sagt von ihr: „Andere Menschen haben neben ihren Lichtseiten auch ihre Schattenseiten, an Frl. Agnew war nur eine Lichtseite zu sehen! Viele hundert Frauen unseres Landes werden ihrer noch lange, lange gedenken." Viel Segen ist auch von der 1843 gegründeten baptistischen Mädchenanstalt in Colombo ausgegangen, die fern vom Geräusch der Stadt in einem Haine von mächtigen Palmbäumen als eine rechte Friedensstätte daliegt und aus der schon manches Herz den wahren Frieden mit hinaus in die Welt genommen hat.

Erfreulich ist auch die Anerkennung, welche von deutscher Seite der Mission in Ceylon zu Theil geworden ist. Auf Grund eines Berichtes deutscher Marine-Offiziere, welche die Insel besucht hatten, schreibt darüber „Die Allgemeine Zeitung":

Die Schulen haben sichtbar einen guten Erfolg gehabt und viel zu dem gegenwärtigen aufblühenden Zustande beigetragen. „Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie die verschiedenen Missions-Gesellschaften im gegenseitigen Wetteifer hier eine segensreiche Thätigkeit entwickeln. Namentlich die Schulen haben sichtbar einen guten Erfolg gehabt. Auf einer ihrer Wanderungen wurden die deutschen Seefahrer im Badagama-Missionsbezirk auf eine Stelle aufmerksam gemacht, wo eine provisorische Kapelle errichtet war. Dieselbe bestand aus Nichts Anderem, als aus einer riesigen Rosenhecke, in deren Mitte ein zum Altar bestimmter Tisch sich befand, den die Rosen gleichsam liebend umschlangen. Ueber dem Ganzen war ein primitives Dach aus Bananen-Blättern errichtet, unter welchem wöchentlich einmal Gottesdienst abgehalten wird."

Im letzten Jahr haben die wesleyanischen Gemeinden in Kandy, Colombo und anderen Orten eine Erweckung erlebt, von der auch einige Buddhisten und Katholiken ergriffen wurden.

Christen, eine eindringliche Thatpredigt für die Heiden.

— Am 10. September hat in Kanton eine tumultuarische Kundgebung gegen die Ausländer stattgefunden, wobei mehrere Häuser verbrannt, andere geplündert wurden, unter letztern auch solche der Londoner und der englisch-kirchlichen Mission. Die meisten Europäer mußten fliehen. Das gewaltthätige Auftreten der Franzosen in Annam und einige Ausschreitungen von Europäern gegen Eingeborne in Kanton selbst haben die Veranlassung dazu gegeben. Die Mission als solche ist gar nicht betheiligt dabei.

Japan.

Im Norden der Insel Kiuschiu haben 700—800 Familien, also gegen 4000 Personen, ihre Bereitwilligkeit erklärt, sich von den englisch-kirchlichen Missionaren in Nagasaki unterrichten und taufen zu lassen. An einem Ort erkundigten die also Gesinnten sich zuerst beim nächsten Regierungsbeamten, ob sie wohl einen protestantischen Missionar einladen dürften, und die Antwort lautete: „Warum denn nicht? in ein paar Jahren wird ja doch das ganze Land protestantisch sein!" Die Motive dieser Leute sind größtentheils rein weltliche. Die meisten hoffen, Geld oder andre Geschenke von den Missionaren zu erhalten. Ja, einige heidnische Schlauköpfe, die von dieser Bewegung hörten, sprengten geflissentlich das Gerücht aus, die Missionare würden jedem Uebertretenden eine gewisse Summe Geldes geben. Das hörten — und hierauf war es natürlich abgesehen — die buddhistischen Priester, die sofort an ihre Vorgesetzten nach Kijoto telegraphirten, man solle ihnen Geld zum Vertheilen unter das Volk schicken, sonst würden viele Christen werden! So waren also die Priester in die Falle gegangen. Miss. Maundrell aber schickte einen eingebornen Gehilfen in die Gegend, der klar und bestimmt erklärte, daß von Geldgeschenken keine Rede sein werde. Trotzdem meldeten sich, als er im April 1883 selbst die Gegend besuchte, in einer Reihe von Dörfern hunderte, die übertreten wollten. Einige wenige mögen darunter sein, die etwas Höheres suchen. Miss. Maundrell beurtheilt aber die ganze Sache so nüchtern als nur möglich. Katholiken, Russen und Amerikaner sind in der Nähe. Die Leute wollen aber englisch-kirchliche Missionare, und es ist möglich, daß diese nun in der Stadt Fukuoka eine Außenstation errichten.

Ceylon.

In Ceylon wird von englischen Baptisten, Wesleyanern, Anglikanern und amerikanischen Independenten mit Fleiß und Ausdauer gearbeitet, ohne daß bis jetzt die Erfolge sehr in die Augen springen würden. Buddhisten entschließen sich eben noch schwerer zum Uebertritt als die Hindus. Daher mag es kommen, daß hier vielleicht noch mehr heimliche Christen sind, als im eigentlichen Indien. Von der

amerikanischen Station Uduwille z. B. kann berichtet werden: „Der Name Christi, sein Leben, seine Wunder, seine Lehre — alles das ist den Leuten hier geläufig. Man könnte meinen, Uduwille sei ein christlicher Ort. Selten hört man einen Fluch. Der Stand der Sittlichkeit ist ein guter; Diebstahl und andere Verbrechen kommen immer seltener vor. Auch äußerlich geht es den Einwohnern gut. Es ist ein Segen da. Daß aber hunderte und tausende sich in die Hürden des guten Hirten einsammeln ließen — davon ist nichts zu merken. Wir warten sehnlichst auf eine Ausgießung des hl. Geistes." Viel zum blühenden Zustand dieser Station hat durch ihre 43jährige hingebende Liebesarbeit die neulich verstorbene Frl. Agnew beigetragen. Ein eingeborner Prediger sagt von ihr: „Andere Menschen haben neben ihren Lichtseiten auch ihre Schattenseiten, an Frl. Agnew war nur eine Lichtseite zu sehen! Viele hundert Frauen unseres Landes werden ihrer noch lange, lange gedenken." Viel Segen ist auch von der 1843 gegründeten baptistischen Mädchenanstalt in Colombo ausgegangen, die fern vom Geräusch der Stadt in einem Haine von mächtigen Palmbäumen als eine rechte Friedensstätte daliegt und aus der schon manches Herz den wahren Frieden mit hinaus in die Welt genommen hat.

Erfreulich ist auch die Anerkennung, welche von deutscher Seite der Mission in Ceylon zu Theil geworden ist. Auf Grund eines Berichtes deutscher Marine-Offiziere, welche die Insel besucht hatten, schreibt darüber „Die Allgemeine Zeitung":

Die Schulen haben sichtbar einen guten Erfolg gehabt und viel zu dem gegenwärtigen aufblühenden Zustande beigetragen. „Es ist sehr erfreulich zu sehen, wie die verschiedenen Missions-Gesellschaften im gegenseitigen Wetteifer hier eine segensreiche Thätigkeit entwickeln. Namentlich die Schulen haben sichtbar einen guten Erfolg gehabt. Auf einer ihrer Wanderungen wurden die deutschen Seefahrer im Badagama-Missionsbezirk auf eine Stelle aufmerksam gemacht, wo eine provisorische Kapelle errichtet war. Dieselbe bestand aus Nichts Anderem, als aus einer riesigen Rosenhecke, in deren Mitte ein zum Altar bestimmter Tisch sich befand, den die Rosen gleichsam liebend umschlangen. Ueber dem Ganzen war ein primitives Dach aus Bananen-Blättern errichtet, unter welchem wöchentlich einmal Gottesdienst abgehalten wird."

Im letzten Jahr haben die wesleyanischen Gemeinden in Kandy, Colombo und anderen Orten eine Erweckung erlebt, von der auch einige Buddhisten und Katholiken ergriffen wurden.

Bücherschau.*)

Uganda und der ägyptische Sudan von C. T. Wilson und R. W. Felkin. Zwei Bändchen mit 35 Holzschnitten. Stuttgart. J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1883.

Schon wiederholt waren wir im Begriff, unsern Lesern einige Auszüge aus dem englischen Reisewerk der beiden Missionare mitzutheilen. Jetzt ist uns diese gelungene Uebersetzung des ganzen Buches zuvorgekommen. Wir können dasselbe mit gleicher Zuversicht den Geographen von Fach, wie den Freunden der Mission, den Belehrung Suchenden, wie den nach Unterhaltung Schmachtenden empfehlen. In gewissem Sinne bildet es eine Fortsetzung zu Stanley's berühmtem Buch „Durch den dunkeln Welttheil", nach einer andern Seite hin ist es ein werthvoller Beitrag zum Verständniß der beunruhigenden Berichte, die gegenwärtig aus dem Sudan zu uns dringen. Unter den netten Bildern begegnet uns auch ein Porträt des edlen Gessi Pascha, der sein Leben der Hebung des Sudan und der Bekämpfung des Sklavenhandels zum Opfer gebracht hat.

Die **christliche Lehre** in Beispielen zum Gebrauch für Kirche, Schule und Haus. Zusammengestellt von L. Pestalozzi. Zürich, S. Höhr. 1884.

Auf 359 Seiten wird hier eine große Menge von Geschichten, Anekdoten und schlagenden Einzelaussprüchen zur Illustrirung der christlichen Glaubens-, Liebes- und Hoffnungslehre geboten. Geschöpft sind dieselben aus einer Unmasse von Büchern, Zeitschriften, Kalendern, Predigten u. dergl. Mit Vorliebe sind Schriftsteller wie Funcke, Ahlfeld, Spurgeon benutzt worden, doch hat der fleißige Sammler auch die Blätter aus Maria Laach, Hippel's Lebensläufe, Bismarck's Aussprüche, des Methodisten Rodemeyer „Gedichte" u. A. nicht verschmäht, wo sie ihm dienlich waren. Der äußeren und der inneren Mission sind je 12 Seiten gewidmet. Wir glauben, daß jeder christliche Prediger und Gelegenheitsredner hier manches finden wird, was ihm von Nutzen sein kann. Das Einzige, was wir darin beanstanden, sind eine Reihe von apologetisch-polemischen Witzworten, welche für den, den sie betreffen, etwas Verletzendes haben. Doch befinden sich diese dem vielen wirklich Erbaulichen und Belehrenden gegenüber in verschwindender Minderzahl.

Bischof Gobat's Leben. C. F. Spittler, Basel. 560 S. br. Fr. 6.

Auf dies bedeutende Buch wollen wir später zurückkommen. Einstweilen sei es all unseren Lesern auf's Wärmste empfohlen.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.





Ein grosses Hinderniss.

Mehr als sonst hat sich uns während des letzten Jahres die Beobachtung aufgedrängt, daß eins der größten Hindernisse der neueren Mission in dem Kulturunterschied und in dem Rassengegensatz zwischen den Heiden und den an ihnen Arbeitenden zu suchen ist.

Das Auftreten der Franzosen in Madagaskar, Annam, West-Afrika und der Südsee hat wieder einmal recht drastisch gezeigt, welche Gefahren darin liegen, daß aus der gleichen Christenheit, welche evangelische Missionare sendet, auch eroberungslüsterne Admirale, rohe Soldaten und feuerschnaubende Kanonen hervorgehn. Es hilft nicht viel, daß Missionirende und Kriegführende verschiedenen europäischen Nationen angehören. Je unwissender der Heide ist, je mehr er also gerade der Mission bedarf, desto weniger ist er im Stande, einen solchen Unterschied zu verstehen oder auch nur zu erkennen. Viel schlimmer noch ist's freilich da, wo die erobernde oder „herrschende" und die missionirende Macht ein und dieselbe ist, wie in Indien und Südafrika.

In Indien ist gegenwärtig die nationale Antipathie und Spannung zwischen den Eingebornen und Engländern so groß, daß manche der letzteren im Aerger nichts mehr für die Mission unter den Hindus geben wollen, während diese offen genug über Unterdrückung klagen und mit Revolution drohen. Die sogenannte „Ilbert Bill", nach welcher Europäer auch von eingebornen Richtern sollen gerichtet werden können, hat die Rassenfrage in ungeahnter Weise zu einer brennenden gemacht. Eingeborne, die mit Wort und Schrift möglichst unartig gegen die herrschende Rasse aufgetreten und dann ins Gefängniß gekommen sind, werden von ihren Landsleuten als Märtyrer gefeiert. Englisch sprechende junge Hindus, die in Europa

und Amerika durch ihre Beredsamkeit Aufsehen erregt haben und, durch den Weihrauch der Schmeichelei berauscht, in ihre Heimat zurückgekehrt sind, agitiren für die völlige Gleichstellung beider Rassen, ja für die Vertretung Indiens im britischen Parlament durch nationale Abgeordnete, wo nicht gar für die Vertreibung aller Engländer aus Hindostan. Gegenwärtig rechnet in Neu-York ein gewisser Amrita Lal Ray den Amerikanern vor: Indien zahle jährlich 1200 Mill. Mark Steuern, aber nur wenig mehr als 400 Millionen würden auf Indien selbst verwendet, die übrigen 800 Millionen kämen an englische Beamte und Militärs, die zu nichts da seien, als das Land im Zustand der Unterjochung zu erhalten; jene Steuern seien also lediglich ein Tribut, der vom armen Volk den Tyrannen gezahlt werde. Alle höheren Stellen seien mit Europäern besetzt, einem Eingebornen sei es kaum möglich, irgend ein lukratives Geschäft zu betreiben oder einen ehrenvollen Posten zu erlangen; der Hindu sei aber intelligent und gebildet genug, um das als tiefe Erniedrigung zu empfinden, er verabscheue daher die Engländer und ein Aufstand sei unvermeidlich! In Boston läßt sich ein Brahmaist, Pratap Tschander Musumdar, der nach Art seines Meisters Kesab Tschander Sen den sog. „orientalischen Christus" auf Kosten des „occidentalen Christus" verherrlicht, nicht blos wegen seiner Bildung und Beredsamkeit, sondern auch wegen seines schönen Teint und seiner morgenländischen Grazie bewundern. Auf allerlei Arten wird Stimmung gegen die Engländer gemacht. Und dieser Stimmung sind leider auch die indischen Christen in hohem Grade zugänglich. Seit Jahren hat's in ihren Kreisen, namentlich in Bengalen, fast zum guten Ton gehört, über das herrische, rücksichtslose Benehmen der „Sahibs" zu schimpfen, welche gegen jeden Heiden zuvorkommender seien, als gegen sie und trotz allen Eiferns gegen die indische Kaste doch an ihrer eigenen starr und steif festhalten. Manche blasen auch ins Horn der Brahmaisten und verlangen, daß die Missionare ein asketisches Leben führen sollen, etwa wie die landstreichenden Sanjasis und Fakire: sonst würden sie nie die Herzen des Volkes gewinnen u. A. m.

Auch in Tinneweli fängt dieser Geist an, sich breit zu machen. Hier haben vor kurzem die eingebornen Geistlichen und Gemeinden der Ausbreitungsgesellschaft eine Bittschrift an den Sekretär derselben eingereicht, in welcher sie sich über verschiedene Maßregeln

des ehrwürdigen Bischof Caldwell in recht unartiger Weise beklagen, das Verfahren der älteren Missionare kritisiren, die Entstehung der ganzen Tinneweli-Kirche auf die Vortheile zurückführen, welche einzelne mit jenen Missionaren befreundete Regierungsbeamte den armen Uebergetretenen gewährten u. s. w. Ehelose, selbstverleugnende Asketen sollte man ihnen zu Missionaren geben und zugleich alles nach streng kirchlichen Grundsätzen einrichten, ihrer Jugend eine höhere wissenschaftliche Ausbildung verschaffen, bei den Versammlungen des Kirchenraths nicht blos das Englische gelten lassen, sondern auch auf diejenigen Rücksicht nehmen, die nur Tamil verstehen, dagegen in den Seminaren und Anstalten die Kastenunterschiede nicht in der bisherigen Weise anerkennen u. s. f. Veranlaßt wurde diese Bittschrift durch die vom Bischof vorgenommene Verlegung der „Centralschule“ von Sawyerpuram nach Tutikorin. Hiegegen wird heftig protestirt; warum, wissen wir nicht. Aber leider gehört es eben zum Charakter der indischen Pastoren und Gemeinden im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung, daß sie über ihre Missionare klagen und sich in einer oft recht bitteren Bekrittelung ihres ganzen Auftretens gefallen.

Daß vieles an dieser Kritik berechtigt ist, kann man nicht leugnen; daß anderseits die eingebornen Christen selbst an manchem Schuld sind, was sie den Missionaren zur Last legen, ist ebenfalls wahr. Aber weder mit dieser Einsicht, noch mit jenem Zugeständniß ist geholfen. Die Schwierigkeit liegt in der Sache, nicht in den einzelnen Personen. Es fehlt ja nicht an Missionaren, die das volle Vertrauen der Eingebornen besitzen und um ihrer hingebenden Liebe und Demuth willen von jedermann bewundert werden. Von solchen heißt's aber eben: „das sind Ausnahmen“, und die Ausnahmen bestätigen ja nur die Regel! Sahibs bleiben Sahibs und Hindus bleiben Hindus.

Wer um dieser nationalen Spannung willen die Engländer aus Indien wegwünscht, der ist ein Narr. Denn nichts als eine schauerliche Anarchie und wahrscheinlich ein blutiges Ringen zwischen Muhammedanern und Hindus, sowie ein allgemeiner Verfall der durch die Engländer gebrachten Civilisation und Bildung würden die Folge sein. Im Grunde wünscht das auch kein wahrer indischer Patriot, der die Geschichte und sein Volk kennt. Viele der jetzigen Schreier würden die ersten sein, die Engländer wieder zurückzurufen,

Konferenz mit ihnen zu halten, in der ich ihnen u. And. erklärte, sie hätten mich mit ihren unverschämten Forderungen jetzt soweit getrieben, daß ich in Zukunft nichts mehr von ihnen kaufen würde, da ich alles viel billiger und besser bei den Heiden bekommen könne. Darauf sagten etliche: ‚Wenn Du nichts mehr von uns kaufst, so opfern wir auch in der Kirche nichts mehr!' Damit kamen wir auf den zweiten Punkt unserer Verhandlungen — auf das Kirchenopfer ....."

Diese ungefärbte Darstellung läßt uns recht klar hineinsehen in die Unzuträglichkeiten einer allzu großen kulturellen Erhabenheit des Missionars über die Eingebornen. Und wie muß vollends den an Europäer noch gar nicht gewöhnten Schwarzen am Njassa- und Tanganjika-See zu Muthe sein, wenn sie da Missionsdampfer hin- und herfahren sehen, Druckerpressen, Nähmaschinen, photographische Apparate und magische Laternen kennen lernen. Geschieht in dieser Richtung nicht auch wirklich zu viel des Guten? Wird durch die verfrühte Einführung von Maschinen und raffinirten europäisch-amerikanischen Apparaten die Kluft zwischen den fremden Eindringlingen und den Landeskindern nicht nur noch größer gemacht? Ist es nicht schöner und fruchtbringender, wenn die Missionare sich den Landessitten anbequemen oder doch mit eigener Hand diese und jene Arbeiten verrichten, die den Eingebornen zu verstehen und nachzuahmen nicht unmöglich ist? Wenn z. B. die Missionare in Uganda eigenhändig ihr Brot backen, Zucker sieden, Bier brauen, einen Brunnen graben, einen Wagen zimmern, die Zugochsen angewöhnen und unzählige andere Dinge der Art thun müssen, bringt sie das den Eingebornen nicht viel näher und wirkt das auf dieselben nicht auch viel anregender, als wenn sie alles und alles nur aus Europa beziehen und so ein künstliches, den unwissenden Schwarzen wahrscheinlich recht unheimlich vorkommendes Leben führen? Auch die Importirung europäischer Häuser, theils aus Holz, theils aus Eisen, soviel Mühe und Arbeit dadurch erspart werden mag, wirkt gewiß nicht gut auf die Neger. Hier ist das Kritisiren leicht, das besser machen — so gut wie unmöglich, denn in Afrika muß eben alles daran gesetzt werden, die Gesundheit der Missionare zu schonen und ihr Leben zu erhalten.

Aber das alles sind ja doch nur äußere Dinge. Viel schlimmer ist's, wenn Missionare den Eingebornen innerlich so fremd bleiben,

daß sie *nichts* Gutes und Liebenswürdiges, am Ende gar nichts Menschliches an ihnen zu entdecken vermögen, wie das auch schon vorgekommen ist*) — oder daß sie die Sprache nie recht lernen und daher nach Form und Inhalt unverstanden bleiben bei ihren Predigtversuchen. Einen Indianer soll einmal so ein zugeknöpfter, mit Kopf und Herz wahrscheinlich noch in der süßen Heimat lebender Schwarzrock ohne weitere Vorrede aufgefordert haben: er solle nur getrost „alle seine Lasten auf den Herrn Jesus werfen," worauf jener kühl erwiderte: er *habe nichts mit Lasten zu thun, das Lasttragen besorge sein Weib!* — Doch das nur nebenbei. —

Gehen wir nach *Japan*, so haben wir etwas Aehnliches wie in Indien. Denn obgleich hier die Fremden nicht die herrschende Rasse sind, so nehmen sie kraft der Verträge doch eine so bevorzugte Ausnahmestellung ein, daß der in nationaler Beziehung überaus mißtrauische und empfindliche Japaner ihnen bitter bös ist. Daß die in Japan lebenden und Geschäfte treibenden Ausländer den japanischen Gesetzen nicht sollen unterworfen sein, das kränkt den Nationalstolz auf's tiefste, zumal da dies Privilegium der sogenannten *Exterritorialität* nicht selten mißbraucht wird und leicht dazu führt, daß das Ansehen der Gesetze überhaupt geschwächt wird. Wenn z. B. die Europäer und Amerikaner in ihren Quartieren allerlei treiben dürfen (wie Lotterien u. dgl.), was den Eingebornen verboten ist, so macht das nicht nur böses Blut, sondern wirkt auch auf die Dauer demoralisirend. Wären die Missionare die einzigen Ausländer in Japan, so wäre das nicht so schlimm. Leider fehlt es aber dort nicht an rohen und gewaltthätigen Namenchristen, die das Europäerthum verhaßt machen und auch das Evangelium in Verruf bringen. Außerdem gilt ja seit dem 16. Jahrhundert das Christenthum als eine staatsgefährliche Religion, in deren Gefolge es zu Revolutionen und Fremdenherrschaft kommen könnte. Eingeborne, die sich taufen lassen, gelten daher leicht für unpatriotisch,

*) In einem Jahresbericht der südstaatlichen amerikanischen Presbyterianer-Kirche (1881) wird ein Missionsunternehmen in Afrika warm befürwortet und bei dieser Gelegenheit das denkwürdige Wort gesprochen: „Wenn auch im Charakter der Afrikaner selbst *nichts liegt*, was unsere Herzen zu ihnen hinziehen könnte — *kein heidnisches Volk hat ja solche Eigenschaften* — sollte denn nicht wenigstens das Mitleid uns bewegen u. s. f.?"!

Konferenz mit ihnen zu halten, in der ich ihnen u. And. erklärte, sie hätten mich mit ihren unverschämten Forderungen jetzt soweit getrieben, daß ich in Zukunft nichts mehr von ihnen kaufen würde, da ich alles viel billiger und besser bei den Heiden bekommen könne. Darauf sagten etliche: ‚Wenn Du nichts mehr von uns kaufst, so opfern wir auch in der Kirche nichts mehr!' Damit kamen wir auf den zweiten Punkt unserer Verhandlungen — auf das Kirchenopfer ....."

Diese ungefärbte Darstellung läßt uns recht klar hineinsehen in die Unzuträglichkeiten einer allzu großen kulturellen Erhabenheit des Missionars über die Eingebornen. Und wie muß vollends den an Europäer noch gar nicht gewöhnten Schwarzen am Njassa- und Tanganjika-See zu Muthe sein, wenn sie da Missionsdampfer hin- und herfahren sehen, Druckerpressen, Nähmaschinen, photographische Apparate und magische Laternen kennen lernen. Geschieht in dieser Richtung nicht auch wirklich zu viel des Guten? Wird durch die verfrühte Einführung von Maschinen und raffinirten europäisch-amerikanischen Apparaten die Kluft zwischen den fremden Eindringlingen und den Landeskindern nicht nur noch größer gemacht? Ist es nicht schöner und fruchtbringender, wenn die Missionare sich den Landessitten anbequemen oder doch mit eigener Hand diese und jene Arbeiten verrichten, die den Eingebornen zu verstehen und nachzuahmen nicht unmöglich ist? Wenn z. B. die Missionare in Uganda eigenhändig ihr Brot backen, Zucker sieden, Bier brauen, einen Brunnen graben, einen Wagen zimmern, die Zugochsen angewöhnen und unzählige andere Dinge der Art thun müssen, bringt sie das den Eingebornen nicht viel näher und wirkt das auf dieselben nicht auch viel anregender, als wenn sie alles und alles nur aus Europa beziehen und so ein künstliches, den unwissenden Schwarzen wahrscheinlich recht unheimlich vorkommendes Leben führen? Auch die Importirung europäischer Häuser, theils aus Holz, theils aus Eisen, soviel Mühe und Arbeit dadurch erspart werden mag, wirkt gewiß nicht gut auf die Neger. Hier ist das Kritisiren leicht, das besser machen — so gut wie unmöglich, denn in Afrika muß eben alles daran gesetzt werden, die Gesundheit der Missionare zu schonen und ihr Leben zu erhalten.

Aber das alles sind ja doch nur äußere Dinge. Viel schlimmer ist's, wenn Missionare den Eingebornen innerlich so fremd bleiben,

daß sie nichts Gutes und Liebenswürdiges, am Ende gar nichts Menschliches an ihnen zu entdecken vermögen, wie das auch schon vorgekommen ist*) — oder daß sie die Sprache nie recht lernen und daher nach Form und Inhalt unverstanden bleiben bei ihren Predigtversuchen. Einen Indianer soll einmal so ein zugeknöpfter, mit Kopf und Herz wahrscheinlich noch in der süßen Heimat lebender Schwarzrock ohne weitere Vorrede aufgefordert haben: er solle nur getrost „alle seine Lasten auf den Herrn Jesus werfen," worauf jener kühl erwiderte: er habe nichts mit Lasten zu thun, das Lasttragen besorge sein Weib! — Doch das nur nebenbei. —

Gehen wir nach Japan, so haben wir etwas Aehnliches wie in Indien. Denn obgleich hier die Fremden nicht die herrschende Rasse sind, so nehmen sie kraft der Verträge doch eine so bevorzugte Ausnahmestellung ein, daß der in nationaler Beziehung überaus mißtrauische und empfindliche Japaner ihnen bitter bös ist. Daß die in Japan lebenden und Geschäfte treibenden Ausländer den japanischen Gesetzen nicht sollen unterworfen sein, das kränkt den Nationalstolz auf's tiefste, zumal da dies Privilegium der sogenannten Exterritorialität nicht selten mißbraucht wird und leicht dazu führt, daß das Ansehen der Gesetze überhaupt geschwächt wird. Wenn z. B. die Europäer und Amerikaner in ihren Quartieren allerlei treiben dürfen (wie Lotterien u. dgl.), was den Eingebornen verboten ist, so macht das nicht nur böses Blut, sondern wirkt auch auf die Dauer demoralisirend. Wären die Missionare die einzigen Ausländer in Japan, so wäre das nicht so schlimm. Leider fehlt es aber dort nicht an rohen und gewaltthätigen Namenchristen, die das Europäerthum verhaßt machen und auch das Evangelium in Verruf bringen. Außerdem gilt ja seit dem 16. Jahrhundert das Christenthum als eine staatsgefährliche Religion, in deren Gefolge es zu Revolutionen und Fremdenherrschaft kommen könnte. Eingeborne, die sich taufen lassen, gelten daher leicht für unpatriotisch,

*) In einem Jahresbericht der südstaatlichen amerikanischen Presbyterianer-Kirche (1881) wird ein Missionsunternehmen in Afrika warm befürwortet und bei dieser Gelegenheit das denkwürdige Wort gesprochen: „Wenn auch im Charakter der Afrikaner selbst nichts liegt, was unsere Herzen zu ihnen hinziehen könnte — kein heidnisches Volk hat ja solche Eigenschaften — sollte denn nicht wenigstens das Mitleid uns bewegen u. s. f.?"!

auch wenn sie den Fremden als solchen ebenso feind sind, wie der verstockteste Heide. Ja, das war bisher gerade ein Hauptfehler der japanischen Christen, daß sie nicht selten in jedem Missionar mehr den Ausländer, als den Bruder sahen. Durch die schon mehrfach erwähnte Erweckung soll es besser geworden sein. Aber erst wenn jene Exterritorialität ein Ende hat, wird der japanische Patriotismus ganz zufriedengestellt sein. Alle Missionare sind denn auch mit ihren eingebornen Brüdern darin einig, daß wenn das Evangelium in Japan den Sieg davontragen soll, es möglichst von seinen fremdländischen Repräsentanten und Beziehungen losgelöst und von den Landeskindern selbst in selbständiger Weise und nationaler Gewandung weiter verbreitet werden muß.

Aehnlich — obschon in mancher Beziehung besser, in anderer dagegen noch schlimmer — steht es in China.

Am tiefsten eingeschnitten in's Innere einer Mission aber hat diese Frage auf einem Gebiet, wo der nationale, kulturelle und religiöse Gegensatz zwischen den Missionaren und den Eingebornen entfernt nicht so groß ist, wie in China, Afrika und andern Heidenländern. Wir meinen das armenische Missionsgebiet in der Türkei, wo seit 50 Jahren mit großer Energie und entsprechendem Erfolg von den Amerikanern gearbeitet wird. Die Armenier sind die älteste christliche Nation der Welt, sie haben eine ausgedehnte kirchliche Literatur und sind auch der Rasse nach mit uns Europäern und unseren amerikanischen Vettern verwandt. Da sollte man meinen, daß alles weit glatter gehen müßte. Aber es wiederholt sich auch hier die alte Erfahrung, daß Meinungsverschiedenheiten und Streitigkeiten zwischen einander in mancher Hinsicht Nahestehenden viel bitterer empfunden werden, als zwischen solchen, die so gut wie nichts miteinander gemein haben. So ist der Antagonismus zwischen Christen auf der einen und Juden oder Muhammedanern auf der anderen Seite größer, als der zwischen Christen und Heiden. Etwas Aehnliches macht sich in der armenischen Mission geltend. Gerade weil die Armenier und die Amerikaner so viel Gemeinsames haben, empfinden jene es um so kränkender, daß diese ihnen überlegen sind, an ihnen missioniren und ihre alten Kirchenordnungen nach modernen amerikanischen Ideen ummodeln wollen. Und doch bedarf ihr Christenthum in hohem Grade einer solchen

Beeinflussung von außen, denn todtes Formelwesen und krasser Aberglaube haben dasselbe im Laufe der Jahrhunderte gar sehr verunstaltet und seines Gehaltes entleert.

Anfangs war es freilich nur auf eine Wiederbelebung und Reformation der armenischen Kirche abgesehen; aber die hierauf gerichteten Hoffnungen und Bestrebungen scheiterten am Widerstand der auf ihren Einfluß eifersüchtigen Geistlichkeit, und es blieb den Amerikanern schließlich nichts anderes übrig, als die evangelisch Gesinnten in separirte Gemeinden zu sammeln und diese nach ihrer eigenen Independenten-Art zu organisiren. Die Erfolge sind bedeutend. Aus 15 protestantischen Gemeinden des Jahres 1853 sind in 30 Jahren 103, aus 351 erwachsenen Gemeindegliedern 7395 geworden. Die Zahl der eingebornen Pastoren ist 61, die der Laienprediger noch viel größer. Im Jahr 1853 bestand nur ein Missionsseminar mit 50 Zöglingen in Konstantinopel und zwei Töchterschulen, die eine ebenfalls in der Hauptstadt, die andere in Aintab, mit zusammen 47 Mädchen; jetzt bestehen 32 höhere Lehranstalten für Jünglinge mit zusammen 865 Studenten und 20 Töchteranstalten mit 777 Mädchen. Dazu kommt noch — mit 200 Zöglingen — das Robert-Collegium in Konstantinopel, das zwar nicht der Mission gehört, aber in engster Verbindung mit ihr steht.

So erfreulich nun das alles ist, so schmerzlich ist auf der anderen Seite die Thatsache, daß das Verhältniß zwischen den amerikanischen Missionaren und den durch sie gegründeten Gemeinden je länger je mehr ein gespanntes geworden ist. In ihrem Eifer, die Gemeinden auf eigene Füße zu stellen und die Ausgaben der Missionsgesellschaft im Interesse anderer noch bedürftigerer Länder auf ein Minimum herabzudrücken, giengen die Missionare manchmal so weit, daß nicht nur große Unzufriedenheit bei ihren armenischen Mitarbeitern und deren Pflegbefohlenen erregt, sondern auch das Werk selbst geschädigt wurde, zumal da die Armenier unter dem aussaugerischen Druck der türkischen Beamten, durch Mißernten und endlich infolge des russisch-türkischen Kriegs ökonomisch immer tiefer herunterkamen, während die ausländischen Missionare unter dem Schutz ihres Gesandten und reichlich mit allem Comfort versehen, ein in den Augen der Eingebornen wahrhaft fürstliches Leben führten. Von ihnen auch politisch und finanziell unterstützt zu werden —

das war ihr Begehren, und je weniger die Missionare auf solche Wünsche eingehen konnten, desto lebhafter verlangten die strebsameren und anspruchsvolleren unter den Armeniern, daß nicht die Missionare allein, sondern s i e mit ihnen über die aus Amerika kommenden Gelder sollten verfügen dürfen. Die Missionare erschienen ihnen nicht mehr als die Vermittler der von Seiten der amerikanischen Christenheit ihnen zugedachten Wohlthaten, sondern als die Hauptursache, warum diese Wohlthaten nicht mehr so reichlich flossen, wie in früheren Zeiten, ja am Ende gar als unredliche Leute, die in selbstischem Interesse das amerikanische Geld zurückhielten. Dazu kam, daß die Zahl solcher von Jahr zu Jahr wuchs, die in einer Missionsanstalt ausgebildet worden und sich dort an ein Leben gewöhnt hatten, das sie als Schulmeister oder Pfarrer in armen armenischen Gemeinden nicht fortführen konnten. Manchen von diesen — wie auch andern armenischen Jünglingen — gelang es nach Amerika zu kommen, um sich hier den letzten Bildungsschliff zu holen und dann als den Missionaren ebenbürtige Theologen, Aerzte u. dgl. in ihre Heimat zurückzukehren. Das sahen die Missionare nicht gern, zumal wenn die Betreffenden sich in Amerika auf's fromme Betteln legten. In einigen Fällen weigerten sie sich, die gewünschten Empfehlungsbriefe zu schreiben, in einigen warnten sie sogar ihre Landsleute vor solchen orientalischen Gästen, während die Missionskommittee bei dem Grundsatz beharrte, keinen „Eingebornen," auch wenn er in Amerika seine Ausbildung und die Ordination erhalten, als „Missionar" auszusenden, d. h. ihm Sitz und Stimme im Missionarskollegium einer Station oder eines Missionsdistrikts zu geben. Auf diese und allerlei andere Weise wurden Neid, Mißtrauen und Scheelsehen vermehrt.

Seitdem die alte Kirche den Einfluß der aufstrebenden protestantischen Gemeinden nicht mehr ausschließen konnte, ist nun auch in ihr da und dort ein Verlangen nach Reformationen erwacht, dem sich viele Priester kaum mehr entziehen können oder wollen. Eben dieser Erfolg der Mission weckt aber bei weltlichgesinnten Gemeindegliedern ein Verlangen, mit der alten Kirche innigere Gemeinschaft zu pflegen als bisher üblich war. Und je näher dann die Aussicht auf eine Erneuerung der ganzen Kirche, der ganzen armenischen Nation zu rücken scheint, desto unverständiger tadeln solche kühle Protestanten das Verfahren der Mission in den vier-

ziger Jahren; sie vergessen, daß damals der Patriarch die evangelisch Gesinnten ausschloß, verfluchte und verfolgte, und erklären es für den schlimmsten Mißgriff, daß die Missionare überhaupt je eine Sonderkirche gründeten.

Eine weitere Quelle von Unzufriedenheit liegt darin, daß viele Missionare, fast ausschließlich mit literarischen und andern Stubenarbeiten beschäftigt, nur wenig Verkehr mit den eingebornen Christen haben und diesen als zugeknöpfte Paschas erscheinen, die um das Volk sich nicht kümmern. Natürlich stehen auch manche Eingeborne in Dienst und Sold der Missionare, und das Verhältniß zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern ist ja in aller Welt ein heikles, zumal wenn nationale Antipathien dazu kommen. So war denn an Gelegenheit zu allerlei Mißverständnissen kein Mangel, und der Teufel, der ja seine Freude an dergleichen Zerwürfnissen haben muß, schürte ohne Zweifel das Feuer. Hin und her wurde gehandelt und verklagt, bis endlich die Missionsgesellschaft in ihrer Jahresversammlung 1882 beschloß, eine Untersuchungskommission an Ort und Stelle zu senden, welche 1883 wirklich nach Konstantinopel abgieng, während gleichzeitig auch die Missionskommittee mehrere Visitatoren dahin absandte. Die Sache wurde sehr ernst genommen und von vielen um ein gnädiges Eingreifen Gottes gebetet.

Im Mai fanden dann eine Reihe von Konferenzen in Konstantinopel statt, wo alle Standpunkte vertreten waren. Missionare, eingeborne Pastoren und Abgeordnete, Vertreter des amerikanischen Missionspublikums und der Missionsleitung — alle konnten sich aussprechen und nicht nur die Ansichten der Gegner, sondern auch diese selbst kennen lernen. Spürbar wehte der Geist Gottes in diesen Versammlungen; alle Anwesenden schienen durchdrungen von dem Gefühl, daß hier mit Aufstellung von Regeln und überhaupt einer rechtlich-büreaukratischen Behandlung der Sache nicht geholfen werden könne, sondern daß die Herzen einander näher kommen müßten. Durch Gottes Gnade scheint nun das auch geschehen zu sein, und man darf hoffen, daß „die armenische Frage“ damit in ein friedlicheres und gesunderes Stadium eingetreten ist. Die Frage selbst freilich wird stehen bleiben, bis die Armenier keiner ausländischen Missionare mehr bedürfen. Daß dieser Zeitpunkt bald kommen möge, das wünscht niemand lebhafter, als die Missionare selbst.

Inzwischen gibt man sich in Amerika alle Mühe, den ersprießlichsten modus vivendi zwischen Armeniern und Missionaren herauszufinden. Bei der letzten Jahresversammlung der amerikanischen Missionsgesellschaft in Detroit (Oktober 1883) wurde schier ein ganzer Tag auf diese Angelegenheit verwendet. Da saßen die Tausende von Festgästen Stunden lang in der Kirche und hörten geduldig die Berichte der Visitatoren und die Vorschläge der Kommittee an, um dann endgiltig eine Reihe von Beschlüssen in der Sache zu fassen — wohl ein beschämendes Beispiel für die Mehrzahl der Missionsfreunde bei uns, die immer nur „Erbauliches" und nie etwas „Unerbauliches" aus der Mission hören möchten und denen wahrscheinlich schon die bloße Aufzählung der oben erwähnten „Beschlüsse" zu viel werden würde. Es genüge, nur die Hauptpunkte hier zu erwähnen:

1) Die Gesellschaft ist dafür, daß an den Berathungen der Missionare über die Details der evangelistischen, literarischen und pädagogischen Missionsarbeit, sowie an der Ausarbeitung der Voranschläge für die von der Missionskasse zu zahlenden Gelder Abgeordnete der Gemeinden theilnehmen.

2) Es bleibt aber dabei, daß alle aus der Missionskasse verwilligten Gelder nur durch die Missionare verwaltet und verausgabt werden dürfen, da sie die einzigen verantwortlichen Agenten der Gesellschaft sind.

3) In allen innern Angelegenheiten sind die einzelnen Gemeinden und Gemeindeverbände (Unionen genannt) ganz unabhängig von der Mission, und da wo sie die Hälfte oder beinahe die Hälfte der Unkosten zu tragen im Stande sind, sollen sie auch die eigentliche Missionsarbeit im betreffenden Distrikt ganz selbständig leiten.

4) Denn als Hauptträger der Missionsarbeit in der Türkei sind die eingebornen Gemeinden anzusehen; die Missionsgesellschaft und die Missionare betrachten sich hierin nur als ihre Gehilfen, so lange eine solche Hilfe überhaupt nöthig ist.

5) Damit so bald als möglich die gesammte Arbeit und Verantwortlichkeit an die Eingebornen übergehen und die Mission „weiter ziehen" kann, sollen tüchtige Männer aus ihnen jetzt schon an verantwortungsvolle und wichtige Posten gestellt werden, z. B als Lehrer in den Seminaren, als Redakteure von Zeitschriften u. s. w.

Gerade diese Unterbrechung des Werkes mußte nämlich dazu dienen, demselben in der abendländischen Christenheit neue Freunde zu gewinnen und neue Herzen zu erschließen. Im Jahre 1840 nach Amerika zurückgekehrt, besuchte Dr. Parker hier alle größeren Städte und später auch England und Schottland, um überall für seine Sache zu werben. Und es gelang ihm, nicht nur unter den Missionsfreunden, sondern hie und da auch in den Kreisen derer, die blos „Menschenfreunde" sein wollen, ein lebhaftes Interesse für China und die ärztliche Mission daselbst zu wecken. Die meisten der damals gegründeten Hilfsvereine sind freilich nur von kurzer Dauer gewesen; aber einer derselben, die „Edinburger ärztliche Missionsgesellschaft" (seit Nov. 1841) besteht heute noch und hat bereits eine ganze Reihe vorzüglicher Missionsärzte in alle Welttheile ausgesandt.

Als Dr. Parker nach dem Friedensschluß 1843 nach China zurückkehrte, war sein Erstes die Wiedereröffnung des Hospitals in Kanton. Noch 12 Jahre lang durfte er demselben vorstehen. Im Jahr 1855 mußte er, vom Danke vieler Tausende begleitet, das chinesische Arbeitsfeld verlassen. Aber ein nicht weniger tüchtiger und hingebungsvoller Mann wurde in Dr. Kerr sein Nachfolger. Auch ihn hatte eine amerikanische Gesellschaft (die presbyterianische) ausgesandt. 53,000 Fälle waren von 1843 an im Hospital zu Kanton, das seitdem auch andern Kranken, nicht nur Augenleidenden, seine Thore geöffnet hatte, behandelt worden. Zahlreiche schwere Operationen, wie Steinschnitt, Ausschneiden von großen Geschwüren, Amputationen rc. hatten das Volk mit Staunen erfüllt über den Muth und die Geschicklichkeit des fremden Arztes; und vor allem war es nun thatsächlich erwiesen, daß die Fremden es nicht nur verstanden, die fürchterlichsten Deformationen des menschlichen Körpers zu entfernen und die schmerzhaftesten Krankheiten zu heilen oder doch zu lindern, sondern daß sie auch ein Herz, ein mitfühlendes, hilfebereites Herz hatten für die Noth des Volkes. Denen, welche man bisher als fremde Barbaren nur verachtet und gehaßt hatte, mußte man jetzt nicht nur Anerkennung zollen, sondern auch von Herzen dankbar sein. Diese ihre Dankbarkeit auszusprechen, fanden denn auch die Geheilten oft nicht Worte genug. Einmal kam es vor, daß die Blinden eines entfernten Ortes gemeinsam ein Boot mietheten, um auf dem Ostfluß nach Kanton zu fahren, wo sie 4—5 Tage lang geduldig

den vier Jahren ihres Bestehens nicht weniger als 6000 Kranke vorgesprochen hatten.

Die große amerikanische Missionsgesellschaft in Boston war die erste, welche die Bedeutung ärztlicher Praxis für die Missionsarbeit erkannte und demgemäß 1834 den ersten eigentlichen Missionsarzt — Dr. Parker — nach China sandte. Damals war der Verkehr mit dem Auslande noch sehr eingeschränkt, kaufmännische Geschäfte konnten nur unter großen Schwierigkeiten gemacht werden und Mission zu treiben war geradezu verboten. Doch wurde Dr. Parker nicht gehindert, sich in Kanton niederzulassen. So exklusiv China auch war und zum Theil noch ist — die Krankheit kann es nicht ausschließen, und ebensowenig das Verlangen nach körperlicher Heilung unterdrücken. Da nun, neben Hautkrankheiten, namentlich Augenleiden hier zu Lande sehr häufig sind und gerade in der Augenheilkunde die chinesischen Aerzte so rathlos sind, daß sie in den meisten Fällen mehr schaden als nützen, so beschloß Dr. Parker, auf diesem Gebiete zu beginnen, und eröffnete 1835 eine Augenheilanstalt.

Am ersten Tage kam kein einziger Patient, am zweiten nur eine augenkranke Frau, am dritten war es schon ein halb Dutzend, und bald kamen sie in Haufen, so daß an Tagen, die zur Aufnahme neuer Patienten bestimmt waren, die Hospitaleingänge förmlich belagert waren, ja manche Kranke die ganze Nacht vorher wartend auf der Straße zubrachten, um ja am nächsten Morgen rechtzeitig auf dem Platz zu sein. Bald war Parkers Name in aller Mund. Und angesichts seines erfolgreichen Wirkens verbanden sich im Februar 1836 Kaufleute und Missionare zu einer ärztlichen Missionsgesellschaft, die sich den Unterhalt des Kantoner Hospitals und überhaupt die Förderung der ärztlichen Mission in China zur Aufgabe machte und heute noch besteht. Ihr erster Präsident war der oben erwähnte Dr. Colledge.

Das in Kanton so hoffnungsvoll begonnene Werk blieb aber leider nicht ungestört. Bereits hatten im Lauf von 5 Jahren 9000 Leidende hier ein Bethesda gefunden, als der erste englisch-chinesische Krieg ausbrach und in Folge dessen das Leben aller Ausländer in Kanton so gefährdet war, daß Dr. Parker sich zum Abzug genöthigt sah. Aber auch hier zeigte es sich:

„Auch das Kleinste und Gemeinste
Kommt von Seiner Vorsicht her!“

Gerade diese Unterbrechung des Werkes mußte nämlich dazu dienen, demselben in der abendländischen Christenheit neue Freunde zu gewinnen und neue Herzen zu erschließen. Im Jahre 1840 nach Amerika zurückgekehrt, besuchte Dr. Parker hier alle größeren Städte und später auch England und Schottland, um überall für seine Sache zu werben. Und es gelang ihm, nicht nur unter den Missionsfreunden, sondern hie und da auch in den Kreisen derer, die blos „Menschenfreunde" sein wollen, ein lebhaftes Interesse für China und die ärztliche Mission daselbst zu wecken. Die meisten der damals gegründeten Hilfsvereine sind freilich nur von kurzer Dauer gewesen; aber einer derselben, die „Edinburger ärztliche Missionsgesellschaft" (seit Nov. 1841) besteht heute noch und hat bereits eine ganze Reihe vorzüglicher Missionsärzte in alle Welttheile ausgesandt.

Als Dr. Parker nach dem Friedensschluß 1843 nach China zurückkehrte, war sein Erstes die Wiedereröffnung des Hospitals in Kanton. Noch 12 Jahre lang durfte er demselben vorstehen. Im Jahr 1855 mußte er, vom Danke vieler Tausende begleitet, das chinesische Arbeitsfeld verlassen. Aber ein nicht weniger tüchtiger und hingebungsvoller Mann wurde in Dr. Kerr sein Nachfolger. Auch ihn hatte eine amerikanische Gesellschaft (die presbyterianische) ausgesandt. 53,000 Fälle waren von 1843 an im Hospital zu Kanton, das seitdem auch andern Kranken, nicht nur Augenleidenden, seine Thore geöffnet hatte, behandelt worden. Zahlreiche schwere Operationen, wie Steinschnitt, Ausschneiden von großen Geschwüren, Amputationen ꝛc. hatten das Volk mit Staunen erfüllt über den Muth und die Geschicklichkeit des fremden Arztes; und vor allem war es nun thatsächlich erwiesen, daß die Fremden es nicht nur verstanden, die fürchterlichsten Deformationen des menschlichen Körpers zu entfernen und die schmerzhaftesten Krankheiten zu heilen oder doch zu lindern, sondern daß sie auch ein Herz, ein mitfühlendes, hilfebereites Herz hatten für die Noth des Volkes. Denen, welche man bisher als fremde Barbaren nur verachtet und gehaßt hatte, mußte man jetzt nicht nur Anerkennung zollen, sondern auch von Herzen dankbar sein. Diese ihre Dankbarkeit auszusprechen, fanden denn auch die Geheilten oft nicht Worte genug. Einmal kam es vor, daß die Blinden eines entfernten Ortes gemeinsam ein Boot mietheten, um auf dem Ostfluß nach Kanton zu fahren, wo sie 4—5 Tage lang geduldig

auf die Aufnahme ins Hospital warteten. Reiche und Arme, Regierungsbeamte und Bücherleser, Kaufleute, Künstler und Landleute, alle Stände waren unter den Hilfesuchenden vertreten.

Den amerikanischen Missionsärzten waren bald auch englische an die Seite getreten. Im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft hatte sich 1839 Dr. Lockhardt in Macao niedergelassen, war aber von hier und gleich darauf auch von der Insel Khusan, wo er einen zweiten Versuch gemacht hatte, vertrieben worden und nach Hongkong geflohen, wo er von der oben erwähnten „ärztlichen Missionsgesellschaft in China" unterstützt, ein Hospital bauen und 1843 eröffnen konnte. Ihm folgte dann schon 1844 Dr. Hobson. Er selbst gründete in dem eben erst den Fremden eröffneten Schanghai ein neues Hospital.

Unter den andern von der Londoner Missionsgesellschaft ausgesandten Aerzten sei hier noch Dr. Dudgeon erwähnt, der als Lehrer der Anatomie und Physiologie an der chinesischen Arzneischule in Peking eine einflußreiche Stellung hat.

Was die deutschen Missionsgesellschaften betrifft, so hat bis jetzt nur der Berliner Hauptverein für China, und zwar im Jahr 1855, einen eigentlichen Missionsarzt — Dr. Göcking — ausgesandt. Er wirkte zunächst während der Kriegsjahre auf Hongkong und hielt sich dann längere Zeit auf verschiedenen Inlandstationen auf, bis er krank in die Heimat gebracht werden mußte. Durch seinen demüthigen Jüngersinn und seine hingebungsvolle Liebe hat er in vieler Herzen tiefe Eindrücke zurückgelassen.

Die Barmer und die Basler haben zwar noch keinen Arzt von Fach nach China entsandt, sie lassen aber ihren Missionaren während der Vorbereitungszeit im Missionshaus eine ziemlich gründliche medicinische Schulung angedeihen. Diese anzuwenden und weiter zu bilden bleibt den Einzelnen überlassen. Ganz sich der medicinischen Praxis zu entschlagen, ist hier in China geradezu unmöglich, da oft täglich, besonders zu gewissen Jahreszeiten, der Andrang der Hilfesuchenden so groß ist, daß man ein Herz von Stein haben müßte, wenn man sie alle von sich weisen wollte. Schwierigere Fälle weist man natürlich, wenn ein solches in der Nähe ist, in's Missionsspital. Oft kann man aber auch mit geringen Kenntnissen durch schnelles Eingreifen den Kranken große Hilfe leisten. Bis vor kurzem war die ärztliche Missionsgesellschaft in

China bemüht, Missionaren, die Liebe zur Sache und einige medicinische Kenntnisse hatten, durch unentgeltliche Verabfolgung von Medikamenten behilflich zu sein. Und mehrere Barmer Missionare haben in ausgedehnter Weise von dieser Freundlichkeit Gebrauch gemacht. Nun, da auch ein Basler Missionar diese Gelegenheit benutzen wollte, um auf der neuen Station Ka-jin-tschu eine »Dispensary« zu eröffnen, ist in Folge eines Kommitteewechsels in jener Gesellschaft dieselbe abgeschnitten.

Ohne mit einer Missionsgesellschaft in direkter Verbindung zu stehen, prakticirt seit 1871 Dr. White in Tschin-kiang. Einen weiteren Versuch dieser Art hat der Däne Jeremiassen gemacht. Er versuchte zuerst sich auf Formosa durch ärztliche Praxis Eingang zu verschaffen, fühlte aber gar bald den Mangel gründlicher fachmännischer Bildung und gieng daher auf einige Monate zu Dr. Kerr nach Kanton, wo er fleißig gelernt und sich geübt hat. Jetzt ist er der Missionspionier von Hainan, dieser großen, noch ganz heidnischen Insel, geworden.

Außer den männlichen Arbeitern haben wir aber in der medicinischen Mission auch eine ganze Reihe weiblicher. Wegen der Abgeschlossenheit, in welcher sie der Landessitte gemäß leben müssen, kommt es vor, daß kranke Chinesinnen höhern Standes selbst den eingebornen Arzt nicht vorlassen, sondern ihm nur durch einen Vorhang hindurch die Hand zum Pulsfühlen hinausstrecken. Für einen Ausländer sind sie natürlich noch viel unzugänglicher. Wie viel Elend und Jammer da oft hinter einer gefälligen, ja vielleicht vornehmen Außenseite versteckt liegen, davon können wir uns kaum einen Begriff machen. Schon das sog. „Fußbinden", dem ja gerade die Mädchen höheren Standes in China unterworfen sind, bringt viel Schmerzen mit sich, und dann ist's ja den kleinfüßigen Damen kaum möglich, sich die nöthige Leibesbewegung zu verschaffen. Träge dasitzen, höchstens sich in einer Sänfte herumtragen lassen — das ist ihr Loos, allerlei Krankheit die natürliche Folge. Sollen auch die Mütter und Mädchen von China an den Segnungen der ärztlichen Mission theilhaben, so kann das nur durch Frauen geschehen. Die erste Dame, die als Missionsärztin nach China kam und sich im Jahre 1873 in Peking niederließ, war Frl. Lucinde Combs. Auf der wesleyanischen Akademie in Cazenovia hatte sie ihre Studien begonnen, in der Arzneischule zu Philadelphia dieselben vollendet. So sind es hier auch die

Amerikaner, welche den Anfang gemacht. Im Dienste der bischöflich-methodistischen Kirche von Amerika folgte 1874 die vielverdiente Frl. Trask, und noch berühmter ist ja die unseren Lesern längst bekannte Frl. Dr. Howard, der es gelang, die Gattin des großen Vicekönigs Li-Hang-Tschang zu heilen, und die dann mit seiner Hilfe ein Frauenkrankenhaus in Tientsin hat eröffnen können.



Eine chinesische Mutter mit ihrem Töchterlein.

Eine uns vorliegende Liste der protestantischen Missionen in China, Japan und Siam vom November 1881 weist aus, daß von den 30 zur Zeit in China arbeitenden Missionsgesellschaften 12 Aerzte und 4 davon auch Aerztinnen ausgesandt haben. Im Ganzen sind unter den 426 Missionsarbeitern Chinas 21 Aerzte und 11 Aerztinnen —

immerhin eine schöne Zahl, zumal wenn man bedenkt, daß sie beständig im Zunehmen ist.

Wenden wir uns nun der Arbeit selbst zu. Meist gewinnt dieselbe durch Gründung eines Hospitals ihren Ausgangs- und Mittelpunkt. Da hat der Missionsarzt sozusagen sein Hauptquartier, von da aus betreibt er auch die Reisepraxis, vorausgesetzt daß er einen Kollegen zur Seite hat oder daß er durch selbst erzogene eingeborne Assistenten sich eine Vertretung geschaffen hat, die seine zeitweilige Abwesenheit ermöglicht. Gerade für diese Heranbildung eingeborner Kräfte ist das Hospital von großer Bedeutung. Andrerseits trägt die Reisepraxis dazu bei, das Hospital in immer weiteren Kreisen bekannt zu machen. Vom Hospital, der Hauptstation aus — wie wir sagen wollen — werden Filiale gegründet, sogenannte Dispensaries, Hallen, in denen die Kranken mit Medicin und ärztlichem Rath bedient werden. Vom Hospital aus geht ihnen der Bedarf an Arzneien zu und sie hinwiederum überweisen schwierige Fälle, die der Hospitalverpflegung oder umständlicher Operation bedürfen, dem Hospital. Hier hat denn der Missionsarzt auch seinen sprachlichen Apparat, d. h. die zu literarischer Arbeit nöthige Hilfe von Munschis, Wörterbüchern u. s. w. Doch gelingt es nicht immer, auf einem neu in Angriff genommenen Gebiet gleich ein Hospital zu errichten, da ja in China, wie schon für den Eingebornen so noch vielmehr für den Fremden das Bauen immer mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, wie sie theils aus dem Volksaberglauben, theils aus der Mißgunst der Beamten, ganz abgesehen von den erforderlichen Geldmitteln entspringen. So sehen wir denn in der Geschichte der medicinischen Mission in China allenthalben in den großen Hafenstädten Schanghai, Swatau, Amoy, Macao &c., wo die Ausländer ja vertragsmäßig das Niederlassungsrecht haben, Hospitäler ohne große Schwierigkeit entstehen, während man sich im Inlande vorerst mit bescheidenen Dispensaries begnügen muß.

So wurde z. B. schon 1850 Dr. Welton von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft in Futschau stationirt. Am Fuße eines Hügels in der Stadt, in einem alten Tempelgebäude, fand er ein Unterkommen, dort empfieng und behandelte er seine Patienten, von denen jeder einen Traktat: „Der wahre Arzt" zu lesen bekam. Es war eine wenig beneidenswerthe Lage, in die er sich um des Herrn willen begeben hatte. Erst im J. 1865 konnte Dr. Osgood die

Errichtung eines Hospitals dort ins Werk setzen. Dasselbe besteht heute noch und ist Unzähligen zum Segen geworden.

Viel schneller gieng es in Ningpo, wo 1844 der amerikanische Presbyterianer Dr. Mc Cartee eine Dispensary eröffnete und Krankenbesuche sowohl machte als empfieng und schon im Jahr darauf Dr. Macgowan ein eigentliches Hospital errichten konnte.

Heute beläuft sich die Zahl der Hospitäler schon auf 21: Peking hat 2, Tientsin 2, Tschifu 1, Schanghai 2, Ningpo 1, Futschau 2, Amoy 1, Hankau 2, Wutschang 1, Hangtschau 1, Swatau 1, Kanton 1, Fatsan 1 und Formosa 3. Daneben bestehen fast ebenso viele Dispensaries und auch einige Opiumasyle. In Tientsin und Wutschang ist je ein Hospital ausschließlich für Frauen und Kinder bestimmt.

In den Hafenstädten haben die dort angesiedelten europäischen und amerikanischen Kaufleute das Meiste zur Errichtung dieser Krankenhäuser beigetragen, hie und da sind auch von den Chinesen selbst, theils von Christen, theils von Heiden, ansehnliche Beiträge gegeben worden. Auf den Inlandstationen aber müssen die heimatlichen Gesellschaften meist allein die Kosten auf sich nehmen. Um solche fern zu halten, die etwa blos zu ihrer Versorgung ins Hospital wollen, läßt man die Kranken für ihre Verköstigung meist selbst sorgen und hilft nur in besonderen Nothfällen mit einer kleinen monatlichen Unterstützung nach, da für die Börse mancher das Abgeschnittensein vom bisherigen Verdienst und die Deckung der Reisekosten ein allzugroßes Opfer ist. Aerztliche Behandlung und Medicinen sind meist frei, doch wird eine Vergütung von Seiten der Vermöglichern gern angenommen. In einigen Hospitälern muß der Kranke beim Eintritt eine gewisse Summe hinterlegen, die ihm erst nach völliger Genesung zurückerstattet wird. Gerade im Interesse der Genesung nämlich empfiehlt sich eine solche Praxis sehr, da oft Halbgeheilte, sich für genesen haltend, davonlaufen, um dann bald in schlimmerm Zustande sich wieder einzustellen. Opiumraucher werden meist etwas strenger behandelt, z. B. in Fatsan, wo seit 1880 die Wesleyaner ein Hospital unter der Leitung von Dr. Wenyon haben, — müssen Opiumraucher, die willens sind, ihr Laster abzulegen, ein Eintrittsgeld von 10 Mk. zahlen, und nach Verlauf von 16 Tagen, falls sie bis dahin nicht geheilt sind, wieder 10 Mk. Für bemitteltere Patienten sind in den meisten Hospitälern kleine Privat-

Erklärung und Feststellung technischer Ausdrücke" und endlich ein „Handbuch über Geburtshilfe". Diese Werke, so verschieden von allen andern, die jemals veröffentlicht wurden in einer 3000 Jahre alten Sprache und in einem Lande, wo schon seit 1000 Jahren die Buchdruckerkunst in Gebrauch ist, erregten großes Aufsehen und wurden nicht nur von eingebornen Aerzten, sondern auch von Literaten und hohen Beamten gelesen. Kurz nach Veröffentlichung des zuerst genannten Werkes wurde dasselbe vom höchsten chinesischen Beamten in Kanton, dem Vicekönig der Provinz, in etwas veränderter Gestalt noch einmal herausgegeben. Die Nachfrage darnach war eine allgemeine. Leute aus allen Theilen des Reichs erwarben sich Exemplare. Sogar in Japan erlebte das Werk eine von Japanern veranstaltete neue Ausgabe, in welcher jedoch alles weggelassen wurde, was auf die christliche Religion Bezug hatte.

Den Werken von Dr. Hobson folgten eine „Abhandlung über Chemie" in 4 Bänden, eine „Arzneimittellehre" in 2 Bänden, ein „Handbuch über Hautkrankheiten," mehrere Broschüren über „Diagnose" und „Syphilis" von Dr. Kerr, „Essays über Pathologie und Chirurgie" von Dr. Dudgeon in Peking, eine „Abhandlung über Geschlechtskrankheiten" von Dr. Manson in Amoy und andere. Die europäischen Kaufleute Schanghai's allein haben 8000 Mk. zur möglichst weiten Verbreitung dieser medicinischen Werke beigetragen.

Wir aber wollen beten, daß all diese um Jesu willen unternommenen Bestrebungen nicht nur den kranken Leibern der Chinesen, sondern auch ihren noch viel kränkern Herzen zum Heile gereichen mögen. Was in dieser Richtung schon an Erfolgen sich gezeigt hat, davon das nächste Mal.



statt, die dann im Beisein der Andern katechisirt und unterrichtet werden. Diejenigen, deren Heimat im Bereich einer Missionsstation liegt, werden nicht im Hospital getauft, sondern an den Missionar ihres Wohnorts gewiesen. Stellen sie sich dort, so ist damit zugleich ein Beweis für die Aufrichtigkeit ihres Verlangens gegeben.

Mit der Verkündigung des Evangeliums geht die Traktatvertheilung Hand in Hand, wurden doch allein im Kantoner Spital im Laufe des Jahres 1881 nicht weniger als 7250 Bücher und Traktate verabreicht, meist wohl umsonst.

Ein weiterer Zweig der Thätigkeit ist die Heranbildung eingeborner Assistenten. Schon Dr. Parker hatte drei junge Leute im Unterricht, ebenso Dr. Hobson in Hongkong. Natürlich sucht man zu diesem Zweck in erster Linie christliche junge Männer zu erhalten. Besonders Begabte wurden auch schon zum Studium der Medicin ins Ausland geschickt. So hatte sich der vor einigen Jahren verstorbene Dr. Wangfun, der im Dienste der Londoner Missionsgesellschaft stand, seine umfassende medicinische Bildung in Edinburg geholt, wo er während seiner Studienzeit sich verschiedene Preise erwarb und schließlich cum laude doktorirte.

Der erste Chinese, der seiner Zeit von Dr. Parker in Kanton unterrichtet wurde, Kwanto, ist auch erst vor einigen Jahren gestorben, allgemein geachtet und betrauert. Namentlich als Chirurg stand er in großem Ansehen. Jetzt ist die Zahl der Assistenten in stetigem Wachsen, und mit den bereits Ausgebildeten, die da und dort sich selbständig etablirt haben, ist China bereits ein großer Dienst geleistet.

Ein weiterer Zweig der ärztlichen Missionsthätigkeit ist die Beschaffung von medicinischen Büchern in chinesischer Sprache, die geeignet sind, den Eingebornen richtigere Begriffe vom Bau des menschlichen Körpers, von den Krankheiten und ihrer Heilung, von den Pflichten des Arztes u. s. w. beizubringen. Auch auf diesem Gebiet ist schon ziemlich viel geschehen. Die ersten Werke dieser Art gab 1850 Dr. Hobson heraus. Es waren eine „Anatomie und Physiologie“ mit Illustrationen, eine „Abhandlung über Luft, Licht, Wärme und Elektricität,“ eine „kurze Belehrung über Astronomie und Naturgesetze zum Verständniß der verschiedenen Naturphänomene,“ „Grundlehren der praktischen Chirurgie,“ eine „Heilkunde, verbunden mit einem medicinischen Vocabularium in Englisch und Chinesisch zur

das Schiff ist so klein und so schlecht; der Kapitän, ein Fidschianer namens Vili, hat keine Instrumente zur Bestimmung der Richtung, und das heißt somit aufs Gerathewohl fahren. Wir verhehlen uns die Gefahren nicht; allein wir wollen uns über die menschliche Klugheit hinwegsetzen und uns ganz der Vorsehung überlassen: der Missionar muß das gar oft thun.

„Am 10. Juni, um 5 Uhr Abends, verlassen wir also Apia mit zwei Samoanern, Lutovio und Alefosio. Kaum an Bord gekommen, mustern wir unsere Mannschaft; ich muß gestehen, daß sie keineswegs angenehm war: sie bestand aus einem jungen Tonganer, einem Neu-Hebriden und einem Kreolen. Zudem war im Hintertheil des Schiffes ein ziemlich breiter Spalt, und Pater Gavet unterließ nicht, mich darauf aufmerksam zu machen, sei es, um mir Furcht einzuflößen, sei es, um mich zu nöthigen, desto andächtiger zu beten. Der Wind wehte stark; deshalb litten wir nichts von dem Einfluß der unterseeischen Strömungen, welche in diesen Gewässern so gefährlich sein sollen.

„Unserem Kapitän waren alle Schwierigkeiten und Gefahren wohl bekannt; er vertraute seinem Stern und fand in der That, ohne sich auch nur um eine Meile zu täuschen, Tokelau leicht; wir dankten deshalb Gott von ganzem Herzen, als wir am 12. Juni auf der ersten dieser Inseln, die von einigen Geographen Clarence genannt wird, ankamen. Wir haben da nur wenige Katholiken. Ein Engländer namens Hai ist König und Besitzer dieses Eilands. Er hatte ehedem einen Franzosen namens Julius Tirel bei sich, und da dieser die unmittelbare Ursache der Einführung des Katholizismus auf den Tokelau-Inseln ist, so kann ich mich nicht enthalten, Ihnen seine Geschichte kurz zu erzählen.

„Es sind nahe an vierzig Jahre, seitdem Hai und Tirel die Meere durchstreiften, um sich ein Königreich zu suchen. Sie fanden die Tokelau-Inseln, bemächtigten sich derselben und wurden deren Könige und Besitzer. Der Franzose war ein braver, gefälliger Mann von ziemlich ordentlicher Aufführung, aber ein Abenteurer, und ein solcher muß sich schlagen. Das war denn auch Julius Tirel's starke Seite. Man sagt, sein gefürchteter Arm habe mehr denn ein Opfer erlegt. Das Glück ist aber veränderlich, und Tirel mußte hiervon bald die traurige Erfahrung machen. Eines Tages gieng er aus, um von einer Insel, Magalogalo genannt, Besitz

Die katholische Mission auf den Tokelau-Inseln.

Bei der ungeheuren Konkurrenz, welche gegenwärtig die römisch-katholische Propaganda uns auf fast allen Missionsgebieten macht, dürfte es wohl für manche Leser interessant sein, von Zeit zu Zeit auch etwas über die Art zu hören, wie katholische Missionare ihr Werk treiben und wie sie selbst darüber berichten.

Der folgende Brief*) des „hochwürdigen Pater Dole aus der Gesellschaft Mariä" an seinen „Prokurator" mag als Probe dienen. Derselbe ist geschrieben am 10. Juli 1882 zu Apia und lautet im Auszug also:

„Gegen 50 Stunden nördlich von Samoa finden sich zahlreiche, sehr dicht beieinanderliegende Inselchen, welche miteinander die sog. Tokelaugruppe bilden. In dieser Gruppe haben wir zwei schöne Christengemeinden; allein ihre Entfernung von Samoa, die Armut des Bodens, die Schwierigkeit der Handelsverbindungen, alles trägt dazu bei, die Zahl der Schiffe, welche sich bisweilen entschließen, an diesen Inseln zu landen, zu mindern; sie sind deshalb nothwendigerweise verlassen. Der letzte Besuch des Missionars fand vor sieben Jahren statt. Seit dieser Zeit erwarteten wir immer, aber vergeblich, eine günstige Gelegenheit, einen neuen Besuch zu machen; endlich bot sich dieselbe zu Anfang des letzten Monats.

„Am 8. Juni erfahren wir, daß sich ein kleines Schiff von 15 Tonnen, der „Mulifanua," zur Fahrt nach den Tokelau-Inseln rüste. Der hochw. Pater Provikar fragt Pater Gavet, ob er diese Reise unternehmen könne. Dieser ist gern dazu bereit, wünscht aber einen Gefährten zu haben. Man schlägt mich vor; ich nehme gern an und freue mich, diese Inseln zu sehen und nach meiner schwachen Kraft an dem Guten mitzuwirken, welches aus diesem apostolischen Unternehmen wird erwachsen können. Wie die Weißen diesen Beschluß erfahren, nennen sie uns Unbesonnene;

---

*) Siehe „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" 1883. III. S. 65 ff.

das Schiff ist so klein und so schlecht; der Kapitän, ein Fidschianer namens Vili, hat keine Instrumente zur Bestimmung der Richtung, und das heißt somit aufs Gerathewohl fahren. Wir verhehlen uns die Gefahren nicht; allein wir wollen uns über die menschliche Klugheit hinwegsetzen und uns ganz der Vorsehung überlassen: der Missionar muß das gar oft thun.

„Am 10. Juni, um 5 Uhr Abends, verlassen wir also Apia mit zwei Samoanern, Lutovio und Alefosio. Kaum an Bord gekommen, mustern wir unsere Mannschaft; ich muß gestehen, daß sie keineswegs angenehm war: sie bestand aus einem jungen Tonganer, einem Neu-Hebriden und einem Kreolen. Zudem war im Hintertheil des Schiffes ein ziemlich breiter Spalt, und Pater Gavet unterließ nicht, mich darauf aufmerksam zu machen, sei es, um mir Furcht einzuflößen, sei es, um mich zu nöthigen, desto andächtiger zu beten. Der Wind wehte stark; deshalb litten wir nichts von dem Einfluß der unterseeischen Strömungen, welche in diesen Gewässern so gefährlich sein sollen.

„Unserem Kapitän waren alle Schwierigkeiten und Gefahren wohl bekannt; er vertraute seinem Stern und fand in der That, ohne sich auch nur um eine Meile zu täuschen, Tokelau leicht; wir dankten deshalb Gott von ganzem Herzen, als wir am 12. Juni auf der ersten dieser Inseln, die von einigen Geographen Clarence genannt wird, ankamen. Wir haben da nur wenige Katholiken. Ein Engländer namens Hai ist König und Besitzer dieses Eilands. Er hatte ehedem einen Franzosen namens Julius Tirel bei sich, und da dieser die unmittelbare Ursache der Einführung des Katholizismus auf den Tokelau-Inseln ist, so kann ich mich nicht enthalten, Ihnen seine Geschichte kurz zu erzählen.

„Es sind nahe an vierzig Jahre, seitdem Hai und Tirel die Meere durchstreiften, um sich ein Königreich zu suchen. Sie fanden die Tokelau-Inseln, bemächtigten sich derselben und wurden deren Könige und Besitzer. Der Franzose war ein braver, gefälliger Mann von ziemlich ordentlicher Aufführung, aber ein Abenteurer, und ein solcher muß sich schlagen. Das war denn auch Julius Tirel's starke Seite. Man sagt, sein gefürchteter Arm habe mehr denn ein Opfer erlegt. Das Glück ist aber veränderlich, und Tirel mußte hiervon bald die traurige Erfahrung machen. Eines Tages gieng er aus, um von einer Insel, Magalogalo genannt, Besitz

zu nehmen; als Gefährten hatte er einen Engländer und einen Deutschen. Nach einiger Zeit ergrimmten die Bewohner von Magalogalo über die Anwesenheit der Weißen und ermordeten den Engländer sammt dem Deutschen in einem Hinterhalt. So blieb noch der Franzose übrig. Ihn offen anzugreifen, war vergebens; man kannte die Gewandtheit Tirel's. Eines Tages nun fällt ihn ein Eingeborener von hinten an; wie er glaubt, ohne bemerkt zu werden. Schon hat er seine Mordkeule geschwungen, aber Tirel wendet sich rasch um und tödtet seinen Gegner mit einem Schlage. Diese That bewirkte, daß ihn die Insulaner noch mehr fürchteten; sie bildeten sich ein, es sei eine geheime Zauberkraft in ihm, und sie warteten einige Zeit, bis sie ihre blutgierigen Anschläge ausführten. Endlich beschlossen sie, ihn in der Finsterniß anzugreifen. In einer Nacht also, da Tirel ruhig in seiner Hütte schlief, überfielen ihn einige der muthigsten und stärksten Eingebornen, banden ihm Hände und Füße und warfen ihn ins Meer. Der Unglückliche kämpfte vergeblich inmitten der Wogen und wandte alle seine Kräfte an, um seine Bande zu brechen und sich durch Schwimmen zu retten; allein es schien alles umsonst. Als er es durch die äußerste Anstrengung noch dazu brachte, der Stricke, welche seine Hände fesselten, los zu werden, schöpfte er einen Augenblick wieder Hoffnung auf Rettung. Da stürzten aber die Insulaner sogleich über ihn her und spalteten ihm mit Keulenschlägen den Kopf. Tirel verschwand in den Wogen. Einige Augenblicke nachher hörte man am Gestade die Siegesgesänge der Wilden von Magalogalo. Julius Tirel hinterließ zwei Kinder: ein Mädchen namens Helena, eine eifrige Katholikin, und einen Knaben, Simi genannt, der ein eben solcher Haudegen war, wie sein Vater.

„Julius Tirel ist, wie ich Ihnen gesagt habe, die unmittelbare Ursache der Einführung des Katholizismus auf Tokelau. Das kam so: Er hatte einen jungen Insulaner namens Justin in seinen Dienst genommen, den er selbst das katholische Gebet lehrte und später an die Missionare in Samoa abtrat. Dieser junge Mann ward den Patres anhänglich und leistete ihnen aus Erkenntlichkeit für den Glauben, den er durch sie im Sakramente der Wiedergeburt erhalten hatte, namhafte Dienste. Später auf seine Insel zurückgekehrt, ward er der Häuptling derselben und führte die katholische Religion daselbst ein. Wir wollen hoffen, Julius Tirel habe

wegen dieses guten Werkes die Gnade verdient, im Augenblick, da ihn die Eingebornen von Magalogalo in den Wogen erschlugen, einen Akt vollkommener Reue zu erwecken.

„Der Engländer, der mit Tirel verbündet war, blieb ruhig auf der Insel Clarence, von der er die Kinder unseres Landsmanns fern zu halten wußte, und ist gegenwärtig der einzige und alleinige Besitzer derselben.

„Entschuldigen Sie diese Abschweifung, und setzen wir unsere Reise jetzt wieder fort. Nachdem wir Clarence durchzogen und den großen Süßwassersee, welcher sich in dessen Mitte befindet, besucht hatten, reisten wir ab, um die anderen Tokelau-Inseln aufzusuchen. Sie liegen 42 Kilometer von da. Ein günstiger Wind bewirkte, daß wir sie in einem Tage erreichten. Wir landeten in Fakaofo. Fakaofo bildet eine Gruppe von mehr als 70 Inselchen, welche hufeisenartig daliegen und durch eine bis an den Meeresspiegel reichende Korallenbank miteinander verbunden sind.

„Ich kann Ihnen die Freude dieser Christengemeinde nicht beschreiben, als sie zwei weiße Sutanen auf dem kleinen Schiffe sahen. Die Nachen sind in einem Augenblick losgebunden und ins Meer gelassen, die Männer kommen eiligst herbei; das Verdeck ist bald voll, unsere Christen fallen auf die Kniee, küssen unsere Hände und bitten um unsern Segen. Sie dachten, einer von uns sei der Bischof, denn sie hatten sagen hören, der hochwürdigste Herr Elloy sei gestorben und habe einen Nachfolger. Wir kündeten ihnen an, daß der hochwürdigste Herr Lamaze an die Stelle des hochwürdigsten Herrn Elloy getreten, daß er sie gern besucht hätte, daß er aber im Augenblick unserer Abreise in Tonga war und infolge dessen nicht kommen konnte. Wir versicherten sie, daß sie dennoch gefirmt werden würden und daß wir die hiezu erforderlichen Vollmachten hätten; dann brachte man uns an's Gestade. Ich erwartete, ein wenig Land zu finden, fand mich aber völlig getäuscht. Es gibt in Fakaofo nur Korallen und Sand; keine Obstbäume wie in Samoa, keine Bananen, keine Brotbäume, überhaupt gar keinen Pflanzenwuchs, nicht einmal Unkraut. Die Kokosbäume allein können auf diesem Boden wachsen und Früchte bringen. Die Eingebornen essen nur Kokosnüsse und einige Fische und Muschelthiere; daher finden unsere Samoaner dieselben im Vergleich zu sich eben so arm, wie wir Europäer die Samoaner für bemitleidenswerth halten.

„Noch war keine Stunde vergangen, da hatte sich schon die ganze Bevölkerung um uns her geschaart und betrachtete uns neugierig. Die Kinder hatten uns kaum bemerkt, als sie so schnell wie sie konnten davon liefen; sie fürchteten sich vor diesen schwarzgekleideten Thieren (!); die kleinsten stießen sogar ein fürchterliches Geschrei aus. Dessenungeachtet tauften wir sie gleich am folgenden Morgen trotz ihres greulichen Lärmens. Es war übrigens keine Zeit zu verlieren, der Kapitän gab uns nur zwei Tage; deßhalb machten sich P. Gavet und ich auch sogleich an die Arbeit. Man schlägt den Lali (eine hölzerne Glocke); alles versammelt sich in der aus Korallen aufgeführten Kirche, einem hübschen kleinen aber ganz kahlen Bau, der nicht einmal ein Kruzifix oder ein Bild besitzt. Sie wurde im Jahre 1875 erbaut, der unbefleckt empfangenen Jungfrau gewidmet und vom hochwürdigsten Bischof Elloy eingeweiht. Wir hatten die Befriedigung, zu sehen, wie alle diese braven Neubekehrten fleißig den Uebungen beiwohnten. Christenlehren, Unterweisungen, Beichten, Ehen, erste Kommunionen, Errichtung eines Kreuzweges in der Kirche, Prozession auf den Kirchhof, alles folgte ohne Unterbrechung aufeinander. Wenn einer von uns zu müde war, so gieng er einen Augenblick hinaus und betete sein Brevier, der andere fuhr in der Arbeit fort. Gewöhnlich arbeiteten wir indessen zusammen. Erwachsene wurden 8, Kinder 14 getauft, dazu 19 Erwachsene gefirmt.

„Das Kochen raubt hier keine Zeit wie in Samoa, man nimmt einige Kokosnüsse vom Baume und ißt sie ohne Zubereitung: das ist die ganze Nahrung. Ich versichere Sie, daß ich wohl etwas ermüdet war; aber angesichts der Begeisterung und des Glücks dieser interessanten Bevölkerung nahm ich hierauf gar wenig Rücksicht. Wir hätten des Nachts gern ein wenig Ruhe genossen, eine sehr reinliche Strohmatte schien uns hierzu einzuladen; aber die Tokelauer verstanden es nicht so. Sie hatten seit sieben Jahren keinen Missionar gesehen, und jetzt, da sie so glücklich waren, einen solchen zu haben, wollten sie denselben genießen. Wir mußten also einen großen Theil der Nacht bei ihnen zubringen. Wir erzählten ihnen von den Fortschritten der Gottesverehrung auf Samoa und den anderen Inseln, wir redeten ihnen von der Güte ihres neuen Bischofs und von seinem Verlangen, sie zu sehen. Auch sie hatten uns vieles zu sagen: wir ließen ihnen volle Freiheit; denn wir

wollten lieber zuhören als sprechen, das ist ja auch weniger ermüdend. So erzählten sie uns denn von dem Religionskriege, den sie vor kurzem mit den Protestanten gehabt hatten.

„Die Veranlassung dazu war der Lali, d. h. die hölzerne Glocke. Die Katholiken läuteten dieselbe beim englischen Gruß (Ave Maria), morgens, mittags und abends. Ein protestantischer Katechet, der von Samoa gekommen war, ein wüthender Kerl, ließ seine Schulkinder mittags auf eine eiserne Büchse schlagen, um die Katholiken zu verspotten. Eine zeitlang hatte man Geduld, eines Tages aber geht einer unserer Katholiken zu dem Schullehrer, um ihn über den Grund dieses schmählichen Gespöttes zu befragen. Es war nicht möglich, sich zu verständigen; nun wurde man handgemein, das Gefecht wurde ernst; es gab Verwundete, doch wurde niemand schwer verletzt. Uebrigens hatten nur die jungen Leute an dem Handel theilgenommen. Der König, der Protestant war, wollte unsere jungen Katholiken vor Gericht ziehen, indem er sie als Urheber des Zwistes anklagte. Das ganze Land kam zusammen. Der König befahl den Angeklagten, in die Mitte der Umzäunung zu treten; da diese aber der Sache nicht trauten, weigerten sie sich zu gehorchen, versprachen jedoch auf alle Fragen zu antworten und klar darzuthun, daß die Verantwortlichkeit auf die Protestanten falle. Darauf begann der König eine Rede, welche er mit folgendem grausamen Befehle schloß: „Fallet über die Katholiken her!“ Augenblicklich bildeten sich zwei Lager; man ergriff Steine, Mordkeulen, Lanzen und alte Flinten. Die katholischen Anführer sehen ein, daß es ihr bedrohtes Leben zu vertheidigen gilt; sie sind in der Minderzahl, schlagen sich aber für ihre Religion und fürchten nichts. Der König will der Held des Kampfes sein; er stürzt sich ins Gedränge: bald aber schießt ein junger Mann, Namens Emil, auf ihn und die Kugel trifft ihn in die Brust; er fällt auf den Leichnam eines Protestanten, dessen Kopf durch einen Keulenschlag gespalten worden. Als die protestantische Partei ihren König getödtet sieht, zieht sie sich zurück und flieht dem Meere zu. Die Katholiken waren Meister des Platzes; es gab wohl einige Verwundete, aber keine Todte unter ihnen. Der Herr ist bewunderswürdig in den Absichten seiner Barmherzigkeit. Die einzige Tochter des getödteten Königs erklärte sich nach dem Tode ihres Vaters als Katholikin; sie hatte eben ihr 20stes Jahr erreicht und zeigte ebensoviel Eifer für unsere heilige

Religion, als ihr Vater Haß gezeigt hatte; ich nahm ihre Abschwörung an und taufte sie unter dem Namen Anna Rosa.

„Diese Erzählung dauerte lange. Man gab uns auch eine Wiederholung des Kriegsgesanges zum besten, der nicht sehr anziehend war, deßhalb wurden auch unsere Augenlider schwer und wir fielen beide in einen tiefen Schlaf, und vielen Eingebornen gieng es ebenso.

„Am folgenden Morgen erklärte Pater Gavet, während ich die heilige Messe las, die Ceremonien derselben; 37 Personen kommunizierten. Wir freuten uns über den Eifer und den Geist des Glaubens unserer Neubekehrten. Wenn es ihnen auch an Verständniß noch ein wenig fehlte, so ersetzte die Einfalt das reichlich. Wir zählen in Fakaofo 57 Getaufte; die Protestanten haben 134 Anhänger.

„Unser Kapitän erwartete uns mit Ungeduld, wir mußten uns also trennen. Es war Donnerstag Morgen, den 15. Juni; viele hörte man schluchzen. Wir versprachen im folgenden Jahre wieder nach Fakaofo zu kommen; allein dieses Versprechen konnte ihre Thränen nicht stillen, denn sie kannten die Schwierigkeiten einer solchen Reise; sodann hatte man ihnen vor sieben Jahren die gleiche Zusicherung gegeben und viele waren gestorben, ohne die Erfüllung gesehen zu haben. Unter kläglichem Geschrei wurden wir bis an das Gestade begleitet; die Frauen besonders verzerrten das Gesicht, sangen und tanzten. Weiße, welche das nichts angeht, hätten herzlich gelacht, wenn sie diese Komödie gesehen hätten; ich meinestheils war tief ergriffen. Ich mochte mir lange sagen, es sei dies ein bloßer Brauch, man werde uns nach der Abreise bald wieder vergessen; diese klägliche Musik machte trotzdem einen wirklichen Eindruck auf mich. Ein junges Ehepaar von Tokelau, welches wir in die Katechetenschule von Vaea führten, schrie und weinte bei der Abreise vor allen anderen.

„Nun sind wir wieder auf unserem Schiffe. Der Wind, welcher immer günstig war, machte, daß wir schon nach sechsstündiger Fahrt auf einer andern Gruppe der Tokelau, 75 km von Fakaofo, landen konnten. Diese Insel, Nukunonu genannt, besteht aus vielen Eilanden, von denen aber nur ein einziges, das westlichste, bewohnt ist. Die ganze Bevölkerung ist katholisch und besteht aus 90 Getauften. Schon waren wir gelandet, und noch sahen wir niemanden uns entgegenkommen. Die Eingeborenen, welche von den Seeräubern so oft angefallen und bestohlen werden, sehen es nämlich nicht gern,

daß sich die Schiffe, besonders solche, aus deren Kaminen viel Rauch aufsteigt, ihren Inseln nähern.

„Wir konnten also nicht sehr verwundert sein, bei unserer Ankunft niemand am Gestade zu sehen. Wir riefen sie nun mit lautem Geschrei herbei, und endlich erkannten einige Insulaner unsere Sutanen; wir ließen sofort unsere Kähne ins Meer und waren bald inmitten dieser Bevölkerung, die uns freudig zu bewillkommnen schien. Die Kinder übrigens flohen, wie in Fakaofo, so schnell als möglich davon und stießen, besonders wenn es uns gelang sie anzuhalten, ein schreckliches Geschrei aus.

„Am folgenden Tage mußten wir eiligst diejenigen, welche die Taufe noch nicht empfangen hatten, zu derselben vorbereiten und dann sogleich die Spendung dieses Sakramentes vornehmen. Pater Gavet übernahm die 18 Mädchen und ich die 17 Knaben, welche seit dem letzten Besuche das Licht der Welt erblickt hatten. Die Kirche, welche 9 Meter breit und 16 Meter lang ist, war voll und ich kann Sie versichern, daß wir die heiligen Ceremonien nicht etwa unter ehrfurchtsvollem Schweigen vornahmen. Das Kirchlein hallte wider von dem Geschrei der Kinder; wenn jedoch das Ohr nicht entzückt war, so jubelte die Seele voller Freude; hatten wir doch das Glück, Satan an diesem Tage so viele Seelen zu entreißen. Ich denke mir, er sei wüthend gewesen gegen uns, und er ließ es uns bei der Rückkehr entgelten. Nach der Taufe der Kinder hörten wir die Beichten der Erwachsenen; gar viele Seelen sehnten sich nach unserem Besuche, um sich ihrer siebenjährigen Last zu entledigen; mehrere weinten deshalb auch vor Freuden und hätten gern mehrere Mal am gleichen Tage gebeichtet. 59 Personen kommunizierten, 20 wurden gefirmt und 6 Ehen eingesegnet.

„Diese letzte Ceremonie gab Veranlassung zu einem kleinen Auftritt, welchen ich erzählen will. Unter denen, welche das Sakrament der Ehe zu empfangen wünschten, stellte sich auch ein Taubstummer ein. Auf meine Geberden-Frage, ob er die hier gegenwärtige N. N. zur Frau und rechtmäßigen Gattin nehmen wolle, faßte er kräftig die Braut am Arm, und indem er mit dem Finger den Tod bezeichnete, gab er zu verstehen, daß er bis zu seinem letzten Athemzug nur diese Frau haben wolle. Dieser Taubstumme, ein eifriger Katholik, hatte übrigens die Sakramente andächtig empfangen.

„Nach all diesen Ceremonien waren wir abends von Müdigkeit erschöpft (die kleine Glocke der Kirche hatte an diesem Einen Tage zu zwölf religiösen Uebungen geläutet), und ich gestehe, daß ich gern im Winkel einer Hütte ein wenig Ruhe genossen hätte. Aber unsere lieben Insulaner von Nukunonu blieben keineswegs hinter denen von Fakaofo zurück; sie wollten wachen, um sich mit uns zu unterhalten, und wir mußten ihnen gehorchen. Die Versammlung fand in der königlichen Hütte statt, und da mußten wir erzählen, was aus der Welt werde. (?) Nach unseren Erzählungen wünschte der König uns eine Probe des Gesanges in seinem Königreich zu geben. Er gab mehr als zehn verschiedene Stücke zum besten; er sang die Strophen und sein Volk den Schlußreim. Es war schön und zugleich drollig, diesen alten Häuptling singen zu hören, um seine halbeingeschlafenen Missionare zu unterhalten. Während der ganzen Zeit unseres Aufenthalts auf der Insel trug er aus Achtung für uns sein königliches Kleid. Dieses bestand in einem langen Frauenrocke, der ihm bis auf die Füße hinunterfiel, und einem alten Filzhute, auf welchem oben ein altes, verblichenes Band, das bis an den Gürtel hinunterreichte, befestigt war. Ich konnte mich des Lachens nicht enthalten, als ich diesen Anzug sah, den unser König ganz majestätisch trug.

„Der Kapitän des Schiffes hatte Eile, wieder nach Samoa zu kommen; wir nahmen also Abschied von diesem guten Volke und versprachen, bald wieder zu kommen. Der erste Tag unserer Fahrt war vortrefflich; am zweiten aber legte sich der Wind gänzlich, vier Tage lang herrschte vollständige Stille. Wir waren 9 Grad vom Aequator entfernt, und zwar ohne Wind; die Sonne war deshalb sengend heiß. Um den Sonnenstich abzuhalten, warfen wir uns trotz der sich zeigenden Haifische von Zeit zu Zeit in's Meer; wir litten eben unter der Hitze so sehr, daß die Klugheit beiseite gesetzt wurde. Da hatten wir einen großen Schrecken. Ich war wieder in's Schiff gestiegen und der junge Samoaner, welcher mich begleitete, schwamm noch im Meere, als wir in seiner Nähe einen Haifisch erblickten. Der Samoaner aber schwingt sich beim ersten Schreckensruf mit Einem Satz in das Schiff und entgeht glücklich der Gefahr. Ja, wir fangen den Haifisch und kriegen Nahrung für mehrere Tage! Auf einer gut bestellten Tafel ist freilich das Fleisch der Haifische keine gesuchte Speise; uns aber war es ein Leckerbissen.

„Indessen waren wir immer durch vollständige Windstille zurückgehalten und wußten nicht, wo wir uns befanden. Gar oft war man auf den großen Mast gestiegen, um Land zu entdecken; aber man hatte nichts bemerkt, und der schwarze Punkt, den man nach eilf Tagen am Horizont unterschied, war uns unbekannt. Endlich erhob sich ein starker Wind; wir fuhren mit der Schnelligkeit eines Dampfers dahin. Am folgenden Tage, den 26. Juni, liefen wir in den Hafen von Apia ein und unser Kapitän war ganz stolz auf diese Fahrt, die ihm in der That zur Ehre gereicht.

„Möge diese Reise die Ehre Gottes auf den Tokelau-Inseln vermehren! Möchten wir nächstes Jahr diese Inseln wieder besuchen können und dort das Gute, welches wir bei diesen lieben Insulanern gewirkt zu haben hoffen, weiter fördern können! Beten Sie für diese verlassenen Seelen mitten im Ozean! Hirten und Gläubige werden Ihnen dafür ewige Dankbarkeit bewahren."

Missions-Zeitung.

Afrika.

Die Livingstonia-Mission am Njassa-See fängt allen Ernstes an, ihre Pfleglinge zu kirchlicher Selbstthätigkeit zu erziehen. Zuerst mußten sie den Gebrauch des Geldes kennen lernen. Zu diesem Zweck stellte Dr. Laws die Vorgeschritteneren unter seinen Schülern in Bandawe als Monitoren an und gab ihnen je 1 Mark monatlich. Von diesem Geld kleideten sie sich selbst. Dann erhielten sie etwas mehr, so daß sie auch ihre Seife und schließlich ihre Schlafdecke selbst bezahlen konnten. Der nächste Schritt war der, daß Albert Namalambe, einer der ersten Getauften, und ein paar andere Jünglinge, die etwas Englisch verstanden, dem Gottesdienst der Europäer beizuwohnen anfiengen, hier lernten, jeden Sonntag ein kleines Opfer in den Kirchenbeutel zu legen, und am Schluß des Jahres über die Verwendung dieses Kirchenopfers mitverfügen durften. Am 4. März 1883 wurde dann auch im Gottesdienst der Eingebornen eine regelmäßige Kollekte eingeführt und im Juni beschlossen, dem jungen Charles Konde in Cape Maclear (dem ursprünglichen Livingstonia) 3 Mark monatlich zu geben, wenn er drei Tage in der Woche als

Evangelist arbeiten wolle. Albert Namalambe, der in der Umgegend von Bandawe durch Vorlesen und Erzählen aus der Bibel missionirt, muß in der monatlichen Missionsstunde über seine Erlebnisse berichten.

Am 8. Februar wurden in Bandawe 5 Paare christlich getraut. Am 18. Februar (Sonntag) besuchte Dr. Laws einen Heiden, der Tags zuvor von einem Krokodil furchtbar zerfleischt worden war und dessen Wunden voll Sand waren. Ende Februar trat die Augenentzündung epidemisch auf und Dr. Laws selbst wurde angesteckt. Am 3. April behandelte er 61 Kranke, darunter wieder einen vom Krokodil Gebissenen. Am 18. starb dieser und „zwei seiner Witwen kamen, um Dr. Laws für seine Güte zu danken. Solche Zeichen der Dankbarkeit sind selten." Im Juni fiengen einige Häuptlinge an, auf ihrem Gebiet Straßen zu bauen!

Um die gleiche Zeit besuchte Herr James Stewart die Gegend am Bangweolo-See, wo Livingstone seine letzten Lebenstage zubrachte. Dann half er noch das Londoner Missionsschiff „Gut-Botschaft" an den Tanganjika-See transportiren und fuhr am 23. Juli per „Ilala" vom Nordende des Sees nach Bandawe. Hier, scheint's, ist er den 30. August am Fieber gestorben. Herr Stewart hatte 10 Jahre lang der indischen Regierung als Ingenieur gedient, hatte dann eine Ferienreise an den Njassa-See gemacht und solches Gefallen an der Pionierarbeit dort gefunden, daß er seine sehr einträgliche Anstellung in Indien aufgab, um fortan der Mission im buchstäblichen Sinne des Worts als Wegbereiter zu dienen. Ein bleibendes Denkmal hat er sich durch die Anlegung der Straße zwischen dem Südende des Tanganjika- und dem Nordende des Njassa-Sees gesetzt.

— Von den 8 Missionaren, die im Mai 1882 zur Verstärkung der Londoner Mission in Ostafrika ausgesandt wurden, starb im April 1883 Missionar Penry, im August kehrte Missionar Willoughby krank nach England zurück und jetzt kommt die Nachricht, daß am 25. Juli Missionar Dineen in Uguha gestorben ist!

Das von der gleichen Gesellschaft im Juli 1882 an den Tanganjika gesandte Missionsboot „Morgenstern", 32 Fuß lang, 8 Fuß breit, ist am 23. Febr. 1883 nach einer 105tägigen Landreise in Udschidschi angekommen und am 21. Mai vom Stapel gelassen worden. Die dortigen Araber und Neger erklären dies Fahrzeug für das größte Wunder der Welt und riefen beim ersten Betasten der eisernen Bestandtheile aus: „Ja, das ist Arbeit!"

— Im Sommer 1883 machte der Wesleyaner Watkins von Pretoria aus eine Reise in den äußersten Norden von Transvaalien, um einen merkwürdigen Eingebornen, Samuel Mathabathe, zu besuchen, der als der Gründer des Methodismus in jener Gegend bezeichnet werden kann. Die Reise dauerte drei Wochen und war mit viel Be-

schwerden, ja mit manchen Gefahren verbunden: eilfmal mußte der Missionar auf freiem Felde übernachten, zweimal schlug sein Gefährt um, dreimal giengen ihm die Pferde durch. Aber es lohnte sich, jenen Mann kennen zu lernen. Er stammt aus Sekukuni's Land, kam vor 16 Jahren Arbeit suchend nach Natal, wurde hier vom alten Missionar Allison freundlich aufgenommen, unterrichtet und endlich auch getauft. Sieben Jahre blieb er in Natal; dann fühlte er sich angetrieben, in seine Heimat zurückzukehren und den Seinen zu sagen, wie große Dinge der Herr an ihm gethan. Aber niemand wollte ihn hören; der Häuptling bedrohte ihn sogar mit dem Tode, falls er es wagen würde, öffentlich zu predigen. So mußte Samuel sich denn damit begnügen, hin und her in den Hütten ganz vorsichtig vom Heiland zu erzählen und aus dem N. T. vorzulesen. Nach vier Jahren starb der Häuptling und seine Nachfolgerin gestattete dem eifrigen Evangelisten nicht nur das öffentliche Predigen, sondern auch die Errichtung einer Schule. Nun gieng's schnell voran. Ein Betsaal wurde gebaut, der 600 Personen fassen konnte, eine Schule errichtet u. s. f. Ja, an zwei anderen Orten entstanden ebenfalls kleine Kirchen und zwei Bekehrte wurden zu den Pariser Missionaren in's Basutoland geschickt, um nach 2jährigem Studium als Evangelisten an Samuel's Seite zu treten. Da kam Verfolgung. Jene Kirche wurde zweimal in Brand gesteckt, das Christenhäuflein auf allerlei Weise übel geplagt, so daß Samuel sich endlich genöthigt sah, mit 200 seiner Anhänger das Land zu verlassen und in Good Hope eine eigene Niederlassung zu gründen. Neun Jahre lang hat nun dieser merkwürdige Mann mitten in der heidnischen Finsterniß sein Licht leuchten lassen und mit dem größten Erfolg missionirt, ohne von irgend jemand angestellt, besoldet oder auch nur beaufsichtigt und unterstützt zu sein, ja ohne eigentlich zu irgend einer Kirchengemeinschaft zu gehören. Natürlich war die Freude gegenseitig sehr groß, als Missionar Watkins ihn besuchte und in eine dauernde Verbindung mit ihm und seinen Bekehrten trat.

— Obotsi ist eine Stadt im Ibo-Land am Niger, etwa zwei Stunden von der Missionsstation Onitscha gelegen. Die Einwohner sind so heidnisch als Menschen es überhaupt sein können; auch der Kannibalismus ist ihnen nicht fremd. Es kostete daher einen ordentlichen Entschluß, als im März 1882 einige Negerchristen aus Onitscha sich aufmachten, um in Obotsi das Evangelium zu verkündigen. Aber siehe da! sie fanden freundliche Aufnahme, und als sie am Ostersonntag, 15 an der Zahl, einen zweiten Besuch in der verrufenen Stadt machten, konnten sie im Hause eines Häuptlings vor 142, dann an einem andern Platz vor 169 und endlich wieder vor einem Häuptling und 206 seiner Leute, im Ganzen also vor 517 heidnischen Zu-

hörern, vom auferstandenen Heiland Zeugniß ablegen. Im Mai gieng auch der eingeborne Missionar Fyne hin und hatte eine Zuhörerschaft von 300 Personen, im November der Archidiakonus Johnson, der zuerst einem der „Könige" und 110 seiner Leute predigte und das Unser-Vater beibrachte und dann mit seinen Begleitern vor einer großen öffentlichen Volksversammlung mitten in der Stadt seine Botschaft ausrichten durfte. Es waren wenigstens 1500 Menschen versammelt. Zwei baten um die Taufe und wurden angewiesen, zum Unterricht nach Onitscha zu kommen. Ueberdies wurde dem Archidiakonus ein 8jähriger Knabe „zur Erziehung" übergeben — ein unerwarteter, überraschender Erfolg!

Fortan wurde regelmäßig jeden Sonntag in Obotsi der Reihe nach bald bei diesem, bald bei einem andern Häuptling gepredigt. Acht der tüchtigsten Gemeindeglieder in Onitscha wechselten miteinander ab. Und als im Juni 1883 Bischof Crowther nach Onitscha kam, da machte auch er einen Besuch auf der neuen Außenstation, wo inzwischen eine Kapelle war gebaut worden. Unter seinen 23 christlichen Begleitern waren auch zwei Frauen, die es sich eine schöne Summe hatten kosten lassen, je ein Paar 5 Pfund schwere elfenbeinerne Fußspangen zu kaufen, um bei dieser festlichen Gelegenheit möglichst „respektabel" zu erscheinen. Bei uns hätte ein neuer Hut, ein Paar Glacé-Handschuhe oder dergleichen den gleichen Dienst gethan. Ja, eine dieser Frauen mußte das Eingangsgebet halten, als die Versammlung — 189 Personen — sich in der Kapelle eingefunden hatte. Die dann folgende Predigt des greisen Bischofs, der nicht Ibo spricht, wurde von einem eingebornen Dolmetscher — leidlich — übersetzt. Nachher mußte er einer Einladung des Häuptlings Ata folgen, der sehr angelegentlich fragte, ob die Onitscha-Leute ihm auch richtig gepredigt hätten: ob es wahr sei, daß man bei Begräbnißfeierlichkeiten nicht schießen, trommeln und tanzen, auch den Leichnam nicht Tage lang daliegen lassen sollte, bis ein Sklave zur Schlachtung gefunden, der dann den Todten ins Grab begleiten muß u. s. w. Natürlich bestätigte der Bischof das alles und betonte noch extra, daß einem Christen, auch wenn's der vornehmste Mann von der Welt sei, nie ein Menschenopfer ins Grab mitgegeben werde. Das sei eine dem lieben Gott durchaus mißfällige Sitte. Wenn eins Seiner Kinder sterbe, so sende Er selbst Seine Engel, die Seele zu geleiten in Seinen Himmel. Die Unterredung endete damit, daß Ata dem Bischof eine Ziege verehrte. Nachmittags wurde dann noch eine Bibelstunde gehalten und gegen Abend gieng's zurück nach Onitscha.

Da die Leute von Obotsi verhältnißmäßig fleißig, reinlich und strebsam sind, so wäre es nicht unmöglich, daß wenn sie einmal ihr wildes Heidenthum abgelegt haben, sie es denen von Onitscha zuvorthun und wieder einmal Letzte Erste werden.

Madagaskar.

In den 4 ersten Monaten des Jahres 1883 hat der norwegische Missionar Engh 150 Personen getauft, darunter eine Schaar von Sklaven, an denen er vor 10 Jahren schon so gut wie verzweifelt war, weil sie sich während seiner Predigt geflissentlich in den Schlaf zu wiegen pflegten! Jetzt sind sie freiwillig gekommen, um unterrichtet und getauft zu werden, ja sie haben aus jenen Predigten, während welcher sie nur zu schlafen schienen, das eine und andere noch gewußt und sich darauf bezogen!

— Am 13. September legte in Antananariwo der Premier-Minister den Grundstein zu einer anglikanischen Kirche, der künftigen „Kathedrale" des Bischofs, welcher in diesem Ereigniß den Anfang einer neuen Aera erblickt.

China.

Dr. Nevius ist der Ansicht, daß man nicht voreilig Gemeinden organisiren, eingeborne Bekehrte aus ihrem bürgerlichen Beruf herausnehmen und dann auf Kosten der Mission als Prediger anstellen, überhaupt nicht vor der Zeit permanente Einrichtungen stiften, sondern im Anfangsstadium der Mission eine mehr zuwartende, primitivere Methode befolgen sollte. Vor 6 Jahren fieng er an ausgedehnte Reisen zu machen und dabei möglichst das Beispiel des Apostels Paulus zu befolgen. Jetzt hat er in dem von ihm bereisten Umkreis 50 Predigtplätze und in 200 Dörfern zusammen 700 Getaufte. Die eine Hälfte des Jahres ist er theils literarisch, theils unterrichtend in Tschifu beschäftigt, die andere verwendet er auf Reisen. Nur ein bis zwei eingeborne Prediger helfen ihm. Der Unterricht der Neuerweckten, das Halten der Gottesdienste u.s.w. wird größtentheils von den Getauften selbst besorgt. Unter diesen finden sich an jedem jener Hauptpredigtplätze doch ein bis zwei durch Bildung und christliche Energie die anderen überragende Männer. Für diese wird in Tschifu jährlich eine Art Fortbildungskurs gehalten, der zuweilen 8—10 Wochen lang dauert.

Auf seiner letzten Reise während des Winters 1882—83 hat Dr. Nevius wieder 208 Erwachsene getauft und die früher Getauften besucht. Diese bauen ihre eigenen Kapellen und erhalten fast gar keine finanzielle Unterstützung von der Mission.

— Missionar Parrot von der China Inland Mission hat unter seinen Bekehrten in der Provinz Kiangsu eine Frau Tschang, die auf merkwürdige Weise zum Glauben gekommen ist. Auf der Station Tsing-Kiang-Pu kam einmal, während der fast blinde Evangelist Jao predigte, ein altes Bettelweib an die Kapellenthür, hörte aufmerksam zu und erzählte, nach Hause zurückgekehrt, ihrer blinden Nachbarin, was sie von der Macht und Liebe des Herrn Jesus gehört hatte. Tags darauf ließ sich Frau Tschang — denn das war die Nachbarin — von ihrer Freundin an die Kapelle hinführen, um den Prediger zu fragen, ob Jesus ihr nicht die

Augen aufthun könne. Es folgte eine lange Unterredung und endlich erklärte ihr Jao, wenn sie Glauben habe, so könne es wohl geschehen. So knieten sie denn nieder — der Evangelist mit den zwei Weibern — und flehten zum Herrn um Hilfe und Heilung. Ebenso am Tag darauf und wieder am Sonntag. Inzwischen war es mit den Augen schon etwas besser geworden, und acht Tage später konnte sie nach dreijähriger Blindheit wieder vollkommen sehen, ohne daß irgend eine Arznei oder sonstige Mittel wären gebraucht worden. Bekehrt war sie aber damit noch nicht. Zwar besuchte sie von nun an regelmäßig den christlichen Gottesdienst; als sie aber von ihrem Mann und anderen Heiden deßwegen mißhandelt wurde, kam sie so außer sich, daß sie den Entschluß faßte, sich selbst das Leben zu nehmen. So schickte sie denn ihre drei Kinder zum Haus hinaus, verschloß die Thür, befestigte einen Strick am Thürbalken, bestieg eine Fußbank und erhenkte sich. Aber kaum hatte sie den Strick um ihren Hals geschlungen und die Bank von sich gestoßen, da war es ihr, als käme der Herr Jesus herein, sage zu ihr: „ich bin gekommen, dich zu retten!" und schneide den Strick entzwei!

Bald darauf kommt ihr Mann heim, stößt mit Gewalt die verschlossene Thür auf und findet sein Weib am Nacken schwer verletzt, aber noch lebend da liegen. Der Strick war gerissen und die Selbstmörderin zu Boden gefallen! Aber auch diese gnädige Bewahrung erreichte ihren Zweck noch nicht. Fortwährend von ihren Verwandten mit Scheltworten und Schlägen traktirt, machte sie nach kaum zwei Monaten abermals einen Selbstmordversuch. Diesmal wollte sie sich mit einer Scheere erstechen, wurde aber rechtzeitig daran verhindert durch einen Besuch des Evangelisten Jao. Jetzt that sie Buße und bat um die heilige Taufe. Ihr Mann aber ist immer noch gleich feindselig, und jeder Gang in die Kapelle ist für Frau Tschang mit Lebensgefahr verbunden.

— Ein ähnlicher Fall wird aus *Kutschengtsih* berichtet, wo ein blinder Mann, Namens Wang, nachdem er an den Herrn Jesus gläubig geworden war, in Gemeinschaft mit dem bekehrten Soldaten Tscheng (Miss.-Mag. 1883, S. 437 ff.) um Wiederherstellung seines Gesichts zu beten anfieng und *erhört* wurde. Er leistet nun in seiner freien Zeit als Kolporteur und Bibelvorleser gute Dienste.

— Der Kaiser von China hat ein *Edikt* erlassen, nach welchem *im Fall eines Krieges mit Frankreich*, das Leben und Eigenthum aller Ausländer unangetastet bleiben soll und nur von den Franzosen erwartet wird, daß sie das Land verlassen. „Das ist ein so neuer und großer Fortschritt in China, daß man nur staunen muß," schreibt Miss. Lechler. Mit ihm hoffen wir nun, daß selbst im Kriegsfall unsere Brüder auf ihren Stationen werden bleiben und weiter arbeiten können, vorausgesetzt, daß zum Krieg nicht eine Revolution hinzukommt.

Japan.

Von Dr. Joseph Cook befragt, haben mehrere eingeborne Christen als Hindernisse der evangelischen Mission in Japan auch Folgendes namhaft gemacht: 1) den Mangel an Verständniß für den japanischen Nationalcharakter bei den Missionaren, 2) ihre Gleichgültigkeit gegen die Tagesereignisse und -Fragen, 3) Unvorsichtigkeit in der Anstellung eingeborner Prediger, 4) Mangel an Achtung vor den Eingebornen auf Seiten der Missionare, 5) ihren engherzigen Parteigeist, 6) Mangel an Bildung bei einigen von ihnen, 7) den Umstand, daß manche Missionsgesellschaften mehr auf die Quantität als auf die Qualität ihrer Angestellten sehen und daher versäumt haben, das nöthige Gewicht auf die Heranziehung gründlich gebildeter eingeborner Arbeiter zu legen. Eine christliche Universität sei schreiendes Bedürfniß für Japan. Auf die Frage, wie ihr Aufenthalt im Ausland auf junge Japaner zu wirken pflege, wird einstimmig geantwortet: schlecht! selbst solche, die in Amerika sich zum Christenthum bekannt haben, leben in Japan wieder als Heiden, wenige glänzende Ausnahmen abgerechnet. Auf die Frage, auf welchem Wege die meisten Bekehrten in Japan gewonnen werden, meint Dr Verbek: $^2/_5$ der Bekehrten etwa seien durch die Heilslehre, $^2/_5$ durch die Moral, $^1/_5$ durch die civilisatorische Bedeutung des Christenthums angezogen und gewonnen worden. Als herrschendes Vorurtheil gegen das Christenthum geben Missionare wie Eingeborne die allgemeine Besorgniß an, das Christenthum als eine ausländische Religion könnte in denen, die es annehmen, den Patriotismus zerstören, zu Revolutionen und zu politischen Verwickelungen führen. Allgemein zugestanden wird auch, daß die Exterritorialität der Europäer und Amerikaner in Japan dem Haß gegen die Fremden und damit auch gegen die Fremdenreligion stets neue Nahrung giebt.

Korea.

Der koreanische Edelmann Kim Ok Kim, welcher in Tokijo die Geschäfte seiner Regierung führt und 30 junge Koreaner zu beaufsichtigen hat, die dort Englisch und Japanisch lernen sollen, war ein solcher Gegner des Christenthums, daß er seine Pflegbefohlenen einer Schule anvertraute, die wegen ihrer irreligiösen Tendenz berüchtigt ist. Gegen seinen bekehrten Landsmann und Standesgenossen Ridschutei, wie auch gegen den japanischen Prediger Jasukawa war er anfangs grob und abweisend: am Christenthum sei nichts Gutes, man müsse ihm auf jede Weise entgegenarbeiten u. s. f. Jetzt ist Jasukawa sein bester Freund und von Missionar Loomis hat er ein chinesisches N. T., Martin's christliche Apologetik und ein koreanisches Evangelium Johannis angenommen. Man hofft, daß auch er übertreten wird.

— Was Ridschutei betrifft, so ist er im Begriff, einen christlichen Gottesdienst in koreanischer Sprache

für seine in Tokijo wohnenden Landsleute anzufangen. Neulich hatte er die Freude, bei einem Besuch, den der Professor des Chinesischen an der kaiserlichen Universität ihm machte, in diesem einen christlichen Bruder zu erkennen. Die gegenseitige Ueberraschung und Freude war groß.

— In Korea selbst kann einstweilen noch nicht missionirt werden. Der Japaner Tsuda, der eine Rekognoscirungsreise dahin gemacht hat, findet die Verhältnisse noch zu schwierig. Dagegen bereiten sich in Japan mehrere Koreaner auf künftige Missionsarbeit in ihrem Vaterland vor, darunter 2 Jünglinge, welche auf Kosten der Regierung in Japan hätten ausgebildet werden sollen, infolge ihrer Bekehrung aber die Staatsunterstützung verloren haben, und ein Arzt Kitaumi, der als Lehrer des Koreanischen an der Universität in Tokijo angestellt ist.

— Missionar Dr. Gordon glaubt, man solle die Mission in Korea ausschließlich den japanischen Christen überlassen, und warnt alle amerikanischen und europäischen Missionsgesellschaften vor der Aussendung von Missionaren in dieses Land.

Indien.

Im Juni d. J. wurden in Allahabad vier junge Männer als Laienprediger in der presbyterianischen Mission „licenzirt", die alle erst seit einigen Jahren bekehrt sind, aber tüchtige Arbeiter zu werden versprechen. Der eine hat ein blühendes Geschäft daran gegeben, um Christ werden zu können. Ein zweiter, der Brahmanenkaste angehörig, wurde nach 8jährigem Kampf endlich vor 2 Jahren getauft. Der dritte hat eine hochbesoldete Anstellung bei der Regierung, wünscht aber daneben das Evangelium zu predigen, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, natürlich umsonst. Der vierte hat eine einträgliche Stelle an einer Regierungsschule aufgegeben, um ungehindert Christ werden zu können. Außerdem wurde dem Panditen Nagaran Tschitamber die Ordination zum Amt eines Evangelisten ertheilt. Vor 9 Jahren war dieser junge Mann, damals erst 18 Jahre alt, als Schüler in einer Missionsschule so tief von der Wahrheit des Evangeliums und vom Verlangen nach Rettung seiner Seele ergriffen worden, daß er seine Heimat verließ und nach Allahabad floh, um hier unterrichtet und getauft zu werden. Seither hat er an der Universität Kalkutta graduirt. „Wir danken Gott für solche Männer und fühlen, daß in ihnen die Hoffnung Indiens liegt."

— In Kalkutta wurde vor Kurzem ein junger Mann getauft, der sich aber bald als ein Schwindler, Betrüger und Dieb entpuppte, so daß man nahe daran war, ihn der Polizei zu übergeben und nur seinem Fürbitte einlegenden Vater zu lieb hievon abstand. Zum Dank hiefür verkündete der junge Apostat auf einem der öffentlichen Plätze Kalkutta's den Heiden: um die Christen auszukundschaften, habe er mehr als

14 Tage lang unter ihnen gelebt und in dieser Zeit gefunden, daß sie die gemeinsten Menschen von der Welt seien! Diese Verleumdung machte solchen Eindruck, daß, als Miss. Macdonald mit einigen seiner Kollegen auf dem gleichen Platze erschien, um zu predigen, sie mit Hohngeschrei und Gewaltthätigkeiten empfangen wurden und froh sein mußten, als ein Polizei-Superintendent ihnen zu Hilfe kam.

— Auf der gottesdienstlichen Bühne Kesab Tschander Sen's erschien neulich ein Taschenspieler, der durch allerlei überraschende Kunststücke die tiefsten Lehren der neuen Kirche zu drastischer Darstellung brachte. „Große Propheten und Lehrer haben in Gleichnissen gepredigt, dieser Taschenspieler aber hat die Gleichnisse in Scene gesetzt.“ Er kniete vor einer Bananen-Staude nieder, flehte dieselbe an, den Namen ihres Schöpfers zu offenbaren, schnitt dann ein großes Blatt von ihr herunter, und dies Blatt trug die Inschrift: Hari d. h. Wischnu. Zugleich floß aus dem Stamm in Gestalt von Rosenwasser und Scherbet „der Nektar der göttlichen Liebe.“ Dann zeigte er allerlei Perlen und Edelsteine, welche die in den verschiedenen Religionen zerstreut vorhandenen Wahrheiten darstellen sollten, producirte eine Schnur als Symbol der „neuen Kirche“, warf alles zusammen in seinen Zauberkasten — und augenblicklich waren all' die schönen Perlen und Steine zu einem herrlichen Halsband vereinigt. Ferner wurden die Abzeichen der verschiedenen Hauptreligionen: Kreuz, Halbmond, Dreizack &c. durcheinandergeworfen und aus ihrer Vereinigung ein neues schöneres Zeichen hervorgezaubert, allerlei unharmonisch durcheinandertönende Musikinstrumente mit Einem Schlag des Zauberstabs in vollste Harmonie gebracht, ja endlich eine todte Taube (der seit Jahrhunderten nicht mehr redende hl. Geist) zu neuem Leben gebracht und an ihrem Hals die Inschrift entdeckt: „Sieg der neuen Kirche! Verschmelzung aller Religionen!“ Doch genug dieser lästerlichen Kindereien. Es ist uns leid um den begabten Urheber derselben. Der Heilsarmee könnten sie vielleicht als abschreckende Warnung dienen.

— Am Pfingstmontag, 13. Mai 1883, ertheilte der dänische Missionar Jensen zu Madras in Gegenwart weniger Freunde dem eingebornen Baccalaureus Artium John Lazarus die Ordination zum Predigtamt.

— Im Jahr 1882 wurden in Indien 22,000 Menschen und 46,000 Stück Vieh durch wilde Thiere getödtet, darunter 19,519 Personen, die von Schlangen gebissen wurden. Im Jahr 1881 waren es 700 Menschen und 3000 Stück Vieh weniger.

— In Kalkutta wurde am 10. November ein Lutherbaum gepflanzt.

— In Guntur klagen die amerikanisch-lutherischen Missionare über die „erbärmliche Proselytenmacherei“ der Baptisten,

welche von Ongol aus in ihr Gebiet eindringen. „Solches Missioniren ist ein organisirtes kirchliches Räuberwesen", schreibt das lutherische Wochenblatt „Herold und Zeitschrift". Wir meinen, es sei damit nicht so schlimm, kaum schlimmer, als lutherische Missionare es auch schon gemacht haben, wo sie glaubten, für die reine Lehre und das unverfälschte Sakrament eintreten zu müssen. Wer im alleinigen Besitz der vollen Wahrheit zu sein glaubt, muß es ja für seine Pflicht halten, denen Konkurrenz zu machen, die einen andern Begriff von der Wahrheit haben.

— Am 27. Oktober ist der berühmte Hindu-Reformer Dajanand Saraswati, der Gründer der Aria Sabha, gestorben. Dieser gelehrte und begabte Heide hatte sich's zur Aufgabe gemacht, die Religion der Vedas, wie er sie verstand, zu erneuern und den Götzendienst zu bekämpfen. Er eiferte gegen die Kaste, gegen die Kinder-Verheirathungen, gegen Tempel, Götzen, Wallfahrten und dergleichen; aber ebenso auch gegen das Schlachten von Rindvieh und anderes, was den Hindus anstößig ist. Dagegen war er sehr für Bildung des weiblichen Geschlechts, für Wiederverheirathung der Witwen u. drgl. Die Bibel und den Koran soll er gut gekannt und beständig mit den Vedas verglichen haben. Leider war er bei allem Guten, das ihm nicht abgesprochen werden kann, ein excentrischer, eingebildeter Mann, der sich selbst sehr überschätzte.

— Ein angesehener Hindu, der scheint's vom Schwindel des Theosophismus ergriffen ist, hat im Namen einer von ihm gegründeten „Hindu Sabha" den englisch-indischen Bischöfen auf ihr Rundschreiben geantwortet: Dagegen, daß der Eine, bei welchem es nur Eine Wahrheit und nur Ein Heil gebe, der Vater aller Menschen sei, und auch dagegen, daß das Wort, die Sakramente und das apostolische Bischofsamt von unvergänglicher Bedeutung seien, hätten sie nichts einzuwenden; wenn aber die Bischöfe beweisen wollen, daß es ihnen Ernst sei, und wenn sie nicht der allgemeinen Verachtung anheim zu fallen wünschen, so möchten sie 1) die Forschungen der internationalen theosophischen Gesellschaft unterstützen und beweisen, daß die anglikanische Kirche wirklich einen höheren Beruf habe, so lange zu wirken, bis alles Eine Herde unter dem Einen Hirten geworden und 2) nicht länger herrlich und in Freuden von dem Gelde leben, das solche, die nicht zu ihrer Kirche gehören, in Gestalt von Staatssteuern zu ihrem Unterhalte beizutragen genöthigt seien!

Eine andere Antwort ist von Missionar Summers, dem Vorsteher des bekannten Sirampur College's ausgegangen. Er verlangt, die Bischöfe sollen, wenn es ihnen mit der Einigung der ganzen evangelischen Christenheit wirklich Ernst ist, 1) ihren Anspruch auf eine besondere Amtskraft vermöge der sogenannten apostolischen Succession aufgeben, 2) sich nicht länger vom Staat

bezahlen lassen, 3) Christus, und nicht die Kirche, überall voranstellen, 4) alle menschlichen Einrichtungen, die mit den von Gott selbst getroffenen in Widerspruch stehen, fahren lassen.

— In Hoschangabad ist Ali Baksch, bisher Katechist in der dortigen Quäkermission, nach dem Tode seiner frommen, tüchtigen Frau in den Muhammedanismus zurückgefallen und predigt nun den Islam! Große Geldanerbietungen hatten ihn verlockt.

— In Francedanga bei Balasor soll alljährlich das alte Schwingfest gefeiert werden, und die englischen Beamten können nicht einschreiten, weil der Ort zur französischen Besitzung Tschandernagar gehört!

Auch eine Lutherfeier.

Am 10. Nov. haben die Jesuiten in Mangalur ein großes kanaresisches Flugblatt verbreitet, das in der Mitte Luther's Bild (nach L. Cranach von G. König, dasselbe das in Tischhauser's und in Burk's Lutherbiographie zu sehen ist) trägt, im übrigen aber angefüllt ist mit den garstigsten Schmähungen und Verleumdungen gegen den Reformator. Gerade unter dem Bild steht die Geschichte von Luther's Heirath mit Katharina von Bora, die mit den Worten schließt: „Im ersten Monat nach der Hochzeit gebar sie einen Sohn. Pfui, welch ein Mensch! Und das ist also die Art, wie Luther die katholische Lehre zur ‚ursprünglichen Reinheit' zurückgeführt hat."

Im übrigen ist gezeigt, wie Luther von Haus aus ein guter Katholik war, dann aber von Ehrgeiz, Neid, Unkeuschheit und andren Begierden fortgerissen, zum ‚Reformator' wurde. Dann folgen die bekannten Stellen aus seinen Schriften, in denen er den Unglauben für die einzige Sünde erklärt, die uns schaden könne, zum kräftigen Sündigen auffordert u. s. f. und denen widerlegende Bibelsprüche gegenübergestellt werden. Schließlich sind die Mittel aufgezählt, welcher Luther sich bei Aufrichtung der protestantischen Kirche bedient haben soll, wobei auch das evangelische Gemeindeblatt Sabhapatra citirt wird, das in Mangalur monatlich erscheint.

Das Bild, das diesem Flugblatt aufgeklebt ist, stammt aus unsrer Missionsdruckerei, wo es in vielen Exemplaren für die Lutherfeier und für den kanaresischen evangelischen Kalender gedruckt wurde. Davon also haben die Katholiken eine Anzahl gekauft und für ihre Art der Lutherfeier verwendet.

Der Einfluß des Lutherthums in Mangalur muß ihnen doch sehr bedeutend vorkommen, wenn sie solche Anstrengungen dagegen machen. Den dortigen Protestanten werden diese frechen Lügen nicht schaden, die Heiden glauben aber natürlich gern alles Schlimme, was eine Gattung Christen über eine andere aussagt. Ein rechter Traktat über Luther und sein Werk, wie er für sie paßt, muß wohl erst noch geschrieben werden.

Amerika.

Die Provinzial-Synode von Rupertsland, welche am 9. August in Winnipeg zusammentrat, hat von den beiden Diöcesen Saskatschewan und Rupertsland ein Stück abgetrennt und zu einer selbständigen Diöcese, Namens Assiniboia, gemacht, für welche nun der Erzbischof von Canterbury einen Bischof ernennen soll.

— Der erste anglikanische Bischof für Nordamerika wurde im Jahr 1783 geweiht: es war Samuel Seabury, erster Bischof von Connecticut. Jetzt, nach 100 Jahren, zählt die amerikanische Kirche 67 Bischöfe mit 3513 Geistlichen und 373,000 Kommunikanten. Zu dieser großartigen Entwickelung hat niemand anders als die 1701 gegründete englische „Ausbreitungsgesellschaft" den Grund gelegt.

— Die folgenden Zahlen sind der „Missionary Review" entnommen: Von den 50 Mllionen Einwohnern Nordamerikas waren im Jahr 1882: 10,286,331 abendmahlsfähige Mitglieder evangelischer Kirchen und Gemeinschaften (120,358 mehr als im Vorjahr). Diese haben zusammen 78,920 ordinirte Prediger (Zuwachs 167), d. h. auf je 633 Männer, Frauen und Kinder kommt in Nord-Amerika ein Geistlicher; und dazu kommen noch 36,516 methodistische Laienprediger. Von den 50 Kirchen, Gemeinschaften und Gesellschaften, die Hr. Wilder aufzählt, treiben 35 Heidenmission, und diese nahmen zusammen im vorigen Jahre 12,346,350 Mk. an Missionsbeiträgen ein (356,512 mehr als im Vorjahr). Hievon wurden für Verwaltungsausgaben verbraucht 906,252 Mk. (42,836 mehr als im Vorjahr). Die Zahl der ordinirten Missionare ist 966 (Zuwachs 122), der Laiengehilfen 145 (Zuwachs 68), der Missionarsfrauen, Lehrerinnen u. s. w. 1092 (Zuwachs 144), der ordinirten Eingebornen 1005 (166 mehr als im Vorjahr), sämmtlicher anderen eingebornen Arbeiter 7673 (Zuwachs 314), der abendmahlsfähigen Christen aus den Heiden 222,906 (Zuwachs 25,804).

Die Besoldung der amerikanischen Missionare schwankt zwischen 2000 und 10,664 Mark jährlich, die der heimatlichen Sekretäre (Inspektore rc.) zwischen 20,000 und Null (d. h. etwa 5 oder mehr Angestellte dieser Art leisten ihre Dienste umsonst). Die Verwaltungskosten schwanken zwischen 26 Prozent der Gesammtausgabe und Null. Von den Missionaren befand sich ungefähr der vierte Theil zur Erholung in der Heimat.

Dr. Warneck's Zahlen findet Hr. Wilder viel zu niedrig. Die Differenz erklärt sich zum Theil daraus, daß Hr. Wilder die ganze Mission der Brüdergemeine und der Quäker mit auf seine amerikanische Rechnung genommen hat, dann aber auch daraus, daß er 12 kleine Gesellschaften auf seiner Liste hat, die Dr. Warneck nicht berücksichtigt hat.

— Schrecklich geht es in der Neger-Republik Hayti zu. Am 22. und 23. September war in Port au Prince kein Mensch

seines Lebens sicher. Der wesleyanische Missionar **Picot** schreibt: „Soldaten und Pöbelhaufen haben die Stadt beschossen, geplündert und in Brand gesteckt. Männer, Frauen und Kinder sind getödtet oder verwundet und entehrt worden. Es war, wie wenn alle Teufel losgelassen wären. Ein Angriff, den zwanzig hitzige junge Männer auf die Regierung machten, war die Ursache von alle dem. Unter unseren Gemeindegliedern sind nur zwei, die nicht alles verloren haben. Der Prediger der amerikanischen Methodistenkirche Mosselle und Andere entrannen mit Mühe der Todesgefahr. Zum Glück legten sich die ausländischen Konsuln in's Mittel und drohten den Präsidenten in seinem Palast zu bombardiren. Darauf wurde alles still. Aber wir leben noch in peinlicher Erwartung der Dinge, die da kommen werden."

— Ende Oktober hat die **Evangelische Synode von Nordamerika** auf ihrer Jahresversammlung zu St. Louis beschlossen, die Mission in **Bisrampur** und **Raipur** von den reformirten Freunden in Neu-York mit allen Verbindlichkeiten derselben zu übernehmen. Die Evangelische Synode hat bisher etwa 36,000 Mark jährlich für die Basler, Barmer, Goßnerische und andere Missionen beigetragen, während jene Reformirten kaum halb soviel für ihr eigenes Werk aufzubringen im Stande waren. Dies letztere wäre eingegangen, wenn die Evang. Synode es nicht übernommen hätte. — Wir wünschen unseren amerikanischen Brüdern von Herzen Glück, d. h. viel Segen, Geist und eine tüchtige Arbeiterschaar zu diesem neuen Unternehmen.

Allerlei.

Am 10. Juni taufte Miss. Wolters in **Jerusalem** eine muhammedanische Witwe und deren 15jährige Tochter. Erstere hatte im Spital, letztere in der Schule der Kaiserswerther Diakonissinnen zuerst vom Heiland gehört. Auch zwei Katholiken, leibliche Brüder, der ältere mit Frau und Tochter, haben sich der englisch-kirchlichen Missionsgemeinde in Jerusalem angeschlossen, nachdem sie mit der Bibel bekannt geworden und lange im Herzen Protestanten gewesen waren. Sie stammen aus Nazareth, jene muhammedanische Witwe aus Hebron.

— Das **Hannoversche Missionsblatt** theilt seinen Lesern lange Auszüge aus unseren Artikeln über den Fortschritt des Evangeliums in Japan mit. Dagegen haben wir nichts einzuwenden. Befremdlich aber und nicht unbedenklich scheint uns der Schluß zu sein, den jenes Blatt aus den Vorgängen in Japan zieht, wenn es seinen Lesern zuruft: „**Nun, ihr lieben Missionsfreunde, dürfen wir Lutheraner denn auf diesem reifen Erntefeld fehlen?**"

Wir haben nichts gegen eine lutherische Mission in Japan, fürchten aber, daß das in den angeführten Worten durchblickende **Motiv** nicht das rechte sei für den Beginn eines neuen Missionsunternehmens.

— Jeden Herbst haben die englischen Baptisten eine Reihe von Missionskonferenzen und Versammlungen in einer der größeren Städte. Im Oktober 1883 fanden dieselben in Leicester statt. Die Begeisterung war groß. Unter anderem wurde beschlossen, einen neuen Missionar und die Braut des † Missionar Hartland, Frl. Thomas, an den Kongo und 14 neue Missionare nach China zu senden. Für 7 derselben hatte Ein Freund die Kosten der Ausrüstung und Ueberfahrt (je 3000 Mk.) beigetragen. Auch das Deficit der Missions-Gesellschaft im Betrag von 40—50,000 Mk. war durch Extragaben gedeckt worden. So herrschte allgemeine Freude. Wenn die neuen Unternehmungen Bestand haben sollen, müssen freilich die Einnahmen der Gesellschaft um jährlich 300,000 Mk. zunehmen. Um dies zu erreichen, werden systematische Anstrengungen gemacht, die darauf zielen, daß keine Baptistengemeinde, ja kein Baptistenhaus mehr übrig bleibe, wo nicht regelmäßig für die Heidenmission gegeben wird.

— Der amerikanische Konsul in Konstantinopel ist von der Polizeibehörde gebeten worden, Frl. West zur Schließung ihrer Kaffeehalle und Lesesäle zu veranlassen, weil dieselben zum Proselytiren mißbraucht würden!

— Seit 2 Jahren haben die Quäker in Konstantinopel eine ärztliche Mission, eine Mädchenschule und überdies in Badschidschig auf der anderen Seite des Bosporus eine Industrieschule. Der Arzt Gabriel S. Dobraschian und alle Angestellten sind Armenier. Die jährlichen Kosten dieser Mission sind 10,000 Mark.

Todesfälle.

Am 1. Juni 1883 starb, über 90 Jahre alt, Frau David Griffiths, die Witwe eines der ersten Londoner Missionare in Madagaskar.

— Am 1. Juli starb auf seinem Pionierposten in Pandamatenka (Sambesi-Mission) der katholische Miss. Weißkopf, nachdem er in seinem letzten Brief geschrieben: „Ein Soldat kann seinen Posten nicht verlassen, bevor er regelrecht abgelöst ist.“ Am 29. April war auf der Reise von Pandamatenka zum König der Barotse auf der gefährlichen Fahrt den Sambesi aufwärts in den Lusu-Stromschnellen Br. de Vylder ertrunken. „Pater Berghegge konnte ihm nur noch die Lossprechung ertheilen. Nicht einmal den Leichnam fanden seine trostlosen Begleiter.“ Die überlebenden Missionare befinden sich in großer Noth und Armut.

— Am 10. Juli starb in Futschau, China, Frau Miss. Hartwell von der Bostoner Missions-Gesellschaft nach 30jährigem Missionsdienst.

Am 17. Juni starb in Morondawa auf der Westküste von Madagaskar der norwegische Missionar Bertelsen.

Bücherschau.*)

Spekulative Theologie in Verbindung mit der Religionsgeschichte.

Von Paul Gloatz. 1. Band, 1. Hälfte. Gotha, F. A. Perthes. 1883. Preis Mk. 9.

Wir haben hier den ersten Band eines großartig angelegten gelehrten Werkes vor uns, das zuerst im Aufsteigen von den niedrigsten Religionsstufen das allumfassende, höchste spekulative Prinzip sucht, dasselbe in der geschichtlichen Person Jesu, sekundär in der Kirche, findet, um dann das Christenthum als die absolute Religion nach ihrer Möglichkeit, Nothwendigkeit und theils schon verwirklichten, theils noch zu verwirklichenden Bestimmung systematisch darzustellen. Das religionsgeschichtliche Material, das der Verfasser zu diesem Zweck gesammelt und geistreich verarbeitet hat, ist ein kolossales. Nicht nur die Werke der meisten älteren wie neueren Reisenden, Ethnographen und Religionsphilosophen, sondern auch die Arbeiten zahlreicher Missionare, wie Krapf, Isenberg, Livingstone, Riis, Zimmermann, Christaller, Kölle, Flad, Merensky u. v. And., sowie Burckhardt's Kleine Missionsbibliothek, der Missionsfreund, Heidenbote, das Barmer und das Calwer Missionsblatt, auch die älteren Jahrgänge des Missionsmagazins, ja sogar das Daheim, der Kaiserswerther Diakonissenkalender u. s. w. sind mit bewunderungswürdigem Fleiße ausgebeutet worden.

Der vorliegende erste Band (496 S.) handelt in drei Einleitungskapiteln: 1) vom Begriff der Theologie, 2) von der Eintheilung der Theologie in philosophische und geschichtliche, 3) vom Begriff der spekulativen Theologie; gibt dann in Buch I. eine religionsphilosophische Grundlegung der Religionsgeschichte — 1) thatsächliche Allgemeinheit der Religion; 2) die elementarsten Wesensmomente und 3) die elementarsten Lebensäußerungen aller Religion — und schildert endlich in Buch II das mit dem Bewußtsein überwiegender Abhängigkeit des Menschen vom Menschen in Ahnenkult versunkene Gottesbewußtsein in seiner ausgedehntesten Versinnlichung bei den „Naturvölkern" Afrikas.

Wie viel nicht nur jeder Theologe, sondern auch jeder wissenschaftlich gebildete Missionar und Missionsfreund aus einem Werke dieser Art lernen kann, versteht sich von selbst. Der Standpunkt des Verfassers ist ungefähr der der Dorner'schen Glaubenslehre. Möge es ihm vergönnt sein, das große Unternehmen glücklich zu Ende zu führen!

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

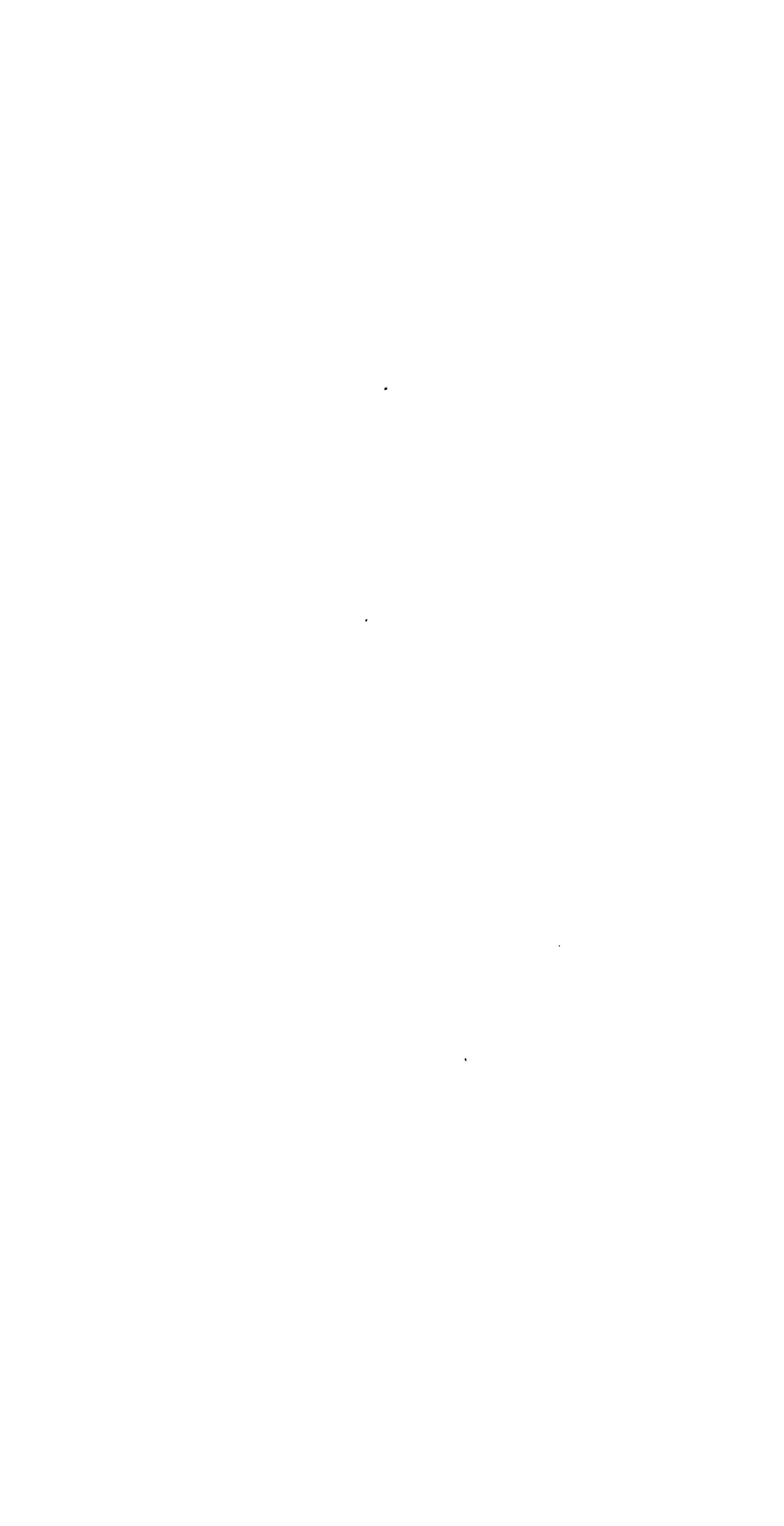
Zweige eines Stammes. Zweiundfünfzig Lebensbilder treuer Glaubensmänner von der Reformation bis zur Gegenwart. Von Ed. Hochstetter, in 3 Bänden à Fr. 1.25. C. F. Spittler.

Das uns vorliegende zweite Bändchen erzählt von Imm. Rieger, H. J. v. Zieten, Claus Harms, Woltersdorf, Oberlin, Machtholf, Th. Untereyk, Ziegenbalg, A. Paleario, Ludwig Federhaff, Jeremias Flatt, Volkening, G. Schmidt, P. Speratus, Leonhard Kayser, S. Urlsperger, L. Spengler, Albrecht Reuß. Eine fleißige, gewissenhafte Arbeit. Eine gesunde Lektüre. Für Volksbibliotheken sehr zu empfehlen.

Quer durch Chryse. Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Canton nach Mandalay. Von A. R. Colquhoun. Mit über 300 Abbildungen und 2 Karten. Zwei Bände. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1884.

Herr Colquhoun ist ein Engländer, der nach 13jährigem Aufenthalt in Ostindien vor 2 Jahren im Interesse der Wissenschaft und des Handels eine höchst abenteuerliche Reise durch den Süden China's und den Norden Hinterindiens — von Canton bis Rangun — gemacht hat. Seine Erlebnisse, sowie die ethnologischen, geographischen, naturwissenschaftlichen und merkantilen Resultate seiner Reise sind in zwei stattlichen Bänden niedergelegt, die zugleich eine sehr unterhaltende, durch eine gute Dosis Humor gewürzte Lektüre darbieten und an denen alles klar und einfach ist außer der mysteriöse Titel, der unseres Erachtens nicht sehr glücklich gewählt ist. Chryse ist eine altgriechische Bezeichnung der Länder, welche im Sanskrit Suvarna bhumi (das goldene Land) hießen und ungefähr dem heutigen „Indo-China" entsprechen.

Eine überaus schätzenswerthe Beigabe sind die nach Originalphotographien hergestellten Bilder, unter denen sich auch ein Porträt des berüchtigten Lisitai befindet, der seiner Zeit Margarey ermordet haben soll. Auf die Chinesen ist der Verfasser im Allgemeinen nicht gut zu sprechen. Bei ihnen sei zwar die Außenseite von allem schön, je tiefer man aber in's Innere ihrer Häuser und Herzen eindringe, desto mehr werde man enttäuscht. Ihre maßlose Verlogenheit, ihr Aberglaube, ihr Eigensinn, ihre Leidenschaft für's Opiumrauchen kommen wiederholt zur Sprache. Der Mission gedenkt Herr Colquhoun mit großer Anerkennung, theilt auch im Anhang ein von Missionar Clarke in Talifu ihm geschenktes Manuscript über die Kweitschau-Miauts mit. — Die Uebersetzung von H. v. Wobeser ist gut und liest sich leicht. Das Ganze ist ein schöner Beitrag zu unserer Reiseliteratur.





Ein Chinese von der Literatenzunft.

Die ärztliche Mission in China.

Von Otto Schultze.

III.

Die ärztliche Mission in China hat bereits die schönsten Früchte getragen.

Man vergißt es zwar häufig im geistlichen Amte — in der Heimat so gut als draußen unter den Heiden — daß es eine Arbeit im Glauben und nicht zunächst im Schauen ist, daß der ausgestreute Same seine Zeit zum Keimansatz und zum allmählichen Wachsthum heraus aus dem dunkeln Schooß der mütterlichen Erde in's freie Licht des Himmels haben muß. Werden dann die ersten Spitzchen der sprossenden Saat — nach langem Warten — sichtbar, so ist nur zu oft ein übereiltes, verfrühtes Urtheil von glänzenden Erfolgen und herrlicher Ernte die Schwäche des Optimisten. Denn wie manche Saat, die im Frühlicht thaubeglänzt so hoffnungsreich und lieblich dastand, ist schließlich doch, vom sengenden Strahl der Mittagssonne getroffen, jämmerlich dahingewelkt, weil sie auf steinigtem Boden genügender Nahrung zum Tiefenwurzeln entbehrte!

Soll das aber die Freude des Landmanns schmälern, soll es ihn hindern, derselben da dankbar Ausdruck zu geben, wo sein Mühen von wirklichem Erfolge gekrönt wird und unverkennbare Zeichen eines guten Bodens gedeihlichen Fortschritt im Wachsen und Früchtezeitigen der Saat in Aussicht stellen? — Mit nichten!

Wie der Beter in seinem Gebetsleben der Verknöcherung anheimzufallen in Gefahr ist, der sich nicht ein offenes Auge bewahrt für die viel häufiger als wir's wahrnehmen und oft ganz anders als

wir's wünschen eintretenden Gebetserhörungen — ebenso ergeht's dem Reichgottesarbeiter, der stets nur klagt und bemängelt, ohne dankbar zu erkennen, was der Herr an Siegen und Errungenschaften doch schon geschenkt hat.

Das gilt auch für die ärztliche Mission in China. Sie ist eine Säemannsarbeit, bei welcher man leicht verzagen und ermüden kann, wenn man nicht einfältig sich zu freuen versteht an den zarten Keimen und grünen Halmen, die hie und da doch schon dem steinigen Acker entsproßt sind. „Einer unter Zehen!" — das ist auch hier die Regel. Im Himmel aber ist Freude auch über diesen Einen, der Buße thut, mehr denn über neun und neunzig Gerechte, und um des Einen willen ist das Werk nicht vergeblich.

„O Gott, wie muß das Glück erfreu'n, der Retter einer Seele sein." Und wissen wir denn, was aus den Neunen noch wird? — Alle haben doch wenigstens einen geheilten äußeren Menschen aus dem Missionsspital mitgenommen und haben gesehen und an sich selbst erfahren, was es um die christliche Barmherzigkeit ist, die nicht das Ihre sucht.

Ja, selbst reiche heidnische Chinesen, die keine Veranlassung haben, von den Wohlthaten des Missionsspitals für ihre eigene Person Gebrauch zu machen, zollen dem Werke nicht nur ihre herzliche Anerkennung, sondern haben auch alljährlich ihren Beitrag zur Unterstützung desselben bereit. Andere lassen sich anfeuern zu ähnlichen Unternehmungen auf dem Gebiete der Nächstenliebe. Als 1844 das Hospital in Schanghai eröffnet wurde, fühlten sich mehrere weltlich gesinnte Bürger der Stadt angetrieben, in ihrem Theile der beschämenden Wohlthätigkeit der Fremden nachzueifern und ebenfalls eine Dispensary in's Leben zu rufen, die unter dem Namen She-e-Kung-Keuh ihre weiten Hallen den Kranken öffnete. Acht bis neun chinesische Aerzte wurden angestellt und die chinesischen Apotheken der Stadt lieferten abwechslungsweise die erforderlichen Medikamente. Allein der stattliche Baum hatte keine rechte Wurzel: es fehlte die Liebe zum Nächsten, die nur aus der Erfahrung wächst, daß „Er uns geliebet hat, da wir noch seine Feinde waren." Nach wenigen Jahren schon gieng das ganze Etablissement wieder ein. Immerhin war es ein lobenswerthes Beginnen, in dem wir ebenfalls mit Recht eine Frucht der ärztlichen Mission sehen, deren Segnungen viele Tausende armer Leidender zu schätzen wissen.

Rührend sind oft die Dankadressen, die dem fremden Arzte von Genesenen zukommen. Hier nur ein Beispiel. Der Vater eines jungen Mannes, der nach glücklicher Steinoperation aus dem Kantoner Hospital heimgekehrt war, richtete ein Dankschreiben an Dr. Parker, worin es unter Anderm heißt: „Es war in der That eine merkwürdige, schwere, ja gefährliche Krankheit. Rathlos, mit verschränkten Armen standen andere Männer da; aber er, der Doktor, vergnügt im Bewußtsein seiner Geschicklichkeit, setzt das Messer an und schneidet — nicht viele Wunden. — Wahrlich, man urtheile! Er ist fähig zu verrichten, was Andern zu schwer ist, ja, was Andern unmöglich!" Dann spricht der gerührte Vater seinen Dank aus und schließt: „Meine zuversichtliche Hoffnung geht dahin, daß er (Dr. Parker) mit einem Gemüth, ausgedehnter als das Meer, es großmüthig entschuldigen wird, wenn ich nicht selbst komme (meinen Dank auszusprechen); während ich dies schreibe, hüpft mein Herz wie ein Sperling im Sonnenlicht vor unbeschreiblicher Wonne."

Wie viele Vorurtheile gegen die „fremden Teufel" werden oft mit der Krankheit in's Hospital gebracht, um dort sammt ihr überwunden zu werden! „Warum kamst du hieher?" wurde ein Rekonvalescent von Dr. Kerr gefragt. „Ich litt viele Jahre, ohne Hilfe bei unsern Aerzten zu finden, da vernahm ich, daß der fremde Doktor solche Krankheiten heilen könne." — „Als du das hörtest, glaubtest du es denn?" „Wenn ich's nicht geglaubt hätte, wäre ich nicht gekommen." — „Gut, wenn wir dir nun sagen, daß Jesus Christus der einzige Heiland für die Sünder ist, glaubst du, daß wir dich dann betrügen?" „Gewiß nicht! nachdem ich so lange hier gelebt und gesehen, wie ihr die Kranken heilet und für die Armen sorgt, weiß ich, daß ihr gute Menschen seid und uns nur die Wahrheit saget." — Belehren schon die Hospitalnamen wie: „Die Evangeliums-Heilungshalle" in Swatau und „Das Spital der Reinen Jesusreligion" in Amoy über den Charakter des Werkes, so muß noch vielmehr ein solches Urtheil über die Missionsärzte und ihre Jesuslehre, das die Genesenen mit hinaus in ihre ferne Heimat tragen, dazu helfen, den Fremdenhaß zu mildern und dem Einzug des Königs der Ehren Bahn zu machen in dem weiten Kaiserreich der Mitte. Wie groß die Ausdehnung des auf diesem Wege beeinflußten Landes ist, läßt sich daraus abnehmen, daß z. B. in Swatau die in einem Jahre als genesen

Heimgekehrten 500 verschiedenen Städten und Dörfern angehörten, die, zerstreut über mehr denn 100 Meilen, an der Küste entlang und 50—80 Meilen landeinwärts liegen. Im Jahre 1882 gehörten die im nämlichen Hospital Behandelten (1,805) nicht weniger als 1,200 verschiedenen Orten an. Die im Hospital zu Kanton im Jahre 1879 Verpflegten stammten aus 23 Distrikten und 5 Kreisen der Kantonprovinz, 15 kamen aus 6 anderen Provinzen, ihre Gesammtzahl belief sich in jenem Jahre auf 1,140 Hospitalverpflegte neben 25,161 solcher, die sich nur ab und zu Medikamente und ärztlichen Rath erholten. In Wutschang am Jang-tse-Kiang, im Herzen des Reiches, behandelte Dr. Bunn binnen zweier Jahre nicht weniger als 15,778 Kranke, darunter 2,409 Frauen und 2,801 Kinder. Diese wenigen Zahlen mögen genügen, uns von dem weitgehenden Einfluß der ärztlichen Missionspraxis zu überzeugen. Hundert Meilen weit aus dem Innern kam einmal ein gebildeter Mann nach Kanton, um Entfernung einer dicken entstellenden Geschwulst an der Wange bittend. Von Freunden, die in Kanton gewesen, hatte er Kunde erhalten von der erfolgreichen Wirksamkeit des fremden Arztes. Diese an sich selbst zu erproben, war er jetzt gekommen. Die Operation gelang vollkommen und auch die christliche Wahrheit, welche er im Missionsspital zu hören bekommen, war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. In seiner Weise wollte er inskünftige dem, was sein Innerstes bewegte, Ausdruck verleihen. In seinem Abschied- und Dankesschreiben war zu lesen: „Mit meinen Freunden kehre ich jetzt wieder nach Kweitschau zurück. Bin ich erst dort, dann werde ich Tag für Tag Weihrauch und Talglichter anzünden und mein Haupt in den Staub beugen, dem göttlichen Jesus und dem Gotte der Himmelsmajestät zu danken. Mehr noch! Auf Karten von rothem Papier werde ich ihre Namen schreiben und diese unter allem Volke verbreiten, um einige zur Umkehr und Annahme der großen Gnade zu vermögen." Vor seiner Abreise konnte er noch darüber belehrt werden, daß das Christenthum nicht im Anzünden von Weihrauch und anderen Außendingen, sondern im Gottesdienst eines einfältigen gehorsamen Herzens bestehe.

Ein Anderer schenkte dem Kantoner Hospital zwei der als Häuser- und Zimmerschmuck in China so beliebten Sinnsprüche: Tui genannt. Auf zwei mehrere Fuß langen und 1 Fuß breiten

Papierstreifen stand da mit schwarzen oder vergoldeten Zeichen auf rothem Untergrunde zu lesen: „Möge das Verdienst Jesu, des Heilandes aller Menschen, verkündigt werden aller Welt," und: „Du befreist von allen Krankheiten und durch außergewöhnliche Mittel rettest du Myriaden Volks!"

Soweit wir wissen, melden sich in jedem der Missionshospitäler alljährlich auch eine Anzahl von Kranken oder Geheilten zur Taufe, ja im letzten Jahre (1882) waren es in Swatau allein 148 Seelen!



Opiumraucher.

Nicht immer können alle getauft werden, die darum bitten; gar manche müssen zu weiterer Pflege und Vorbereitung der direkten Missionsthätigkeit überlassen werden, weil hiezu der Aufenthalt im Spital meist zu kurz ist. Im Kantoner Hospital wurden im Jahre 1882 von 27 Taufbewerbern 12 zurückgestellt, 15 dagegen, 9 Frauen und 6 Männer, konnten zur Taufe zugelassen werden.

Von ihrer Standhaftigkeit haben die in den Hospitälern Getauften oft schöne Proben abgelegt. Im Opiumasyl zu Peking, wo unter der Unzahl von Opiumrauchern allen denen, die noch einen

Funken von Selbstgefühl in sich haben, Gelegenheit und Mittel geboten sind, sich ihres Lasters zu entwöhnen, wurde ein Mann von der Wahrheit des Evangeliums überzeugt und trat über. Von einem amerikanisch-methodistischen Missionar getauft, kehrte er als eifriger Christ freudigen Glaubens in seine Heimat zurück, um dort für die Wahrheit zu zeugen. Allein sein freimüthiges Bekenntniß trug ihm eine solche Tracht Prügel ein, daß er sich genöthigt sah, mit blauem Auge gleich wieder ins Hospital zu wandern. Nichtsdestoweniger blieb er standhaft.

Mitunter führt auch der Hospitalaufenthalt schon vorher Angefaßte zum vollen Durchbruch. So erzählt Frl. Duffus: „A Tschang-So wurde als 16jähriges Mädchen verheirathet, litt von dieser Zeit an an beständigem Kopfschmerz und verlor allmählich das Licht beider Augen. Vor ihrer Verheirathung war ihr der Name Gottes fremd geblieben. Nun erzählte ihr ihre Schwiegermutter, eine Christin, von Gott und seinem Sohne. Die junge Frau gewann bald Interesse an den Erzählungen ihrer Schwiegermutter und fühlte sich zu der neuen Religion hingezogen, was sie damit bekundete, daß sie dem Götzendienste entsagte und sich von allen damit zusammenhängenden Festen und Gebräuchen fern hielt. Bald darauf mußte sie im Spital zu Swatau für ihre kranken Augen Hilfe suchen. Von Dr. Gauld freundlich aufgenommen, äußerte sie alsbald ihre Freude über die ihr nun gebotene Gelegenheit, Tag für Tag das Evangelium zu hören. Eines ihrer Augen war unrettbar verloren, das andere konnte durch eine Operation so ziemlich wieder hergestellt werden. Als ihre Mittel aufgebraucht waren, trat sie den Heimweg an. Bei der Schwiegermutter eingetroffen, verband sie sich mit dieser zu regelmäßigem Gebet und Gottesdienstbesuch auf der nächsten Missionsstation, wo dann auch ihrer Bitte um die heilige Taufe entsprochen werden konnte. Sie hatte so viel von der christlichen Wahrheit erfaßt, daß sie — durch ihr Augenleiden zu abermaligem Hospitalbesuch genöthigt — dort eifrig für's Christenthum und ihren Heiland unter den andern weiblichen Patienten wirkte. Obwohl ihr schwaches Augenlicht ihr das Lesen nicht gestattete, hatte sie sich doch — mit einem guten Gedächtniß begabt — unter der Hand durch öfteres Hören viele Bibelsprüche und Lieder angeeignet, ein Schatz, der ihr nun sehr zu statten kam. Wieder nach Hause zurückgekehrt, gelang es ihr auch, bestimmend

auf ihren alten Schwiegervater einzuwirken, so daß er ein eifriger Kirchgänger wurde.

„Manches Körnlein scheinet klein
Und trägt zehenfältig Früchte.
Klein gesät und dennoch dicht,
Fehlet in der Ernte nicht.“

Ein im Jahre 1879 im Hospital zu Swatau bekehrter junger Mann unterrichtete später seine alte Mutter im Christenthum und brachte sie nach einigen Monaten selbst nach Swatau in der Hoffnung, daß sie dort vollends über den Weg des Lebens belehrt und in die Gemeinde aufgenommen werden würde. Die alte Frau zeigte einen aufrichtigen Eifer und war hoch erfreut, als ihr die Taufe zu Theil wurde. So glücklich fühlte sie sich, daß sie die Nacht vor ihrem Tauftage nicht schlafen konnte. Mutter und Sohn in einem Glauben verbunden, kehrten als völlig genesene, wahrhaft glückliche Leute in ihre Heimat zurück.

Wenn ein Anderer, der im Hospital zum ersten Mal die Predigt vom Heile vernommen, den Weg von mehreren Meilen nicht scheute, um Sonntags von seinem Heimatorte aus die nächstgelegene Missionsstation zu erreichen und dort das Evangelium zu hören, ja wenn Einer seinen bisherigen Beruf als Matrose aufgab, um den Sonntag feiern zu können; wenn ein dritter, ein Barbier in Swatau, aus dem gleichen Grunde sich von seinem Associé, der das Geschäft Sonntags nicht geschlossen haben wollte, trennte, um sich mit 2 christlichen Gesinnungsgenossen, die durch ihn erweckt worden waren, in einem andern Stadtviertel anzusiedeln; wenn endlich eine Frau, im Hospital getauft, sich trotz heftiger Verfolgung, die in ihrer Heimat ihrer wartete, sich in ihrem Glauben nicht beirren ließ, — so sind das alles lautredende Zeugnisse für die Fruchtbarkeit der ärztlichen Missionsthätigkeit auch auf rein geistlichem Gebiet.

Zahlreich sind auch die Fälle, wo ein erfolgreich Behandelter nicht nur auf Einzelne oder auf eine Familie, sondern auch auf ganze Ortschaften und Gegenden einen Segen gebracht hat. Dr. James Henderson in Schanghai z. B. operirte einmal einen fast ganz blinden Mann mit solchem Erfolge, daß derselbe schon drei Tage nach der Operation wieder lesen und am 5. Tag geheilt das Spital verlassen konnte. Er war ein Bootsmann, der auf dem

nördlichen Ufer des Jangtsekiang sein Gewerbe trieb. Zwei Monate später kam er mit seinem Boot wieder in Schanghai an und brachte 6 Blinde in das Hospital, 5 Männer und eine Frau, alle aus seiner Nachbarschaft. Sie begehrten nicht nur Heilung ihres Gesichtes, sondern verlangten auch Aufschluß über die christliche Lehre, von der ihr Freund ihnen gesagt hatte. Drei derselben wurden mit Erfolg operirt, so daß sie ihr Augenlicht wieder erhielten, zwei wurden nur theilweise hergestellt, einer war unheilbar.

Dieser Fall steht keineswegs vereinzelt da. So wurde z. B. Chioh, ein Mann von Khi-bocy, etwa 35—40 Meilen von Amoy gelegen, zum Missionar für seine Dorfgenossen. Während seines Hospitalaufenthaltes in Amoy unter der Behandlung von Dr. John Carnegie war ihm das Christenthum Herzenssache geworden, und er setzte daheim sein eifriges Forschen in der Schrift fort. Bald hatte er eine Schaar um sich gesammelt, die willens war, das Christenthum anzunehmen. Als die Sache den Missionaren bekannt wurde, sandten sie einen Gehilfen hin, der nachforschen sollte, ob diese Erweckung reell sei. Und wirklich fand derselbe eine ganze Anzahl erweckter, heilsbegieriger Seelen, worauf die betreffende Gesellschaft einen Prediger bei ihnen stationirte und Missionar Burns anfieng, von Zeit zu Zeit Besuche in Khibocy zu machen und das neuentstandene Gemeinlein zu pflegen. Auch die Londoner Missionsstation Kakbocy, 15 Meilen von Amoy gelegen, verdankt ihre Entstehung der medizinischen Mission. Ein Mann von dort war im Hospital zu Amoy erweckt und bekehrt worden, breitete dann die Kunde vom Evangelium bei seinen Stammesgenossen aus und veranlaßte so die Entstehung einer Christengemeinde, welche jetzt ein eigenes schmuckes Kirchlein hat und ein Licht für die Umgegend geworden ist. So streut die medizinische Mission unscheinbar und in aller Stille Senfkörnlein aus, die da und dort unter den Gnadenwirkungen des heiligen Geistes zum stattlichen Baume herangewachsen sind, unter dessen Zweigen die Vögel des Himmels Schutz finden.

Ein Mann, der vor 13 Jahren Dr. Gauld's Patient in Swatau war, brachte von dort ein Gesangbuch nach Haus, legte es aber, da sein Inhalt ihn wenig interessirte, nachdem er körperlich hergestellt war, bei Seite. Im letzten Jahre nun fiel dieses Buch dem Bruder jenes Mannes in die Hand, er las — bekam

Verlangen nach mehr und besuchte, dies zu stillen, die Kapelle in Kya-Kung. Er sammt einem seiner Freunde ist nun getauft; einige andere Leute seines Dorfes sind erweckt und versammeln sich Abends in einem dazu gemietheten Zimmer zu gemeinsamem Gebet. Einer derselben, früher ein berüchtigter Dieb und Spieler, setzt durch seine auffallende Lebensänderung viele in Erstaunen.

Von andern Fällen dieser Art und insbesondere auch von dem gewinnenden Eindruck, den die Thätigkeit weiblicher Missionsärzte in China schon gemacht hat, ist im Missions-Magazin bereits wiederholt geredet worden.

Wir wollen daher nur noch Einen lieblichen Zug dieses Zweiges der Missionsarbeit hervorheben; wir meinen den Allianz- oder richtiger den Unions-Charakter der medizinischen Mission. In ihr tritt ja das — im gewöhnlichen Sinn — Dogmatische hinter dem Praktischen, die trennende Lehre hinter der Liebe und dem Leben sozusagen in den Hintergrund; und eben deßwegen können sich hier leichter als auf andern Gebieten die Angehörigen der verschiedenen evangelischen Kirchen und Bekenntnisse zu gemeinsamem Wirken verbinden. Gerade in China reichen Baptisten, Methodisten, Wesleyaner, Presbyterianer und die oft so zugeknöpften Hochkirchler einander freudig die Bruderhand im Dienst der barmherzigen Samariterliebe. In dem oben erwähnten ärztlichen Missionsverein in China stehen Mitglieder der verschiedensten Kirchen nebeneinander. Im presbyterianischen Missionsspital zu Kanton arbeitet auch eine Baptistin mit, und dem Pekinger Opium-Asyl, das 1878 in den Hallen eines alten Buddhistentempels von Dr. Dudgeon unter Mithilfe der chinesischen Anti-Opium-Gesellschaft eröffnet wurde, steht eine Kommittee vor, die aus Gliedern sämmtlicher in Peking arbeitender protestantischer Missionen zusammengesetzt ist; die täglichen Gottesdienste werden abwechslungsweise von bischöflichen, independentischen, methodistischen u. a. Missionaren gehalten.

So darf man sich denn von Herzen über jeden Fortschritt der ärztlichen Mission in China freuen. Und an Fortschritten fehlt es nicht. Während wir diese Artikel geschrieben, sind schon ein paar neue Unternehmungen in Sicht getreten. So soll demnächst in Siganfu in der Provinz Schensi ein Spital eröffnet werden, zu welchem ein Chinese sein geräumiges Haus angeboten hat. Siganfu

ist ja der Ort, wo 1625 jene alte Steinplatte mit dem Kreuzeszeichen und einer nestorianischen Inschrift gefunden ward, welche Zeugniß giebt von den ersten Anfängen des Christenthums in China. Was also in uralter Zeit von syrischen Nestorianern angefangen wurde, das setzen jetzt amerikanische und englische Protestanten fort! Wo aber bleiben unsere deutschen Missionsgesellschaften? Wahrlich die Ernte ist groß, aber der Arbeiter sind wenige; darum bittet den Herrn der Ernte, daß Er Arbeiter in Seine Ernte sende!

Franzosen und Deutsche in Uschuwia.

Die Mängel und Schwächen des Missions-Magazins kennt wohl Niemand besser als der Herausgeber selbst; ein Vorwurf aber, der neulich aus dem Elsaß kam, hat ihn denn doch überrascht. Derselbe lautete nämlich dahin, die gelben Hefte enthielten immer so viel Nachtheiliges über die Franzosen! und vorausgesetzt war dabei ohne Zweifel, daß hieran nicht die Franzosen, sondern eben der Schreiber des Missions-Magazins schuld sei.

Wir wollen nun nicht versuchen, uns gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen. Benutzen aber möchten wir diese Gelegenheit, um unsere Leser zu versichern, daß so oft etwas „Nachtheiliges" über die Franzosen zu sagen war, wir uns stets bemüht haben, es so milde als möglich zu sagen, um doch ja Niemanden unnöthig wehe zu thun; 2) daß, unseres Erachtens, alles in allem wohl mehr Nachtheiliges über die Deutschen, über die Engländer und andere Nationen im Missions-Magazin sich finden dürfte, als gerade über die Franzosen, und endlich 3) daß es uns eine ganz besondere Freude macht, im Folgenden auch etwas durchaus Rühmliches von diesen letztern erzählen zu können.

Es handelt sich um die französische Fregatte „Romanche", welche im Frühling und Sommer 1883 längere Zeit in der Orange-Bay vor Anker lag und deren Offiziere bei dieser Gelegenheit mit der feuerländischen Missionsstation Uschuwia in gar freundliche Beziehungen traten. Kapitän Martial war nämlich

beauftragt, eine Reihe astronomischer und anderer Beobachtungen zu machen, und da hiezu ein längeres Verweilen auf festem Lande nothwendig war, hatte er an der genannten Bay mehrere Gebäude errichten lassen, welche zusammen wohl einen Werth von 20,000 Mk. hatten. Und diese Gebäude, die ohne Zweifel aus europäischem Material hergestellt waren, hat er bei seiner Abreise völlig kostenfrei dem englischen Missionar Bridges für seine Zwecke überlassen; so entzückt war er von dem wohlthätigen Einfluß, den diese evangelische Mission auf die sonst so wilden, fast entmenschten Pescherähs ausgeübt hat! Wiederholt hatten er und seine Offiziere Gelegenheit sich über die Ehrlichkeit, Sittsamkeit und das wohlanständige Betragen der Getauften nicht nur, sondern auch mancher noch heidnischen, aber doch unter dem Einfluß der Mission stehenden Feuerländer zu verwundern. Ja, sie überzeugten sich, daß eine große Veränderung mit diesem Volke vorgegangen sei und Schiffbrüchige wohl nichts mehr von ihnen zu fürchten haben, so daß die Warnungen, welche bisher auf den Karten der Seefahrer angebracht waren, in Zukunft gestrichen werden können.*) Daher jenes Geschenk an eine protestantische Missionsstation!

Doch das ist nicht alles. Missionar Bridges rühmt besonders noch die Freundlichkeit der beiden Schiffsärzte,**) welche wiederholt nach den kranken Eingebornen sahen und ihnen Arznei gaben, was um so willkommener war, als gerade allerlei Lungenkrankheiten unter ihnen grassirten.†)

Aber das Beste kommt noch! Nicht nur gegen die armen Feuerländer und ihre englischen Missionare haben diese Franzosen sich hilfreich erwiesen, sondern schließlich auch einer deutschen

---

*) Missionar Bridges ist der Ansicht, daß sämmtliche Yaghans von Kap San Diego bis Kap Horn und weiter bis zur Halbinsel Brecknack jetzt so weit gezähmt sind, daß man sich auf sie verlassen, beziehungsweise sich ihnen anvertrauen kann.

**) Dr. Hyades und Dr. Hahn (vielleicht ein Elsäßer?).

†) Leider ist die Sterblichkeit dieser armen an Tuberkeln und Skrofeln leidenden Menschen im Zunehmen. Schön aber ist's, wie manche Frauen doch schon gelernt haben, in solchen Nothzeiten ohne Furcht vor Ansteckung ihrer Kranken und Sterbenden sich anzunehmen. Missionar Bridges selbst schreibt, er müsse darüber staunen. — Hie und da kommt's auch vor, daß ein Heide Angesichts des nahen Todes noch Buße thut und sich taufen läßt. Die Mission in Uschuwia ist eben eine Diakonissenarbeit!

Schiffsmannschaft sich liebevoll angenommen. Das gieng so zu. Ein deutsches Kohlentransportschiff Namens „Erwin" war in Brand gerathen und die 22 Mann, welche seine Besatzung bildeten, hatten nach einer achttägigen Irrfahrt endlich am 3. August die Missionsstation erreicht. Aus Furcht vor den berüchtigten Feuerländern hatten sie nicht gewagt irgendwo zu landen, bis sie auf einen Mann stießen, der ihnen den Weg nach Uschuwia zeigte. Die meisten von ihnen befanden sich in einem jämmerlichen Zustand, als sie hier eintrafen. Bei der guten Pflege und freundlichen Behandlung erholten sie sich aber schnell und fiengen nun auch gleich an, ihre Dankbarkeit zu beweisen, indem sie durch Flicken des schadhaften Missionsbootes und andere ähnliche Arbeiten sich „sehr nützlich" machten. Die Mehrzahl verstand genug Englisch, um am Gottesdienst der Missionare theilzunehmen, und am 15. August feierten 15 von ihnen mit der ganzen Stationsgemeinde das heilige Abendmahl. Ihre Aufführung ließ nichts zu wünschen übrig und Missionar Bridges hätte sie gern noch länger behalten, wenn seine Mundvorräthe nicht in bedenklicher Weise auf die Neige gegangen wären. Kapitän Martial mußte ihm 20 Säcke Brot und 20 Säcke Mehl (à 100 Pfund) vorstrecken und hatte dann noch die Güte, die ganze schiffbrüchige Mannschaft bis nach Punta Arenas mitzunehmen, wo sie verhältnißmäßig leicht eine Gelegenheit zur Rückkehr in ihre Heimat finden konnten.

Also: Ehre dem die Ehre gebührt! d. h. in diesem Fall dem französischen Kapitän und seinen Offizieren; Ehre aber auch dem treuen Missionar, der nun schon so manches Jahr in dem unwirthlichen Feuerland als ein wackerer Streiter Jesu Christi sich behauptet hat; Ehre auch den wackern Bekehrten, welche durch ihr christliches Betragen die Herzen schon so mancher Seefahrer gewonnen haben; Ehre auch jenen armen Deutschen, die sich der Mission so nützlich gemacht; Ehre aber doch vor allem unserm großen Herrn und König, der dort am Ende der Erde, an Amerika's Südspitze, eine solche Friedensstätte gegründet hat, wo Franzosen und Deutsche, Engländer und Pescherähs einander die Hände reichen in gegenseitiger Achtung und Bruderliebe! Ja, Ehre sei Gott in der Höhe und Frieden auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen!

Die
Niederländische Missionsvereinigung.

Von W. Sikemeier.

Holland ist reich, viel zu reich an Missionsgesellschaften. Wenn da auf 2½ Millionen Protestanten mindestens 10 verschiedene Missionsvereine kommen, so ist von vornherein anzunehmen, daß nicht etwa eine gesunde Arbeitstheilung, sondern eine beklagenswerthe Zersplitterung diesem Thatbestand zu Grunde liegt. Und so ist es auch wirklich.

Die Entstehungsgeschichte der sogenannten Nederlandsche Zendingsvereeniging, welche am 2. Dezember vorigen Jahres ihr 25-jähriges Jubiläum gefeiert und bei dieser Gelegenheit eine lehrreiche „Gedenkschrift" mit dem Motto 5 Mose 8, 2 veröffentlicht hat, ist der deutlichste Beweis dafür.

Als im Jahre 1797 zu Rotterdam die Nederlandsche Zendelinggenootschap gegründet wurde, da schlossen sich in ihr ähnlich wie kurz vorher in London und später in Boston, in Basel, in Berlin, in Barmen gläubige und missionseifrige Christen verschiedener Bekenntnisse und Gemeinschaften brüderlich zu Einem Werke zusammen. Während aber einige der genannten Schwestergesellschaften, namentlich die Londoner und die Bostoner, immer mehr auf die Angehörigen Einer Kirchengemeinschaft beschränkt wurden, gieng man zu Rotterdam in der Weitherzigkeit soweit, daß je länger je mehr auch Rationalisten von allerlei Art — zum Schaden der Sache — in den Verband der Gesellschaft und in die Zahl der Arbeiter aufgenommen wurden. Und das führte nun zur Gründung einer ganzen Reihe neuer Vereine, die alle darin, aber auch nur darin einig waren, daß mit der alten Gesellschaft nicht mehr weitergemacht werden dürfe.

So entstand zuerst die oben genannte Nederlandsche Zendingsvereeniging. Ein Theil jener Dissentirenden nämlich schloß sich mit dem seit 1851 in Rotterdam bestehenden, 1858 zu einem Jünglingsmissionsverein erweiterten Kindermissionsverein zusammen

und gründete so am 2. Dezember 1858 die neue Gesellschaft. Aus den 12 Paragraphen des damals aufgestellten Statuts ist besonders der erste hervorzuheben: „Der Verein besteht aus Mitgliedern, die bekennen, daß der Herr Jesus Christus ihr vollkommener Heiland ist, die dies durch ihren Wandel bestätigen und zugleich erklären, daß sie mit solchen nicht zusammenarbeiten können, welche die wahre und ewige Gottheit Christi leugnen.“ § 2 besagt, daß auch gläubige Frauen als Mitglieder — ohne Stimmrecht — aufgenommen werden. Als Zweck des Vereins giebt § 4 an: 1) die Vereinigung zum Gebet, 2) das Sammeln von Beiträgen, 3) die Ausbildung und Aussendung von Missionaren. Nach § 6 wählen die Mitglieder mit absoluter Stimmenmehrheit einen Ausschuß, der aus wenigstens 3, höchstens 5 Personen besteht. Von diesen tritt jährlich 1 Mitglied aus, um durch ein neues ersetzt zu werden. Doch sind die Austretenden schon nach einem Jahr wieder wählbar. Auf diese Art soll dem Ausschuß stets frisches Blut zugeführt und doch die Kontinuität desselben aufrecht erhalten werden. Wer Mitglied des Vereins werden will, hat sich zu melden; dann entscheidet die nächste Mitgliederversammlung über seine Aufnahme oder Nichtaufnahme. Jedes Mitglied hat das Recht, die Ausschließung eines andern Mitgliedes zu beantragen.

Man sieht aus allem, wie es darauf abgesehen war, im Gegensatz zur allzugroßen Weite der alten Rotterdamer Gesellschaft, die Grenzen des neuen Vereins möglichst eng zu ziehen. Trotzdem glaubten die Gründer, daß alle, die da lieb hatten die Erscheinung des Herrn Jesu und die da beteten um die Ausbreitung seines Reiches, dies aber nicht länger in Verbindung mit der alten Gesellschaft thun zu dürfen überzeugt waren, sich ihnen anschließen würden. Hierin hatten sie sich getäuscht. Sowohl der fundamentale § 1, als auch die ganze etwas demokratische Verfassung des Vereins stieß auf vielseitigen Widerspruch, namentlich bei den Geistlichen. So kam es, daß schon im Mai 1859 ein neuer Oppositionsverein, die »Utrechtsche Zendingsvereeniging« sich bildete und diesem fast alle gläubigen Geistlichen und viele der einflußreichsten Laien sich anschlossen. Derselbe steht auf ebenso entschieden biblischem Standpunkt wie der andere, fordert von seinen Mitgliedern aber nicht, wie jener, das Bekenntniß, daß der Herr Jesus ihr vollkommener Heiland sei, läßt auch seine Kommittee nicht

stets von den Mitgliedern neu gewählt werden, sondern sich selbst ergänzen durch Cooptation.

Dem Utrechter Verein auf dem Fuß folgte »de Nederlandsche Gereformeerde Zendingsvereeniging« zu Amsterdam, ein streng konfessioneller Verein, dessen Mitglieder sich ausdrücklich auf die Bekenntnißschriften der niederländisch-reformirten Kirche verpflichten und dazu noch bekennen, daß Jesus „der" vollkommene Heiland sei. Wiederholte Versuche zur Verschmelzung dieser beiden mit dem 1858 gegründeten Verein hatten keinen Erfolg. Jeder wollte eben gerade das festhalten, was ihm eigenthümlich war und was die andern abstieß.

So waren denn die Anfänge der „Niederländischen Missionsvereinigung" wie wir deutsch sagen wollen, recht schwierig, zumal da auch die alte »Zendelinggenootschap« ja immer noch groß und imponirend genug ihr gegenüberstand und von gar vielen warmen Christen nach wie vor unterstützt wurde, der Konkurrenz der andern ältern Vereine*) nicht zu gedenken.

Trotzdem machten die Gründer getrost weiter, erließen schon im Januar 1859 einen Aufruf zu Gunsten einer in Java zu beginnenden Arbeit und hielten monatlich eine Missionsstunde. Im April 1859 wurden die drei ersten Zöglinge aufgenommen; im Oktober desselben Jahres fand die erste allgemeine Mitgliederversammlung statt (268 Mitglieder und 144 „Gönner" oder mitbeitragende Freunde), in welcher statutengemäß ein Ausschuß gewählt und über den Kassenbestand (1879 fl.) berichtet wurde. Im folgenden Jahr wurde ein Reiseprediger angestellt, der in der Heimat das Missionsinteresse wecken sollte. Bis 1881 kamen noch 3 solche dazu. Ferner wurde (1860) nach dem Beispiel von Basel eine Pfennigkollekte mit einem alle 10 Wochen erscheinenden Blättchen eröffnet und überdies ein eigenes Missionsblatt begonnen. Der Ertrag der Kollekte war im ersten Jahr 606 fl. und stieg bis 1882 auf 7249 fl. Das Missionsblatt wurde Anfangs nur in 500 Exemplaren gedruckt und zum Abonnementspreis von 1 fl. jährlich

*) Des Hilfsvereins für die Brüdergemeine und des für Barmen, der mennonitischen Missionsgesellschaft, der Mission der freien Gemeinde in Ermelo, der Mission der separirten reformirten Kirche, des sogenannten China-Comite und endlich des Java-Comite.

abgegeben; später wurde es aber gratis an die Mitglieder und Freunde vertheilt und schließlich in 6000 Exemplaren gedruckt.

Im Jahre 1861 konnte ein eigenes Missionshaus käuflich erworben und 1862 die erste Ordination und Aussendung von Missionaren vorgenommen werden. Es waren ihrer drei: der bisherige Missionshauslehrer Grashuis und die beiden ältesten Zöglinge Albers und Van der Linden. Zugleich wurde das erste öffentliche Missionsfest gefeiert, zu dem es aber überaus schwer war, einen Redner zu finden, da die drei bis dahin dem Verein beigetretenen Geistlichen sämmtlich am Erscheinen verhindert waren. Sechs Tage vor dem Fest ließ sich endlich Pfr. Sypkens aus Friesland dafür gewinnen. Die Ordination hatte der deutsche Pfr. W. Schwarz übernommen. Von diesem Tage an begann die Theilnahme zu wachsen, wozu wesentlich beitrugen einmal die Abschiedsbesuche der angehenden Missionare bei den Zweigvereinen und dann die Veröffentlichung der ihnen ertheilten Instruktion. In dieser war nämlich bestimmt erklärt, sie hätten unter den Sundanesen die Glaubenswahrheiten zu lehren, welche in den Bekenntnißschriften der Reformationszeit niedergelegt seien, und was die hl. Taufe betrifft, so sei dieselbe auch den unmündigen Kindern der Gläubigen nicht vorzuenthalten. Damit war viel Mißtrauen beseitigt, und eine Reihe von Geistlichen schloß sich dem Verein an. Im Jahr darauf durfte derselbe sein Fest sogar in der Hauptkirche von Rotterdam abhalten und war insofern nun auch kirchlich anerkannt.

Zwei weitere Aussendungen (Cusell und A. Dykstra) brachte das Jahr 1863 und ebenso das folgende (Geerdink und Coolsma). Im Mai 1866 wurde, um den mannigfachen Nothständen im Unterricht der Zöglinge ein Ende zu machen, Herr Hogerseil als ständiger Inspektor ans Missionshaus berufen. Derselbe war bis dahin als Hilfsinspektor im Dienst der alten Zendelinggenootschap gestanden.

Schon im Februar des gleichen Jahres war Missionar Grashuis aus Java zurückgekehrt, wo er sich seiner Instruktion gemäß fast ausschließlich mit dem Studium der Sprache beschäftigt hatte, um jetzt in der Heimat die Bibel zu übersetzen. Da jedoch die erste Probe, welche er vorlegte, von Sachkundigen nichts weniger als günstig beurtheilt ward, ersuchte ihn die Kommittee nach Java zurück-

zukehren und sich noch weiter in der Sprache zu vervollkommnen. Er aber erklärte jenes Urtheil für ungerecht, nahm seine Entlassung und wurde später Regierungsbeamter in Indien. Eine weitere Veränderung trat 1867 ein, indem der Inspektor sein Amt niederlegte, weil aus finanziellen Gründen beschlossen worden war, einstweilen keine neuen Zöglinge mehr aufzunehmen. Wohl im Zusammenhang damit ward jetzt der alte Wunsch wieder rege, der Verein möchte sich mit dem Utrechter verschmelzen. Aber der Versuch scheiterte auch diesmal an der Zähigkeit, mit der die große Mehrheit an § 1 der Statuten festhielt.



Javanesische Palankinträger.

1869 mußte Missionar Cusell krank in die Heimat zurückkehren, wo er bald darauf starb, nachdem er noch kurze Zeit unter den Seeleuten in Rotterdam evangelisirt hatte. 1870 wurden drei weitere Brüder: Gysman, Schilstra und Zegers nach Java gesandt, ebenso 1876, 1880, 1881 und 1882 je ein neuer Missionar. 1878 starb nach 13jähriger Arbeit Missionar Geerdink, und Coolsma wurde Hausvater am Missionshaus; 1880 kehrte auch Missionar Gysman nach 10jährigem Dienst in die Heimat zurück, um sich hier auf ein Pfarramt vorzubereiten.

Somit sind bis jetzt von den 14 ausgesandten Missionaren 2 ausgetreten, 2 gestorben, 1 im Missionshaus angestellt und

9 stehen noch draußen auf den Stationen. Dieser sind es im Preanger Kreis 5,*) im Cheribon Kreis 3,**) zusammen also 8. Die Zahl der bis jetzt auf sämmtlichen Stationen Getauften (Kinder mitgerechnet) beträgt 280 bis 290, und von diesen sind nur die wenigsten eigentliche Eingeborne. Weitaus die meisten sind eingewanderte Chinesen, Halbeuropäer u. dgl. Das Gleiche gilt von den Schulen und von den zur Verbreitung gekommenen Schriften, d. h. die Javanesen, denen doch in erster Linie diese ganze Mission gilt, haben am wenigsten Gebrauch davon gemacht.

Die Ausbildung eingeborner Gehilfen ist nur privatim von diesem und jenem Missionar betrieben worden, und die hierin gemachten Erfahrungen scheinen sehr trauriger Art zu sein. Doch werden außer dem tüchtigen Erstling aus den Javanesen, der den Namen Ismael (!) trägt, noch 7 lobend erwähnt.

Angesichts dieser geringen Erfolge haben neuerdings mehrere Missionare nachdrücklich gebeten, es möchten doch von der Gesellschaft eigene Landstücke zur Anlegung von Christendörfern erworben werden. Dann wären Zufluchtsstätten da, wo die Uebertretenden vor der Tyrannei der meist fanatisch muhammedanischen Häuptlinge Schutz fänden und ein christliches Gemeindeleben sich entwickeln könnte. Bereits ist ein Anfang hiemit gemacht. Ob dabei viel herauskommen wird, ist fraglich, bei den eigenthümlichen Verhältnissen Javas aber wohl möglich.

Was die sprachlichen Arbeiten der Missionare betrifft, so hatten sie so ziemlich von vorne anzufangen. Denn die sundanesisch-englische Wörtersammlung von Dr. Jonathan Rigg, welche sie vorfanden, war ein mangelhafter Erstlingsversuch. Im Jahre 1873 vollendete Missionar Coolsma eine Grammatik und 1875 Missionar Geerdink ein Wörterbuch. Missionar Albers schrieb oder übersetzte Schulbücher, darunter die biblische Geschichte und Glaubenslehre von Kurtz, die Calwer Kirchengeschichte u. s. w., ferner die Psalmen, ein Leben Muhammeds und eine Bibeleinleitung; während Coolsma mehrere Traktate, eine Liedersammlung und

---

*) Tjiandjoer seit 1865; Buitenzorg seit 1869; Bandong seit 1870, seit 1877 als unfruchtbar unbesetzt gelassen, Sukabumi seit 1872 und Sumedang seit 1872.

**) Indramayu seit 1864; Cheribon seit 1864; Madjalenka (jetzt Tjideres) seit 1876.

1872 auch das Evangelium des Lucas und des Johannes herausgab, letztere auf Kosten des weltbekannten englischen Missionsfreundes Arthington, der die genannten zwei Evangelien nach und nach in sämmtliche Sprachen und Mundarten des indischen Archipels will übersetzen lassen. Von 1873 bis 1876 hat Coolsma dann auch die übrigen Theile des Neuen Testamentes übersetzt und seit 1879 arbeitet er (in Rotterdam) am Alten Testament. Die Kosten dieses Werkes hat die Niederländische Bibelgesellschaft übernommen. Dem Verein selbst wäre das nicht möglich, da seine Einnahmen fast immer hinter den Ausgaben zurückbleiben. Im Jahre 1882 betrugen die letztern 52,414 fl., die Einnahmen nur 40,834 fl. (Ein holländischer Gulden ist soviel als 2 Fr. 10 Cts.)

Beim Rückblick auf die 25 Jahre seines Bestehens ist sich der Verein seiner Schwächen und Gebrechen gar wohl bewußt; hält aber getrost daran fest, daß er eine Pflanzung des Herrn ist, der auch in Zukunft das Werk seiner Hände nicht lassen wird. Wendet man ein, die Erfolge seien aber doch gar zu gering und ganz außer Verhältniß zu den aufgewandten Mitteln, so antwortet die Denkschrift: „Unsere Arbeit ist kein Geschäft, dessen Bilanz hier auf Erden gezogen wird, und Gottes Wort lehrt uns, den Tag der geringen Dinge nicht zu verachten.... Wachen und beten und wirken wir nur immer weiter. Die Zukunft ist des Herrn.“ Am Schluß des Ganzen stehen dann noch die folgenden vier Gedanken, die für die innere Stellung des Vereins charakteristisch sein dürften:

1) Gott wirkt. (Ps. 97, 1).

2) Gott wirkt nach einem bestimmten uns unbekannten Plan, nach „vorbedachtem Rath“. Alles muß hinauslaufen auf die Vollendung Seines Raths. Ps. 33, 11.

3) Gott wirkt durch Mittel, durch Menschen, durch uns. (Röm. 10, 14. 15).

4) Gott wirkt allein; wir sind Seine Werkzeuge, sonst nichts. (Röm. 9, 16). Das soll uns eine Ehre sein, wenn Er uns gebrauchen will.

Von Ihm, durch Ihn und zu Ihm sind alle Dinge. Ihm sei die Ehre in Ewigkeit! Amen.

Missions-Zeitung.

Prof. Nippold über evangel. Mission und katholische Propaganda.

Am 8. Januar (dem Todestag Kesab Tschander Sen's!) hielt in Heidelberg Prof. Dr. Nippold den dritten der vom „Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsverein“ veranstalteten Vorträge. Seine Hauptgedanken waren etwa folgende: „Bisher hat nur ein kleiner Theil der evangelischen Gemeinde an der Mission mitgearbeitet und infolge dessen ihr sein Gepräge aufgedrückt. Bei der weitverbreiteten Entfremdung von Religion und Kirche liegt überhaupt auf dem ganzen Werke eine Art von Bann. Dieser kann nicht so plötzlich gebrochen werden. Den Anfang hiezu haben die freigesinnten Protestanten in der Schweiz gemacht, wo die Lehrkämpfe mehr im Hintergrund und die praktischen Aufgaben im Dienste des Einen Herrn im Vordergrund stehen (?). Nicht ein Werk der Trennung, sondern der Einigung will der neue Verein unternehmen. „Eine Vergleichung der christlichen mit den nicht christlichen Völkern zeigt uns, daß eben in keinem andern Namen Heil ist, als in dem Namen Jesu; er bleibt die Lebenssonne, die über alle scheint, der Anfänger und Vollender des Glaubens. Je mehr wir andern die Segensquelle dieses Glaubens zugänglich machen, um so reicher fließt sie uns zu.

„Diese Arbeit bringt dem Protestantismus das Bewußtsein der Einheit, der Katholicität, welchen Begriff wir wieder in unser Bewußtsein aufnehmen müssen; denn die Verwechslung von Katholicismus und Papalismus ist unheilvoll geworden. Seit dem unkatholischen Dogma von der Unfehlbarkeit sollte das Wort „katholisch“ bei uns wieder zu Ehren kommen, wie denn die englische und amerikanische Kirche ihre Katholicität stets behauptete und eine Verbindung mit den Altkatholiken eingieng. Während noch im vorigen Jahrhundert evangelische Fürsten den Papst summus pontifex ecclesiæ romanæ nannten, haben wir seit der Restauration am Anfang dieses Jahrhunderts uns die Gleichstellung von Katholicismus und Papalismus gefallen lassen. — Diese Katholicität, diese Allgemeinheit macht sich geltend in den philanthropischen Anstalten, welche verschiedene Bekenntnisse in gleicher Arbeit vereinigen, im Gustav-Adolf-Verein, in der evangelischen Allianz, in der Stiftung des evangelischen Bisthums Jerusalem. In die Beleuchtung eines solchen Idealkatholicismus müssen wir die evangelische Mission hineinstellen; gegenüber der päpstlichen Propaganda sind wir ohne das Bewußtsein der Katholicität ohnmächtig. — In der Propaganda tritt uns dasselbe weltumfassende Streben entgegen,

wie in der evangelischen Mission. Propaganda trieb die Gegenreformation, ihre Folgen sind die Religionskriege, die alle unter der gleichen einheitlichen Leitung standen. Die Congregation der Propaganda bildet den Generalstab der päpstlichen Kriegerschaaren, und ihr stand von Anfang an die Ketzerbekehrung obenan. Von einer Heidenmission der Propaganda ist erst die Rede, seit die evangelische Mission ihre Arbeit unternommen hat. Wo immer eine protestantische Mission auftritt, da erscheint auch die römische Propaganda. Die Vorgänge auf Madagaskar, in Anam, am Kongo, in Aethiopien sind auf die Thätigkeit der Propaganda zurückzuführen und nur unter dieser Voraussetzung verständlich. Die nestorianische wie alle orientalischen Sonderkirchen werden von der Propaganda bearbeitet; erst werden apostolische Vikare eingesetzt, dann Gegenbisthümer begründet, von welchen der Krieg gegen die Schismatiker ausgeht. In Armenien, Syrien, Bosnien, Serbien, Rumänien, Bulgarien, Amerika, Indien und Australien können wir dieselbe Beobachtung machen; auch das Fernstliegende hängt mit den Plänen der päpstlichen Weltpolitik zusammen. Die Propaganda ist in sieghaftem Fortschreiten begriffen, und sie wird ihr Werk auch nicht aufgeben. Hat doch der „Friedenspapst" Leo XIII. von jeher bis in unsere Tage in Verdächtigung und Beschimpfung des Protestantismus das Mögliche geleistet. Am 3. Dezember 1880 schrieb er: „Die protestantischen Missionare breiten nur die Herrschaft der Finsterniß aus." — Das Wesen des papalen Princips ist der Mißbrauch der Religion für politische Zwecke, für die päpstliche Weltherrschaft.

„Deßhalb ist das Zusammenfassen unserer Kräfte nothwendig. Stand die bisherige Mission auch im Dienste einer Partei, draußen in der Heidenwelt handelt es sich um den Gegensatz von christlicher Kultur und heidnischer Barbarei; jede Mission ist ein Vorposten der Kultur, jeder Missionar ein Pionier christlicher Bildung. Ihre Arbeit zu unterstützen und ihr einen Rückhalt zu geben, ist unsere heilige Pflicht; das Bewußtsein dieser unserer Christenpflicht zu wecken, ist die nächste Aufgabe unseres Vereins."

Russische Mission in Sibirien.

In der Eparchie Irkutsk missioniren zwei Vereine: der unter unmittelbarer Leitung des Erzbischofs Benjamin stehende Irkutsker und der unter Bischof Meleti von Szelenginsk stehende transbaikalische Verein. Jener verfügte im Jahr 1881 über 39, dieser über 47 Missionare. Getauft wurden von jenen 1872, von diesen 513, zusammen also 2385 Personen. In den 9 Schulen des Irkutsker Vereins wurden 160 Knaben und 50 Mädchen unterrichtet gegen 81 Knaben und 5 Mädchen im Vorjahr (1880).

Die transbaikalische Mission begieng im Jahre 1881 ihre zweite Säkularfeier. Im Jahre 1681 wurden nämlich auf Verfügen des Zaren Fedor Alexejewitsch aus Moskau nach dem Baikal oder, wie man damals sagte, nach den Daury (dieses tungusische Wort bedeutet Ferne, entlegenes Land), zwölf Mönche als die ersten Missionare entsandt. Die zweihundert Jahre der Missionsarbeit in Transbaikalien zerfallen in drei von einander scharf geschiedene Epochen: Die Zeit der erfolgreichen Missionsthätigkeit (1681—1764), die Periode des Verfalls (1764—1862) und das Zeitalter der Wiedergeburt (von 1862 an). In der ersten Periode verfügten die Missionare über großen Länderbesitz und sehr bedeutende materielle Mittel, die es ihnen gestatteten, Missionen in ganz Transbaikalien und der Mongolei zu unterhalten und die zum Christenthum bekehrte Landbevölkerung auf Klosterländereien anzusiedeln und somit dem Einflusse ihrer ehemaligen Glaubensgenossen zu entziehen. Die gegenwärtig in Transbaikalien bestehenden orthodoxen Gemeinden datiren zumeist aus jener Zeit her; die Bevölkerung dieser Gemeinden ist völlig russifizirt und erinnert nur in der Form und Farbe des Gesichts an ihre Herkunft. Nachdem im Jahre 1764 durch Allerhöchsten Befehl den Klöstern ihre Ländereien entzogen wurden, verarmte auch der transbaikalische Missionsverein und gerieth in Verfall, ohne übrigens seine Thätigkeit jemals völlig einzustellen. Dieser Verfall des Missionswesens dauerte bis 1862, welches Jahr mit der Stiftung des transbaikalischen Vikariats auch eine Aufbesserung der materiellen Lage des Missionsvereins und damit auch eine Wiederbelebung der Missionsthätigkeit brachte. Das zweihundertjährige Jubiläum der Säkularfeier wurde u. A. auch durch die Errichtung und Einweihung einer Kirche am Jrgenj und einer anderen bei der Aninschen Poststation begangen. Die letztgenannte Kirche brannte aus bisher noch nicht ermittelter Ursache einen Monat nach ihrer Einweihung nieder.

Ein dritter Missionsverein ist der Altaische, dessen 47 Missionare im Jahr 1881 zusammen 731 Heiden und 21 Muhammedaner getauft haben — ein Erfolg, zu welchem eine mit dem im Jahr 1879 vom Athos geschickten Bilde des Großmärtyrers Panteleimon im betreffenden Missionsbezirk unternommene Reise sehr viel beigetragen hat!! In den 18 Schulen der Altai-Mission wurden 410 Kinder (284 Knaben und 126 Mädchen) unterrichtet. In ihrem Spital fanden im Laufe des Berichtsjahres 281 Personen ärztliche Pflege.

Dunkle Wege.

Im „Evangelisch-Lutherischen Missionsblatt" erzählt Missionar Handmann in Madras vom Bau einer Filialkirche und theilt bei dieser Gelegenheit folgende merkwürdige Erfahrungen mit: „Eines Tages hatte ich mich lange mit der Baurechnung abgemüht und keinen Weg gefunden, wie

ich „Soll und Haben“ ausgleichen könnte. Deßhalb legte ich zum Schluß meine Rechnung dem obersten Bau- und Schatzmeister vor und bat Ihn um Hilfe. Am nächsten Tage schon brachte mir die Post nicht weniger als vier Briefe mit Zusagen von Unterstützung, darunter einen aus Amerika und einen aus Schweden. Ein andermal, ebenfalls zu sehr gelegener Zeit, kam ein Wechsel aus Schweden von lieben Freunden in dem äußersten Norden, und dann wieder von Glaubensgenossen in Rangun. Doch die Krone von allem war die infolge der Verspätung der europäischen Post gerade am Einweihungstage eintreffende reiche Gabe aus Chicago (530 Mk.), welche mein Deficit um ein gut Theil verminderte. Wie kamen die Chicago-Lutheraner dazu, mich mit solch einer reichen Gabe zu bedenken? Der nächste Anlaß war ein sehr tragischer. Ich will die Trauergeschichte den lieben Lesern nicht vorenthalten, weil sie ihnen zugleich zeigt, welchen Gefahren die Missionare hierzulande ausgesetzt sind, Gefahren, an die man daheim nur sehr wenig denkt, weil dort immer die indischen Schlangen, Scorpionen und Tiger, die doch noch keinen Missionar ums Leben gebracht haben, im Vordergrund stehen. Unser großes Missionshaus in Madras bietet uns Gelegenheit, Missionsleute aus verschiedenen verwandten Missionen kennen zu lernen, unter anderen auch die Missionare der amerikanisch-lutherischen Mission zu Radschamandri im Telugu-Lande. So besuchte uns vor etwa drei Jahren auch ein neuausgesandter Missionar jener Mission, Herr Carlson mit seiner Frau. Frisch und begeistert für seinen Beruf, eilte er auf sein Arbeitsfeld. Aber nach drei Jahren schon mußte er mit Ketten gebunden unter polizeilicher Bedeckung nach Madras zurückkehren: er war tobsüchtig geworden und mußte ins Irrenhaus. Er hatte sich bei der Heidenpredigt der Sonne zu sehr ausgesetzt und sich so jenes Leiden zugezogen. Schweren Herzens besuchte ich ihn in der großen Irrenanstalt, die nahe bei unsrem Missionshaus liegt. Dort hatte in kürzester Zeit schon mancher andre Missionar seine Unterkunft gefunden; ein amerikanischer Missionar aus Boston, der in Madras lange Zeit gewirkt hatte, auch ein dänischer Laienmissionar, der sich im Irrsinn die Pulsadern aufgeschnitten hatte. Am traurigsten war aber der Irrsinn meines Freundes, Herrn Margöschis, der gegen 20 Jahre lang in Tritschinopoli und Madras die Hochschulen der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft geleitet, aber durch Ueberarbeitung sich so ruinirt hatte, daß er plötzlich in eine Art Monomanie verfiel, in der er alle Eingebornen als seine Feinde, ja als Teufel ansah. Hierzu hatte wohl auch ein großartiger Unterschleif, der in einer unter seiner Leitung stehenden Gesellschaft zur Verbreitung nützlicher Bücher gemacht worden war, den letzten Anlaß gegeben. Es gieng ihm beinahe

wie dem alten Fabricius, nur daß er in keiner Weise für den Verlust verantwortlich gemacht wurde. In einem Anfall von Irrsinn erschoß er seinen Lieblingsdiener und verwundete seinen Schreiber, weßhalb er ins Irrenhaus gebracht und später als Staatsgefangener nach England geschickt wurde. Wie ich diesen armen Unglücklichen öfters besucht hatte, so sah ich auch Herrn Carlson öfters im Irrenhaus. Es war mir ein höchst schmerzlicher, unvergeßlicher Anblick, als ich diesen einst so frisch blühenden Jüngling nun verstört, abgezehrt und infolge von Krankheit und schlechter Pflege sehr heruntergekommen hinter Schloß und Eisen wiedersah. Er erkannte mich noch, sprach manchmal vernünftig, wurde aber dann wieder so tobsüchtig, daß ich ihn nicht mehr sehen durfte. Seine treue Gattin, die bei uns wohnte, gab sich nun alle Mühe, eine Schiffsgelegenheit zu finden, um ihn in ein kühleres Klima zu bringen. Lange schienen ihre Bemühungen ohne Erfolg zu sein, trotzdem sie hohe Summen für die Fahrt bot. Endlich fand sich ein mitleidiger Kapitän. Aber gerade an dem Tage, wo wir das Fahrgeld für Herrn Carlson zahlen wollten, schrieb uns der Irrenarzt, daß derselbe hoffnungslos darniederliege. Er erlaubte uns auch nicht, ihn noch einmal zu besuchen. Nur einen konfus geschriebenen Brief an seine arme Frau brachte er. Derselbe fieng mit den Worten an: „Danket dem Herrn! Die babylonische Gefangenschaft ist nun vorüber!" Als ich wieder ins Irrenhaus eilte, fand ich ihn schon todt mit zerkratztem Gesicht auf dem Bette liegend. Ein Irrsinniger aus der Nachbarzelle erzählte mir, daß er, von Herrn Carlson aufgefordert, das Vater-Unser mit ihm gebetet habe, und daß derselbe dann nach oben deutend *friedlich eingeschlafen* sei. So begruben wir ihn dann auf unsrem lutherischen Kirchhofe. Der traurige Fall erregte unter einigen befreundeten Engländern solche Theilnahme, daß sie zur Unterstützung der trauernden Witwe eine namhafte Summe kollektirten. Diese uns sehr lieb gewordene Frau Carlson war es nun, welche bei ihren schwedischen Freunden in Chicago für den Bau meiner Kirche kollektirte und die Uebersendung der Gaben an mich veranlaßte. Wer wollte hierin und besonders in dem merkwürdigen Zusammentreffen derselben mit der Einweihung der Kirche eine höhere Hand verkennen?"

Afrika.

Im September haben die Missionare *Comber*, *Bentley* und Dr. *Sims* den *Stanley-Pool* umfahren und näher untersucht. Derselbe ist ein binnenförmiges, inselreiches Becken, beinahe so lang als der Bodensee und viel breiter als dieser. Die Landschaft am Nordosteingang, wo 500 Fuß hohe Hügel sich erheben, überrascht durch ihren prachtvollen Anblick: hochstämmige Wälder steigen da direkt

vom Seeufer auf. Daran schließen sich die sogenannten Doverklippen, 200 Fuß hohe, phantastisch geformte Säulen, Thürme und Wälle aus schneeweiß glänzendem Silbersand. Nach Südwesten zu sind auf beiden Seiten die Ufer flach. In der Mitte liegt eine lange, schmale Insel, in deren dichten Wäldern Elephanten und Büffel hausen. Bewohnt ist blos der Südostwinkel und das untere Ende des Sees. Ueberall wimmelt es von Flußpferden, und an Krokodillen fehlt's auch nicht.

„Brazzaville“ existirt einstweilen blos auf dem Papier, da der König von Mfwa keinem Weißen die Niederlassung gestattet. Als im September 4 Franzosen mit einem bedeutenden Gefolge von Schwarzen dort waren und die Drohung aussprachen, daß sie trotz allen Widerstandes doch bauen würden, wurden sie angegriffen, verloren vier Mann und viel Gepäck und mußten sich zurückziehen, wahrscheinlich nach Franceville. Auch französische Priester sind abgewiesen worden. Gegen Stanley und seine Leute dagegen sind die Eingebornen freundlich. Dr. Sims schreibt: „Nichts liegt Herrn Stanley ferner als ein Krieg mit de Brazza oder mit den Eingebornen. Sein Vorgehen ist sehr freundlich, weise und rücksichtsvoll. Etwa 25 Engländer, 20 Belgier und 10 andre Europäer, sowie 1000 Schwarze, stehen jetzt im Dienst seiner Expedition. Daß dieselbe bewaffnet und militärisch organisirt ist, ist sehr weise. Die Eingebornen im Innern sind furchtbar wild, argwöhnisch, verrätherisch und leicht erregt. Man muß daher überaus vorsichtig sein. Soldaten und Flinten zu ihrer Einschüchterung sind ganz am Platz. Ohne Stanley's Expedition wäre das Innere des Kongo-Gebiets heute noch so dunkel und verschlossen als je. Er arbeitet unter großen Schwierigkeiten und hat viel Noth. So lange er hier in Leopoldville war, haben wir auf's freundschaftlichste miteinander verkehrt. Er ist überaus gefällig und hat uns schon große Dienste geleistet. Jetzt ist er fort — jenseits des Ikelemba-Flusses, und de Brazza ist wahrscheinlich in Franceville; beide haben Arbeit und Noth genug; so kann man sich über die Möglichkeit eines kriegerischen Zusammenstoßes wohl völlig beruhigen.“

Die zahlreichen Unglücksfälle in den Kintamo-Fällen schreibt Missionar Comber der großen Unvorsichtigkeit der Betroffenen selbst zu.

— Ende November ist im Auftrag des französischen Kultusministeriums eine neue Expedition zur Verstärkung Brazza's an den Gabun und Kongo abgegangen. Die eingehende Instruktion, welche dem Chef derselben mitgegeben wurde, lautet so wissenschaftlich und harmlos als möglich, spricht aber doch von einer „so zu sagen moralischen und kommerziellen Besitzergreifung“ der in Frage kommenden Küstenstrecke für Frankreich.

— Vor einigen Monaten schrieb der baptistische Missionar Bent-

ley an seine Gesellschaft: „In Underhill steht Dixon allein..... Soll diese Ueberbürdung der einzelnen Arbeiter in Permanenz erklärt werden?...... Wir müssen sog. „Geduld" haben; aber unter gegenwärtigen Umständen heißt Geduld soviel als Geld verschwenden, Zeit verschwenden, Leben verschwenden, schon gewonnenen Einfluß verlieren, herrliche Gelegenheiten versäumen. So viel ist gewiß, daß im gegenwärtigen Stadium jeder Aufschub uns weit theurer zu stehen kommen wird, als wir meinen."

Seither ist jener Missionar Dixon als Invalid nach England zurückgekehrt, so schwach, daß er kaum aufrecht stehen kann. Schwere Arbeit in der heißen Sonne, unvermeidliche, unaufschiebbare Arbeit hatte seine Kraft erschöpft, Fieber und Wassersucht war die Folge. Es ist ein Wunder, daß er die Seereise überstanden hat und lebendig in Europa angekommen ist. Und überdies ist am 15. Oktober wieder ein Missionar, der rüstige Butcher in Manjanga, dem Fieber erlegen.

Die Kommittee hat nun eingesehen, daß nie ein Missionar allein auf einer Station gelassen werden sollte, und will dafür sorgen, daß in Zukunft jede der 5 Kongo-Stationen wenigstens mit je 2 Brüdern besetzt ist.

Madagaskar.

Aus Tamatawe schreibt der Anglikaner Coles unter'm 26. Oktober: „Unsere Lage hier ist unverändert. Weder die Madagassen noch die Franzosen haben etwas gethan. Beide behaupten einfach ihre Stellungen. In der letzten Woche kamen zwei Madagassen mit einer Botschaft aus dem Howa-Lager in die Stadt; wir wissen nicht, um was es sich handelt. Während der letzten Monate nahmen französische Soldaten, welche Material zur Errichtung von Schutzwehren brauchten, das Dach von unsrer Kirche in Harte Point herunter. Als ich dann zum Hauptmann gieng und ihm sagte, wem die Kirche gehöre, entschuldigte er sich: wenn er gewußt hätte, daß sie der englischen Ausbreitungs-Gesellschaft gehöre, wäre die Kirche nicht angetastet worden; man habe ihm gesagt, es sei eine Howa-Kirche unter Missionar Shaw, und in diesem Falle wäre sie französisches Eigenthum gewesen; jetzt wolle er für die Wiederherstellung des Daches sorgen. Das ist denn auch geschehen."

Japan.

In der Stadt Takahaschi wurde letzten Sommer ein heidnisches Fest gefeiert. Dabei wurde ein großes Crucifix durch die Straßen getragen oder eigentlich auf einem Karren durch die Straßen gefahren. Einige Speerträger waren beauftragt, in einem gewissen Zeitpunkt das Bild des Gekreuzigten zu durchbohren. Aber siehe da! als der Augenblick gekommen war, hatte keiner von ihnen den Muth, zur Ausführung des lästerlichen Programms die Hand zu bieten. Auch einige Buben, die man nun zu dingen

suchte, weigerten sich. Es wird wohl nur eine abergläubische Furcht sie abgehalten haben, den Christengott zu beleidigen. Immerhin aber ist dieser Vorfall ein neuer Beweis dafür, daß das Christenthum angefangen hat, in Japan eine Macht zu werden. Am gleichen Ort wurde ein junger Christ von seinem Vater heftig geschlagen, während die Nachbarn riefen: mach ihn todt! mach ihn todt! Der Verfolgte hat sich durch die Flucht gerettet, verkehrt aber jetzt brieflich mit seinem Vater.

— Ein junger Japaner schreibt aus Neu-York nach Hause: „Was meint Ihr, daß das größte Wunder sei, das ich in Amerika gesehen habe? Das Palast-Hotel, dies größte Gasthaus der Welt? — Nein! Die längste Eisenbahn der Welt, die Neu-York und San-Francisco verbindet? — Nein! Die großen unangebauten Länderstrecken in Nevada und Nebraska? — Nein! Das Felsengebirge? — Nein! Der Ontariosee? — Nein! Die reizende Landschaft am Hudson? — Nein! Die großartige Brücke über den Ostfluß? — Nein! Das elektrische Licht? — Nein! Der große Park in New-York? — Nein! Das Bibelhaus? — Nein! Broadway Tabernacle? — Nein! Die 12Uhr-Gebetsversammlung in Fulton Street? — Nein! Yale College in New Haven? — Nein! Der Reichthum der Neu-Yorker Kaufherren? — Nein! Die Masse von Zeitungen, die jeden Monat, jede Woche, ja jeden Tag hier erscheinen? — Nein! Die politischen Parteien? — Nein! Dr. Talmage's Predigt? — Nein! Herrn Beechers Vortrag? — Nein! Nein! Nein! — Nun, was denn? — Das christliche Familienleben! das heilige, das reine Familienleben! Das ist das Schönste und Erhabenste, was ich in Amerika kennen gelernt, in Japan aber noch nie, nie gesehen habe u. s. f."

Oceanien.

Vor 100 Jahren schrieb Kapitän Cook über Tahiti und die anderen Südsee-Inseln: „Es ist sehr unwahrscheinlich, daß hier jemals von Euopäern etwas wird unternommen werden, denn weder der Ehrgeiz noch die Habsucht kann hier Befriedigung finden, und ich darf wohl sagen, daß ohne solche Motive überhaupt nichts gethan werden wird." Dieser weise Ausspruch ist durch die Geschichte und zwar die Missionsgeschichte auf's Glänzendste widerlegt worden. Durch die Mission ist Tahiti christlich geworden, und eine Folge davon ist die, daß im Jahr 1882 für 4,391,530 Fr. Waaren dorthin eingeführt und für 3,701,934 Fr. Landeserzeugnisse ausgeführt wurden und 108 europäische Schiffe sich an diesem Handel betheiligten.

— Vor kurzem ist der Pariser Missionar Viénot in Tahiti zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden, wohl der erste evangelische Missionar, dem diese Auszeichnung zu theil geworden. Im Regierungsdekret wird dieselbe damit begründet, daß Herr Viénot 18½ Jahre lang als Mitglied des „Conseil colonial

de Taïti", als Direktor der französischen Schulen für die Eingebornen und als Präsident des protestantischen Kirchenraths gedient und überdies „viel zur Stärkung des französischen Einflusses in Oceanien beigetragen" habe. Von Herzen wünschen wir Missionar Viénot Glück zu dieser wohlverdienten Ehre und hoffen, dieselbe werde ihm und seinen Kollegen für ihre Missionsarbeit zur Stütze und Erleichterung dienen.

Die protestantische Kirche von Tahiti und Moorea zählt 2377 Kommunikanten (unter einer Bevölkerung von 8000 Seelen), und 1159 Kinder in den Sonntagsschulen. Im letzten Jahr sind 258 Gemeindeglieder der Kirche hinzugefügt worden, aber freilich auch 100 ausgeschlossen worden, meist wegen Trunksucht. Gegen die römischen Lehren haben die Tahitier große Abneigung. Die Bibel lesen sie fleißig. In den letzten 1 ½ Jahren haben sie für beinahe 5000 Fr. Bibeln und Neue Testamente gekauft. Mehrere Katholiken sind evangelisch geworden.

— Der französische Marineminister, Admiral Peyron, hat die Verordnung seines Vorgängers, laut welcher die zwangsweise Einführung von Eingebornen der Neuhebriden nach Neukaledonien untersagt war, wieder aufgehoben. Die französischen Kolonisten von Numea hatten, da ihnen selbst landwirthschaftliche Verrichtungen des Klimas wegen schwer fallen, bei der Regierung darum petitionirt, billige Arbeitskräfte importiren zu dürfen. Die nun erfolgte Gewährung dieser Bitte muß zu neuem Menschenraub und Gewaltthätigkeiten aller Art auf den umliegenden Inselgruppen führen und wird vom „Ausland" geradezu als Wiedereinführung der Sklaverei in eine französische Kolonie bezeichnet.

Amerika.

Nach der neuesten Berechnung des „Independent Almanac" sind von den 50 Millionen Einwohnern der Vereinigten Staaten von Nordamerika 42 Millionen Protestanten, 6,832,000 Katholiken, 1 Million Juden, Mormonen 2c. Die Zahl von 42 Millionen Protestanten wird so erreicht, daß zu jedem der 10,500,000 Kommunikanten oder erwachsenen Mitglieder der verschiedenen protestantischen Kirchen je 3 Kinder und Anhänger hinzugerechnet werden, was ja nicht mehr als billig ist. Die 10,500,000 Kommunikanten aber vertheilen sich folgendermaßen auf die verschiedenen Denominationen:

Die Adventisten haben 91,769 Mitglieder in 1344 Gemeinden mit 775 Geistlichen, die Baptisten 3,336,553 Mitglieder in 37,156 Gemeinden mit 26,545 Geistlichen, die Kongregationalisten oder Independenten 387,619 Mitglieder in 3936 Gemeinden mit 8723 Geistlichen, die Freunde oder Quäker 96,000 Mitglieder in 392 Gemeinden mit 200 Geistlichen, die deutsch-evangelische Kirche 80,000 Mitglieder in 550 Gemeinden mit 430 Geistlichen, die Lutheraner 785,987

Mitglieder in 6130 Gemeinden mit 3429 Geistlichen, die Methodisten 3,943,875 Mitglieder in 41,271 Gemeinden mit 24,485 Geistlichen, die Mennoniten 80,000 Mitglieder in 500 Gemeinden mit 450 Geistlichen, die Brüdergemeine 9928 Mitglieder in 84 Gemeinden mit 70 Geistlichen, die Neu-Jerusalemiten 3994 Mitglieder in 87 Gemeinden mit 92 Geistlichen, die Presbyterianer 966,437 Mitglieder in 11,783 Gemeinden mit 8834 Geistlichen, die protestantisch-bischöfliche Kirche 351,699 Mitglieder in 3109 Gemeinden mit 3664 Geistlichen, die Reformirten 243,825 Mitglieder in 1942 Gemeinden mit 1320 Geistlichen, die Schwenkfeldianer 700 Mitglieder, die Unitarier 20,000 Mitglieder in 362 Gemeinden mit 434 Geistlichen, die Universalisten 36,238 Mitglieder in 719 Gemeinden mit 713 Geistlichen. Die katholischen Priester (6546) mitgerechnet, sind's beinah 82,000 Geistliche. Der Unterhalt dieser Geistlichen allein kostet wenigstens 164 Millionen Mark jährlich. Bedenkt man, daß diese und alle andern Kirchenausgaben aus freiwilligen Beiträgen der Mitglieder bestritten werden, so muß man zugestehen, daß in den Vereinigten Staaten viel religiöser Sinn ist.

— In der britischen „Dominion von Kanada" leben 105,000 Indianer: 11,000 in der Provinz Quebec, 17,000 in Ontario, 35,000 in Britisch Columbia, 37,000 in Manitoba und dem „Großen Nordwesten". Darunter sind 81,633 Indianer, welche als Ackerbauer auf Reserven wohnen und zusammen 14,955 Pferde, 5768 Kühe, 1552 Ochsen, 2000 Schafe, 6813 Schweine und andere Hausthiere besitzen.

— In Demerara besteht seit 20 Jahren eine „Presbyterianische Missionsgesellschaft", welche unter Heiden und Namenchristen innerhalb der Provinz arbeitet und sich jetzt an die presbyterianische Kirche in Kanada gewandt hat, um von dort einen Missionar für die 80,000 indischen Kulis in Demerara zu erhalten, nachdem von der schottischen Kirche eine ähnliche Bitte abgeschlagen worden.

— Am 23. August wurde durch Bischof Wipple eine neue aus Stein gebaute Kirche in White Earth, Minnesota, eingeweiht. Der bekannte eingeborne Prediger Emnegahbo und sein Sohn hielten die Liturgie in der Tschippewä-Sprache. Die Gemeinde zählt 210 Kommunikanten.

Türkei.

In Jerusalem trat vor einigen Jahren ein junger Muhammedaner, der in Bischof Gobat's Schule erzogen worden war, zur römischen Kirche über; ebenso seine Frau, die gleichfalls eine protestantische Schule besucht hatte. Später wurde der Mann Kellner im bedeutendsten Hotel der Stadt und gewann sich hier durch seine Gefälligkeit das Wohlwollen aller Reisenden. Jetzt hat ihn die Regierung auf einmal gepackt und zum Soldaten gemacht. Und noch ein zweiter Fall dieser Art wird erzählt.

Neulich starb ein Mädchen, das die deutschen Diakonissinnen

aufgezogen hatten, im Glauben an Christus. Ihre muhammedanischen Verwandten ließen sich den Leichnam geben, wuschen diesen unzähligemal und bearbeiteten ihn mit Schlägen, um die christliche Befleckung von ihm auszutreiben, und begruben ihn endlich an einem Ort, wo sonst nur Bettler und Auswürflinge hinkommen.

— Die amerikanischen Missionare in Aegypten haben wieder mehrere Muhammedaner getauft und auch unter den Kopten macht ihr Werk schöne Fortschritte. In 17 Gemeinden haben sie jetzt 1500 Kommunikanten, und schon heißt es, ihre Proselytenmacherei fange an die Muhammedaner zu Ausschreitungen gegen die Christen zu reizen. So melden wenigstens die oberägyptischen Beamten ihrer Regierung. Wahrscheinlich stehen wieder einmal Grausamkeiten bevor und da will man im Voraus — wie schon so oft geschehen — der Mission die Schuld in die Schuhe schieben.

— Der getaufte Ulema Ahmed Tewfik, der als Gehilfe von Missionar Klein nach Kairo gegangen war, ist hier von Fanatikern so bearbeitet worden, daß er sich von Missionar Klein getrennt hat und in Gefahr des Abfalls zu schweben scheint. Man glaubt, daß die langen Verfolgungen, die Trennung von den Seinigen u. s. f. ihn halb geisteskrank gemacht haben.

Allerlei.

Aus dem jüngsten der deutschen Missionshäuser — in Neukirchen — berichtet der dort erscheinende „Missions- und Heidenbote": „Nachdem unsere Brüder ein Jahr lang griechischen Unterricht und zwar mit direkter Einführung in den Grundtext des Neuen Testaments empfangen, sollte nach unserem Lehrplan neben das Griechische eine neuere Sprache treten..... Wir sind als Antwort auf unsere Gebete in ganz bestimmter und klarer Weise auf das Holländische gewiesen worden, besonders dadurch, daß uns der Herr den letzten der Witteveen'schen Missionsbrüder, R. J. Horstman, aus Amsterdam zugeführt hat..... Zur Arbeit unter den Heiden schon früh gezogen, in des alten reichgesegneten Pastor Witteveen's Missionsschule in Ermelo ausgebildet, nach den Gedanken der Freunde für die Arbeit in Mittel-Java bestimmt, sah sich Br. Horstman durch mancherlei Wendungen seiner Bahn, zuletzt durch ein heftiges Kopfleiden, mit seiner Braut immer aufs Neue aufs Warten angewiesen, ohne zu wissen, warum? wozu? Jetzt führt ihn der Herr mit seiner l. Frau, einer gebornen Siegerländerin, nach Neukirchen, um hier mit derselben nicht nur in die uns so klar erkennbaren Lücken einzutreten und dem Herrn an den Brüdern und in unserem Hauswesen zu dienen, sondern vielleicht auch zur Arbeit unter den Heiden hinauszugehen." Auf einer Reise nach Ermelo ist Inspektor Stursberg auch in Verbindung mit Freunden in Holland getreten und denkt nun an eine demnächst

in Niederländisch-Indien, wahrscheinlich in Mittel-Java, zu beginnende Mission.

— Die „Berichte der Rheinischen Missions-Gesellschaft“ antworten auf die Frage: „Wozu bedarf unsre Mission soviel Geld?“ folgendermaßen: „Unsre Mission hat ganz oder doch fast ganz zu unterhalten 1) auf den Missions-Gebieten draußen: 70 europäische Missionare und Angestellte mit ihren Familien, zusammen 270 Personen; dazu eingeborne Dienerschaft, wie sie in Indien und Afrika ganz unentbehrlich ist, etwa 250 Personen, und 120 eingeborne Missionsgehilfen mit ihren Familien, etwa 480 Personen, 2) in der Heimat: 7 Familien in und am Missionshaus: 40 Personen; Zöglinge: 40; 12 Witwen mit ihren Kindern: 42 Personen, 6 heimgekehrte Missionare mit ihren Familien: 20 Personen, und 30 Kinder der Missionare, in Summa 1000 Personen draußen und 172 daheim. Wenn man sich das einmal klar gemacht hat, dann wird man, selbst ohne an die bedeutenden Summen zu denken, welche jährlich für Passage der ausgesandten und zurückkehrenden Missionare nöthig sind, sehr gut begreifen können, daß wir täglich 1000 Mark nöthig haben, um keine Schulden machen zu müssen.“

— In Dänemark hat Bischof Martensen (seither gestorben) vor kurzem zwei junge Eskimos geprüft und dann ordinirt — für den Missionsdienst in Grönland.

Todesfälle.

Am 8. Januar ist in Kalkutta der berühmte Hindu-Reformer Babu Kesab Tschander Sen gestorben. Vor 10 Jahren hätte diese Nachricht wohl größeres Aufsehen erregt, als jetzt. Es kann nicht geleugnet werden, daß manche Hoffnungen, die damals an seine Person geknüpft wurden, sich nicht erfüllt haben und daß der begabte Mann, von einer Art religiösem Größenwahn fortgerissen, seine eigene Sache schließlich lächerlich gemacht hat. Daß es immer noch gläubige Christen giebt, die von Anhängern Sen's oder von ihm selbst als von „Brüdern“ in Christo reden können, begreifen wir nicht. In Chicago hat sogar neulich der frühere Missionar Dr. Henry M. Scudder den Brahmaisten Musumdar auf seiner Kanzel predigen (!) lassen, und der „Independent“, eines der besten amerikanischen Wochenblätter, brandmarkt diejenigen als engherzig und ungerecht, welche hieran Anstoß genommen haben. In eben diesem Blatt erschienen Ende v. J. mehrere Artikel von Tschander Sen über „Gemeinschaft mit Gott“ und dergl. Die Zukunft wird zeigen, ob er und seine Schüler der Sache Christi in Indien mehr genützt oder mehr geschadet haben. Uns hat die Nachricht von seinem Tode gar wehmüthig gestimmt. Was hätte aus ihm werden können, wenn er hätte eingehen wollen durch „die enge Pforte!“

— Am 8. Dec. starb in Straßb.

68 Jahre alt, der Basler Missionar J. M. Fritz, 1839—1879 in Malabar thätig gewesen.

— Die „Glaubens-Mission" des Methodisten Ward im Teluguland hat einen schweren Verlust durch den Tod zweier Arbeiterinnen erlitten. Am 8. December starb Frau Moore, am 12. Fräulein Freer.

— Im November starb in East London Missionar Waters, Archidiakonus von St. Mark's im Kafferland, seit 1859 im Dienst d. Ausbreitungsgesellschaft.

— Im Jahr 1883 hat die englisch-kirchliche Missions-Gesellschaft 6 junge Missionarsfrauen durch den Tod verloren: Frau Squires in Bombay, Frau Last in Mamboia, Frau Glanvill in Ceylon, Frau Cole in Mpuapua, Frau Segwick in Schaohing und Frau Hoare in Ningpo.

— Am 7. Oktober ist Frau Hörnle gestorben, die 1838 zum erstenmal nach Indien gegangen war.

— Aus Lagos meldet Missionar Maser den Tod der alten Hanna Afala, Bischof Crowther's Mutter, die am 6. Febr. 1848 als Erstlingsfrucht der Mission in Abeokuta getauft wurde und über 100 Jahre alt geworden ist. Sie war voll Freude, nun zum Heiland gehen zu dürfen.

Bücherschau.*)

Bleibe in Jesu. Gedanken über das selige Leben der Gemeinschaft mit dem Sohne Gottes. Nach dem Englischen von A. M. Basel, C. F. Spittler. 1883. Fr. 1.50.

Der Verfasser dieser gehaltvollen Betrachtungen ist ohne Zweifel der holländisch-reformirte Pfarrer Andreas Murray, dessen gesegnete Wirksamkeit im Calwer Missionsblatt 1878, S. 20 u. 21 erwähnt wird. Er hat kein Buch zum raschen Durchfliegen liefern wollen, sondern bittet seine Leser, jeden Morgen nur Eine der 31 kurzen Meditationen vorzunehmen, um auf diese Weise einen Monat lang Tag für Tag die köstlichen Worte „Bleibe in mir" durchzubuchstabiren. „Das Hineinwachsen in Jesum, den Weinstock, braucht Zeit. Erwarte nicht, daß du in Ihm bleiben werdest, wenn du Ihm diese Zeit nicht giebst. Nimm dir Zeit, jeden Morgen, ehe du liesest, während du liesest und nachdem du gelesen hast, dich in lebendige Berührung mit dem lebendigen Jesus zu setzen, dich mit Bewußtsein und Bestimmtheit seinem heiligen Einfluß hinzugeben."

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.



Für und wider die Frauenmission.

Unter Frauenmission verstehen wir die Thätigkeit ausschließlich zu diesem Zwecke ausgesandter Arbeiterinnen an der heidnischen Frauenwelt. In England und Amerika ist dieselbe eine längst bekannte, anerkannte und mit Eifer betriebene Sache. Auch ein Berliner Frauenverein sendet seit Jahrzehnten christliche Lehrerinnen in die Heidenwelt. Die Basler Missionsgesellschaft, sowie alle anderen Gesellschaften Deutschlands und der Schweiz, haben das nur gelegentlich und ausnahmsweise gethan. Immer dringender aber ergeht auch an sie der Ruf, nicht nur durch männliche Kräfte an der heidnischen Männerwelt, sondern auch durch weibliche Kräfte an der heidnischen Frauenwelt planmäßiger und geflissentlicher als bisher zu missioniren. Von manchen christlichen Jungfrauen hört man, sie wären wohl bereit sich senden zu lassen, wenn nur jemand sie senden wollte. Und andrerseits bekennen nicht wenige Missionare, sie und ihre Frauen seien nicht im Stande, so wie es nothwendig geschehen sollte, sich der Heidinnen anzunehmen; hiezu bedürfe es einer besonderen Frauenmission. Das letztere ist besonders in Indien der Fall. So wurde denn auch auf einer Konferenz der Basler Missionare in Mangalur schon im Jahr 1881 diese Frage eingehend besprochen und von einem derselben ein Referat darüber vorgetragen, aus welchem wir wenigstens die Hauptpunkte unsern Lesern und Leserinnen mittheilen möchten:

1. Ein Mahnruf.

„Bisher ist in unserer Mission nicht systematisch an den Heidenfrauen gearbeitet worden, und ich kann nicht anders, als darin einen Mangel sehen. Nachzuweisen, daß solche Arbeit nöthig ist, scheint mir fast überflüssig. Nicht nur haben

gerade die indischen Frauen in ihrer gedrückten und hilflosen Lage es besonders nöthig, daß man ihrer direkt sich annehme; ich kann mir überhaupt keine nachhaltige Einwirkung auf die Heidenwelt denken, so lange die Frauen nicht gewonnen werden. Denkt man an die Frauen zur Zeit Jesu und der Apostel und vergleicht damit unsere Zustände, so bekommt man den Eindruck, daß in den Provinzen, wo wir arbeiten, Eine Hauptkraft für die Christianisirung des Volkes noch gar nicht in Aktion getreten ist. Abgesehen davon, daß das Herz der Frau empfänglicher für's Evangelium zu sein pflegt, als das durch Mammonsdienst und andere Dinge hart gewordene des Mannes, ist's doch gewiß, daß die im Allgemeinen konservativere Frauenwelt, wenn nicht für die Sache des Herrn gewonnen, dieser das größte Hinderniß werden muß. Das hat schon Miss. Lacroix auf der bengalischen Missionskonferenz 1855 hervorgehoben. Trotz ihrer gedrückten Stellung haben eben die Frauen doch auch in Indien den ersten und größten Einfluß auf die Jugend, so daß also auch hier das berühmte Wort gilt: „Gebt mir die Mütter, so habe ich das Volk.“ Um ein Geschlecht wahrhaft gebildeter und veredelter Männer heranzuziehen, sollten wir zuerst ein Geschlecht erleuchteter Mütter haben. Bei all unsrer Anstrengung und all unsrer Vielgeschäftigkeit auf dem Gebiet der Reisepredigt, der Schularbeit, der Gemeindepflege, der Industrie u. s. f., müssen wir eben doch bekennen, daß wir in's Innerste der Familie noch nicht eingedrungen sind und daß, während den Männern in allerlei Weise auf den Leib und an's Herz gerückt wird, die Frauen thatsächlich vernachlässigt sind. Bei aller Anerkennung für das, was da und dort im Stillen und Kleinen von unsern Frauen gewirkt wird, muß ich doch sagen: von einer systematischen, energischen Arbeit direkt an den Heidinnen kann kaum die Rede sein. Zwar haben wir Mädchenanstalten und Mädchenschulen; aber diese kommen fast nur unseren Christenkindern, jedenfalls eben nur Kindern zu gut. Aber dem männlichen Geschlecht gegenüber begnügen wir uns ja auch nicht mit bloßer Schularbeit; da wird Bazarpredigt getrieben, da werden Vorträge gehalten und Hausbesuche gemacht — lauter Arbeit, von welcher die Frauen kaum berührt werden, denn zur Straßenpredigt und öffentlichen Vorträgen können sie ja nicht kommen, und bei Hausbesuchen stehen sie im besten Fall hinter der Thür und lachen. Eine

Freude ist es, daß da und dort Tagschulen für Heidenmädchen entstanden sind, und was da geschieht, wird gewiß nicht ohne Frucht bleiben; aber das müssen wir doch sagen: wenn der gute Same hier noch so reichlich und mit noch so viel Weisheit ausgestreut worden ist, ja wenn schon die ersten Sprossen und Keime eines neuen Lebens sich zeigen, so verliert man eben die zarten Pflänzlein alsbald wieder aus dem Auge. Unsere Heiden*jungen* haben wir doch unter Umständen 6, ja 7—8 Jahre in der Schule, und selbst wenn sie dieser entwachsen sind, bleiben sie erreichbar und zugänglich für uns. Die Mädchen dagegen haben wir nur kurze Zeit bei uns, dann heirathen sie und verschwinden meist spurlos. *Solchen früheren Missionsschülerinnen auch nach ihrer Verheirathung nachzugehen und zugleich den andern heidnischen Frauen beizukommen, das ist eine Aufgabe, deren Erfüllung wir nicht länger von der Hand weisen dürfen.* Wie unsere Schüler uns nicht selten den Weg bahnen in die Häuser ihrer Eltern, so würde es gewiß auch mit den Schülerinnen sein, wenn wir nur die Gelegenheit auszunützen in der Lage wären. Die wenigen Erfahrungen, welche wir auf diesem Gebiete gemacht haben, berechtigen zu den schönsten Hoffnungen. So sah sich meine Frau durch die kleine Mädchenschule, die in unserem Hause gehalten wird, veranlaßt, die heidnischen Eltern und Verwandten der Kinder zu besuchen. Sie nahm die Häuser der Reihe nach durch, und obschon sie Anfangs gar scheu und schüchtern eintrat, begegnete ihr doch nirgends der geringste Widerstand oder auch nur Unfreundlichkeit; überall wurde sie eingeladen, bald wiederzukommen. Dabei war sie stets von einer eingebornen Schullehrerin begleitet, welche den Leuten schon bekannt war. Leicht hätten sich — bei mehr Zeit und Kraft — diese Besuche über den Kreis der Angehörigen der Schulmädchen hinaus erweitern lassen, da öfters allerlei Gäste in den Häusern waren, die dann auch ihrerseits meine Frau um einen Besuch baten.

„Für eigentliche Zenana-Schulen ist Malabar ja der Boden nicht, durch systematische *Hausbesuche* aber könnte unendlich viel Segen gestiftet werden. Dazu aber sind Arbeiterinnen nöthig, die nicht durch Familien-, Mutter- und Haushaltungspflichten schon zur Genüge in Anspruch genommen sind. Angesichts der auf andern Gebieten bei uns so stark durchgeführten *Specialisirung* und

Theilung der Arbeit sehe ich nicht ein, warum nicht auch für die besondere Arbeit an den Frauen besondere Kräfte sollten verwendet werden. Ist denn wirklich in unserer Mission kein Platz für selbständige Frauenarbeit? Oder sollte man auf diesem Gebiet mit eingeborenen Kräften sich begnügen? Ich bin's überzeugt, um die Sache in Gang zu bringen, um ihr Kredit zu verschaffen und um für alle Zukunft einen guten Grund zu legen, bedarf es auch hier wie auf allen Punkten unseres Werkes europäischer Kräfte. Etwa mit eingebornen Bibelfrauen anfangen, genügt nicht. Ich möchte daher in aller Bescheidenheit und unter voller Anerkennung der großen entgegenstehenden Schwierigkeiten die folgenden Vorschläge machen:

„1) Daß für die größeren Städte unseres indischen Missionsgebiets, in denen bereits Mädchenschulen sind, etwa je eine besondere Arbeiterin aus Europa gesandt werde.

„2) Daß hiezu solche Jungfrauen oder kinderlose Witwen gewählt werden, die nicht zu jung und nicht zu alt (etwa 20—26 jährig) sind und die außer den unentbehrlichen religiösen Eigenschaften und tüchtigen Kenntnissen auch geistige Elasticität und Energie genug besitzen, um sich in zwei neue Sprachen und ganz neue Verhältnisse freudig einzuleben und unter allerlei Schwierigkeiten fest dazustehen.

„3) Daß eine solche Arbeiterin mit der Leitung der Mädchenschulen betraut werde und selbst einige Unterrichtsstunden darin gebe, ihre Hauptkraft und Zeit aber auf häuslichen Verkehr mit Heidenfrauen verwende, zuerst in Gesprächsform, dann auch durch Vorlesen von Schriftabschnitten und Traktaten evangelisire und allmählich sich einige eingeborne Gehilfinnen heranziehe.

„4) Daß sie für ihre Person und Arbeit in erster Linie dem Präses der betreffenden Station verantwortlich sein und auch äußerlich (finanziell) etwa so gestellt werden soll, wie ein unverheiratheter Missionar.

„5) Daß in der Heimat ein öffentlicher Aufruf in dieser Sache erlassen und dann, wenn tüchtige Arbeiterinnen sich melden, probeweise ein Anfang mit der Frauenmission gemacht werde."

Soweit das Referat. Welche Aufnahme dasselbe bei den übrigen Missionaren und dann bei der heimatlichen Missionsleitung gefunden, ist nicht nöthig zu sagen. Die Thatsache genügt, daß in

den drei seither verflossenen Jahren kein neuer Schritt in dieser Richtung geschehen ist. Nach Afrika sind zwei Lehrerinnen geschickt worden; nach Indien aber keine einzige. Und wir brauchen wohl nicht erst zu versichern, daß hieran nicht etwa eine eigensinnige Abneigung der Missions-Kommittee gegen die Frauenmission gerade in Indien schuld ist, sondern daß trotz mehrfacher Anregungen und trotz allen guten Willens die Sache sich eben nicht gemacht hat. Wenn etwas Neues in der Mission angefangen werden soll, so bedarf es eben neuer, deutlicher Winke und ebenso bestimmter Fügungen des Herrn.

---

2. Ein Nothschrei.

Indessen ist doch etwas geschehen. Ein zweiter Missionar nämlich, und zwar ein alter, nicht wie jener Referent ein verhältnißmäßig junger, hat sich aufgemacht, auch seinerseits einen Nothschrei zu erheben für die indische Frauenwelt. In einem langen, ausführlichen Memorandum (1883) hat er der Kommittee das Elend der Frauen Malabar's und Kanara's geschildert, hat dann gezeigt, wie wenig zur Linderung desselben von uns geschehen ist und endlich eine ganze Reihe detaillirter Vorschläge zur Gründung einer Heiden-Helferinnen-Mission gemacht. Und die Kommittee wünscht, daß dieser Nothschrei — soweit er mittheilbar ist — auch die Ohren und in die Herzen unserer ganzen Missionsgemeinde erreichen möge. Wir theilen deßwegen folgende Partien aus jenem Schriftstück mit, durch welche zugleich eine Lücke in dem oben angeführten Referat ausgefüllt wird.

Zuerst ist die Rede von der heillosen Zerrüttung des ehelichen Lebens und von der Korruption selbst des Eherechts in den meisten Kasten der arischen, wie auch der drawidischen Bevölkerung Südindiens. Der Berichterstatter erzählt z. B. von einem Ehepaar, das er seiner Zeit im Palghat-Distrikt getauft und christlich eingesegnet hat, von dem der Mann bereits die zweiundzwanzigste Frau, die Frau den sechsten oder siebenten Mann hatte! Dann kommt er auf die sog. Kinderheirathen zu sprechen:

„Schon zwischen dem 5. und 10. Jahr, zuweilen noch früher, wird das Mädchen verheirathet, bleibt aber bis zur Heimholung, d. h. bis die Entwickelungsjahre vorüber sind, im elterlichen Hause.

Der Bräutigam pflegt etwa 4—6 Jahre älter zu sein als die Braut. Doch sind auch solche monströse Ehen keine Seltenheit, in denen ein alter Mann ein ganz kleines Mädchen heirathet. Die Weisheit auf der Gasse ist zwar nicht dafür: „Paßt denn für einen Fünfziger eine Fünfjährige?“ und „Besser in einen Brunnen fallen, als einen alten Mann heirathen!“ — so sagen die Tamiler; aber eben diese Sprichwörter beweisen, daß solche Heirathen eben doch vorkommen.

„Durch die vorzeitigen Heirathen und Verlobungen nun werden die Gedanken der Kinder in unnatürlicher Weise auf das Eheleben hingelenkt. Eine befleckte Phantasie, krankhafte Frühreife, unverkennbares Hinschwinden der Geisteskräfte und Gleichgiltigkeit gegen höhere Interessen sind die Folge davon. Warum sind unsere Hindu-Jünglinge, die als kleine Knaben so aufgeweckt und frisch waren, schon vor dem Eintritt in's Mannesalter oft so matt und theilnahmlos? Warum werden die hoffnungsvollsten Schüler in einer gewissen Periode ihrer Entwicklung so stumpf und namentlich für geistliche Dinge so unempfänglich, überhaupt so welk und begeisterungslos? Antwort: daran ist die Kinderheirath und was damit zusammenhängt schuld. Heißt's doch selbst in einem Tamil-Sprichwort: „Der Knabe, wenn er ein Weib genommen, ist ein Narr geworden!“ Bei reicheren Leuten kommt noch dazu, daß durch üppiges Leben und vergiftete belletristische Lektüre treibhausartig auf Erregung der Lust hingewirkt wird. Lauscht man etwas aufmerksamer auf die Stimmen des malabarischen Volksgeistes, so hört man ihn sagen: „Der Zweck des Lebens ist das Heirathen“, und bei der Verrottung des heidnischen Ehelebens bedeutet das nichts anderes, als den gröbsten Fleischesdienst. Welch passiver Widerstand hiedurch dem Evangelium entgegengesetzt wird, das spürt man — es ist keine Einbildung — bei der Heidenpredigt.

„Aber auch zur Herabwürdigung der Ehefrau wird durch die Kinderheirathen der Grund gelegt. Natürlich spielen die jungen Verlobten öfters miteinander und bei diesen Spielen fängt der Knabe schon an, sich zum künftigen Herrn und Herrscher zu qualificiren, während das Mädchen lernt, durch Trutzen und Schmollen ihre Wünsche zu erreichen. Einige Jahre später prügelt dann der zum Mann gewordene sein Weib und dieses verkriecht sich in den Schmollwinkel. Das eheliche Unglück wäre schrecklich, wenn die armen Geschöpfe sich nicht so bald an diesen Zustand gewöhnen

würden. In einem Tamil Sprichwort z. B. versichert die Frau: „Ich weine nicht deßwegen, weil mein Mann mich geschlagen hat, sondern bloß weil meine Rivalin mich auslacht!“

„Die Stellung der Frau ist schon dadurch gekennzeichnet, daß sie am Hochzeitstage nicht bloß zum ersten-, sondern auch zum letztenmal mit ihrem Manne zusammen gegessen hat; denn später muß sie immer zuerst dem Manne aufwarten und dann erst, wenn er fertig ist, essen was übrig ist. Nur die Söhne — die Töchter bloß solange sie klein sind — dürfen mit dem Vater essen. Auch darf die Frau nie neben ihrem Manne gehen, sondern stets nur hinter ihm in respektvoller Entfernung. Ja, sie darf, so lange ihr Mann lebt, seinen Namen nie auf die Lippen nehmen, und während er sie immer duzt, muß sie ihn stets mit Sie anreden und wäre er auch nur ein elender Bettler. Dem entsprechend ist bei ceremonieller Verunreinigung z. B. durch einen Todesfall eine Brahmanenfrau für ihren Vater 30 Tage lang, für ihre Mutter aber nur 3 Tage lang unrein. (Der Vater ist also 10 mal heiliger als die Mutter!)

„Nicht immer ist die Frau zur Sklavin, stets aber zum Spielball der Launen des Mannes herabgewürdigt. Ja, von ihren eigenen Söhnen muß sie sich anherrschen und schelten lassen. „Eine fünfzigjährige Frau muß vor einem fünfjährigen Knaben das Knie beugen!“ In einem Malajalam-Gedicht, das von den Mädchen der Tijar und Najar auswendig gelernt und viel gesungen wird, fordert ein aussätziger Brahmane seine Ehefrau „die Gutgezogene“ auf, ihn in ein Lasterhaus zu tragen, und sie bringt es in der Unterwürfigkeit so weit, daß sie den Ueberrest seiner Mahlzeit unter Beiseiteschieben eines ihm beim Essen abgefallenen Fingers heroisch verzehrt! So soll auch der letzte Funke von Selbstachtung bei den Mädchen schon erstickt werden.

„Was die Unwissenheit des weiblichen Geschlechts betrifft, so ist dieselbe bei denjenigen Kasten weniger groß, welche das Neffenerbrecht haben, als bei den anderen. Hier gilt das Tamil Sprichwort: „Wenn eine Frau auch noch so züchtig gekleidet ist und tanzen kann wie eine überirdische Nymphe, so ist sie dennoch verwerflich, sobald sie gelernt hat, mit eisernem Griffel das Palmblatt zu ritzen (d. h. zu schreiben).“ Bei den Malajalam Brahmaninnen herrscht eine grenzenlose Unwissenheit und Vertrauensseligkeit, wodurch all-

jährlich viele Mädchen für den Islam erobert werden. In manchen Gegenden sind es fast nur die Töchter der Tempeldirnen, denen eine gewisse Bildung zu Theil wird. Aber selbst diejenigen Mädchen, welche in die Schule gehen, lernen doch nichts als heidnische Dichtungen auswendig, durch welche vielfach die Schamhaftigkeit zerstört und das Gewissen irre geleitet, ja völlig verkehrt wird. Von Geographie, Geschichte und dergleichen ist natürlich keine Rede; ebensowenig von weiblichen Handarbeiten.

„Kein Wunder daher, daß die Hindu-Frauen dem krassesten Aberglauben ergeben sind und nur zu gern auf die Einflüsterungen oder auch Zumuthungen der Sterndeuter, Wahrsager, Teufelspriester, Zauberer, Schwarzkünstler und Bettelmönche lauschen, von denen das Land wimmelt. Namentlich die alten Weiber sind voll von Gespenster-, Kobold- und anderen Geistergeschichten, oft auch ganz bewandert in der Zeichendeuterei. Zugleich sind sie natürlich die Hüterinnen des nationalen Schatzes von Märchen, Sagen und Volksliedern. Es ist das ein Stück des an sich nicht zu verachtenden Conservativismus der indischen Frauen, dem es z. B. zu danken ist, daß der Islam das Land noch nicht hat überfluten können. Aber freilich auch dem Evangelium leistet derselbe nachdrücklichsten Widerstand. Denn im Hindu-Haus liegt das Regiment vollständig in den Händen des ältesten weiblichen Familiengliedes. Alle religiösen Ceremonien und Festlichkeiten werden von den Frauen angeordnet oder veranstaltet. Dabei werden die jüngeren von den älteren oft mit despotischer Gewalt regiert. Und was die Schließung von Ehen und ähnliche Familienangelegenheiten betrifft, so müssen auch die Männer sich dem Willen der weiblichen Familienhäupter beugen. Oft ist's ein altes, zusammengeschrumpftes, mühsam an einem Stabe sich fortschleppendes Weiblein, das einen Haushalt von 50 und mehr Personen regiert; und über nichts wacht sie sorgsamer als darüber, daß in allen Stücken die väterliche Religionsweise befolgt wird und ja kein Familienglied davon abfällt. Selbst bei den Muhammedanerinnen, denen der Koran doch keinerlei religiöse Pflichten auferlegt, verhält es sich ebenso.

„Wie viel bei dieser Art von großmütterlichem und namentlich schwiegermütterlichem Regiment die jüngeren Frauen zu leiden haben, wie viel Haß, Hader und Streit es da giebt, dafür legen wieder die Tamil-Sprichwörter ein beredtes Zeugniß ab. Da

muß der Topf, den die Schwiegermutter zerbrochen hat, nur irden, der, den die Schwiegertochter zerbrochen hat, aber golden gewesen sein. Da ertönt der Seufzer: „O wann wird meine Schwiegermutter sterben? werden meine Seelenleiden denn nie ein Ende nehmen?“ Da hört man: sechs Monate nach dem Tode der Schwiegermutter sei eines Tags der Schwiegertochter eine Thräne entschlüpft! Da kennt man keine heuchlerischere Schmerzäußerung, als die Wehklage einer Schwiegertochter beim Tode der Schwiegermutter. Und dieser wird das Wort in den Mund gelegt: „Wenn mein Sohn stirbt, so sterbe er; ich habe dann doch den Trost, daß der Stolz meiner Schwiegertochter gebrochen ist!“

„Das traurige Loos der indischen Witwen ist schon so oft beschrieben worden, daß wir hier nicht darauf einzugehen brauchen. Nur das sei erwähnt, daß selbst die von den Engländern durchgesetzte Unterdrückung der Witwenverbrennung kein Segen ist, so lange die Wiederverheirathung der Witwe für ein Verbrechen gilt und so lange es der einzelnen Witwe fast unmöglich ist, respektabel zu bleiben. Da klagt eine von diesen Millionen: „Wehe mir! was soll ich anfangen? Bin ich aus Furcht meinem Schwager zu willen, so stürzt sich meine Schwester oder meine Schwägerin in den Brunnen, mein Schwager wird flüchtig und ich werde ein Auswürfling! widerstehe ich ihm, so quält er mich und macht mir das Dasein unerträglich. Werde ich beim ..... ertappt, so muß ich in's Zuchthaus, tödte ich mein Kind, so werde ich des Landes verwiesen, und mein Verführer geht schuldlos. Was nützt mich das Leben!? Besser das kurze Leiden des Flammentodes, als diese lebenslängliche Pein!“ Ja, so ist es. So zerrüttet ist das indische Volksgewissen, daß es auf der einen Seite das Betragen eines solchen Schwagers für ganz selbstverständlich hält, auf der andern aber die Bestrafung der Verführten fordert. Und die Maschinerie der englischen Rechtspflege hilft noch mit, solche Elende zu zermalmen!

„Wer kann all die geschlechtlichen Verirrungen auch nur nennen mit ihrem Gefolge von Noth und Elend aller Art! Wer will es unternehmen, das Heer von Siechen, Verstümmelten, Gebrandmarkten, Wahnsinnigen, Gemordeten und Sterbenden zu zählen, welche dem Fleischesdienst zum Opfer gefallen sind!

„Bekanntlich ist im alten Indien die Stellung der Frau eine ganz andere gewesen, und auch das Verbot der Witwenheirath,

sowie die Sitte der Witwenverbrennung sind keineswegs ursprüngliche Gebräuche, sondern brahmanische Neuerungen, die dann freilich im Laufe der Zeit das Ansehen des Alters erhalten haben. Auf die Drawiden haben jedenfalls die Brahmanen geradezu entsittlichend gewirkt. In Malabar und im Tulu-Land haben sie den Sudras das Kleinod geordneten Ehelebens geraubt, und die Frauen und Mädchen der malabarischen Landbewohner haben sie gezwungen, nicht anders als mit entblößtem Oberkörper öffentlich zu erscheinen! Wie herabwürdigend muß nur dies Eine schon gewirkt haben! Wie wenig darf man sich daher wundern über den gegenwärtigen traurigen Zustand der indischen Frauen!

„So tief herabgesunken und versumpft nun aber die indische Frauenwelt im Ganzen auch sein mag, so hat sie doch die Fähigkeit noch nicht verloren, nach etwas besserem sich wenigstens zu *sehnen*. In neuerer Zeit sind in den indischen Blättern je und je solche *Frauenstimmen* laut geworden, die in herzergreifender Weise nach Freiheit und Erleuchtung schreien, ja, die es tief empfinden und beklagen, daß all die Wohlthaten, welche Indien der englischen Regierung und der modernen Aufklärung verdankt, eben doch nur der Männerwelt zu Gute kommen, während die Frauen und Töchter Indiens nach wie vor in ihrem Kerker schmachten.

„Diesem schreienden Bedürfniß gegenüber ist das, was bisher durch Mädchenschulen und durch Hausbesuche von Seiten unserer Mission für die indische Frauenwelt geschehen ist, von geradezu verschwindender Bedeutung. Von je 20,000 Heidinnen empfängt auf dem von uns bearbeiteten Gebiet immer nur Eine regelmäßigen christlichen Unterricht. Der indischen Frauenwelt gegenüber stehen wir da wie ein Nichtschwimmer, der zusehen muß, wie ein in's Wasser Gefallener vor seinen Augen ertrinkt, ohne helfen zu können. Wie lange soll das so fortgehen?“

So weit der alte Missionar, der mit dem dringenden Wunsche schließt, es möchte doch das Jubeljahr unsrer ostindischen Mission (1884, da die ersten Basler Missionare 1834 in Mangalur landeten) nicht vorübergehen, ohne daß Ernst gemacht werde mit der von ihm vorgeschlagenen Frauenmission. — Im folgenden nun auch aus der deutschen Heimat noch ein zufälliges und indirektes Zeugniß für die Nothwendigkeit einer Frauenmission in Indien.

---

3. Ein deutscher Professor über indische Mädchenschulen.

Vor einiger Zeit reiste der bekannte Missionsschriftsteller Dr. Grundemann nach Leipzig. Im Eisenbahnwagen saß neben ihm ein junger Mann, dessen kurzsichtige Augen hinter der Brille, zusammengenommen mit den nachdenklichen Stirnfalten, ihn bald als einen Gelehrten erkennen ließen. Es war ein Professor der morgenländischen Sprachen. Dr. Grundemann knüpfte ein Gespräch mit ihm an. Ein für die nächste Nummer der „Geschichten und Bilder aus der Mission"*) bestimmtes Bild, das Dr. Grundemann gerade bei sich hatte, gab die Veranlassung dazu. Dies Bild nämlich stellt eine christliche Mädchenschule in Ostindien dar: im Hintergrunde sieht man eine prächtige Landschaft mit Bergen, Palmen und einem See, im Vordergrunde die offene Halle, in welcher einige wohlgekleidete Hindu-Mädchen an der Schularbeit sitzen oder stehen.

„Eine tropische Landschaft?" fragte der Herr Professor, indem er sich zu dem Blatte niederbeugte.

„Ja, ein Bild aus Indien", sagte Dr. Grundemann und reichte es ihm. Er betrachtete es mit Aufmerksamkeit. Als sein Blick zu den Mädchengestalten kam, schüttelte er leise mit dem Kopfe, und als er die Unterschrift las, gieng ein unverhaltenes Lächeln über sein Gesicht.

„Das gesteh' ich," rief er, „eine Töchterschule in Indien ist ja wie ein hölzernes Eisen! Wie in aller Welt ist der Maler auf diesen sonderbaren Einfall gekommen!" Dabei lachte er herzlich. Unser Freund mußte unwillkürlich mitlachen, stellte sich aber „etwas dumm" und fragte: „Wie so, Herr Professor, ist denn eine Töchterschule in Indien so etwas Unmögliches?"

„Das will ich Ihnen sagen", erwiderte jener, und begann nun in gelehrter Auseinandersetzung die Verhältnisse Indiens darzulegen.

---

*) Das Folgende ist Nr. 4 dieser „Geschichten und Bilder" entnommen, wo auch das schöne Farbendruckbild „Eine Töchterschule in Indien" zu sehen ist. Wir glauben diesen ausgezeichneten Missionstraktat nicht besser empfehlen zu können, als durch Abdruck des oben angeführten Gesprächs. Derselbe enthält auf 36 Seiten: 1) „Der Heiland — der Herr" von D. Warneck; 2) „Eine Töchterschule in Indien" von Dr. Grundemann; 3) „Bartholomäus Ziegenbalg" von Dr. O. Frick. Preis nur 25 Pfg. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.

Man merkte bald, daß er viel über dieses Land gelesen hatte; dazu war er wohl durch die Beschäftigung mit den alten indischen Sprachen veranlaßt. Aber er kannte Indien nur als ein heidnisches Land. „Wir Abendländer," so sagte er etwa, „können uns nur schwer eine Vorstellung machen von der Stellung, welche das weibliche Geschlecht bei den Indiern einnimmt. Die Schastras und Puranas (das sind ihre alten Religionsbücher) lehren, daß das Weib ein vom Manne ganz verschiedenes Wesen sei und unsäglich viel tiefer stehe als dieser. Bekanntlich glaubt man in Indien an eine Seelenwanderung. Nur wer besonders fromm gelebt hat, meinen sie, darf nach seinem Tode zu einem besseren Leben eingehen: die andern aber, welche ihre Sünden nicht genügend abgebüßt haben, müssen nochmals auf dieser Erde geboren werden und zwar als Thiere — oder auch als Weiber. Glauben Sie nur: mancher Mann würde es als die geringere Strafe ansehen, wenn er als Stier oder als Elefant nochmals auf diese Welt käme. Der Gedanke als Mädchen geboren zu werden ist dem Indier ganz erschrecklich. Das Weib ist ihm nicht eine gleichstehende Gehilfin, sondern ein Geschöpf, das ihm zu dienen hat, um ihm das Leben bequem und angenehm zu machen. Erst wenn ihm die Gattin Söhne geschenkt hat, die seinen Namen fortpflanzen können, mildert sich in etwas die tiefe Verachtung, mit der sonst die Frau betrachtet wird. Daraus können Sie schließen, was für ein Loos die Frauen in Indien haben. Meistentheils werden sie übrigens wie Gefangene gehalten. Da sind für sie besondere, abgeschlossene Gemächer, die man Senana nennt. Gewöhnlich liegen diese nebst der Küche um einen kleinen Hof, der mit einer schattigen Veranda eingefaßt ist. Nach der patriarchalischen Lebensweise bleiben die verheiratheten Söhne im elterlichen Hause. Daher giebt es meist vier bis fünf Familien in einer Haushaltung und jede Mutter bewohnt mit ihren Kindern ihr eignes Kämmerchen, das auch bei vermögenden Leuten sehr einfach eingerichtet ist. Außer der Matte auf dem Fußboden und einigen Koffern, sieht man nur die weißen Wände und ein ganz kleines Fensterchen. Oft wohnen so mehrere Großmütter mit ihren Schwiegertöchtern nebeneinander und die Urgroßmutter ist gewöhnlich auch noch vorhanden. Nun denken Sie sich, wie diese Frauen und Mädchen alle ihr Leben in solcher Abgeschlossenheit zubringen! Sie haben freilich in der Küche einige Beschäftigung; aber die ist bald abgemacht und

dann sitzen sie den lieben langen Tag, besehen ihre Schmucksachen, deren sie eine große Menge zu besitzen pflegen, zanken sich und klatschen, die meiste Zeit aber verträumen und verschlafen sie. Den Töchtern irgend welche Ausbildung zu geben, daran denkt niemand in Indien; ja die religiösen Vorschriften verbieten es sogar, sie lesen und schreiben zu lehren. „Hiernach“ — so schloß der Professor seinen Vortrag, — „hiernach werden Sie ermessen können, wie ungereimt es ist, von einer Töchterschule in Indien zu sprechen, oder eine solche sogar zu malen.“

Dr. Grundemann hatte dem Gelehrten ruhig zugehört, obgleich das, was er sagte, ihm wahrlich nicht unbekannt war. Als er nun schwieg, nahm jener das Wort und bemerkte, seine treffliche Schilderung beziehe sich doch nur auf die heidnischen Frauen, besonders im nördlichen Indien; in den südlichen Landschaften, wo die Senana so gut wie unbekannt ist, wo nur die Brahmanen ihre Frauen und Töchter einigermaßen gegen den öffentlichen Verkehr abschließen, sonst aber die Frauen auch der besseren Stände sich ohne Schleier auf der Straße sehen lassen, stehe es doch etwas anders.

„O ich sehe“, unterbrach der Professor, „Sie sind auch mit den Verhältnissen Indiens vertraut. Es versteht sich, daß der große Unterschied zwischen den arischen und den drawidischen Völkern auch in diesem Stücke zu Tage tritt, obwohl die von Ihnen erwähnte Verschiedenheit mehr auf den im Norden vorwiegenden mohammedanischen Einflüssen beruht. Aber Sie werden zugeben, daß die von mir dargelegte Auffassung des weiblichen Geschlechts das Volksbewußtsein auch in den südlichen Gebieten durchdrungen hat. Von einer menschenwürdigen Stellung der Frau ist auch dort nicht die Rede.“

„Aber“, bemerkte nun der Missionsmann, „fordern denn die von Ihnen betonten Verhältnisse nicht dringend, daß in Indien weiblicher Unterricht eingeführt werde? Wie kann ein Volk gedeihliche Fortschritte machen, wenn seine Töchter und seine Mütter nicht einmal als Menschen behandelt werden!“

„Ja das ist etwas anderes,“ entgegnete der Professor. „Man kann wohl sagen, die Töchterschule in Indien ist wünschenswerth, ja sie ist höchst nothwendig — aber bis jetzt ist sie eben nicht vorhanden.“

„Und doch", sagte nun Dr. Grundemann, „ich kann Ihnen ziemlich genaue Angaben darüber machen, und das vorliegende Bild ist nach Photographien gearbeitet." Bei letzterem Ausdruck entfuhr dem Professor ein gedehntes „So —". „Sie haben immer nur das heidnische Indien vor Augen", fuhr Dr. Grundemann fort, „wir dürfen nicht übersehen, daß in weiten Schichten der Bevölkerung Indiens das Christenthum durch die Mission festen Fuß gefaßt hat; eine Frucht der letzteren ist unter andern die Töchterschule."

Der Professor wiederholte den Ausdruck der Verwunderung. „Aber man liest doch überall," sagte er, „daß die Mission in Indien nur geringen Erfolg hat. Sehen Sie Schlagintweit's großes Werk über Indien an — welche verschwindende Rolle kommt in demselben der Mission zu!"

„Ja leider", sagte Dr. Grundemann, „die Gelehrten übersehen diese Sache meist und setzen sich vornehm darüber hinweg. Aber nehmen Sie nur die Ergebnisse der letzten Volkszählung zur Hand. Es gab vor zwei Jahren 1,862,000 Christen in Indien. Diese Zahl umfaßt freilich auch die Europäer und die Nachkommen katholischer Bekehrter aus frühern Zeiten. Jedoch nicht weniger als 417,000 dieser Christen sind durch die evangelische Mission gesammelt, mit der damals neben 2130 Knabenschulen auch 1275 Töchterschulen verbunden waren. In den letzteren wurden 56,408 Schülerinnen unterrichtet. Eine dieser Schulen zeigt unser Bild. Es versetzt uns in den südlichsten Theil der Ostküste Indiens, nach der Provinz Tinneweli. Dort hat die Mission besondere Erfolge gehabt, so daß bereits jeder achtzehnte Mensch der dortigen Bevölkerung ein Christ ist."

Auf den Professor schienen die angeführten Zahlen einen großen Eindruck zu machen. Er gab denn auch die Zweifel an der Richtigkeit jenes Bildes auf, gestand, daß gerade die Töchterschule in Indien einen sehr segensreichen Einfluß haben müsse, und hörte mit Interesse an, was Dr. Grundemann ihm weiter von dem Bilde zu erzählen wußte.

Wir denken, dieses Eisenbahngespräch ist auch ein Zeugniß für die Nothwendigkeit der indischen Frauenmission. Wer etwa meinen sollte, der Missionar habe die Noth des weiblichen Geschlechts in Indien zu schwarz geschildert, dem dient vielleicht dieser extem-

porirte Vortrag des reisenden Professors als eine Bestätigung. Was aber die von Dr. Grundemann angeführten großen Zahlen betrifft, so sind sie eben hauptsächlich durch die Arbeit all der britischen und amerikanischen Arbeiterinnen zustande gekommen, welche gerade das treiben, was wir als „Frauenmission" bezeichnet haben.

Die Frage ist also immer noch unbeantwortet: Warum thun wir Basler so gut wie nichts in dieser Richtung?

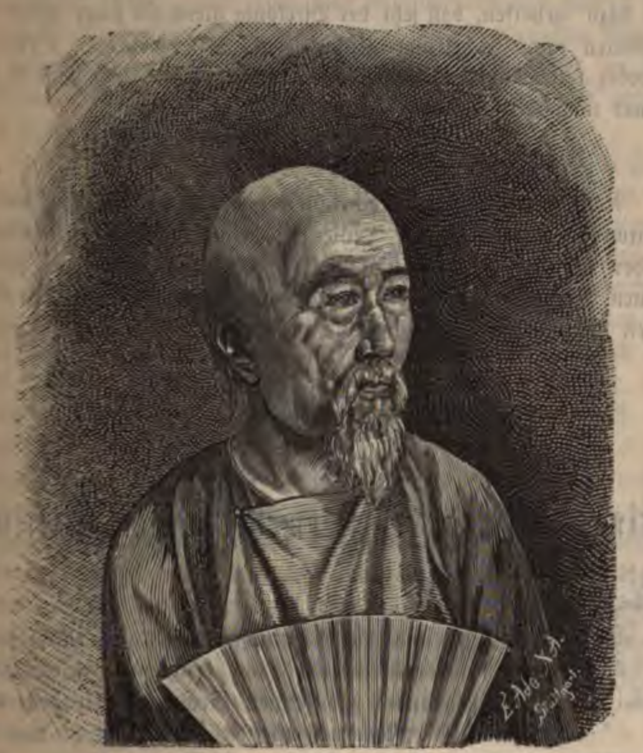
(Schluß folgt.)

Unruhen in Kanton.

Nach der »China Mail« waren Ende Dezember die Europäer in Kanton ihres Lebens nicht sicher; wer sich in den Straßen blicken ließ, wurde mit den unflätigsten Schimpfwörtern und mit Drohungen auf Enthauptung u. dergl. traktirt; allerlei Thunichtgute, die man geschwind zu Soldaten gemacht, um die Ordnung aufrecht zu erhalten, trugen noch zur Vermehrung der Unsicherheit bei, erlaubten sich allerlei Gewaltthaten, stahlen und raubten und schrieen, wenn sie an einem christlichen Predigtlokal vorbeikamen: „Nieder damit!" Und weder die chinesischen Beamten noch die europäischen Konsuln hatten Energie genug, etwas Eingreifendes zu thun! Noch schlimmer sah es hie und da auf dem Lande aus. In der Stadt Scheklung im Tunkun-Kreis z. B. wurde am 16. Dez. zuerst die presbyterianische und dann die römisch-katholische Kapelle vom Pöbel zerstört. Der amerikanisch-presbyterianische Miss. Henry schreibt darüber an Konsul Seymour: „Am 13. Dez., Mittags, kam ich mit meinem Kollegen White in Scheklung an. In der Kapelle predigten wir vor stillen Zuhörern und hielten am Abend einen Gottesdienst mit den Christen, ganz ungestört. Tags darauf giengen wir auf den Markt Samkong, hielten in der dortigen Kapelle Gottesdienst, verkauften Bücher und kehrten dann nach Scheklung zurück, wo wir ebenfalls einen Gottes-

dienst hielten, ohne im Geringsten belästigt zu werden. Am Samstag hatten wir wieder viele aufmerksame heidnische Zuhörer in der Kapelle, verkauften Bücher in den Straßen und hielten wieder einen besondern Abendgottesdienst für die Christen. In den Straßen hatte man begierig unsere Bücher gekauft und obgleich viele grob waren und uns Schimpfnamen nachriefen, reichte doch fast jedesmal ein freundliches Wort von unserer Seite hin, die Leute zu beruhigen und bei Laune zu erhalten. Nichts Ungewöhnliches kam vor, Sonntag um 11 Uhr waren wir wieder in der Kapelle versammelt. Etwa 20 Christen hatten sich eingefunden. Niemand ahnte etwas Schlimmes. Der Gottesdienst wurde wie gewöhnlich bei verschlossenen Thüren gehalten und war beinahe zu Ende, als gegen 1 Uhr ein Pöbelhaufe sich vor der Thür versammelte und auf diese loszuschlagen anfieng. Hr. White gieng hinaus, um die Leute zu stillen, und als der Gottesdienst zu Ende war, öffneten wir die Thüre weit und forderten das Volk in den freundlichsten Ausdrücken zum Eintreten auf. Viele traten nun ein und nahmen in aller Ordnung Platz. Ich war im Begriff, meine Ansprache zu beginnen, als von der Straße her ein Backstein geflogen kam und mit großer Gewalt die Wand neben mir traf. Die Sitzenden sprangen nun auf und giengen größtentheils hinaus. Von den Zurückbleibenden ließ sich endlich die Hälfte durch viel höfliches Zureden bewegen, wieder auf den Sitzen Platz zu nehmen; 2 oder 3 Rädelsführer traten aber so drohend und unverschämt auf, daß schließlich alles hinausgieng. Jetzt begab ich mich auf's Büreau des Kreis-Mandarinen, wurde hier aber sehr grob empfangen, ja dafür gescholten, daß ich gewagt hätte die Stadt zu betreten, und endlich dahin beschieden: der Mandarin sei abwesend! Erst nach wiederholten Anstrengungen erhielt ich das Versprechen, man werde uns zu Hilfe kommen. Darauf begab ich mich zum Militär-Mandarin, der denn auch prompte Hilfe leistete. Inzwischen hatte Hr. White versucht, den Pöbel von Gewaltthaten abzuhalten; aber umsonst! Sie brachen in die Kapelle ein, zerstörten die Thüren, Bänke, die Habseligkeiten der eingebornen Evangelisten und plünderten was sie konnten. Die obrigkeitliche Hilfe kam *zu spät* und ich hebe nachdrücklich hervor, daß die Hauptschuld an allem die Civilbeamten tragen, welche mich auf ihrem Büreau so lange hinhielten. Als die Soldaten endlich kamen, war der Pöbel schon nicht mehr zu

bändigen. Unser Verlust mag etwa 1000 Fr. betragen. Ueberdies wurde Hr. White auf's roheste angegriffen, verfolgt, auf seinem Weg nach dem Boot mit Steinen geworfen und mehrfach verwundet. Ein eingeborner Prediger der deutschen Mission, der bei meinem Gehilfen zu Gast war, wurde ebenfalls angegriffen und beinahe getödtet. Jetzt liegt er in Dr. Kerr's Spital mit zahl-



Lai Hinljam, ein chinesischer Christ.

reichen schweren Wunden an Kopf und Leib. Noch ein zweiter Christ wurde ernstlich, mehrere andere leicht verletzt.

„Nachdem sie unsere Kapelle zerstört hatten, begaben sich die Unruhstifter zur römisch-katholischen Missionsstation und zerstörten auch hier die Gebäude. Der französische Priester ist kaum mit dem Leben davongekommen. Heute ist er unter dem Geleit des

Militär-Mandarinen nach Kanton gekommen und beabsichtigt, wie ich höre, seine Sache direkt dem Vicekönig vorzulegen u. s. w."

Vor etwa 9 Jahren wurde schon einmal ein Angriff auf die katholische Kirche in Scheklung gemacht und damals ein französisches Kanonenboot flußaufwärts geschickt, um die Scheklunger zur Raison zu bringen. Vielleicht hat die Erinnerung hieran mit dazu geholfen, daß jetzt der Vicekönig gleich ein paar Boote voll Soldaten nach Scheklung geschickt hat. An mehreren Orten der Provinz sollen aber Unruhen ausgebrochen sein. Die Lage ist also immer noch kritisch genug.

Nach den neuesten Nachrichten (von Mitte Januar) war in Kanton alles ziemlich still. Wie es scheint, hat sogar jene Kapelle wieder hergestellt und auf's Neue in Gebrauch genommen werden können. Uebrigens wird im ganzen chinesischen Reich auf den Krieg gegen die Franzosen gerüstet und die Zukunft ist so ungewiß als je.

Eine Krisis in der Hermannsburger Mission.

Von jeher ist uns die Hermannsburger Mission in einem besonders idealen Licht erschienen. Von Einem Manne gegründet, von Einer Gemeinde getragen, allem Halben und Modernen feind, echt deutsch und echt lutherisch, so stand sie in ihrer Eigenart gar anziehend vor uns da. Der Posaunenchor des Missionshauses, die Volksthümlichkeit der Jahresfeste, die Romantik eines eigenen Missionsschiffes (der „Kandace"), die Erinnerungen an den „großen Todten" (den am 14. November 1865 heimgegangnen Ludwig Harms), die bäuerliche Einfachheit der Missionare, — das alles und noch so manches andere mag dabei mitgewirkt haben. Aber — aufrichtig gestanden, — dieser Nimbus ist geschwunden, nicht auf einmal, nein, ganz allmählich und

im engsten Zusammenhang mit dem Zerrinnen auch anderer Missionsideale noch. Unsere frühere Zuneigung ist daher keineswegs in eine vielleicht ebenso unbegründete Abneigung übergegangen. Wir sehen vielmehr in dieser eigenthümlichen Mission noch immer eine Pflanze, die der himmlische Vater gepflanzt hat und die daher, auch wenn sie krank wird und welkt, niemand ausreißen soll und kann, als Er selber. Aber eben dies Krankwerden und Welken hat sich unserer Beobachtung je länger je mehr als ein trauriges Symptom aufgedrängt, und nicht blos uns, sondern auch denen, die das Werk aus nächster Nähe kennen, ja zum Theil denen, die mitten darin stehen und daran arbeiten.

Namentlich seit Pastor Th. Harms und mit ihm die ganze Hermannsburger Mission um uns nichtig scheinender Ursachen willen sich von der hannoverschen Landeskirche separirt hat (1878), ist ihre gesunde Weiterentwickelung vielfach in Frage gestellt worden. Pastor Harms selbst schrieb damals: „Die Mission ist in einer Krisis begriffen, wie sie bislang nicht dagewesen ist. Sein oder Nichtsein, das ist die Frage.“ Aber die äußeren Umstände der Mission, wie auch der neuen freien „Kreuzgemeinde,“ gestalteten sich bald so günstig, daß der Leiter des Ganzen immer zuversichtlicher wurde und z. B. im August 1878 rühmen konnte: „Unsere Mission hat Luther's Ordnungen, Abendmahl, Taufe, Trauordnung voll und rein bewahrt und hat kein Jota davon aufgegeben. Unsere Mission ist von jeher unabhängig von staatskirchlichem Regiment und baut die lutherische Kirche in der Heidenwelt frei und unabhängig von staatskirchlichen Gesetzen, Konsistorialerlassen und Synodalbeschlüssen. Unsere Mission ist den Leuten nicht lästig durch Bettelei und wartet auf die Hilfe, die der Glaube und die Liebe ihr zu Theil werden lassen. Unsere Mission ist rührig und thätig, sie hat 49 Stationen: 2 in Afrika, 9 in Indien, 3 in Neu-Seeland, 1 in Australien; sie hat in Hermannsburg 2 Missionshäuser mit 43 Zöglingen und macht als Bauern-Mission wenig Ansprüche, ist etwas geradezu, aber meint es ehrlich. *Unsere Missionare behelfen sich so knapp, wie vielleicht keine andere und arbeiten so treu, wie wenig andere.*“ Dieser Ruhm ist nun zu Schanden geworden. Die letzten Jahre haben es an's Licht gebracht, daß manche dieser scheinbar so selbstlosen Arbeiter in Afrika durch Ackerbau, Handel und andere Nebenbeschäftigungen sich zu bereichern suchen, ihre

eigentliche Arbeit aber vielfach vernachlässigen. Pastor Harms selbst muß das bekennen, und es ist schön, daß er es thut.

In der Januar-Nummer des „Hermannsburger Missions-Blattes“ lesen wir: „Mit dem schmerzlichen Bewußtsein schwerer Schuld und Missethat verlassen wir das alte Jahr und treten in das neue ein; aber auch mit dem festen Glauben an den Namen und die Ehre unseres Heilandes und mit der demüthigen, stillen Erwartung sehr strenger, aber väterlicher Züchtigungen unseres Gottes..... Viel und schwer ist in unserer Mission gesündigt worden, das bereuen wir bitter und bitten es dem Herrn mit heißen Thränen ab. Manche unserer Missionare haben für sich selbst mehr gearbeitet, als für den Herrn und seine heilige Mission, sind nachläßig, unordentlich und gewinnsüchtig geworden und haben es nicht bedacht, wie sauer uns ihre Ausbildung und ihre Unterhaltung geworden ist und wie viele edle Gaben der Armen, der Witwen und Waisen für sie verwandt werden, da sie ihren herrlichen Missionsberuf vernachlässigt haben. Wenn es schon eine Schande ist für einen Pastor, wenn er reich wird von seinem Pfarramt, so ist es eine doppelte Schande, wenn ein Missionar reich wird von seinem Missionsdienst. Abzuthun Sünde und Schande, Aergerniß und Übelthat soll unser ernstlichstes Bestreben sein, und werden wir den lieben Missionsfreunden offen und ehrlich Bericht geben nicht blos darüber, was gesündigt worden, sondern auch wie Wandel geschafft worden ist. Es soll und darf kein Bann auf unserer Mission ruhen, wie auf niemand, der selig werden will. Die Missionsfreunde sollen nicht blos den Segen wissen, den der Herr uns giebt, sondern auch die Sünden, die wir thun. Ja, wenn sie rechte Missionsfreunde sind, wollen sie insonderheit die Sünden wissen, damit sie um so treuer beten können, und wenden ihre Herzen nicht ab und gehen hinter sich, sondern arbeiten um so freudiger und williger, wenn sie nur den rechten Ernst sehen — im Abthun der Schäden; und den werden sie sehen mit Gottes Hilfe. Was wir sehen im Heidenlande, was unsere Missionare und Christen betrifft, ist im Grunde nichts als Sünde; was wir thun in Hermannsburg und aller Orten in der Christenheit, ist nichts als Sünde; aber was der Herr thut in den Heidenlanden, in Hermannsburg und überall in der Christenheit, ist nichts als Gnade. Unsere Sünde ist groß, Gottes Gnade ist größer. Ist die Sünde mächtig geworden, so ist Gottes Gnade

noch viel mächtiger geworden; das ist der großen Sünder großer Trost. . . . . *)

Weitere Aufschlüsse werden nicht gegeben. „Im Hannoverschen Missions-Blatt“ dagegen lesen wir: „Es hatten sich auf dem afrikanischen Missionsgebiet leider infolge der ungenügenden Beaufsichtigung so schreiende Mißstände im Laufe der Zeit gebildet, daß der Fortbestand dieser Mission gefährdet schien, und manche Missionsfreunde, denen diese Zustände bekannt waren, sich entschieden von jeglicher Gemeinschaft mit solchem ärgernißerregenden Treiben abwendeten.“

Der erste Schritt zur Besserung ist nun der, daß der Hermannsburger Missionsvorstand unter Hinzuziehung der Missionare Hansen und Penzhorn eine „Missionsordnung für das Hermannsburger Missionsgebiet in Afrika“ aufgestellt und veröffentlicht hat. Durch dieselbe wird das südafrikanische Missionsgebiet in zwei Theile (Zulu-Mission und Basuto-Mission) getheilt und jedem Theil ein direkt unter dem Missionsdirektor stehender und von ihm ernannter Propst vorgesetzt. „Es ist wünschenswerth, daß beide Pröpste akademisch gebildete Theologen sind.“ Die Zulu-Mission zerfällt in 4 Kreise: Natal, Prinz-Alfred's-Land, Zululand und Umpongolo; die Basuto-Mission in 3 Kreise: Moriko, Rustenburg und Pretoria. Jeder Kreis hat einen dem Propst unterstellten Vorsteher. „Jedem Propste steht das Recht zu, pflichtvergessenen Missionaren Rügen zu ertheilen und **Geldbußen** (!) bis zu 2 Pfund Sterling aufzuerlegen. Im äußersten Falle kann er sie auch vom Amte suspendieren, hat aber für diese Maßregel einen ordnungsmäßigen Beschluß seines Beiraths herbeizuführen.“ Dieser Beirath besteht aus 3 von den Missionaren auf 6 Jahre zu erwählenden Mitgliedern. Der Beirath hat in Geldangelegenheiten eine beschließende, sonst nur eine berathende Stimme. Ein ausführliches Protokoll über die Sitzungen des Beiraths ist dem Mis-

*) Weiter heißt's in dem oben angeführten Artikel: „Unser größtes und edelstes Kleinod, die reine Lehre, gedenken wir auch ferner festzuhalten und zu vertheidigen mit aller Treue, so viel der Herr Gnade giebt. Sie soll unsere Ehre und Krone bleiben..... Nächst der heiligen Schrift ist die Concordia unser höchster Schatz, und wir glauben nicht, daß im Bekenntnißbuch der Kirche manche Lehre noch unklar gelassen sei, die die Theologen erst noch zu entwickeln und richtig zu stellen hätten.....“ Und in der Februar-Nr. lesen wir: „Wer lutherisch sein will, muß lutherisch lehren vor allen Dingen“ (!).

sionsdirektor sofort einzusenden. Diese Sitzungen finden regelmäßig alle halb Jahr statt und außerdem so oft der Propst oder zwei Mitglieder eine außerordentliche Sitzung für nöthig halten. In jedem Kreise finden halbjährige Konferenzen unter dem Präsidium des Vorstehers statt. Etwa alle 5 Jahre einmal soll eine gemeinsame Konferenz aller Missionare eines Gebiets stattfinden, um das Bewußtsein brüderlicher Zusammengehörigkeit zu erhalten. § 9. „Dem Missionar muß die geistliche Seite seines Missionsberufs durchaus Hauptsache sein, und namentlich hat er den größten Fleiß auf die Ausarbeitung der Predigten zu verwenden.“ § 10. „Der Missionar soll von der Mission so gestellt werden, daß er mit Hilfe der Bewirthschaftung seines Stations-Ackers sein Auskommen hat. Der Ackerbau, wie jeder andere ehrliche Erwerb, steht unter strenger ephoraler Aufsicht. Der Handel ist durchaus verboten.“ § 12. „Jeder Station ist soviel Grundbesitz an Acker-, Weiden- und Gartenland beizulegen, als zur Erwerbung des täglichen Brotes nöthig ist. Hat eine Station mehr Grundbesitz, so ist derselbe im Interesse der Missionskasse zweckmäßig zu verwerthen. Missionare auf Stationen ohne Grundbesitz erhalten eine entsprechende Geldentschädigung.“ § 16. „..... Nur zur Versorgung erwachsener Kinder darf der Missionar Grundbesitz erwerben, denselben aber in keinem Fall selbst bewirthschaften.....“ § 17. „Für den Schulunterricht der Kinder der Missionare sorgt die Missionsgesellschaft, indem sie zu dem Zwecke eine Schule für die Zulu-Mission und eine für die Basuto-Mission unterhält. Nähere Bestimmungen über die Schulen werden dem Propste überlassen.“ § 19. „Die im Dienste der Mission durch Alter oder Krankheit untüchtig und invalide gewordenen Missionare werden von der Mission versorgt. § 20. „Wenn ein Missionar eigenmächtig aus dem Dienste der Mission tritt oder vom Missionsdirektor aus triftigen Gründen seines Amtes entlassen wird, so ist er verpflichtet, die auf seine Ausbildung, Ausrüstung und Aussendung verwandten Kosten, nach der Entscheidung des Missionsdirektors, ganz oder zum Theil der Missionsanstalt zurückzuerstatten..... Der ins Missionshaus eintretende Missionszögling hat einen dahin gehenden Revers zu unterschreiben.“ § 21. „Die Missionsgesellschaft behält es sich vor, eine Verminderung oder Sistirung aller Gehälter eintreten zu lassen, wenn es ihre Vermögensumstände erfordern.“

Aus den angeführten Punkten kann man errathen, was etwa jene „Sünden“ gewesen sind, die jetzt abgestellt werden sollen. Soviel wir aus der Ferne sehen können, will es uns scheinen, als sei der Hauptfehler weniger bei den Missionaren, als bei der heimatlichen Missionsleitung zu suchen. Offenbar hat diese letztere es bisher an einer gehörigen Organisation, an genügender Besoldung der Missionare und überhaupt an klaren, festen Verwaltungsgrundsätzen fehlen lassen. Die neue „Ordnung,“ aus welcher wir oben das wichtigste mitgetheilt haben, ist ein hoffnungsvoller Anfang. Glücklicher Fortgang und endliches Gelingen dürfte aber nur unter der Voraussetzung zu erwarten sein, daß auch die heimatlichen Verhältnisse der Hermansburger Missions-„Gesellschaft“ (?) oder „Anstalt“ neu geordnet werden. „Nur wenn hier mit Gottes Hilfe ein ganz Neues geschaffen wird, können draußen auf den Missionsfeldern die bösen, Aergerniß erregenden, unheilvollen Schäden beseitigt und gesunde segensreiche Zustände hergestellt werden.“ So das „Hannoversche Missionsblatt,“ dem wir hierin von Herzen beistimmen. Das genannte Blatt spricht dann weiter von einem „Wurm, welcher an den Lebenswurzeln des edlen Baumes der Hermannsburger Mission nagt“ — sagt aber nicht, was dieser Wurm ist. Sollte der konfessionelle Dünkel*) gemeint sein, mit welchem die Hermannsburger Mission auf alle Reformirten und Unirten nicht nur, sondern selbst auf gute Lutheraner, wie die Leipziger, die Missourier und andere herabsieht? oder die unumschränkte Macht des „Missionsdirektors“? oder die Engherzigkeit und der Eigensinn, welcher die Hermannsburger zur Separation von der hannoverschen Landeskirche geführt hat? Wie dem auch sei, wir freuen uns von Herzen, daß das „Hannoversche Missionsblatt“ in so brüderlich offener und doch so milder Weise den Hermannsburgern ihre Schäden vorhält; und noch mehr würde es uns freuen, wenn diese selbst sich ernstlich darüber besinnen wollten, was für ein „Wurm“ denn

*) Im Hermannsburger Missions-Blatt 1881, S. 64 schreibt z. B. ein Missionar: „..Unser lieber lutherischer Gott.... bei Ihm gedenke ich zu bleiben und denen, die Ihn mir in einen calvinistischen oder auch nur calvinisirenden Gott umwandeln wollen, bis in den Tod zu widerstehen.“ (!!) Und auf einem Missionsfest hieß es: „Ihr wisset, welcher große Feind nächst dem Unglauben unsere Kirche bedroht; das ist die Union, davor einem jeden (?) wahren Christen graut.“ Also, wem nicht vor der Union graut, der ist kein wahrer Christ!!

eigentlich daran Schuld ist, daß der edle Baum neben seinen guten auch so böse Früchte trägt.

Der Herr wolle in Gnaden dareinsehen und uns **allen** Buße schenken zum Leben! Was den Hermannsburgern passirt ist, das kann auch uns passiren. „Kommt Hochmuth, so kommt auch Schande; aber bei den Demüthigen ist Weisheit."

Christliche Neger auf einer ethnographischen Ausstellung.

Unsere Leser erinnern sich noch des Aufsehens, das vor drei Jahren einige christliche Eskimos erregten, die in Berlin, in Prag und andern europäischen Großstädten ausgestellt wurden und dann ein so trauriges Ende nahmen.

Leider haben sich im vorigen Jahr wieder einige Pfleglinge der Brüdergemeine, diesmal aus Surinam in Südamerika, für einen ähnlichen Zweck anwerben lassen, nämlich für die ethnographische Ausstellung in Amsterdam.

Hören wir, was ein früherer westindischer Missionar, Herr E. Weiß, jetzt Prediger der Brüdergemeine in Haarlem, mit diesen Leuten erlebt hat.*) Kaum hatte er von ihnen gehört, so begab er sich nach Amsterdam und eilte auf den Ausstellungsplatz. Als er in die Nähe des großen Zeltes kam, das die Surinamer bewohnten, schallten ihm schon die wohlbekannten Klänge der Negertrommel entgegen und stimmten ihn wehmüthig. Im Innern fand er nicht weniger als 28 Personen, theils Neger, theils Indianer, junge und alte, meist mit Mattenflechten und andern Handarbeiten beschäftigt. Dem Eintretenden zunächst stand ein junger Buschneger. Herr Weiß fragte ihn, ob er Holländisch verstehe, worauf jener ihn

*) S. „Missionsblatt aus der Brüdergemeine," 1884, März.

auslachte und vor ihm her zu tanzen anfieng. Nicht besser machten es einige Negerinnen, als die gleiche Frage auch an sie gerichtet wurde. Niemand wollte sich mit ihm einlassen. Er war in Verlegenheit. Nach einiger Zeit nahm er einen neuen Anlauf und



Negerinnen aus Surinam.

fragte eine junge Negerin, ob sie denn die Lerimans (Lehrer oder Missionare) in Surinam nicht gekannt habe. Sie aber blickte ihn nur verächtlich an und wandte ihm den Rücken! Schon wollte dem treuen Mann der Muth entsinken. Da fiel ihm ein, daß er

einen neger-englischen Traktat in der Tasche habe, den er zu etwaigem Gebrauch mit sich genommen hatte. Diesen zog er nun hervor und wandte sich an einen müßig dastehenden Neger mit der Frage, ob er lesen könne? Anfangs wollte er nicht hören, als Herr Weiß aber die Frage wiederholte und ihm den Traktat unter die Augen hielt, da ließ er sich endlich herbei, das Schriftchen wenigstens anzusehen; ja, kaum hatte er seine Muttersprache darin erkannt, so nahm er es begierig in die Hand und begann eifrig darin zu lesen. Bald zeigte sich's, daß er auch Holländisch verstand und daß sein und der übrigen unartiges Betragen keinen bösen, sondern einen guten Grund gehabt. Sie waren nämlich alle überein gekommen, sich zu stellen, als ob sie kein Holländisch verstünden, um sich dem Spott und den Belästigungen von Seiten der Besucher möglichst zu entziehen.

Jener Neger selbst war nun wie umgewandelt. Zuerst bat er Herrn Weiß um Verzeihung, dann rief er ihren Aufseher, der nun auch seinerseits den Missionar willkommen hieß und ihn als solchen zuerst den christlichen, dann auch den übrigen Eingebornen vorstellte. Jetzt verstanden sie alle Holländisch, und als Herr Weiß ihnen sagte, er werde nun öfters nach ihnen sehen und ihnen Versammlungen halten, da waren sie voll Freude und nicht wenig beschämt.

Abends 6 Uhr waren sie vom Dienst frei und eine Stunde später hatten sich ihrer 20 in dem geräumigen Speisesaal versammelt. Wie überrascht war der Missionar, hier in negerenglischer Sprache mit großen Lettern gedruckt und schön eingerahmt den Spruch Johannis 3, 16 an der Wand hängen zu sehen! Im Bibelzelt der Ausstellung hatten sie denselben in mehreren Sprachen gesehen und sich dann ein Exemplar davon in großem Format auf eigene Kosten drucken und einrahmen lassen, um ihn als Andenken mit heim zu nehmen. Fünf von ihnen gehörten zur Brüdergemeine, einige zur lutherischen, andere zur reformirten, wieder andere zur katholischen Kirche. Die übrigen waren Heiden, darunter Buschneger, Arawakken und eine Hindufrau! Mit großer Andacht hörten sie alle zu, als nun Herr Weiß in Anknüpfung an das Schlagwort des Tages über die Worte sprach: „Sehet, welch ein Mensch!“ Das sei die von Gott selbst veranstaltete Ausstellung — die Darstellung seines Sohnes als des unschuldigen Opferlammes, das der Welt Sünden trägt, und ihr letzter Endzweck sei die große

Ausstellung aller Erlösten vor dem Throne Gottes am jüngsten Tage! Schon wollte der Prediger sich verabschieden, als die Negerchristen erklärten, jetzt müsse doch auch gesungen werden! Und richtig, sie hatten nicht nur ihre Bibeln, sondern auch ihre Gesangbücher mitgebracht, und stimmten nun den selbstgewählten Vers an: „Das einige Nothwendige ist Christi theilhaft sein." Der Gesang war noch langsamer, als man's selbst in Holland gewohnt ist; aber er kam von Herzen, und freudig bewegt kehrte Herr Weiß nach Haarlem zurück, um von nun an jeden Mittwoch Abend wieder zu kommen und den guten Leuten eine Bibelstunde zu halten.

Im Juli erkrankte einer der heidnischen Arawakken an der Lungenentzündung. Herr Weiß redete und betete mit ihm. Tags darauf ließ ihm der Kranke sagen, wie dankbar er sei für den ihm gewordenen Zuspruch und wie sehr er eine baldige Wiederholung des Besuches wünsche, da er gern noch mehr von Jesus hören möchte. War das nicht das Kajarnak'sche: „Sage mir das noch einmal, denn ich möchte auch gern selig werden?" Leider nahm die Krankheit wider alles Erwarten eine so plötzliche und entschiedene Wendung zum Schlimmeren, daß Herr Weiß bei seinem nächsten Besuche ihn nicht mehr am Leben fand. Aber er war als Christ gestorben. Richard, eben jener Neger, mit welchem Herr Weiß zuerst angebunden und der ihm seither treulich bei seiner Seelenarbeit geholfen hatte, war dem Sterbenden beigestanden: „Weißt du, daß du bald sterben wirst?" hatte er ihn gefragt. „Ja!" „Und fürchtest du dich vor dem Tode?" „Nein, jetzt nicht mehr. Ich werde nicht sterben, sondern in Jesus entschlafen." Dies Wort hatte er in einer der Versammlungen gehört und, wie sich nun zeigte, tief in's Herz gefaßt. Er hatte jetzt nur noch Einen Wunsch, nämlich die heilige Taufe zu empfangen. Ein katholischer Priester, in der Eile durch den Bruder des Sterbenden, der selbst Katholik ist, herbeigerufen, ertheilte ihm dieselbe und hielt dann auch das Begräbniß. „Sein Heimgang machte auf die andern einen tiefen Eindruck."

Am 13. August durften zwei Negerinnen, die schon in Surinam „Abendmahlsschwestern" gewesen waren und ein gutes Zeugniß hatten, in Haarlem das heilige Nachtmahl mit feiern. Ueberdies wünschten zwei Heiden die hl. Taufe zu erhalten. Herr Weiß hielt es aber für besser, ihnen dieselbe nicht zu ertheilen, sondern

sie an die Missionare in Surinam zu weisen, zumal da ihre Abreise vor der Thüre war. Am letzten Sonntag, den diese Leute in Europa zubrachten (7. Okt. 1883), kamen sieben von ihnen nach Haarlem, um dem Gottesdienst beizuwohnen und noch einmal für alles zu danken. Als man sie und die ganze surinamische Mission im Gebet dem Herrn befohlen und ihnen zum Abschied noch einen Segensvers sang, waren sie tief gerührt und einer bekannte im Namen der übrigen, daß sie Unrecht gethan hätten, sich als Schaustücke zu dieser Ausstellung nach Amsterdam bringen zu lassen.

Fünf Monate lang hatte Herr Weiß sie wöchentlich einmal besucht. Anfangs waren auch die Katholiken unter ihnen zu den Bibelstunden gekommen; später wurde ihnen das von katholischen Geistlichen verboten; doch ließen sich manche, als die Abende dunkler wurden, davon nicht abhalten. Die Evangelischen lasen oft gemeinschaftlich in der Bibel und sangen aus dem Brüdergesangbuch, wodurch auch manche Besucher erbaut wurden. Von den Anderen waren mehrere sehr leichtsinnig, einige auch sehr stumpf und unzugänglich.

In Holland hat dieser Besuch der Surinamer das Interesse für die Mission spürbar gehoben und dem lieben Bruder Weiß hat sich seither manch neue Thür aufgethan. Wahrlich, die Menschen gedachten es böse zu machen, Gott aber hat alles, alles wohlgemacht. Gebt unserm Gott die Ehre!

Missions-Zeitung.

Afrika.

Aus Livingstonia sind jetzt nähere Nachrichten über den Tod des edlen James Stewart gekommen. Kaum war er mit dem „Ilala" aus Matope nach Karonga an's Nordende des Njassa zurückgekehrt, so hatte er sich nach Maramurra begeben, um den Straßenbau, der in seiner Abwesenheit von Hrn. Munro geleitet worden war, zu inspiciren. Am 24. August war er noch an der Arbeit; am 30. hatte das Fieber ihn weggerafft. Einen bescheideneren, treueren, tüchtigeren Arbeiter hat die afrikanische Mission kaum je gehabt, als diesen Laienmissionar. Sein Leib ruht jetzt unter einem großen Baobab-

Baum an einem Ort, den er wenige Wochen vor seinem Ende als Begräbnißstätte für Kapitän Gowans ausgewählt hatte. Als er im Jahr 1877 in Afrika ankam, besuchte er auch die Gräber von Frau Livingstone, Bischof Mackenzie, Miss. Scudamore und Dickson und bemerkte darauf: „Ein kurioses Land das, wo die einzige Sehenswürdigkeit Gräber sind". „Aber diese Gräber sind die Meilensteine auf dem Weg des Evangeliums in's Innere hinein", antwortete damals Dr. Laws. Jetzt bezeichnet Stewart's Grab den nördlichsten Punkt, bis zu welchem im Njassa-Gebiet das Evangelium gekommen ist.

Als sein Nachfolger ist der Ingenieur W. O. M'Ewan aus Glasgow abgesandt worden.

— Am letzten Andreas-Tag, 30. Nov. 1883, wurde in London der neue Bischof Smythies für Sansibar geweiht. Die ostafrikanische Universitäten-Mission, die er leiten soll, zählt gegenwärtig 45 englische Arbeiter: 22 Geistliche, 14 Laiengehilfen und 9 Lehrerinnen. Mit dem Bischof sind Mitte Januar Archidiakonus Farler, Miss. Travers und 6 Laiengehilfen nach Sansibar abgereist. Er scheint ein Ritualist zu sein. Wenigstens hat er alle möglichen „papistischen" Abzeichen, Kleidungsstücke &c., die ihm geschenkt wurden, an- und mitgenommen. Wenn er dieselben anlegt, wird er genau wie ein römisch-katholischer Bischof bei der Messe aussehen. Für die übrigens so schön sich entwickelnde Universitäten-Mission thun uns diese nicht ungefährlichen Kindereien leid.

— Missionar Last in Mamboia, Ostafrika, hat neulich den Sohn des dortigen „Sultans", Malundo, der auf einer Reise durch Zufall erschossen wurde, nach christlichem Ritus beerdigt. Der junge Mann war ein regelmäßiger Besucher der Gottesdienste und aufrichtig gläubig an Jesus. Sein Vater und die Häuptlinge hatten selbst gewünscht, daß er christlich begraben werde! Die abergläubischen Heiden schreiben diesen Todesfall dem Umstand zu, daß ein Kind ihres Stammes, das seine oberen Zähne statt der unteren zuerst gekriegt hatte und nach Landessitte hätte in den Busch geworfen werden müssen, auf des Missionars Rath geschont worden war. Sie glauben nämlich, daß wenn so ein Kind („Mgago") am Leben bleibt, alle großen Männer des Volkes sterben müssen. Nun war kurz vor Malundo's Tod bereits einer ihrer Häuptlinge durch die Wahumba getödtet worden; es war also klar, daß beide Unglücksfälle eine Strafe für jene Unterlassungssünde waren! Das arme Kind soll nun auf den Wunsch seiner Eltern nach Sansibar gebracht und dort christlich erzogen werden.

— Die Nachrichten aus Uganda reichen bis zum 31. August und sind sehr erfreulich. Im August wurden 9 Männer, 7 Frauen und 4 Kinder getauft, darunter 4 Ehepaare, die nun auch christlich getraut wurden. Alles in allem haben bis jetzt

27 Personen die Taufe erhalten. Andere stehen im Unterricht. Miss. O'Flaherty und Ashe befanden sich wohl in Rubaga. Im Juli fuhr Mackay über den See nach Kageji, wo er recht krank ankam, englische Briefe fand, die nur drei Monate alt waren, und sich bei den Brüdern Gordon und Wise bald erholte, um dann mit jenem nach Msalala, am äußersten Südende des Viktoria Njanza, aufzubrechen und dort eine neue Station zu gründen. Msalala ist so ziemlich das nordöstlichste Stück vom Reiche Mirambo's, dieses durch den † Dr. Southon für die Mission gewonnenen Herrschers. Im November waren alle drei Missionare dort beisammen. Die neue Station heißt nach dem jungen Häuptling Kwa Sonda. Das ungesunde und schwerer zugängliche Kageji wird aufgegeben. Von Kwa Sonda aus kann das See-Ufer in einem Tag erreicht werden, und hier hat nun Mackay das s. Z. von Miss. Hannington aus England mitgebrachte, aber aus Mangel an Trägern in Kwa Sonda zurückgelassene Boot mit viel Mühe zusammengesetzt. Hoffentlich schwimmt es jetzt schon auf dem See. Mackay's sehr interessantes und an geographischen Aufschlüssen reiches Tagebuch ist in den „Proceedings" der Geographischen Gesellschaft gedruckt.

— Die Baptisten des nordamerikanischen Südens berichten von einer „großen Erweckung" in Lagos, wo am 16. September in Gegenwart von 2500 Zuschauern 11 Personen getauft wurden. Jeden Abend sei die Kirche gedrängt voll. Im Ganzen wurden letztes Jahr 31 Heiden getauft.

— Aus Benita am Ogowe-Fluß berichtet der amerikanische Presbyterianer De Heer von 50 im vorigen Jahr Neugetauften und von der Gründung einer Filialgemeinde in Bata. Auch er spricht von einer Erweckung, erzählt von Heiden, die christliche Bücher kaufen, ihre Fetische wegwerfen und nach Gott fragen. Andrerseits beklagt er die Schließung der Missionsschulen und manche andere Nachtheile, welche die französische Invasion gebracht hat. „Warum toben die Civilisirten und die Erleuchteten sinnen Eiteles?!"

— Der Korrespondent der „Independance Belge" in Boma entwirft ein Bild von den Lebens- und Verkehrsverhältnissen am Kongo, das alle Illusionen zerstört: „Das Land strotzt von Fruchtbarkeit, ist aber dennoch eins der ärmsten auf Erden. Nahrungsmittel liefert es so gut wie gar keine. Alles was Stanley und seine Leute brauchen, muß aus Europa bezogen werden. Würde man ihnen die Mundvorräthe nicht schicken, sie müßten verhungern. Das Brot aus Maniok vermag dem angestrengten Körper keine Widerstandskraft gegen das Fieber zu verleihen. Nicht einmal für die aus Madeira eingeführten Maulthiere fand sich genügendes und passendes Futter; sie sind alle umgekommen. Die Ursache liegt in der Faulheit und Apathie der Eingebornen, welche den Boden

nicht ausgiebig kultiviren. Ein wenig Scharren in der Erde, um den absolut nothwendigen Bedarf an Maniok zu erzielen, das ist ihre ganze Arbeit. Thun sie mehr, so müssen sie fürchten, daß der Ueberschuß der Ernte von den benachbarten Stämmen geraubt wird. Es fehlt ihnen der Erwerbssinn, und um diesen zu entwickeln, bedarf es noch vieler Jahre, und bis dahin kann der europäische Handel keine nennenswerthe Rolle spielen. Die Langeweile und das Fieber zehren an der Gesundheit der Europäer. Selbst Stanley hat unter 6 Tagen immer 3 Fiebertage. Das Fieber treibt die Galle durch den ganzen Körper bis in die Haarspitzen (!); Geschwüre an den Beinen sind die rettenden Abzugskanäle.

„Die Erhaltung der sogen. Straße Stanley's verlangt die ermüdendsten Anstrengungen. So lange sie durch Wälder führt, ist und bleibt sie praktikabel. In der Ebene jedoch vernichtet die Regenzeit alle Arbeit, die in der trocknen Zeit geschehen ist. Vier Meter hoch emporschießende dicke Gräser überwuchern die letzten Spuren des Pfades. Die Bohlen, welche über Moräste geschlichtet werden, sind bereits meterhoch mit Wasser bedeckt. Wälzt man einen Felsblock den Berg hinauf, so rollt er immer wieder herab.

„Ohne Träger kann man nicht reisen und mit ihnen hat man endlose Noth. Die Eingebornen bei Vivi lassen sich nur von Dorf zu Dorf engagiren; weiter in's Innere wagen sie sich nicht. Auf die Sansibaren hat man verzichten müssen. So bleiben nur die Kru-Neger übrig und diese desertiren gelegentlich mitten auf dem Wege. Alles in allem genommen kann man zwar dem Werk am Kongo nicht jede Zukunft absprechen; aber für geraume Zeit bedarf es noch ausdauernder energischer Thätigkeit und sehr bedeutender Geldmittel".

— Im „Ausland" regt ein auf der Goldküste lebender Deutscher den Gedanken an, daß doch fähige junge Neger in Europa medicinisch ausgebildet und dann als Aerzte in das Fieberland zurückgesandt werden möchten. Dadurch würde Reisenden, Missionaren, Kaufleuten u. s. f. ein großer Dienst geleistet und manches werthvolle Leben gerettet werden.

Madagaskar.

Von Mai bis November waren die englischen Missionare in Antananariwo ohne Nachrichten aus Europa. Ganze Säcke voll Briefe und Zeitungen, sowie andere Packete für sie blieben in Tamatawe liegen. Die Norweger und einige wenige Engländer haben via Mauritius die Post erhalten. Am 22. November sollte die neue Königin „erscheinen", d. h. gekrönt werden. Allerlei Vorbereitungen fanden statt. Begierig kauften die Eingebornen europäische Kleider, alte oder neue, auf's Fest. — Den Christen in der Hauptstadt geben die Missionare ein gutes Zeugniß. Seit dem Einfall der Franzosen werden eifrig besuchte Betstunden gehalten und die Kirchenkollekten nehmen nicht ab, sondern zu.

Oefter wird gebetet, Gott möge doch 1) den Franzosen einen anderen Sinn geben, so daß sie ihr Unrecht einsehen und bereuen, 2) sie alle wohlbehalten wieder in ihr Land bringen!

China.

Durch die amerikanisch-methodistischen Blätter geht folgende wunderbare Geschichte aus China: „Im Kutscheng-Distrikt bei Futschau hat ein merkwürdiger Fall von dämonischer Besessenheit Prediger und Gemeindeglieder in großer Herzenszerknirschung auf die Kniee gebracht. Es war der erste Fall dieser Art, der sich unter den hiesigen Christen ereignet hat, von denen manche schon so aufgeklärt waren, daß sie das Dasein böser Geister zu leugnen anfiengen. Ihre Ueberraschung und ihre Zerknirschung waren daher groß, als nun der unwillkommene Gast sie bei Namen nannte und eine so genaue Schilderung ihres früheren und ihres gegenwärtigen inneren Zustandes gab, daß alle Zweifel verstummten. Der Geist gründete seinen Anspruch auf die unglückliche Person, die er besessen hatte, darauf, daß sie der Versuchung unterlegen war und nach Heidenart Schimpf- und Scheltreden geführt hatte. Die Prediger, welche ihn auszutreiben versuchten, verhöhnte er, indem er sie an ihre eigenen verborgenen Fehler erinnerte. Als aber eines Tages die am meisten betheiligte Person mit mehreren anderen vor dem Hause erschienen, entschlossen, ihre Sünden gemeinschaftlich vor Gott zu bekennen, fieng der Geist sofort an, wegen eines Wohnungswechsels zu unterhandeln. Er bekannte, wieviel Abbruch ihm geschehen sei durch das selige Sterben gewisser Gemeindeglieder, und versprach seinen derzeitigen Aufenthaltsort unter der Bedingung zu verlassen, daß gewissen lauen Christen, deren Namen er nannte, keine seelsorgerliche Pflege mehr zutheil würde. Dieser Fall stimmt genau zu den von presbyterianischen und anderen Missionaren in Schantung beobachteten, sowie mit den im Neuen Testament (?) berichteten."

Es heißt, der Presbyterianer Dr. Nevius habe ein ganzes Buch über seine Erfahrungen auf diesem Gebiet geschrieben, aber noch nicht veröffentlicht. Bis jetzt haben eben seine Vorgesetzten sich noch nicht überzeugen können, daß diesen Geschichten etwas anderes als Betrug zu Grunde liegt.

— Auf einer Rundreise in der Provinz Schantung hat der amerikanische Presbyterianer Corbett Ende v. J. wieder 250 Heiden getauft. Er und Dr. Nevius zusammen haben im v. J. allein 500 Chinesen getauft.

Konfucische Missionsgedanken.

Die chinesische Zeitung Schanpao in Schanghai hat sich neulich in einem längeren Artikel über die charakteristischen Eigenschaften der Europäer ausgelassen. Da wird merkwürdigerweise zugestanden, daß wir Ausländer von den meisten Dingen das Wesen hätten, während die Chinesen

nur den Namen oder eine Form davon haben. Daher komme es, daß z. B. in Schanghai alles Ausländische nachgeahmt werde. Man fange dort an, nicht bloß mit der brennenden Cigarre im Munde herumzugehen oder in Kutschen zu fahren, sondern auch Billard zu spielen, Kegel zu schieben, mit Messer und Gabel zu essen, statt Thee Kaffee, statt des Reis-Weines Champagner zu trinken u. s. f., so daß manche fürchten, in hundert Jahren werden alle Chinesen Ausländer geworden sein. Aber andrerseits lernen auch die Ausländer manches von den Chinesen. Bis jetzt freilich haben nur die schlechten Eigenschaften der Chinesen geringerer Sorte, mit welchen eben die Europäer fast ausschließlich in Berührung kommen, ansteckend auf sie gewirkt, namentlich ihre Raufsucht und Neigung zu Straßenkrawallen. Man dürfe aber getrost hoffen, daß allmählich auch die in China herrschenden ewigen Grundsätze der Gerechtigkeit, Mäßigung, Humanität u. s. w. auch von den Ausländern werden anerkannt und befolgt werden. Die heiligen Lehren des Konfucius seien zwar bis jetzt auf China beschränkt geblieben, ihrem Wesen nach aber seien sie für die ganze Welt bestimmt und bei dem gegenwärtig immer lebhafter werdenden Weltverkehr sei alle Aussicht vorhanden, daß sie auch in ferne Länder eindringen werden. So haben ja auch die Apostel der fremden Religionen den Weg nach China gefunden, und hie und da fürchte man, sie könnten das Volk ernstlich dem Konfucianismus entfremden. Aber trotz der schlauen Mittel, die angewandt werden, und trotz des Schutzes der Verträge, sei doch die Zahl der zum Christenthum übergetretenen ganz minim; wohlhabende und einflußreiche Chinesen seien noch nie Christen geworden. Man dürfe ganz ruhig sein. Der Konfucianismus bedürfe keiner äußeren Unterstützung, wie die fremden Lehrer, ja auch keines Schutzes der Gesetze, und sogar keiner Prediger und Missionare; langsam aber sicher werde er sich ausbreiten kraft seiner eigensten Vortrefflichkeit. Statt daß die Chinesen Ausländer werden, sei daher zu erwarten, daß schließlich die Ausländer Chinesen werden. Es gebe ja jetzt schon ganz höfliche und anständige Leute unter ihnen. Das Gute werde eben überall nicht so schnell gelernt, wie das Böse u. s. w.

Der Ton dieses Artikels ist viel fremdenfreundlicher, als man's sonst in China gewohnt ist.

Japan.

In Komatsu, wo durch Predigerseminaristen von Kijoto aus das Evangelium hingekommen war, wurden die Christen heftig verfolgt und wenn sie zum Gottesdienst versammelt waren, mit Steinen beworfen. Da sie aber nichts dagegen thaten, sondern nur für ihre Feinde beteten, wurden diese es endlich müde. Jene Steine aber, die nach und nach zu einem stattlichen Haufen anwuchsen, werden jetzt beim Bau

eines kleinen Kirchleins verwendet. Im Lauf des vorigen Jahres hat die Gemeinde um 90 Mitglieder zugenommen.

— In Osaka wurde von Pastor Mijagawa am 10. Nov. eine erhebende Lutherfeier veranstaltet, und zwar in dem großen Haus eines früheren Gouverneurs, das einige Monate vorher von einem Buddhisten gekauft und als Predigtlokal in Opposition gegen die christliche Mission benutzt worden war. Der Eigenthümer hatte sich irgendwie mit den heidnischen Predigern überworfen, das Haus zuerst geschlossen und endlich es den Christen angeboten. So wurde es denn von allen Götzen und buddhistischem Apparat gesäubert und für die Lutherfeier hergerichtet. Mehr als 800 Personen nahmen an derselben Theil, darunter die meisten Beamten der Stadt. Zwei Eingeborene und der englisch-kirchliche Miss. Warren sprachen. „Jung Japan hat in den letzten Jahren übergenug von europäischem Rationalismus und Materialismus zu hören bekommen. Jetzt wurde ihnen auch einmal ein europäischer Mann vorgestellt, dem der Gehorsam gegen die Stimme seines Gewissens und sein Glaube über alles gieng.“ Ein Christ, der drei seiner heidnischen Bekannten zu der Feier mitgenommen hatte, kann bezeugen, daß durch dieselbe ihre Vorurtheile gegen das Evangelium zerstört worden sind, und ein Missionar schreibt, an jenem 10. November hätten die Beamten von Osaka mehr Wahrheit zu hören bekommen, als an irgend einem früheren Tag ihres Lebens.

— In Urakawa auf der Nordinsel Jesso (jetzt Hokkaido genannt) haben vor 3 Jahren einige Christen aus Kobe eine Ackerbau-Kolonie gegründet, die jetzt 140 Mitglieder zählt, von denen aber nur 13 Christen sind. Als Missionar Gulick dort einen Besuch machte, wurde er von Herrn Sawa, dem Leiter des Ganzen, einem eifrigen Christen, auf's freudigste willkommen geheißen. Auch die jungen Leute, die s. Z. als Schüler des amerikanischen Professors Clark auf der Ackerbauschule in Sapporo bekehrt wurden und seither in allerlei Aemter eingetreten sind, üben einen guten Einfluß auf ihre heidnische Umgebung aus. Bis jetzt haben sie sich keiner Kirche angeschlossen, halten aber fest zusammen und haben einen christlichen Jünglingsbund gegründet.

— In Niigata haben die Bostoner Missionare Gulick und Davis sich niedergelassen. Einstweilen haben sie das Haus des schottischen Missionsarztes Dr. Palm inne, der zur Erholung nach Europa gegangen ist.

Indien.

Die verschiedensten Blätter beschäftigen sich mit Rückblicken auf Kesab Tschander Sen's Leben. Viel Neues erfährt man aber nicht. Er starb an der Harnruhr, 46 Jahre alt. Die letzten Stunden vor seinem Ende war er bewußtlos. Sein Schwiegersohn, der unitarische Missionar

Dall, einer seiner treuesten Freunde, und viele seiner Anhänger standen betend um das Sterbebett. Am 1. Januar hatte er sich noch zur Einweihung eines neuen Betsaales tragen lassen und hier folgendes Gebet gesprochen: „Heute am ersten Tage des neuen christlichen Jahres 1884, am 18. Paus, wird in deiner heiligen Gegenwart, o du Geist-Mutter, und in Gegenwart der hier versammelten Andächtigen, sowie deiner Frommen im Himmel, dies neue Gotteshaus eingeweiht. Du, allerhöchste Mutter, weißt, wie die Zahl deiner Frommen, welche von nah und fern kamen, um hier die gottesdienstliche Feier zu genießen, so groß wurde, daß das alte Heiligthum in meinem Hause sie nicht fassen konnte. So hast du denn diesen neuen Tempel aufgerichtet mit deiner eigenen Hand zur Heiligung meines Hauses, dieser großen Stadt und der ganzen Welt. Segne du, o göttliche Mutter, dies Haus, das auf deinen Befehl zum Besten deiner Frommen erbaut worden ist und dir allein geweiht sein soll. Schenke denen, welche hier zusammenkommen, um dich anzubeten, Frieden; laß die Ströme deiner Gnade herabkommen und die Erde sich freuen in dir, o göttliche Mutter, wie ich mich freue in dir. Du allein bist ja meine Freude bei den Leiden meines Leibes. Außer dir weiß ich niemand; du bist mein Leben, meine Kraft, mein Reichthum, ja mein ein und alles. Dschai, dschai! Sattschitananda!" Dann folgte eine Aufforderung an die Anwesenden, die göttliche Mutter anzubeten durch das Blumenopfer der Bhakti, d. h. der Hingabe, Liebe oder Frömmigkeit. „Wenn ihr meine Mutter anbetet und ihre Gegenwart gläubig innewerdet, so muß alle Sünde und Schwachheit, alle Sorge und Trübsal ein Ende haben. Der Ort, wo ich meiner Mutter die Blumen der Bhakti auf den Altar lege, ist mein Brindaban, mein Kasi, meine Heimat und mein Baikunta (d. h. mein Paradies, mein Benares, mein Himmel). Selig bin ich in der Gegenwart meiner Mutter; o möge das auch eure Seligkeit sein. Mehr will ich jetzt nicht reden; man würde mich tadeln, wenn ich's thäte. Friede! Friede! Friede!"

Und das ist der gleiche Mann, der nicht lange vorher versichert hatte, Indien sei durchdrungen vom Geist Christi, und der geschrieben: „Der Erfolg der christlichen Mission kann nicht mehr bezweifelt werden. Ich wenigstens habe keinerlei Zweifel. Ich bin völlig überzeugt: Christus hat seinen Einzug in Indien gehalten und hat das Herz dieses Landes in Besitz genommen. Man sagt, Indien werde einmal sein werden. Aber es ist mir ganz zuwider, den Sieg Christi über Indien als etwas zukünftiges anzusehen. Derselbe ist bereits eine Thatsache. Das bezeugt einer, der selbst ein Indier ist; Ausländer sollten es nicht bestreiten wollen. Ich sage es so nachdrücklich, als ich kann: der Geist Christi ist tief, tief eingedrungen

in Indien's Herz .... und ich bezeuge, daß die heiligenden und bildenden Einflüsse der Lehre und des Lebens Christi bereits Wunder in diesem Lande wirken!"

Einem seiner intimen Freunde und Verehrer schenkte einmal Tschander Sen seine Photographie mit der eigenhändigen Unterschrift: „Bleibet in mir!" Wir wissen nichts, was den ganzen Mann besser charakterisiren würde, als die hierin liegende blasphemische Zweideutigkeit.

Als er in großen Schmerzen da lag und seine alte Mutter in die Worte ausbrach: „O, Kesab, warum all' die Leiden? Ist's eine Strafe des Himmels für deine und meine Sünden?" soll er geantwortet haben: „O nein, liebste Mutter, jene Strafe ist etwas ganz Anderes. Was ich jetzt leide, ist nur eine Quelle der Freuden für mich. Ich sehe, meine himmlische Mama spielt mit mir."

So wohlwollend als möglich ausgelegt, bleibt diese Redeweise doch immer noch entschieden — unchristlich.

Im „Independent" widmet auch Joseph Cook dem Dahingeschiedenen einen überschwänglichen Nachruf, worin es u. A. heißt: „O mein Bruder, mein Bruder, wie einsam kommt ohne dich die Welt mir vor!" Er hatte ihn persönlich in Kalkutta kennen und schätzen gelernt. In diesem Nachruf schildert er ihn als Reformator, als Redner und als Seher! Doch schließt er mit den Worten: „Ein bloßer Theismus, wie Kesab Tschander Sen ihn lehrte, kann Indien nicht retten. Das kann nur das Christenthum."

— Bekanntlich sind die indischen Reformer in drei Hauptvereine gespalten: Adi Brahma Samadsch, Sadharana Brahma Samadsch und Brahma Samadsch von Indien. Diese 3 haben nach dem „Brahmo Pocket Almanac for 1883" zusammen 168 Gemeinden: 97 in Bengalen, 30 in Behar, 6 in Orissa und Tschota Nagpur, 10 in den Nordwestprovinzen, 7 in den Centralprovinzen, 15 im westlichen Indien, 12 in Südindien und 1 in Rangun. Die zahlreichste dieser Gemeinden soll 692 Mitglieder haben; die übrigen haben je 6 bis 137 Mitglieder. In den 4 letzten Jahren sind 31 neue Gemeinden entstanden. In Kalkutta allein erscheinen 15, im übrigen Indien zusammen beinahe ebensoviel brahmaistische Zeitschriften.

Als Nachfolger Tschander Sen's wird Babu Pratap Tschander Musumdar genannt.

— Im Telugu land haben die Kanadischen Baptisten auf 6 Stationen 1115 Gemeindeglieder, darunter 297 im Jahr 1882 Neugetaufte. Auf einer Rundreise taufte Miss. Timpany neulich wieder 18 Heiden. In der Predigerschule zu Samulkotta befinden sich 50 Zöglinge.

— In der Februar-Nummer S. 89 und 90 haben wir die Konkurrenz erwähnt, welche im Teluguland die Baptisten den Lutheranern machen. Um die

dort erwähnten Uebelstände zu beseitigen, haben am 16. Nov. v. J. zwei Vertreter der amerikanisch-lutherischen Generalsynode, Clutz und Scholl, mit dem Präsidenten (Fitz) und Sekretär (Dr. Murdock) der amerikanischen Baptisten-Missionsgesellschaft zu Boston eine Konferenz gehalten, deren Resultat folgendes ist: Die Baptisten weigern sich, ihre Missionare aus den Gegenden, wo sie mit den Lutheranern in Kollision gerathen sind, d. h. aus Baputla, Narasarvapet und Viñakonda, wieder zurückzuziehen, weil 1) ihre Telugu-Mission gegründet worden sei, ehe die Generalsynode überhaupt in Indien zu arbeiten anfieng, 2) nie eine Abgrenzung der beiderseitigen Arbeitsgebiete vereinbart worden sei, 3) die Ausdehnung ihrer Mission auf die genannten Gegenden durch das natürliche Wachsthum und die gesunde Weiterentwickelung derselben geboten sei. Dagegen wollen die Baptisten ihren Missionaren die Niederlassung in Guntur, der lutherischen Hauptstation, entschieden verbieten und den bereits dort wohnenden Miss. Bullard anweisen, seinen Sitz irgendwo anders hin zu verlegen. Auch erklärten sie, daß sie mit der von diesem Missionar in Guntur befolgten Missionsmethode nicht einverstanden seien, und machten den Lutheranern einige Vorschläge zu möglichster Fernhaltung von Grenzstreitigkeiten, Vermeidung von Kollisionen 2c., ohne jedoch von einer geographischen Gebietstheilung etwas wissen zu wollen. Die Generalsynode ihrerseits hat nicht umhin können, noch einmal ihr tiefes Bedauern über das Vorgehen der Baptisten auszusprechen, ohne jedoch die Lauterkeit ihres Eifers irgendwie in Frage stellen zu wollen, ist aber — da nichts anderes übrig blieb — auf jene Vorschläge eingegangen. Dieselben gehen dahin, daß 1) es für unthunlich erklärt wird, die Arbeitsgebiete der beiden Missionen durch eine geographische Grenzlinie getrennt von einander zu halten; 2) daß kein Ort von der einen Gesellschaft bleibend besetzt werden soll, wo die andere bereits einen Prediger oder Katechisten stationirt hat; 3) daß die eingebornen Arbeiter beider Missionen angewiesen werden sollen, bei der Gewinnung neuer Anhänger doch ja keine unlauteren Beweggründe mit in's Spiel zu ziehen, wie Kastenvorurtheile u. dgl.; 4) daß man sich beiderseits sorgfältig vor allem hüte, was die Aufrechterhaltung der Kirchenzucht und überhaupt der christlichen Wohlanständigkeit erschweren könnte, namentlich bei der Aufnahme solcher, die vom Lutherthum zum Baptismus oder umgekehrt vom Baptismus zum Lutherthum überzutreten wünschen.

Wir bemerken hiezu nur noch, daß allerdings die baptistische Mission im Teluguland schon 1840, die lutherische aber erst 1842 angefangen wurde, daß wir aber nichts destoweniger in diesem Fall (namentlich auf Grund von mündlichen Mittheilungen, die uns Miss. Schmidt gemacht hat) das Vorgehen der Baptisten für rücksichtslos und parteitreiberisch halten. So schlimm, wie Katholiken

und Ungläubige sie darstellen, sind dergleichen Reibungen nicht, andrerseits aber auch nicht so harmlos, wie optimistische Anhänger der „Evangelischen Allianz“ uns glauben machen wollen.

— In Kalsapad, Telugu-land, hat die Ausbreitungsgesellschaft 2 Missionare und 35 eingeborene Gehilfen, Lehrer ꝛc., 67 kleine Gemeinden, 32 Schulen, 1 Knaben- und 1 Mädchenanstalt, 1486 Getaufte, darunter 450 Kommunikanten, und dazu über 1300 Katechumenen. Im letzten Jahr allein wurden 286 neu getauft.

— Zu Sevalpalti im Madura-Distrikt wurden in einem Monat 29 Familien, zusammen 125 Personen, von der Bostoner Mission getauft.

— Die eingeborenen Christen der amerikanischen Mission in Bombay haben die Fortführung des Werkes in Lalitpur (siehe Miss.Mag. 1883, S. 492) zur Gemeindesache gemacht, das nöthige Geld zusammengelegt und den Evangelisten Imam Baksch dorthin abgesandt. Miss. Hume sagt darüber: „Dies ganze Unternehmen ist so gewiß von Gott als das, welches in Apostelgeschichte 13, 1—3 beschrieben wird.“

Hinterindien.

Ueber die karenische Erziehungsanstalt in Bassein hat sich der höchste englische Beamte in Barma, Herr Crosthwaite, am 4. Juli 1883 folgendermaßen geäußert: „Ich habe noch nie etwas gesehen, das mir soviel Hoffnung für die Zukunft der Eingebornen gemacht hätte, als diese Schule. Ich hatte viel davon gehört, was die amerikanischen Baptisten für Barma gethan haben; aber ich glaube, niemand, der diese Anstalt nicht selbst gesehen hat, kann sich einen Begriff von den Leistungen ihrer Mission machen. Sie hat die Karenen in augenfälliger Weise gehoben und civilisirt. Meiner Ansicht nach ist die indische Regierung der amerikanisch-baptistischen Mission zu großem Dank verpflichtet. Ihnen ist gelungen, was uns völlig mißlungen ist: dies scheue und früher so gedrückte Karenenvolk zu gewinnen und zu civilisiren. Ich zweifle nicht daran, daß ihr bisheriger Erfolg nur ein Anfang ist und wir die Karenen noch größere Fortschritte werden machen sehen; ja, ich hoffe und glaube, daß sie allmählich ihre noch wilden Brüder auf den Bergen anziehen und beeinflussen werden. Wie sehr die Karenen selbst diese Anstalt schätzen und auf wie festen Füßen dieselbe steht, geht daraus hervor, daß sie sich — rentirt, d. h. die Missionsgesellschaft nichts kostet. Ueber den Gesang brauche ich nichts zu sagen; jedermann weiß, wie die Karenen singen können; wir waren entzückt davon. Wenn ich in Barma bleiben sollte, werde ich nicht verfehlen, die Schule noch einmal zu besuchen.“

— Aus Mandaleh kommt die Nachricht, der junge König Thiba, den wir uns als einen Unmenschen zu denken pflegen, habe sich plötzlich gebessert und nehme sich mit überraschender

Energie und Einsicht der Staatsgeschäfte an. Diese Umwandlung soll daher kommen, daß ein ihn beherrschender Günstling, der ein moralisches Scheusal war, gestorben ist und infolge dessen die Partei der Gemäßigten und Aufgeklärten zu Einfluß gelangt ist.

— Zu den schwierigsten Missionsplätzen gehört die Stadt Bhamo am Oberlauf des Irawadi. Am 3. Oktober 1885 kamen hier die ersten Missionare an. Es waren die Brüder Stevenson und Soltau von der China Inland Mission. Stevenson hatte schon 10 Jahre lang in China selbst gearbeitet, Soltau aber war frisch aus England gekommen. Eingeführt wurden sie durch den amerikanischen Baptisten Rose aus Rangun, der schon im Jahr 1868 eine abenteuerliche Reise von Mandaleh nach Bhamo gemacht hatte und das Vertrauen der höchsten barmanischen Beamten genoß. Er verschaffte ihnen dann auch eine Audienz beim damaligen König, der ihnen nicht nur die Erlaubniß zur Niederlassung in seinem Lande gab, sondern auch einen Bauplatz für die neue Station in Bhamo, ja zum Abschied einen silbernen Betel-Kau-Apparat und je 200 Mk. baar schenkte.

Drei Jahre darauf — am 13. Februar 1878 — ließen auch die amerikanischen Baptisten Lyon und Freiday sich in Bhamo nieder. Aber da war schon der König nicht mehr gut auf die Mission zu sprechen, und vollends seit der wahnsinnige Thiba den Thron bestiegen, haben die Brüder dort einen schweren Stand gehabt. Dazu kam, daß Lyon schon nach einem Monat starb und sein Nachfolger Roberts schleunig nach Amerika zurückkehren mußte.

Um so erfreulicher ist es nun, daß im letzten Jahr in beiden Missionen die Erstlinge haben getauft werden können. Am 20. Juli 1883 taufte Miss. Stevenson vor vielen Heiden drei bekehrte Chinesen, darunter einen sehr angesehenen Kaufmann, der eine barmanische, dem Evangelium sehr abgeneigte Frau und Verwandtschaft hat. Ueberdies hat Miss. Freiday am 30. Sept. 1883 drei chinesische Schans — ebenfalls vor vielen Zeugen — getauft. Wie die Barmanen, sind auch die Schans fanatische Buddhisten, die sog. chinesischen Schans freilich nicht in dem Grade, wie die eigentlichen barmanischen. Dafür sind sie aber dem Laster des Opiumrauchens und anderen chinesischen Untugenden ergeben, so daß die Bekehrung auch nur dieser drei Erstlinge ein wirklicher Triumph ist. Auch die Arbeit unter den „wilden" Ka-Khyens macht schöne Fortschritte.

Oceanien.

Als vor 9 Jahren Dr. Meinicke sein großes Werk über die „Inseln des Stillen Oceans" herausgab, mußte er den Theil, welcher von Neubritannien, Neuirland und den Admiralitäts-Inseln handelt, mit den Worten schließen: „Europäer haben sich bis jetzt sehr wenige dort niedergelassen, Mis-

sionare noch keine Bekehrungsversuche unternommen." Seitdem ist nun doch manches anders geworden. In eben dem Jahr, da jenes Buch erschien (1875), fieng der Wesleyaner Brown mit eingebornen Lehrern aus Fidschi eine Mission in Neubritannien an; 1878 wurden vier dieser Lehrer in Birara auf der Duke of York-Insel räuberisch überfallen, erschlagen und aufgefressen. Miss. Brown als nächster Beschützer der von ihm in diesem wilden Lande angesiedelten Fidschi-Christen und gedrängt von d.n weißen Händlern, hielt es für seine Pflicht, eine Strafexpedition gegen die Uebelthäter zu veranstalten und sie gehörig zu züchtigen. Er hat sich dadurch schweren Tadel und viel üble Nachrede zugezogen. Doch hat der Gouverneur von Fidschi, der die bedauerliche Sache untersuchen mußte, ihn von aller Schuld freigesprochen. Auch gehörten jene Mörder nicht dem Stamm an, unter welchem bereits missionirt wurde, sondern einem anderen, noch ganz wilden, im Innern der Insel hausenden, für den die Missionare nur als fremde Eindringlinge in Betracht kamen, — gewiß für beide Theile ein mildernder Umstand.

Merkwürdigerweise haben die damals gezüchtigten Dörfer sich seither dem christlichen Einfluß geöffnet und die Mission dort macht Fortschritte. Wie es scheint, ist jetzt auch Neuirland in Angriff genommen worden. Wir hören wenigstens von einem Miss. Danks, der v. J. diese Insel besucht und die Bekanntschaft eines Häuptlings Sangina gemacht hat. Von einem lehmbeschmierten Jungen geleitet, den der Häuptling ihm entgegengesandt, und beschützt von 50 Waffenträgern, begab sich der Missionar zu dem alten Kannibalen, der seinen Namen davon hat, daß er so viele Menschen gefressen. Auf einem Bambusgestell, einer Art Sofa, von Unbewaffneten umringt, saß er da. Durch eine Handbewegung lud er den weißen Mann ein, neben ihm Platz zu nehmen und ließ sich dann die für ihn und seine Frauen bestimmten Gastgeschenke geben. „Sangina ist volle 6 Fuß hoch, aber etwas gebeugt. Um den Kopf hatte er ein Tuch gewickelt, dessen Enden ihm auf den Rücken herabhiengen. Sein Schritt ist fest und seine Gestalt muskulös. Man konnte sich leicht vorstellen, wie stark und energisch dieser gefürchtete Mann in früheren Jahren gewesen sein muß. Und tritt man dann in seine Fremdenherberge und zählt dort nicht weniger als 32 menschliche Kiefer, die er alle selbst benagt haben soll, und deren frühere Besitzer entweder von ihm selbst oder doch auf sein Geheiß sind getödtet worden, oder spaziert man ein wenig umher und sieht hier 3, dort 4, dort 5 menschliche Schädel am Gesträuch hängen, so ist man zur Genüge überzeugt, daß Sangina ein Mann ist, den man um jeden Preis bei Laune erhalten (d. h tüchtig beschenken) muß." Als es Nacht wurde, hielt der Missionar es für gerathen, in sein eigenes Quartier zurückzukehren. Sangina aber verbot es ihm mit

dürren Worten und fragte ärgerlich, was er oder seine Leute denn gethan hätten, daß er es vorziehe, irgendwo anders als bei ihm zu übernachten? Es war eine heikle Lage, denn wahrscheinlich hatte Sangina den Missionar nur aus Eifersucht zu sich geladen, d. h. weil er seinen Rivalen einen so ehrenden oder einträglichen Besuch nicht gönnte. Und überdies erklärten jetzt erst (!) die den Missionar begleitenden eingebornen Lehrer, Sangina habe mit den schrecklichsten Schwüren geschworen, daß er den nächsten von ihnen, der es wage auf sein Gebiet zu kommen, tödten und auffressen werde, weil bisher noch nie einer in seinem Dorf geschlafen oder auch nur ihm einen Besuch gemacht habe. Was sollte Missionar Danks da thun? Sein Gepäck und seine Diener hatte er in einem anderen Dorf zurückgelassen. Dort wäre man in große Unruhe und Aufregung gerathen, wenn er nicht rechtzeitig zurückgekehrt wäre. So suchte er mit Sangina zu unterhandeln. Aber dieser blieb fest; und endlich sah sich der Missionar genöthigt, ebenso fest zu erklären, er müsse gehen! Hätte er seine Sachen und seine Leute bei sich gehabt, so wäre er am Ende geblieben. Nun fieng Sangina an zu trutzen. Da gab Danks ihm zu allem Früheren noch ein Bündel Glasperlen hinzu. Als Gegengeschenk erhielt er nun ein Schwein, mußte aber schwer dafür zahlen, was er nur that, um doch endlich im Frieden von diesem Blutsauger loszukommen. Sangina begleitete ihn nun noch halbwegs bis zu Kanabung's, des nächsten Häuptlings, Dorf, wo der Missionar sein Quartier hatte, und verabschiedete sich schließlich mit patriarchalischer Feierlichkeit und Umständlichkeit von seinem Gast.

Das Resultat dieser Reise war die Ueberzeugung, daß man in Neuirland einstweilen noch keine eingebornen Lehrer stationiren könne, wenn nicht gleichzeitig ein Missionar sich dort niederlasse und daß gleich von vornherein ein Sanitarium errichtet werden sollte wegen des ungesunden Klimas. Die Dörfer der Insulaner fand Missionar Danks sehr geordnet und reinlich, alles mit Bambus-Einfassungen umgeben. „In Betreff des Hausbaus und der Reinlichkeit ihrer Dörfer brauchen sie von uns nichts zu lernen; nur die Sauberkeit ihrer Leiber läßt noch viel zu wünschen übrig."

Wir denken, die Ansicht eines Dorfes auf den Admiralitäts-Inseln, wie unser Titelbild sie bietet, wird auch für das benachbarte Neuirland so ziemlich zutreffen. Eine Mission giebt es, unseres Wissens, hier noch nicht.

Allerlei.

Der getaufte Ulema Ahmed Tewfik, der als Gehilfe von Miss. Klein nach Kairo gegangen war, ist hier von Fanatikern so bearbeitet worden, daß er sich von Miss. Klein getrennt hat und in Gefahr des Abfalls zu schweben scheint. Man glaubt, daß die langen Verfolgungen,

die Trennung von den Seinigen u. s. f. ihn halb geisteskrank gemacht haben.

— Jener Pera Johannes, der in Hermannsburg ausgebildet wurde und als Missionar in seine persische Heimat nach Wasirabad zurückgekehrt ist, legt dort natürlich „alles Gewicht auf die reine lutherische Lehre“ und hat daher manche Feindschaft „von Seiten der Presbyterianer und besonders der Katholiken“ zu dulden gehabt, ja die letztern haben ihm zu einer 24stündigen Gefängnißhaft, zu einer Geldstrafe von 40 Mk. und zur einstweiligen Stillstellung seiner Arbeit verholfen. Er schreibt an Pastor Harms: „Die amerikanischen Missionare werden mich wohl bei Ihnen verklagt haben, daß ich in ihr Arbeitsfeld gekommen sei und ihr Werk störe und den Nestorianismus aufrichte rc. (Er behält nämlich die alte Kirchensprache und die nestorianische Gottesdienstordnung bei.) Sie sind aus Amerika und ich bin aus Wasirabad; ich sammle diejenigen, welche sie schon seit 20 Jahren verlassen haben; ich zerstöre die nestorianische Hauptlehre von der Person Christi und die Ceremonien lasse ich .... Die Amerikaner haben alles rein abgemacht ..... Die Amerikaner jauchzen (?) und sagen, die lutherische Lehre sei nicht von Gott, deßhalb solle sie ausgerottet werden ....“

— Je und je kommt es vor, daß ein Missionar, zumal wenn er in recht engen Anschauungen aufgewachsen war, durch den Umgang mit den Heiden und durch das Studium ihrer Religionen in seiner Theologie „liberalisirt“ wird. In Amerika hatte neulich ein zurückgekehrter Missionar sich um eine Pfarrstelle beworben und war von der betreffenden Gemeinde auch schon gewählt worden. Da hieß es, er sei nicht „gesund“ in der Lehre, und die Wahl wurde wieder rückgängig gemacht. Auch ein Londoner Missionar, Namens Slater, der Jahrelang unter den gebildeten Hindus in Madras gewirkt hat, ist in ähnlicher Weise verdächtigt worden; doch hat ihn seine Gesellschaft, nachdem er einen Besuch in der Heimat gemacht, abermals ausgesandt. Er ist jetzt in Bangalur stationirt und hat vor Kurzem ein Buch herausgegeben, das den Titel hat „Philosophy of Missions“ und namentlich die moralischen und socialen Vorzüge des Christenthums vor allen anderen Religionen in geistreicher Weise apologetisch behandelt, auf das Dogmatische aber weniger Gewicht legt. Dieses Buch nun hat den gegen die Mission bisher sehr feindselig gesinnten Redakteur der „Bombay Gazette“ so begeistert, daß er lange Stellen daraus in seinem Blatte abgedruckt hat, und da dieselben durchaus „gesund“ sind, können wir uns nur freuen, daß dem begabten und strebsamen Missionar eine derartige „Bekehrung“ gelungen ist. Möchte dieselbe von Bestand sein!

Im allgemeinen sind wir übrigens nicht dafür, daß man so großes Gewicht auf die diesseitigen Segnungen legt, welche

das Evangelium mit sich bringt. Für die Missions-Apologetik hat das seinen Werth, **Hauptmotiv für uns** muß aber doch das bleiben, daß wir den Heiden zum **ewigen Leben** verhelfen, sie aus dem geistlichen Tode und aus der daraus folgenden ewigen Unseligkeit erretten möchten.

— Die neueste **Statistik** der „Missionary Review“ zählt 100 evangelische Missionsgesellschaften und missionirende Kirchen auf, welche 1881—82 zusammen 35,870,000 Mark einnahmen: 2,078,036 mehr als im Vorjahr. Die Zahl sämmtlicher Missionare, Missionsfrauen und Lehrerinnen war 5450, d. h. 2829 Ordinirte, 608 Laien und 2013 Frauen: ein Zuwachs von 229 Ordinirten und 407 Frauen gegen eine Abnahme von 17 Laien, im Ganzen eine Zunahme von 619 Arbeitern und Arbeiterinnen aus der Heimat. (Vor 6 Jahren zählte Herr Wilder 2000 ordinirte Missionare und 24 Millionen Mark Einnahmen, der Zuwachs in diesen 6 Jahren würde also betragen 829 ordinirte Missionare und 11,870,000 M.) Dazu kommen 2210 ordinirte Eingeborne, 253 mehr als im Vorjahr, und 22,719 sonstige eingeborne Gehilfen, 630 mehr als im Vorjahr. Die Zahl der abendmahlsfähigen Gemeindeglieder wird auf 618,657, d. h. 43,936 mehr als im Vorjahr, berechnet. Die Verwaltungskosten werden auf ca. 4 Millionen Mark, d. h. auf ungefähr 11 Procent berechnet. Herr Wilder ist sehr böse über diese „Verschwendung“ und fährt fort dafür zu agitiren, daß überhaupt weniger „verwaltet“ und regiert werden möchte. Die hochbesoldeten Missionsangestellten in der Heimat, die sich nicht rentirenden Missionsblätter, deren Mehrkosten einer Missionskasse zur Last fallen, und noch vieles andere ist ihm ein Greuel.

— Der „Indian Witness“ erzählt: „Unter den Mitgliedern der nordindischen methodistischen Konferenz befindet sich **ein eingeborner Prediger**, der seit mehr als 20 Jahren im Segen gewirkt hat, meist in der Gegend von Moradabad. Vor seiner Bekehrung war er ein wandernder Guru der Kabirpanth-Sekte gewesen und hatte einen ansehnlichen Anhang gehabt. Nach seinem Uebertritt wurde er Thürhüter oder des etwas an der Missionsschule in Moradabad mit 10 Mk. monatlich. Bald erkannte man, daß er mit viel Muth, Beredsamkeit und Mutterwitz ausgestattet sei, und machte ihn zum Prediger. Seine Besoldung blieb dabei anfangs die gleiche; nach und nach wurde sie jedoch auf 12, 14, 20, 24, 28, ja 32 Mk. per Monat erhöht. Das hatte zur Folge, daß an die Stelle seiner früheren Zufriedenheit eine arge Verbitterung trat, welche ihn beinahe seinem Berufe ganz entfremdet hätte. Er verlangte ebensoviel Gehalt als der höchstbesoldete (eingeborne) Angestellte der Mission erhielt und bestand darauf, daß er hiezu das **Recht** habe. Mit der Zeit faßte er sich aber wieder und seine frühere Zufriedenheit kehrte zurück. Seine

Vorgesetzten schätzten ihn als einen tüchtigen und treuen Arbeiter. Da wurde er innerlich angefochten wegen der geringen Erfolge seiner Wirksamkeit und fieng an, nach einer Ursache zu forschen. Oft hatten die Heiden, wenn er ihnen predigte, gespottet: ‚Du predigst für Geld; gieb uns auch so viel, und alsbald wollen wir deine Religion annehmen!‘ Das führte ihn darauf, über sein finanzielles Verhältniß zur Missions-Gesellschaft nachzudenken, und als er einmal unter freiem Himmel allein sein Herz zu Gott erhob, da kam es ihm wie eine Stimme von oben: ‚Deine Besoldung ist das große Hinderniß; laß sie fahren!‘ Sein Entschluß stand sofort fest. Er sprach mit niemand, nahm wieder das Gewand eines wandernden Bettelmönchs an und zieht nun als ‚Babadschi‘ im Lande herum, lebt von dem, was man ihm freiwillig giebt und ist von der Mission ganz unabhängig.“ Solcher christlicher Fakire giebt's ja bereits eine ganze Anzahl. Jedenfalls ist ihr Vorhandensein als ein thatsächlicher Protest oder als eine Art Reaktion gegen das Besoldungssystem anzusehn, durch welches die eingebornen Evangelisten so leicht zu „Predigtknechten“ der Missionare und zu Schmarotzern am Beutel der Missions-Gesellschaft herabsinken.

— Missionar Borchgrewink aus Madagaskar besucht gegenwärtig die norwegischen Gemeinden in Nordamerika und sucht mit großem Erfolg das Missionsinteresse unter ihnen zu wecken.

— Auf seiner Rückreise von Amerika nach Indien hat Herr Musumdar, der Verfasser des „Orientalischen Christus“ und muthmaßlicher Nachfolger Tschander Sen's, auch Japan besucht und hier den Professoren und Studenten der kaiserlichen Universität zu Tokijo einen Vortrag über Buddha gehalten. Er bezeichnet darin das Christenthum als die größte aller Religionen, bekennt aber: „Ich bin kein Christ; ich bin ein Brahmane und glaube an die alte Religion meiner Väter.“ Ferner spricht er von der Unentbehrlichkeit der Religion, beklagt den in Japan herrschenden Indifferentismus und sagt: „Ohne Religion könnt ihr nicht gedeihen. Macht eure Religion so rationell und so patriotisch als ihr wollt, eine Religion aber müßt ihr haben.“ Wenn's nur so leicht wäre, eine Religion zu machen!

In Amerika hat der gleiche Redner ziemlich wegwerfend von den Resultaten der Mission in Indien gesprochen, ganz anders als sein großer Vorgänger.

Todesfälle.

Am 15. Oktober starb in Manjanga am Kongo der baptistische Miss. Butcher, nachdem er kaum die Sprache gelernt und das Vertrauen der Eingebornen gewonnen hatte. Er war ein starker, gesunder Mann und hatte die Gefahren des Klimas unterschätzt. An seinem Begräbniß nahmen Theil 3 Herren von der belgischen internationalen Expedition, mehrere eingeborene Häuptlinge, eine kleine Schülerschaar und viele andere Eingeborene.

Am 27. Juni hatte er geschrieben: „Gestern hatte ich kaum Zeit zum Essen, und heute sollen wieder Briefe geschrieben, Rechnungen abgeschlossen, Bauarbeiten gethan, Lektionen gegeben, Verhandlungen mit den Eingebornen gepflogen, Lastträger expedirt werden u. s. w. Ich habe wirklich keine Zeit krank zu werden. Krieg' ich Fieber, so lege ich mich auf eine Stunde in's Bett und dann wieder heraus! und an die Arbeit! .... Meine einzige Beruhigung ist die: Gott weiß, was ich treibe u. s. w."

— Am 10. November 1883 starb in Michigan 71 Jahre alt der baptistische Miss. Dr. Bronson, der von 1837—1879 in Assam gewirkt, drei Stationen gegründet, ein Assamesisch-englisches Wörterbuch herausgegeben, die Erstlinge der Assamesen (1841), Garos (1863) und Mikirs (1863) getauft, Schulen errichtet und auch durch Uebersetzungsarbeiten sich verdient gemacht hatte.

— In Amerika ist die Witwe des am 24. März 1864 ermordeten presbyterianischen Miss. Janvier gestorben. Mehrere Jahre lang nach dem Tode ihres Mannes hatte sie allein im Pandschab weitergearbeitet, bis sie um der Erziehung ihres Sohnes willen nach Amerika zurückkehrte. Dieser war nicht mehr fern vom Ende seiner akademischen Laufbahn, und schon freute sich Frau Janvier, in einigen Monaten mit ihm auf ihr altes Arbeitsfeld nach Indien zurückkehren zu dürfen, als der Herr sie abrief. „Sie hat gethan, was sie konnte".

— In Pennsylvanien ist der frühere Missionar Joh. Wray, der s. Z. in Indien gearbeitet hat, 83jährig gestorben. Es wird erzählt, daß einmal ein Hindu-Mädchen auf die Frage, was Heiligung sei, geantwortet habe: „Heiligung ist leben wie Herr Wray lebt."

— Am 6. December 1883 starb zu Tandschaur am Schlage der 82jährige lutherische Tamil-Geistliche Nallatambi, der älteste der eingebornen Prediger in der Leipziger Mission. Und am 22. December ist ihm der erst 1877 ordinirte Landprediger Amurdam im Tode gefolgt!

— Am 17. December 1883 starb in Philadelphia nach langer Krankheit Dr. Stork, Professor am theologischen Seminar zu Gettysburg, Pennsylvanien, Präsident der Missionskommittee der lutherischen Generalsynode und Mitredakteur des „Lutheran Missionary Journal."

— Am 29. December 1883 starb nach mehr als 19jähriger Thätigkeit in Viktoria, Westafrika, der baptistische Missionar Thomson. Dieser Schlag ist wie für die dortige Mission, so auch für die Witwe, die Kinder, die betagten Eltern und anderen Angehörigen des Verstorbenen ein überaus schwerer. Die Missionare am Kamerun bitten dringend um augenblicklichen Ersatz. Einstweilen sind zwei Fräulein (Comber und Thomas) zur Verstärkung des Missionspersonals abgesandt worden.

Bücherschau.*)

Pädagogische Winke für Haus und Schule von Christian Tischhauser, theologischer Lehrer am Missionshaus in Basel. Dritte, bedeutend vermehrte Auflage. Basel 1884. F. Schneider. Preis: 2 Fr.

Nicht Fabrikwaare oder Konditor-Backwerk wird hier aufgetischt, sondern gesundes, hausbackenes Brod. Mancher Hausvater und manche Erzieherin wird daran froh sein. Eine Witwe, deren Hauptaufgabe in der Erziehung ihres einzigen Kindes besteht, schrieb uns, sie habe die „Winke" mit großer Befriedigung und „hoffentlich nicht ohne Nutzen" gelesen. Das Buch zerfällt in 84 kurze, aphoristisch gehaltene Abschnitte, von denen wir besonders hervorheben möchten den über „Wahrheit", „das gemeinschaftliche Essen", „das Spielzeug", „heikle Fragen" u. s. f. Den Schluß machen einige „Rathschläge zur leiblichen Pflege des Kindes."

A Sketch of the Modern Languages of Africa. By R. N. Cust. London: Trübner & Co. 1883.

Als Mitglied der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft, der britischen und ausländischen Bibelgesellschaft und mehrerer anderer Vereine, vor allem als energischer Wohlthäter Afrikas, hatte der alte indische Staatsmann wieder und wieder Veranlassung, nach zuverläßigen Büchern über die afrikanischen Sprachen zu fahnden. Bald entdeckte er, daß es kein zusammenfassendes Werk über diesen Gegenstand gebe, und nun machte er sich mit gewohnter Energie selbst an die Ausarbeitung eines solchen. Jahrelang durchforschte er alle ihm zugänglichen Bibliotheken und Missionsarchive, korrespondirte mit allen möglichen Gelehrten, Missionaren und Reisenden, sammelte, sichtete und ordnete, bis endlich das vorliegende zweibändige Prachtwerk (566 S.) fertig war. Die Lücken, Mängel und etwaigen Ungenauigkeiten desselben aufgezeigt und verbessert zu sehen, wird niemand mehr freuen, als den edlen Verfasser selbst. Wir aber bewundern den Fleiß und die Liebe zur Sache, welche ihn nicht ruhen ließen, bis er über 591 afrikanische Sprachen und Dialekte so ziemlich alles bis jetzt bekannt gewordene aufgestöbert und in lesbare Form gebracht hatte. Für die nächste Zukunft wenigstens wird kein Sprachforscher und keine Missionsgesellschaft, für welche Afrika in Betracht kommt, dieses Buch entbehren können. Gern würden wir aus demselben das eine und andere, das von allgemeinem Interesse ist, hier mittheilen. Es gebricht uns aber einstweilen an Raum

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

dafür. Nur das sei noch erwähnt, daß dem Werk eine große, sehr ausführliche und doch übersichtliche Sprachenkarte von ganz Afrika und ferner die photographischen Porträts von mehr als 30 der bekanntesten afrikanischen Sprachforscher beigegeben sind, darunter die sprechend ähnlichen Bilder unserer Brüder Kölle, Krapf, Christaller und Rebmann.

Samuel Gobat, evangelischer Bischof in Jerusalem. Sein Leben und Wirken. Basel. C. F. Spittler. 1884. Preis Fr. 6.

Es hat immer etwas Wehmüthiges, wenn ein vielbewegtes, lieb- und arbeitsreiches Leben — nachdem es ausgelebt — nun in Buchform, schwarz auf weiß, uns dargeboten wird. Je mehr da die Kunst des Biographen sich breit macht, desto weniger fühlt der Leser sich befriedigt; je mehr dagegen der Dahingeschiedene selbst zu Wort kommt, je ungeschminkter sein Wesen und Wirken in den natürlichen, ihm selbst eigenthümlichen Farben uns vor Augen tritt, desto dankbarer werden wir sein. Und das Letztere ist hier der Fall. Der ganze erste Theil des Buches (267 S.) ist ausgefüllt durch eine Selbstbiographie, die Bischof Gobat in den Jahren 1869—1873 für seine Kinder und Großkinder aufschrieb und die gerade die interessantere, frischere und eigenartigere Hälfte seines Lebens (1799—1846) umfaßt. Etwas Merkwürdigeres als die hier erzählte Geschichte seiner Bekehrung, seiner Missionsreisen, seiner Verheirathung, seiner Leiden in Abessinien u. s. f. kann man kaum lesen. — Ganz anders geartet ist der zweite Theil (S. 271—543), welcher von Gobat's Wirksamkeit in Jerusalem handelt (1846—1879). Derselbe zerfällt in 7 Abschnitte: 1) Rückblick auf die Anfänge des evangelischen Bistums zu Jerusalem; 2) Die Entwicklung der Mission und des Schulwesens unter Bischof Gobat; 3) Protest von Seiten anglikanischer Geistlicher gegen Gobat's Wirksamkeit und seine Verantwortung. 1853; 4) Der Krimkrieg und seine nächsten Folgen. Wiederaufnahme der abessinischen Mission. 1854—1857; 5) Angriffe auf Gobat in Jerusalem. Aufblühen der Gemeinde. Ihre Bewahrung zur Zeit des Christenmords in Syrien. 1858—1861; 6) Ungestörtes Wirken. Landplagen in Palästina. Der abessinische Krieg. 1862 bis 1871; 7) Das Bischofsjubiläum. Die letzten sieben Jahre der Arbeit und der Eingang zur Ruhe. 1871—1879. Jeder dieser Abschnitte beginnt mit einer lichtvollen „Einleitung" oder Uebersicht und bringt dann als Beweisstücke die betreffenden Briefe, Berichte und andere Dokumente, darunter den merkwürdigen Briefwechsel Friedrich Wilhelm's IV. mit Gobat. Der Herausgeber hat mit großer Pietät und historischer Treue gearbeitet, so daß das Ganze als ein durchaus quellenmäßiger und überaus werthvoller Beitrag nicht nur zu unserem christlichen Biographienschatz, sondern auch zur Missions- und Kirchengeschichte des XIX. Jahrhunderts bezeichnet werden darf.

Lai Hinljam. Selbstbiographie eines chinesischen Christen, im Auszug übersetzt v. G. Gußmann. Missionsbuchhandlung. 20 Cts.

Dieser Traktat ist nicht etwa für Kinder oder zum Vorlesen in Jungfrauenvereinen bestimmt, wohl aber für tiefer denkende Missionsfreunde, welche sich möglichst in die Wirklichkeit des chinesischen Missionslebens versetzen möchten. Das Porträt des guten Lai Hinljam, das den Traktat ziert, ist auf S. 145 dieser Nr. zu sehen.

Missionsstunden. Von G. Warneck, Dr. theol. Zweiter Band: Die Mission in Bildern aus ihrer Geschichte. Erste Abtheilung: Afrika und die Südsee. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1884. Preis: 5 Mk.

In Zukunft sollte kein Pfarrer mehr klagen, daß ihm die Vorbereitung auf Missionsstunden zu viel Zeit koste. Wir sehen durchaus nicht ein, warum die hier vorliegenden 20 Vorträge, die nach Inhalt und Form wenig oder nichts zu wünschen übrig lassen, nicht von jedermann ganz ungenirt sollten benutzt werden können. Sie brauchen weder vorgelesen noch auswendig gelernt zu werden. Jede dieser Missionsstunden bietet soviel Stoff, daß wer sich denselben durch wiederholtes Lesen einigermaßen angeeignet hat, unter Hinzufügung einiger eigenen Gedanken und biblischen Betrachtungen, wohl für zwei eigene Missionsstunden genügend ausgerüstet sein dürfte. Ueberdies sind überall die Quellen angegeben, wo man über den betreffenden Gegenstand sich weiter unterrichten kann. Außerdem sind zu 37 Missionsstunden Themata und Quellen angegeben. Geistliche, Missionsreiseprediger und Leiter von Missionsvereinen werden hoffentlich ausgiebigen Gebrauch von der hier gebotenen Handreichung machen. Wir selbst haben dieselbe schon dankbar benützt.

Dekan Kübel's Konfirmandenbüchlein. Calw und Stuttgart. Vereinsbuchhandlung. 1884. Preis 25 Pf.

Starke, aber gesunde Speise. Die zwei递Haupttheile handeln 1) Vom Geheimniß Gottes, 2) Vom Geheimniß der Gottseligkeit. Die Einleitung handelt von Religion, Christenthum und Kirche im Allgemeinen. Den Schluß bildet ein „Kommunionbüchlein". Die Lehre ist **gut** lutherisch; die Altlutheraner rechnet der Verfasser zu den Sekten. Der Ton ist frisch und anregend. — Bei dieser Gelegenheit seien auch die wunderschönen Blumenkarten zur „Erinnerung an den Tag der Konfirmation" empfohlen, welche bei Gebrüder Obpacher in München erschienen sind: 1 Joh. 5, 4. 2 Petri 1, 19. Jak. 1, 21 u. s. f., je mit einem sehr passenden Liedervers und mit Raum zum Eintragen des Namens.





Japanesische Frauen an der Arbeit.

Für und wider die Frauenmission.

4. Ein Protest.

Der „Nothschrei," den wir im letzten Heft unsere Leser haben hören lassen, hat nicht überall das erwartete Echo gefunden. Manche Missionare haben geradezu gegen eine Frauenmission protestirt. Einer derselben hat eine ganze, übrigens sehr interessante Abhandlung dagegen geschrieben, die hier ihre Stelle finden möge:

„Wenn bei unseren Ansprachen auf den Götzenfesten und an den Wochenmärkten" — so schreibt dieser Missionar — „nur selten einige Frauen sich einstellen, so ist damit noch lange nicht bewiesen, daß wir mit unserer Heidenpredigt die Frauen Malabars nicht erreichen, denn die heutigen Götzenfeste sind auch zur Erreichung der Männer keineswegs die geeignetste Gelegenheit. Andrerseits aber kann versichert werden, daß wir auf einzelnen Märkten und Bazars eine schöne Zahl Frauen unter unsern Zuhörern zu haben pflegen. Doch das ist Nebensache.

„Der Schwerpunkt der heutigen Heidenpredigt, in Malabar insbesondere, liegt anerkanntermaßen in den Hausbesuchen, bei denen man die einzelnen Ortschaften der Reihe nach besucht und dort von Haus zu Haus und (wo Dörfer sind) von Dorf zu Dorf das Wort Gottes verkündigt. Fragen wir nun, in welchem Maße wir bei dieser Predigtart die Frauen erreichen, so kann ich auf die erfreuliche Thatsache hinweisen, daß unter unsern Zuhörern meistens ein Drittel Frauen sind und daß nach den bisherigen Erfahrungen dies Verhältniß sich immer günstiger gestaltet, namentlich wo man fleißig, nachhaltig und planmäßig der Predigtarbeit obliegt. Wo wir einmal gewesen sind und wo man uns kennt, mehrt sich zusehends auch die weibliche Zuhörerschaft. Daß sich die Frauen hiebei noch sehr schüchtern benehmen und nur aus

der Ferne, hinter den Thüren, Säulen, an den Ecken und hinter den Bäumen stehend, zuhören, kann uns ja nicht befremden. Wer die soziale Stellung des Hinduweibes und ihre niedrige Bildungsstufe kennt, der begreift, ja der würdigt ihre Zurückhaltung und findet dieselbe ganz am Platz.

„Soll eine Wiedergeburt dieses Volkes zustande kommen, so muß der Anstoß dazu doch vornehmlich von den Männern ausgehen. Der geläufige Satz: „Soll Indien bekehrt werden, so muß es durch die Frauen geschehen," ist nicht ohne Weiteres zu acceptiren. Für unsre jetzige vorbereitende Missionszeit trifft er jedenfalls nicht zu. Noch ist die untergeordnete Stellung des weiblichen Geschlechts in Malabar und die auf ihm lastende Macht des Vorurtheils ein so starker Damm und eine so enge Fessel, daß den Frauen ein evangelisirender Einfluß auf ihre Familie und Verwandtschaft einstweilen kaum (!?) möglich ist. Das ist ein Uebel, so gewiß als die Kaste. Allein wie die Schranken der Kaste dieses gottentfremdete Volk vor einem noch größern Uebel, dem physischen Ruin, doch einigermaßen bewahrt haben, so ist auch der soziale Damm, der das Weib in den Schranken der Unfreiheit festhält, doch auch ein Riegel geworden gegen noch größere Sittenlosigkeit und Verderbniß. Von den Männern ist ihnen diese Fessel angelegt, durch die Männer wird sie gebrochen werden. Durch die Männer ist die öffentliche Meinung getragen. Wer anders als die Männer verbietet es den Frauen, das Evangelium anzuhören und anzunehmen? Wo hat je eine Hindufrau ihren Töchtern eine Schulbildung zu verschaffen gesucht? Sind es nicht stets die Männer gewesen, die um Mädchenschulen gebeten oder solche selbst gegründet haben? Sind es nicht auch Männer, die gegenwärtig darüber berathen, wie die Wiederverheirathung von Brahmanenwitwen in's Werk gesetzt werden könne? Und auch wo wir Frauen unter unsern Zuhörern haben, sind es ja die Männer, welche das gestatten.

„Wie sollen wir uns auch einen Uebertritt von einer größern Anzahl Heidenfrauen ohne ihre Männer denken? Die Männer werden sie verstoßen, ihnen Kleidung und allen Schmuck abnehmen und sie höchstens mit dem Leben entkommen lassen. Die Männer werden die bittersten Feinde des Christenthums werden und die Christen verfolgen. Und das wäre noch lange nicht das Schlimmste. Schlimmer wären die sittlichen Gefahren, welche jenen durch ihren

Uebertritt männer- und herrenlos gewordenen Frauen drohen würden. Denn nicht so ganz ohne Sinn ist das indische Sprichwort, nach welchem die Frömmigkeit einer Frau vor allem darin besteht, daß sie einen Mann hat (vgl. 1 Tim. 2, 5). Wer kann oder wird aber alle diese Frauen sogleich zur Ehe nehmen oder zur Ehe geben? Wenn die heidnischen Ehemänner nicht von selber eine förmliche Ehescheidung vornehmen, so darf man ihre übergetretenen Frauen nach dem Gesetz nicht wieder verheirathen. Durch ihren Uebertritt zum Christenthum wird ihre Ehe ja nicht ungültig. Aus Haß gegen das Christenthum unterlassen nun aber die heidnischen Männer jene förmliche Ehescheidung, und da die Regierung ihre Vielweiberei anerkennt, so kommen sie durch den Verlust ihrer übergetretenen Frauen keineswegs in Verlegenheit. Sie freien eben andere. Dagegen fallen die übergetretenen Frauen oft in ein Sündenleben. Wir haben schon manche Taufbewerberin gehabt, die Christin wurde, nachher aber ein schlechteres Leben führte, als je zuvor. Da war unsre Naomi, die ihrem heidnischen Ehemann davonlief und eine fromm schwatzende Christin wurde. Weßhalb aber hatte sie ihren heidnischen Mann verlassen? Damit sie das heidnische Ehejoch abschütteln und ungestört ein Leben des Lasters und der Sünde führen könne! Und als dies in der einen Gemeinde ans Licht kam, floh sie auf die nächste Station, um es dort noch ärger zu treiben und dann elendiglich zu Grunde zu gehen.*) Angesichts solcher Fälle sollte man sich bei derartigen Uebertritten nicht so schnell über Gemeindezuwachs freuen. Würden heute Massenübertritte von Frauen stattfinden, so könnte das leicht dem Heidenthum mehr nützen, als dem Christenthum. Ich wage auf Grund meiner Erfahrungen sogar zu behaupten, daß es in manchen Fällen ein größerer Beweis der Frömmigkeit gewesen wäre, wenn die heidnische Frau bei ihrem Manne geblieben wäre und dort nach Möglichkeit Gottesfurcht und Treue bewiesen hätte, statt daß sie ihre Familie und Kinder verließ

*) So eine Geschichte ist doch nur eine seltene Ausnahme. Wer sie mißbrauchen will, der kann sie gegen jede Mission, welche auf Bekehrungen und Uebertritte hinarbeitet, in's Feld führen, nicht bloß gegen die Frauenmission. Wir würden dieselbe gar nicht mitabgedruckt haben, wenn wir nicht der guten Zuversicht wären, daß durch Mittheilung selbst der traurigsten Wahrheit der Mission besser gedient wird als durch „weises Verschweigen." Red.

und dem Namen nach Christin wurde. Wenn die Hindufrauen ohne ihre Männer den sozialen Damm durchbrechen, so kann das zu einer Katastrophe führen, deren verwüstende Folgen gar nicht zu berechnen sind. Als die israelitischen Frauen in Aegypten unter ähnlichem Drucke seufzten, da erweckte Gott den Mann Moses zum Befreier. So gebührt es sich auch in Indien, daß von den Männern aus die Heilung der sozialen Schäden unternommen werde. Unsre ersten Missionare hatten Jahrzehnte lang fast nur männliche Hindus als Zuhörer. Dürfen wir nun heute als eine Frucht der Arbeit unsrer Vorgänger nicht schon wahrnehmen, daß die Männer das harte Joch der Frauen etwas erleichtert haben? Sehen wir heute nicht schon eine beträchtliche Zahl von Frauen sich der Predigt zuwenden? Heute lauschen uns, wenn wir nur kommen und predigen, auf manchem Landbazar, neben 90 bis 100 Männern, täglich auch 50 bis 60 Frauen. An einem Oktobertage v. J. hatten wir bei unsern Haus- und Dorfbesuchen 300 heidnische Zuhörer. Ein Drittel derselben waren Frauen. Wir verkauften an diesem Tage 24 Bibeltheile, und unter den Käufern waren auch Frauen; ja eine Frau bezahlte mit Kokosnüssen, weil ihr Mann, der den Geldbeutel hat, nicht zu Hause war. Am Tag darauf predigten wir in einem Najarhause vor dem reichen Hausherrn und 3 andern Männern. Hinten im Hofe aber standen seine 15 Erntetagelöhnerinnen (fast Sklaven) aus der Tijerkaste. Er ließ sie ruhig gewähren, als sie eine halbe Stunde aufmerksam zuhörten!

„In den meisten Häusern dürfen jetzt Frau und Kinder ruhig zuhören; an einzelnen Orten ergreift mit oder nach dem Manne auch die Frau das Wort und zollt dem Evangelium Beifall. Und selbst wo der Mann nicht zu Hause ist, dürfen wir bisweilen vor den Frauen predigen.

„In Tuneri hatte uns ein Mann auf der Straße predigen hören. Als er Abends nach Hause kam, erzählte er seinen Hausgenossen das Gehörte. Zufälligerweise betraten wir am folgenden Tage ein Haus, wo nur die Frauen daheim waren, weßhalb wir der Landessitte gemäß Miene machten, als ob wir wieder fortgehen wollten. Da riefen uns die Frauen zu: „Bleiben Sie nur, wir wissen schon, was Sie wollen!“ erzählten uns dann, was ihnen der Hausherr Tags zuvor mittgetheilt hatte, und hörten noch lange unsrer nähern Darlegung des Evangeliums zu.

„Eine Hindufrau aus der königlichen Familie in Purameri liest die Bibel fleißig. Einem Brahmanen in Kottapalli, der mit uns lange über Christum disputirt hatte (März 1883), rieth sie an die Bibel zu lesen, und als er antwortete, er besitze keine Bibel, lieh sie ihm die ihrige. Vor etlichen Tagen nun begegnete uns ein Bedienter dieses Brahmanen auf der Straße, erzählte, wer er sei und daß sein Herr sich sehr glücklich schätze, die Bibel und den Herrn Jesum Christum kennen gelernt zu haben.

„In Tscherapuram predigten wir (März 1883) in einem Heidenhause. Als wir fertig waren, wandte sich die Hausmutter zu ihren Kindern und sagte: „Habt ihr's gehört? — Hütet euch jetzt, daß ihr euer Leben nicht der Sünde und der Ungerechtigkeit weiht!"

„In Irapuram ermahnte eine Mutter, die unsrer Predigt gelauscht hatte, ihre Kinder: „Von nun an sollt ihr nicht mehr die Götzennamen Kama und Krischna hersagen, sondern jetzt müßt ihr jeden Tag zu Jesus beten."

„In Kodautscheri hörte uns (Januar 1883) ein reicher 80jähriger Najar in seinem Palaste zu; er freute sich sehr über das Heil in Christo und erklärte, nun getroster sterben zu können. Er bat uns, für ihn zu beten. Ja, er rief die ganze patriarchalische Familie von etwa 30 Seelen herbei und ermahnte sie alle uns zuzuhören, indem er betonte: „diese Nachricht könnt ihr alle brauchen." — Unter dieser Schaar waren auch die Frauen und Töchter des Hauses.

„In Kuttipuram war es die Frau des Hauses (Februar 1883), welche uns aufmerksam zuhörte und ihren Mann herbeirief, als er sich anderswie zu schaffen machen wollte. Am Schlusse sagte sie: „Aehnliches habe ich doch früher schon einmal erzählen hören," und als wir nachfragten, erzählte sie: „Vor etlichen Jahren war ich auf Besuch bei unsern Verwandten in Muttunkal an der Meeresküste. Der Mann des Hauses brachte ein Büchlein, welches in den Abendstunden vorgelesen wurde. Ich weiß nicht mehr alles, was darin stand; aber als Sie soeben von Jesu zu uns sprachen, da kam mir eine Geschichte jenes Büchleins wieder in den Sinn, die von einem verirrten Schafe und von einem guten Hirten handelte!"

„In Narikattiri wohnt eine alte Najarwitwe, welche nach ihrer Erzählung viel Schweres durchlebt, ihre Söhne durch

den Tod und ihre Habe durch Betrug von Seiten der Verwandten verloren hat. Nachdem wir ihr von Jesu Liebe gepredigt hatten, rief sie aus: „Ich bin von Menschen und von Gott verlassen! — Kann sich denn Gott um eine so arme Witwe kümmern, wie ich bin?“ Eine kranke Frau, unweit davon, mußten wir auf ihren Wunsch lehren, wie man zu Jesus beten soll.

„Noch aus vielen andern Erfahrungen könnte ich zeigen, daß wir schon jetzt viele Frauen erreichen. Je regelmäßiger wir unsere Hausbesuche machen, desto vollständiger wird das gelingen. Aber selbst wo das nicht der Fall ist, da geben wir uns doch zufrieden, wenn nur die Männer zuhören; denn, wenn diese einmal gewonnen sind, so wird damit alles, was uns jetzt hindert, das Wort Gottes den Frauen nahe zu bringen, von selbst wegfallen. Da wir glücklicherweise in Malabar die abgeschlossenen Zenanas Nordindiens nicht haben, so wird es nicht schwer sein, im Lauf der Zeit die heidnische Frauenwelt sammt und sonders mit dem Evangelium zu erreichen. Daß dies bisher nicht geschehen ist, hat mancherlei Ursachen, vor allem aber auch die, daß man die Heidenpredigt überhaupt erlahmen ließ.

„Somit wäre die Frage: „Bedürfen wir einer Zenana-Mission?“ schon nach dem bisher Gesagten zu verneinen. Es wäre lächerlich, wenn man bloß, weil in Nordindien und im Tamillande eine Zenana-Mission besteht, eine solche nun auch in Malabar einführen wollte, wo es eigentliche Zenanas ja gar nicht giebt. Denkt man aber bei der Frauenmission an die Arbeit in Mädchenschulen und -Anstalten, so bedarf es hiezu keiner Extra-Kräfte; das vorhandene Personal reicht dazu wohl aus.

„Wie sollte auch ein deutsches Fräulein in Malabar Heidenpredigt treiben und Strapatzen aushalten können, denen mancher gesunde Mann kaum gewachsen ist! — Wie soll ein solches Fräulein die 6 bis 12 Fuß hohen Erdmauern besteigen, welche in Malabar jedes Gehöfte umgeben, — wie die unbeholfene, morsche Kerbleiter oder die rohen Baumäste hinaufklettern, welche statt einer Treppe als Eingang dienen! — Wie soll sie sich durch die Dornenhecken, Schlangennester und Hohlwege hindurch winden! wie 6 Monate im Jahr über breite Wassergräben springen und wie sich gegen die tropische Sonne schützen! wie soll sie Fußtouren aushalten und beschwerliche Reisen machen! Will sie aber auch nur halb so viele

Frauen erreichen als ein Missionar, so wäre das Reisen absolut nöthig, weil eben die Malabaren nicht in zusammengebauten Ortschaften, sondern in zerstreut liegenden Gehöften wohnen! Doch wenn auch Alles dies Unmögliche möglich wäre, ein Fräulein, das als Reisepredigerin in Malabar aufträte, würde nicht blos Spott, sondern unter allen Schichten der Bevölkerung ohne Ausnahme Anstoß und Aergerniß erregen, ja alle unsre Evangelisationsarbeit in Mißkredit bringen. Als ich vor etwa 4 Jahren einen Katechisten dazu ermunterte, z. B. seine Frau und seine Schwägerin Heidenhausbesuche machen zu lassen, weigerte er sich entschieden und sagte: „Dadurch würde meine Frau für ihr Lebenlang in einen schlechten Ruf kommen." So bleibt denn für Malabar die Zenana-Mission eine verfehlte Theorie, weiter nichts. Allerdings in Tritschur im Kotschingebiet, nicht weit von Kodakal, da sind englische Fräuleins, welche Zenanamission treiben sollen. Sie haben eine Schule, deren sie sich mehr oder weniger regelmäßig annehmen, auch wird hie und da ein Heidenhaus besucht. Sie verkehren mit den Heiden durch eine Dolmetscherin und kommen per Wagen angefahren. Ein eigenes Gespann steht ihnen ausschließlich zur Verfügung. Weil sie aber nicht Malajalam können, ist von ihrer Wirksamkeit sehr wenig Frucht zu erwarten. Und der Ochsenwagen führt sie eben nie unter das Volk; höchstens erreichen sie diejenigen Heidenfrauen, welche als nächste Nachbarn der Stationsbewohner auch eben so gut, ja noch weit besser, von den dortigen Gemeindefrauen könnten besucht werden.*) Weßhalb sollen wir denn nicht unsre Gemeindefrauen, mit den Katechistenfrauen an der Spitze, zur Gründung eines Frauen-

*) Wir bitten unsere Leserinnen, dem Verfasser diesen scharfen Ausfall gegen die englisch-kirchlichen Damen in Tritschur zu gute halten zu wollen. In seinem Eifer haut er eben ein wenig über die Schnur. Daß sie „per Wagen angefahren" kommen, ist eine von den Unzuträglichkeiten, welche das indische Klima mit sich bringt, und gehört in das Kapitel, das wir S. 49 ff. behandelt haben. Auch unsre Basler Missionsfrauen in Indien machen ihre Besuche meist per Ochsenwagen. Schlimmer ist's, wenn jene Damen die Sprache nicht lernen. Wahrscheinlich leistet die Frau des brahmanischen Evangelisten Satjadasen, die ihnen beigegeben ist, als Dolmetscherin und Begleiterin so gute Dienste, daß sie sich einstweilen mit dem Englischen behelfen. Dies zugleich als Antwort auf die Frage, wer denn die Fräulein „begleiten" soll. Red.

vereins ermuntern, welcher es sich zur Aufgabe macht, die nächsten heidnischen Nachbarsfrauen zu besuchen! Geschieht dies, so kostet es die Missionsgesellschaft kein Geld und es wird gerade so viel ausgerichtet, als wenn ein deutsches Fräulein Zenana-Mission triebe. Solcher Arbeit müßte aber eine mindestens vierjährige Uebungszeit vorangehen. Akklimatisation, Spracherlernung, Studium der Landessitte, des Hinduismus und vieles andere wäre ein absolutes Erforderniß. Es ist zu bedenken, daß ein in Basel ausgebildeter Missionar erst nach 5 bis 10jähriger Missionserfahrung einigermaßen befähigt ist, Heidenpredigt zu treiben. Eine andere Frage taucht aber dann noch auf. Kein europäisches Fräulein kann **allein** Heidenhausbesuche machen! Nicht **einer** unsrer Missionare thut dies! Wer soll nun dies Fräulein begleiten? Doch wohl kein Missionar, noch viel weniger ein Katechist! Wer aber denn sonst? Etwa die Katechistenfrauen? — Allein neulich hörte ich zu, als auf einer Nachbarstation ein Katechist ins Missionshaus kam und die Missionsfrau zum Besuch der Heidenfrauen aufforderte. Ich erlaubte mir nachher an den Katechisten die Frage zu stellen: „Ja, wollen Sie denn nicht Ihre Frau auch mitschicken?" Er antwortete gelassen: „Nein, das ist einfach unmöglich; meine Frau kann nicht von Hause weg!" Solche Antworten würde das deutsche Fräulein wohl oft und viel erhalten.

„Wollte man aber etwa daran denken, eine zukünftige Zenanamissionsjungfrau in einem Missionsspital zu beschäftigen, so würde dies wiederum mehr zu einer Umgehung als zur Erreichung der Heidenfrauen führen. Ich will nicht davon reden, daß man in den ca. 12 Spitälern, die jetzt schon in Malabar existiren, fast nur männliche Krankenpfleger und Diener anstellt und anstellen kann. Auch in einem Missionsspital, wo männliche und weibliche Kranke sind, gienge die Anstellung von europäischen Jungfrauen absolut (?) nicht an. Man müßte ein Spital speziell für Frauen einrichten und NB. in jedem Falle die Medizin, Kost u. s. w., sowie jetzt die Regierung auch thut, gratis verabreichen, um überhaupt Patienten zu kriegen. Allein, weßhalb soll man unsern weiblichen Gemeindegliedern die Gelegenheit abschneiden, sich und den Christen unter einander auch durch Krankenpflege Handreichung zu thun! Sobald es die Europäer thun, halten sich die schwarzen Christen erfahrungsgemäß dieser Pflicht für entbunden.

„Ein Missionsspital aber würde eben ohne allen Zweifel eine neue Auflage der Gemeindeunterstützung und Armenversorgung werden und vielleicht auch eine Taufbewerbermaschine für das zweite halbe Jahrhundert unsrer indischen Mission. Da würde es eben viele kranke oder krank sein wollende Gemeindeglieder oder Taufbewerber geben, welche in Krankenhaus und Armenhaus nebst Medizin auch Nahrung, Kleidung, Obdach und ein bequemes Leben von der Mission erhalten wollen. Man würde wohl dieselben Erfahrungen machen, die man auch in der Missionsökonomie gemacht hat. Daß sonach ein deutsches Fräulein sich bei solcher Art von Zenanamissionsarbeit nicht befriedigt fühlen könnte und sich möglichst bald hinaussehnen würde, bedarf wohl keines Beweises.

„Allein auch der Kostenpunkt käme in Betracht. Solch eine Frauen- und Jungfrauenmission würde viel Geld kosten und ein Missionsspital mit Apotheke u. s. w. würde große Summen verschlingen. Eine besonders reiche Missionsgesellschaft kann nun in dieser Hinsicht schon etwas wagen, allein wir sind doch keineswegs so reich und haben überdies noch lange nicht die Arbeitsfelder genügend besetzt, die uns der Herr nun einmal zugetheilt hat. Malabar braucht noch 1—2, Südkanara 1, Nordkanara noch mindestens 1—2, Südmahratta noch 3 neue Stationen, von Kurg nicht zu reden. Sollen und müssen wir da nicht billigerweise das so zweifelhafte Projekt einer Jungfrauenmission andern überlassen und nach und nach den laut schreienden und thatsächlich vorhandenen Bedürfnissen gerecht zu werden suchen? Der Herr hat uns klar und deutlich darauf hingewiesen, daß wir in Zukunft die Heidenpredigt noch energischer, systematischer und ausdauernder als bisher betreiben müssen. Und für diese Arbeit stehen uns auch die Thüren überall offen. Es bedarf weder der medizinischen Reizmittel, noch der zenanischen Lockspeise. Jedes Haus, das überhaupt ein anständiger Mensch betreten kann, steht dem Evangelium offen. Ich habe nun in 2 Jahren mehr als 300 Ortschaften der Reihe nach besucht und mit den Katechisten in 10—15,000 Häuser das Evangelium getragen, und nur von zwei Häusern erinnere ich mich, daß man uns hinauswies; das eine aber ist, wie wir nachher erfuhren, eine öffentliche Lasterhöhle, das zweite ist das Haus eines bigotten alten Krischnaverehrers, dessen Kinder bereits das Wort Gottes lieber hören als ihr Vater.

„Ja, es ist die Zeit des Heils und der Gnade für Malabar angebrochen! Die Hindus freuen sich, wenn wir nur kommen und predigen; ja sie betrachten es als eine Ehre, wenn der Missionar und seine Katechisten auch in ihren Häusern sie aufsucht. Häuser, die noch vor 10 Jahren uns verschlossen waren, haben sich jetzt aufgethan und ich habe mehr Einladungen in der Tasche, als ich anzunehmen im Stande bin. Die Zeiten des Experimentirens und der Arbeitszersplitterung sind vorbei. Wir wissen jetzt, was wir zu thun haben. Der Herr erhalte das Auge unserer Mission einfältig, damit der ganze Leib licht sei und bleibe."

---

5. Weitere Stimmen gegen die Frauenmission.

Daß die heidnischen Frauen für die gewöhnliche Heidenpredigt keineswegs unerreichbar sind und dies also nicht als Beweis für die Nothwendigkeit einer besondern Frauenmission angeführt werden darf, das bezeugt eine ganze Reihe von Missionaren. Einer versichert: „In Malabar kommen bei Hausbesuchen vielfach die Frauen vor den Männern und hören — besonders in Tijer- und Najerhäusern — hinter den Thüren und Läden stehend, aufmerksam zu." Ein anderer bezeugt: „Ich habe einmal auf einem Markt inmitten vieler Weiber gepredigt. In den Fischerdörfern hat man überall Weiber als Zuhörer." Aus Südmahratta läßt sich eine Stimme vernehmen: „Hier sind sehr häufig Frauen als Zuhörer bei der Heidenpredigt;" eine andere aus Nordkanara: „In den Dörfern hören die Frauen häufig zu, darunter auch Witwen. Ich habe schon über eine halbe Stunde mit ihnen reden können. Als sie hörten, ich sei verheirathet, luden sie mich einmal ein, meine Frau mitzubringen; und obgleich diese noch nicht mit ihnen reden konnte, hat ihr Besuch die Heidenfrauen doch sehr gefreut u. s. f." Hienach wäre also — was ja auch nie beabsichtigt worden — eine reisende und predigende Frauenmission jedenfalls nicht nöthig.

Aber auch gegen die Hausbesuche wird allerlei eingewendet. Ein Missionar erzählt z. B.: „Meine Frau war noch nicht lange in Honor gewesen, als ich einmal mit ihr in ein Haus gieng. Da war anscheinend große Freude, aber der Hausherr sagte: es sei eine zu große Gunst, daß meine Frau gekommen sei; für einmal sei es genug gewesen!" Ein Kurg-Missionar sagt: „Meine Frau

macht in Merkara auch Hausbesuche bei den Kurg-Frauen. Bis jetzt haben sie aber nur Schaulust oder große Naseweisheit gezeigt. Sobald sie einen kanaresischen Traktat aus der Tasche zieht um daraus vorzulesen, haben sie's auf einmal sehr eilig: die eine in die Küche, die andere in die Haushaltung u. s. f. oder wird auf die eintretende Dunkelheit aufmerksam gemacht und dadurch bedeutet, daß der Besuch nun lange genug gedauert habe." Und aus Südmahratta hören wir eine Stimme: „Ob Hausbesuche gemacht werden könnten, darüber habe ich meine starken Zweifel. Nur bei den vertrautesten Leuten wäre das möglich. Die Feindschaft (der Neid?) der Nachbarn wird durch solche wiederholte Besuche erregt und das wirkt nicht gut." Aus alle dem soll hervorgehen, daß die Schwierigkeiten, beziehungsweise die Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit der Heidinnen zu groß sind!

Ferner wird auf einige mißglückte Versuche hingewiesen, die auf diesem Gebiet schon gemacht wurden, und betont, daß Ein mißglückter Fall dieser Art mehr schade, als jahrelanges Zuwarten oder Unterlassen; ja es wird daran erinnert, daß vor einigen Jahren die Missionare eines gewissen Bezirks ausdrücklich baten, man möchte ihnen keine Missionarinnen mehr senden, und von Einer Seite sogar versichert: „Es ist ein Faktum, daß auf manchen englischen Missionsstationen die Missionare froh wären, wenn sie die Zenana-Fräulein wieder los hätten!"

Ferner wird betont, es bedürfe überhaupt keiner neuen Mittel und Experimente, es komme nur darauf an, daß die Zweige der Missionsarbeit, welche sich als fruchtbar erwiesen haben, mit ausdauerndem Eifer gepflegt werden. So schreibt einer, der das Schulwesen für besonders wichtig hält: „Gemeindepflege und im Anschluß daran eine gesunde Weiterentwicklung der industriellen Unternehmungen, das Schulwesen und die Heidenpredigt haben sich im Laufe der Zeit bewährt, und diese drei genügen auch vollkommen. Andere Unternehmungen wie medicinische Mission, sogenannte Zenana-Arbeit, namentlich auch die Errichtung von Spitälern halte ich für einen Missionsluxus, den sich wohl eine reiche englische Mission, aber keine arme deutsche erlauben sollte. Ich fürchte, durch Einrichtung derartiger Dinge in unserer indischen Mission werden die Hauptzweige unsrer Arbeit schweren Schaden leiden, und in erster Linie unser Schulwesen. Ich sehe für Malabar weder den einen

noch den anderen dieser englischen Missionsmodeartikel für wünschenswerth an u. s. f."

---

6. Was sollen wir hiezu sagen?

Vor allem müssen wir zu den vorstehenden Protesten, Bedenken und Einwürfen bemerken, daß sie sammt und sonders nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt waren, als sie niedergeschrieben oder ausgesprochen wurden. Unter all den angeführten Brüdern, deren Namen wir absichtlich nicht genannt haben, um alles Persönliche von diesem „Für und wider" fernzuhalten, ist wohl kein Einziger, der sich nicht wesentlich anders geäußert haben würde, wenn es seine Aufgabe gewesen wäre, etwas Umfassendes und allgemein Gültiges über diese Frage zu sagen oder vollends für den Druck zu schreiben. Jeder hat eben nur das gesagt, was ihm besonders am Herzen lag, wohlwissend, daß alles für seine eigene Meinung ungünstige schon von der anderen Seite werde hervorgehoben werden. Alle bisher angeführten Stimmen sind daher ganz naturgemäß einseitig und bedürfen der Ergänzung, der abwägenden Sichtung und des zusammenfassenden Endurtheils.

Als Beitrag hiezu, aber eben auch nur als Beitrag möchten wir die folgenden Bemerkungen angesehen wissen. Mögen die geneigten Leser sich dann selbst ihr Urtheil bilden!

1) Mit aufrichtiger Freude hat es uns erfüllt, unsere Brüder in Indien so einstimmig betonen zu hören, daß auch Frauen vielfach der Heidenpredigt sowohl an öffentlichen Orten als auch in den Häusern zuhören dürfen und zuhören mögen. Es geht daraus hervor, daß wie in aller Welt, so auch in Indien, trotz aller Eigenthümlichkeiten des dortigen Heidenthums, das Eine Hauptmittel zur Ausbreitung des Reiches Gottes: die Predigt des Evangeliums durch die hiezu berufenen Männer — im Wesentlichen genügt. (Als weiterer Beleg hiezu mag das nebenanstehende Bild dienen, das für sich selber spricht.)

2) Wir erkennen daher das Mißtrauen gegen die ungeduldige Art, welche immer etwas Neues will und für allerlei moderne Fündlein meist amerikanischen oder englischen Ursprungs sogleich in Feuer und Flamme geräth, als berechtigt an, ohne es jedoch zu billigen, wenn über dergleichen nur so von oben herab der Stab gebrochen oder leichthin abgeurtheilt wird.



3) So gewiß wir in der Mission berechtigt, ja verpflichtet sind, nicht immer und immer nur zu predigen, sondern daneben auch Schule zu halten, Kranke zu heilen, Armen und Elenden aller Art unsre Lindigkeit kund werden zu lassen, Bücher zu schreiben, zu drucken und zu — verkaufen, so gewiß ist eine Ergänzung dessen, was die Männer wirken, durch eine Art weibliche Diakonie kein Ueberfluß. Die Heiden selbst fühlen das. Schon vor bald 200 Jahren hat ein chinesischer Beamter einem katholischen Missionar erklärt: „Es ist sehr lobenswerth, daß ihr den Männern predigt; aber unseren Weibern zu predigen, solltet ihr euch Weiber aus Europa kommen lassen.“ Hierin liegt eine tiefe Wahrheit: wenn die heidnische Frauenwelt christlich werden soll, so bedarf es nicht bloß der allgemeinen Evangeliumsverkündigung, sondern einer speciellen Anleitung, Berathung und Beeinflussung in tausend Einzelheiten, auf welche sich der männliche Prediger schon anstandshalber nicht einlassen kann. In Indien ist dieses Bedürfniß, wie oben dargelegt worden, ganz besonders groß. Aber es giebt kein Missionsgebiet, wo es nicht vorhanden wäre. Schon in den alterältesten Zeiten der Missionsgeschichte hören wir deßwegen von einer weiblichen Diakonie. Neben den zahlreichen Gehilfen des Paulus werden auch Gehilfinnen genannt, und was anfangs mehr zufällig und vereinzelt erscheint, wird in der sich festigenden Kirche bald zur stehenden Einrichtung. In der mittelalterlichen Mission haben wiederholt Frauen eine überaus wichtige Rolle gespielt, und dem heiligen Bonifaz z. B. folgten aus seiner englischen Heimat nicht nur zahlreiche Männer, sondern auch eine ganze Schaar Frauen für die Missionsarbeit in Deutschland nach. In der katholischen Mission gilt es heutigen Tages für ganz selbstverständlich, daß neben den Ordensbrüdern auch Ordensschwestern in die Heidenwelt hinausziehen, um theils durch Werke der Barmherzigkeit, theils durch Erziehung des weiblichen Geschlechts für die Kirche zu wirken. Die sogenannte Frauenmission ist also nichts weniger als ein amerikanischer Modeartikel oder ein englischer Luxus, sondern ein auf dem Boden der äußeren, wie der inneren Mission altbewährtes Institut.

4) Nur zwei Einwürfe können wir uns denken, die einen Schein der Berechtigung haben. Der erste ist der, daß ja die protestantischen Missionare größtentheils verheirathet sind, es ihnen an der nöthigen weiblichen Hilfe also nicht fehlt, eine Extra-Frauenmission

daher unnöthig sei. Eine der oben angeführten Stimmen bezeugt ja ausdrücklich, für die Arbeit in Mädchenschulen und Anstalten reiche das vorhandene Personal doch wohl aus. Ohne Zweifel will er sagen, daß überhaupt alle weibliche Arbeit, welche wirklich Bedürfniß ist, einschließlich die oben erwähnte berathende und anleitende Einwirkung ganz wohl von den Frauen der Missionare geleistet werden könnte oder doch geleistet werden sollte. Unter normalen Verhältnissen müßte man ihm vielleicht Recht geben. In Indien und in allen Tropenländern sind nun aber die Verhältnisse für uns Europäer nicht normal. Ein „normales" Familienleben, eine „normale" Kindererziehung, eine „normale" Haushaltung und nicht minder eine „normale" Privatthätigkeit der europäischen Missionarsfrau neben ihren nächsten häuslichen Pflichten sind da einfach nicht möglich. Gerade diejenigen Missionarsfrauen, welche verhältnißmäßig am meisten eigentliche Arbeit haben thun können, sind auch am bereitesten gewesen, die Unzulänglichkeit ihres Thuns zuzugestehen und sich von ledigen „Fräuleins" helfen zu lassen, wo immer solche zu haben waren. Wird dagegen die Aussendung solcher extra Arbeiterinnen von den Missionarsfrauen als ein stiller Vorwurf aufgefaßt, wie wenn sie etwa ihre Pflicht nicht gethan hätten, oder betrachten die Missionare selbst alles, was an weiblicher Arbeit geleistet werden sollte, so zu sagen als ein Monopol ihrer eigenen Frauen, dann ist natürlich eine gesegnete Wirksamkeit unverheiratheter Gehilfinnen von vorn herein unmöglich gemacht. Und eben hier dürfte denn auch das größte Hinderniß und zugleich die schlimmste Gefahr für die von uns herbeigewünschte Frauenmission liegen: in der Eifersucht der Missionarsfrauen und zum Theil auch ihrer Männer! Ist es Unrecht, das zu sagen? Wir glauben nicht. In wie manchen Büchern kann man lesen: die schlimmsten Gegner der christlichen Laienthätigkeit, des Diakonissenwesens, der Sonntagsschulen und überhaupt der inneren Mission seien die Herren Pastoren gewesen mit ihrem Amtsdünkel und ihrem eifersüchtigen Halten über den Rechten der „Kirche". Haben unsere Kirchenmänner sich dergleichen Vorwürfe gefallen lassen und zum großen Theil ihre anfängliche Opposition gegen die verschiedenen „Modeartikel" der inneren Mission aufgegeben, so dürfen wir doch hoffen, daß auch unsere Brüder und Schwestern in der Heidenwelt, welche etwa von jenem Vorwurf sich sollten getroffen fühlen, der Wahrheit die Ehre und

ihren Vorurtheilen gegen die Frauenmission den Abschied geben werden. Es handelt sich hier ja nicht um eine Extra-Bosheit, deren nur diese oder jene „schwarze Seele" fähig wäre, sondern um eine allen Menschen anhaftende sündliche Schwäche, die freilich in Europa wie in Indien, in Haus und Schule wie in Kirche und Mission unendlich viel Noth bereitet, aber eben deßwegen auch ehrlich bekannt und mit Gottes Hilfe bekämpft werden muß. Man sagt uns, daß „auf manchen englischen Stationen die Missionare froh wären, wenn sie die Zenana-Fräulein wieder los hätten." Dagegen behaupten wir kühnlich: Wo das der Fall ist, da sind entweder die „Zenana-Fräulein" tüchtiger in der Arbeit, als die betreffenden Missionare und deren Frauen, oder aber — was natürlich nie und nirgends ausgeschlossen ist — sie sind eben nicht die rechten Personen. Wer weiß, zu wessen Ungunsten der Vergleich ausfallen würde, wenn heute ermittelt werden könnte, wo die Untüchtigen zahlreicher sind: unter den „Zenana-Fräulein" oder unter den missionirenden Männern, die ihrer Mitarbeit nicht zu bedürfen glauben?

Gewiß kann es sehr bedauerliche Folgen haben, wenn auch nur Eine Gehilfin ausgesandt wird, die ihrem Beruf und ihrem Geschlecht Schande macht; werden aber die Folgen weniger bedauerlich sein, wenn ein Missionar sich so aufführt, daß seine Vorgesetzten ihn wieder abberufen müssen, oder auch nur so, daß seine Kollegen froh wären, wenn er wieder gienge?! Sind wir Männer in solchen Fragen nicht etwas ungerecht gegen das andere Geschlecht? Stellen wir nicht an unsere „Gehilfinnen" oft höhere Forderungen als an uns selber? Wie dem aber auch sein mag, die Thatsache bleibt stehen: die heidnische Frauenwelt bedarf einer liebend sich zu ihr herablassenden weiblichen Diakonie (natürlich nicht zum „Predigen"!), und hiezu genügt das Wenige nicht, was die Frauen der Missionare zu thun vermögen. Wie den predigenden Missionaren allerlei Laiengehilfen als Lehrer, Baumeister, Drucker, Buchhändler, Handwerker und Kaufleute beigegeben sind, so ist's eine im Interesse der weisen Arbeitstheilung, beziehungsweise Arbeitsergänzung liegende Forderung, daß den regulären, männlichen Kräften auch ebenso reguläre, d. h. ausschließlich für diesen Dienst bestimmte und dafür vorgebildete weibliche Kräfte zur Seite treten. Ist dieselbe berechtigt, so wird sie erfüllt werden. Beruht sie auf einer Täuschung, so möge sie hinfallen!

5) Der zweite Einwurf, welcher Berücksichtigung verdient, ist der: es sei eben eine Verirrung der modernen Mission, daß sie mit einem so complicirten Apparat arbeite, daß so viel Nebenwerk getrieben, so viel organisirt, pastorirt, medicinirt und wer weiß was sonst noch alles versucht werde; die Mission habe nichts zu thun, als den guten Samen auszustreuen, alles weitere sei Sache der eingeborenen Christen: diesen müsse die Ordnung ihrer eigenen Gemeindeangelegenheiten, die Armenpflege, die Jugendbildung, die Umgestaltung des häuslichen und socialen Lebens u. a. m. überlassen werden; der heilige Geist werde schon alles recht leiten auch ohne unser vielgeschäftiges Zuthun; die Apostel hätten keine Schulen und Spitäler gegründet, seien nie für ihre Bekehrten vor Gericht gegangen, hätten sich überhaupt nirgend niedergelassen u. s. f.

Es ist wahr, die vorhin erwähnten Gehilfinnen des Apostels Paulus waren nicht in unserem Sinn Missionarinnen, die aus einem christlichen in ein heidnisches Land gekommen wären, um dasselbe bekehren zu helfen; sie waren wohl meist „Eingeborene", nicht Ausländerinnen, und selbst eine Frucht der apostolischen Predigtarbeit. Die korrekte Frauenmission würde hienach von den christlichen Frauen in Indien selbst auszugehen haben, müßte Sache der eingebornen Gemeinden, nicht der europäischen Missionsgesellschaften sein, wie das ja der oben angeführte Protest konsequenter Weise auch vorschlägt. Nun ist es aber eine fromme Täuschung, überhaupt zu meinen, unsere Missionsthätigkeit müsse oder dürfe auch nur in einer Nachahmung der apostolischen bestehen. Die Apostel waren verpflichtet, den Heiden zu geben, was sie hatten, und wir sind verpflichtet, ihnen das zu geben, was wir haben. Gold und Silber hatten jene nicht; eine christliche Heimat, aus der ihnen immer neue Kräfte hätten nachrücken können, stand nicht hinter ihnen; christliche Schulen, Seminare und Missionshäuser gab es noch nicht, der ganze Reichthum an christlichen Lebensgestaltungen in Kirche, Schule und Staat, wie er uns zur Verfügung steht, war damals noch nicht entwickelt. Die Apostel konnten also gar nicht anders missioniren, als eben gerade so einfach, so persönlich, so ganz nur aus der innersten Geisteskraft heraus, wie die Apostelgeschichte und die Briefe des Paulus es erkennen lassen. Für ihre Mission bedurften sie aber auch nichts weiter. Sie hatten nicht mit den Schädlichkeiten eines tropischen Klimas, mit den Schwierigkeiten

des Sprachenlernens und mit all den Hindernissen zu kämpfen, welche der modernen Mission aus dem Rassen- und Kulturgegensatz zwischen den Missionaren und den von ihnen zu bekehrenden Heiden erwachsen. Das eigentlichste Missionsgebiet der apostolischen Zeit war überall die Diaspora der Juden; in erster Linie hatte sogar der Heidenapostel Paulus es stets mit Juden und Judenproselyten zu thun, d. h. mit Leuten, die das alte Testament kannten und auf den Trost Israels warteten. Die über das ganze römische Reich hin zerstreuten Synagogen bildeten gleichsam die Kette für den elektrischen Funken des Evangeliums und boten den damaligen Missionaren Jesu eine Fülle von Anknüpfungspunkten und zugleich von wohlvorbereitetem Material dar, wie das in der modernen Mission fast nirgends der Fall ist. In mehr als einer Hinsicht wäre daher unsere Arbeit eine schwierigere, wenn uns auf der anderen Seite nicht eben jene Hilfsmittel und Erleichterungen zur Verfügung stünden, die das 19. Jahrhundert, wie vor dem Alterthum überhaupt, so auch vor der alten Kirche voraus hat. Man denke nur an unsere ganze christliche Literatur, an unsere Katechismen, Schulbücher und Liedersammlungen, an unsere Bekenntnißschriften und Erbauungsbücher! Soll ein Missionar das alles zu Hause lassen und in jeder Beziehung *von vorne anfangen*? Das wäre apostolisch; nein, das wäre puritanisch, darbistisch, barbarisch — wir wissen nicht, wie wir's charakterisiren sollen.

Man denke ferner an das bei uns herrschende und größtentheils vom Staat gestützte System der christlichen Sittlichkeit, an unsere Gesetze gegen den Kindermord, gegen die Polygamie, gegen die Sklaverei und hundert andere im Heidenthum zu Recht bestehende Greuel! Soll der Missionar, beziehungsweise die Missionsgesellschaft, nichts thun, um auch mit anderen Mitteln, als die bloße Predigt sie darbietet, gegen dergleichen zu kämpfen? War es unrecht, daß ein Carey und andere Bahnbrecher der indischen Mission nicht geruht haben, bis die englische Regierung allen heidnischen Vorurtheilen und nicht minder allen Bedenklichkeiten eines großen Theils ihrer eigenen Beamten zum Trotz die Witwenverbrennung, die Menschenopfer u. a. m. gesetzlich verbot und damit den Anfang machte, ein ganzes großes Heidenland nach christlichen Grundsätzen zu reformiren, lange bevor auch nur der tausendste Theil der Bevölkerung sich zum Christenthum bekannte? Ist es unrecht, daß ein

Dr. Duff, Wilson, Anderson und ihre Nachfolger Jahrzehnte lang damit zugebracht haben, ganze Schaaren heidnischer Knaben und Jünglinge nicht nur in der heiligen Schrift, sondern auch in allerlei christlichen Wissenschaften zu unterrichten und so ein Geschlecht von Männern heranzuziehen, die, ohne getauft zu sein, doch mindestens ebenso christlich sind als die Mehrzahl unserer europäischen „Kirchenglieder“?

Und wenn's Thatsache ist, daß einerseits Millionen weiblicher Wesen in der Heidenwelt aus purer Unwissenheit „verderben“, andererseits aber in Deutschland und der Schweiz tausende von wohlgeschulten weiblichen Kräften „brach liegen“, vielfach nur deßwegen, weil niemand sie „gedungen“ hat, ist's da ein Luxus, wenn endlich auch die Basler Missionsgesellschaft in aller Bescheidenheit an eine „Frauenmission“ denkt? Indien und die meisten anderen Heidenländer der Gegenwart stehen nun einmal in einem so eigenthümlichen Abhängigkeitsverhältniß zum christlichen Europa (und Amerika), daß es nicht das Natürliche, sondern pure Willkür und Künstelei wäre, wollten wir aus angeblich weisen pädagogischen Absichten ihnen all das Gute vorenthalten, an dem wir Ueberfluß haben.

6) Streng genommen, kann man freilich sagen: es ist nicht Pflicht der Missionsgesellschaften als solcher, all die bezeichneten Hilfs- und Ergänzungsarbeiten, deren manche mehr philanthropischer als evangelistischer Art sind, selbst in die Hand zu nehmen. Aber das verlangen wir auch gar nicht. Wie die Basler Missionsgesellschaft von einer besonderen Handels- und Industriegesellschaft unterstützt wird, so können ja die seit Jahrzehnten bestehenden Frauenvereine ganz wohl einen Theil der Mühwaltung und der Kosten übernehmen, welche die Aussendung zahlreicherer weiblicher Kräfte mit sich bringen würde. In Berlin haben wir den „Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenland“, der auf eigene Kosten Lehrerinnen aussendet, welche in Indien und anderwärts meist im Anschluß an englische Missionen arbeiten.*) Gewiß würden sie ebenso gern und noch lieber

*) Von diesem Verein geht uns soeben folgender Aufruf zu, den wir gern unterstützen:

„Der Frauen-Verein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande hat den Beruf, Missionslehrerinnen zu entsenden und zu unterhalten, damit sie in Indien, wo die Landessitte den

an deutsche Gesellschaften sich anschließen, wenn nur diese ihrer bedürften. Ferner stehen ja Kaiserswerther Diakonissinnen in gesegneter Thätigkeit auf mehr als einem außereuropäischen Missionsposten. Da haben wir die gesunden Anfänge einer ächt deutschen Frauenmission. Ferner ist es schon hie und da vorgekommen, daß Missionare ihre erwachsenen Töchter, Schwestern oder Schwägerinnen zu sich haben kommen lassen und daß diese im engsten Anschluß an die betreffende Familie der Mission gedient haben. Eine derartige Frauenmission dürfte das Allernatürlichste und Erwünschteste sein. Schon auf der letzten kontinentalen Missions-

---

heidnischen Frauen verbietet, sich von Männern unterweisen zu lassen, im Anschluß an Missions-Gesellschaften in Frauengemächern, in Waisenhäusern und Schulen für den HErrn arbeiten. Von Jahr zu Jahr wächst die Arbeit; Gott schließt die Thüren im Heidenlande auf; dringende, unabweisliche Hülferufe ergehen; auch fehlt es nicht an Schwestern, welche willig und tüchtig sind, in's Werk des HErrn zu treten; aber bisher sind die Mittel des Vereins sehr gering und reichen nicht zu für die uns gestellten Aufgaben. Im vorigen Jahre hat der Frauen-Verein, auf die Aufforderung des Missionar Erhardt, unter dessen bewährter Leitung bereits drei unserer Schwestern stehen, ein neues Arbeitsgebiet übernommen: die Mission unter der Landbevölkerung in der Umgegend von Sikandra. Eine trefflich vorgebildete Missionarstochter konnte im September ausgesandt werden; noch vor Weihnacht hat sie der HErr auf dem für sie bestimmten Arbeitsfelde heimgerufen; sollten wir die Hand vom Pfluge abziehen? Ein passender Ersatz bietet sich uns dar, der Verein fühlt die Verpflichtung zu erneuter Aussendung, aber die dadurch bedingten Kosten betragen ca. 1800 Mark, der Unterhalt in Indien beansprucht mindestens 1200 Mk. jährlich, und schon jetzt bleiben unsere Jahreseinnahmen hinter den Ausgaben zurück. Was thun? Wir wenden uns um des HErrn und Seines Werkes willen an Euch, christliche Frauen im evangelischen Deutschland, sonderlich an die uns bisher schon in der Arbeit verbundenen Frauen-Vereine, und bitten: 1) Helft durch einmalige außerordentliche Liebesopfer die zur Aussendung erforderten 1800 Mark sammeln. 2) Helft, die Ihr es könnt und willig seid, dem HErrn zu dienen, durch feste Beiträge zum Unterhalt unserer auszusendenden Schwester, am Missionsnetz ziehen.

Es handelt sich um deutscher Christenfrauen Liebesdienst und Pflicht in der Mission.

Die gekreuzigte Liebe selbst schaffe unserer Bitte Eingang und segne jedes Werk der Liebe in Jesu Namen!

Berlin, den 20. März.

Der Vorstand: Adele von Döring, geb. Gräfin Dohna,
Schellingstr. 13. (Folgen die weiteren Unterschriften.)

konferenz in Bremen haben wir eifrig dafür plaidirt. Je weniger hier organisirt, systematisirt und regiert wird, desto besser. Eine Lehrerin oder Evangelistin, die ebenso direkt wie die Missionare von der Kommittee geleitet wird, jenen also einfach als selbständige Kollegin zur Seite steht, will uns nicht recht gefallen. Wir meinen, ihre Hauptstütze sollte sie, wenn immer möglich, an einer bestimmten Missionsfamilie, an einem einzelnen Missionar oder doch an einer lokalen Missionsleitung irgend welcher Art haben, so daß nur in wichtigen Ausnahmefällen die ferne Oberleitung in Europa für sie einzutreten oder ihr Anweisungen zu geben hätte.

Doch das alles sind Detailfragen, auf die wir uns nicht einzulassen haben. In diesem „Für und wider" kam es zunächst nur darauf an, die principielle Berechtigung der Frauenmission nachzuweisen und sie gegen einige naheliegende, aber doch nicht begründete Vorwürfe in Schutz zu nehmen. Zum Schluß aber sei es erlaubt, darauf hinzuweisen, daß, während wir gemüthlich darüber verhandeln, was etwa für die indische Frauenwelt geschehen könnte, draußen Hunderte und Tausende dieser armen Wesen in ihrer Unwissenheit fortleben, fortsündigen, fortleiden und fortsterben. Das umstehende Bild, wo eine Hindumutter ihr Kindlein in den Fluß wirft, um es der Gottheit desselben zum Opfer zu bringen und dadurch irgend einen Fluch abzuwenden, ist mindestens e b e n s o n a t u r w a h r als das auf Seite 189 mitgetheilte!

Daß gerade die Basler Mission auf diesem Gebiet etwas Großartiges unternehmen sollte, ist ganz und gar nicht unsere Meinung. Unser Beruf und unsere Kraft sind beschränkt. Innerhalb dieser Schranke aber müssen wir u n s e r e P f l i c h t thun allen Vorurtheilen und Hindernissen zum Trotz.

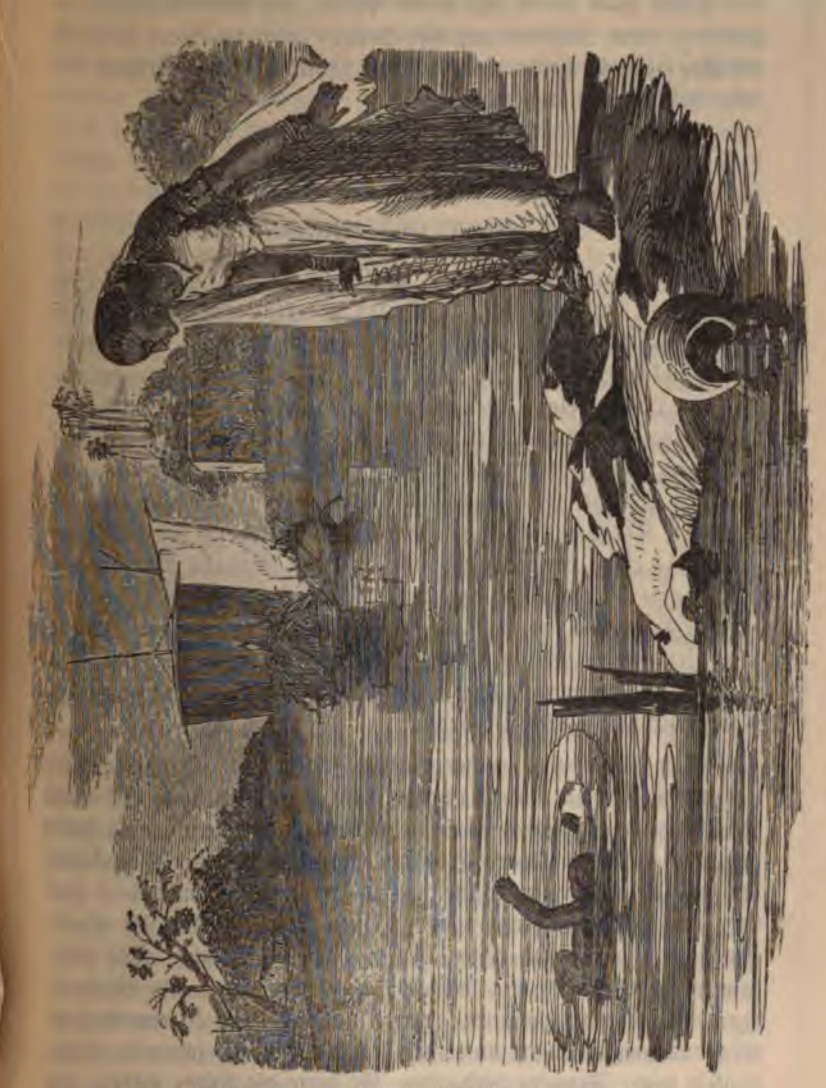
Erinnerungen eines Missions-Veteranen.

Von E. Casalis.*)

„Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was Er dir Gutes gethan hat" — das ist die Stimmung, welche mich beim Rückblick auf mein ganzes Leben wie auch beim Versuch davon zu erzählen, gar mächtig ergreift. Und das mag mir zur Entschuldigung, wo nicht zur Rechtfertigung dienen, wenn die folgenden Blätter den Charakter des Persönlichen und Vertraulichen etwa in gar zu hohem Maße an sich tragen sollten. Es ist ein Denkmal, das ich der Liebe und Güte meines Gottes habe setzen wollen, das Zeugniß eines Veteranen, der einst als 20jähriger Jüngling in der Missionslaufbahn nichts als Gefahren, Widerwärtigkeiten und Enttäuschungen vor sich zu sehen glaubte und jetzt bekennen muß, daß ihm viel Beistand von Oben, ja viel Segen, Freude und Genuß darin zu theil geworden. Zugleich war es meine Absicht, eine Liebespflicht gegen meine Kinder und Enkel zu erfüllen, die schon lange wünschten, daß ich für sie meine Erinnerungen sammeln möchte. Es ist daher hier meine Absicht durchaus nicht, alles zu erzählen, was sich in den langen Jahren meines Missionsdienstes zugetragen hat. Was ich erzählen will, ist ganz einfach die Geschichte meines Missionsberufes von seinen ersten Anfängen bis zur Entscheidung, dann meine Reise hinaus nach Südafrika, die ersten Schwierigkeiten und Mühsale beim Beginne der Arbeit und endlich die gnädige Durchhilfe des Herrn.

---

*) Eugen Casalis, geb. 21. Nov. 1812, war einer der ersten Pariser Missionare, von denen 1833 die später so blühende Basuto-Mission gegründet wurde. Im Jahr 1857 wurde er Direktor der Pariser Missionsgesellschaft und hat dieses wichtige Amt erst 1882 in die Hände des jüngeren A. Bögner gelegt. Seinen Lebensabend benutzt nun der ergraute Arbeiter u. A. auch dazu, seinen Kindern und Großkindern mit aller Muße von den wunderbaren Wegen zu erzählen, die der Herr ihn von Klein auf geführt hat. Die folgenden Erinnerungen sind ein dürftiger Auszug aus des Verfassers überaus ansprechendem Buch: „Mes Souvenirs", librairie Fischbacher, 33, rue de Seine, Paris. Preis Fr. 3.50.



Eine Hindu-Mutter opfert ihr Kindlein dem Fluß-Gott.

Dabei halte ich es für meine Pflicht, vor allem auch derer zu gedenken, deren Unterweisung und Beispiel mich zu einem gläubigen Christen gemacht haben und die mein Eintritt in die Mission weit mehr gekostet als mich selbst.

---

1. Eltern und Kindheit.

Mein Großvater, Jean Casalis, war 1737 im Dorfe d'Araujuzon bei Navarreux in Béarn geboren, wo seiner Familie einige fruchtbare, für ihre bescheidenen Bedürfnisse ausreichende Grundstücke gehörten. In den Jünglingsjahren war er versucht, sich den Leiden seiner evangelischen Glaubensgenossen durch Auswanderung nach Amerika zu entziehen, seine Mutter aber rieth ihm davon ab, und zwar mit folgenden Worten, die mir in meiner frühesten Jugend oft wiederholt worden sind: „Der Same der wahren Kirche Jesu Christi darf den Boden Frankreichs nicht gänzlich verlassen. Es steht in Gottes Macht, bessere Zeiten herbeizuführen." Diese Worte des Glaubens und der Weisheit sind in Erfüllung gegangen. Nach meiner Rückkehr aus Afrika hatte ich das Glück, dieselben in einer protestantischen Kirche wiederholen zu dürfen, die während meiner Abwesenheit in Navarreux war errichtet worden!

Mein längst vor meiner Geburt verstorbener Großvater mütterlicherseits Jean Labourdette, war ebenfalls ganz der Sache des Evangeliums ergeben. Er lebte bei Arthez, und sein wie ein Herrschaftssitz gebautes schönes Haus in Ségalas war ein Zufluchtsort für die „Prediger der Wüste." Ein Fenster, das nur 5—6 Fuß über dem Erdboden lag und auf einen Weinberg hin sich öffnete, ermöglichte ihnen beim ersten Alarmzeichen die Flucht. Mit diesen armen Verfolgten theilte damals mein Großvater alle Gefahren, denen sie beständig ausgesetzt waren, und oft hatte er seine Rettung bei Hausdurchsuchungen nur einem sicheren Versteck, sowie der Wachsamkeit seiner Frau zu verdanken. Er hatte die Rechte studirt, und mit Rührung habe ich selbst noch verschiedene Dokumente gesehen, in denen er seiner Unterschrift die Worte vorangesetzt hatte: „Geschrieben in der Gegenwart Gottes, in der Wüste."

Meine Großmutter Labourdette wurde durch einen königlichen Befehl als 7jähriges Kind ihren Eltern entrissen und in einem Kloster zu Pau gefangen gehalten. Erst im Alter von 18 Jahren, als man sie für hinlänglich im Glauben der römischen Kirche befestigt hielt, durfte sie zu den Ihrigen zurückkehren, und in der That benahm sie sich längere Zeit als eine hartnäckige Katholikin. Einst war sie wieder zur Messe nach Arthez gegangen; da weckte Gott ihr Gewissen durch ein heftiges Gewitter auf, und sie gelobte in ihrer Angst, wenn Gott sie jetzt am Leben erhalte, so wolle sie freiwillig ihren Platz bei den Verfolgten wieder einnehmen. So geschah es denn auch, und von nun an widmete sie sich ganz dem Wohle ihrer Glaubensgenossen, hauptsächlich der Prediger, welche mit Gefährdung ihres Lebens von Zeit zu Zeit das Land besuchten. Nachdem sie die Frau von Jean Labourdette geworden war, hatte sie viele Jahre hindurch die Ehre, denselben als Beschützerin in Ségalas zu dienen. Wiederholt hatte sie dabei mit den Offizieren der Polizeiwache zu thun, welche Befehl hatten, die Hugenottenprediger und die Mitglieder der Synode zu verhaften; und bei solchen Gelegenheiten entfaltete sie seltenen Takt und große Festigkeit. Hier nur Ein Beispiel: Während ihr Mann eines Tages mit einem Prediger die Interessen der Gläubigen in Béarn bespricht, kommt athemlos ein Bauer dahergelaufen: die Dragoner seien in nächster Nähe! Sie giebt das Alarmzeichen, schließt die Hausthüre, setzt sich davor hin und fängt ruhig an Garn zu haspeln. Die Soldaten erscheinen, der Hauptmann verlangt gebieterisch Eingang. Sie, ohne die mindeste Unruhe, legt die Hand auf das Thürschloß und erklärt, sie werde nur öffnen, wenn der Hauptmann ihr seine Bevollmächtigung vorweise. Der Offizier, welcher geglaubt hatte, einer solchen hier nicht zu bedürfen, schilt, droht, muß aber schließlich der Frau, die den Muth hat, bewaffnete Männer an die Unverletzlichkeit ihres Hauses zu erinnern, nachgeben und versucht einige Entschuldigungen zu stammeln. Unterdessen hatten der Pfarrer und der Hausherr Zeit gehabt, sich durch das oben erwähnte Fenster zu flüchten und durch den Weinberg in den Wald zu gelangen. Und nun wandte sich meine Großmutter noch einmal an den Hauptmann: „Mein Herr, sagt sie, wenn meine Thüre Jedem verschlossen bleibt, der ohne Vollmacht des Königs den Eingang erzwingen will, so steht sie doch allen offen, die etwa Erquickung und Ruhe bedürfen;

treten Sie ein!" Die Dragoner stürzen in das Haus, durchsuchen dasselbe von oben bis unten — natürlich umsonst — und lassen sich dann schmecken, was in Eile die Hausfrau bereitet hat.

Meine Mutter Marthe Benjamine Labourdette war das 13te Kind dieser würdigen Frau. Mein Vater Arnaud Casalis vermählte sich mit ihr im Jahr 1810. Ich war ihr zweiter Sohn. Zur Zeit meiner Geburt (21. Nov. 1812) lebten sie in Bayonne, wohin Handelsverbindungen mit Spanien sie geführt hatten. Das Jahr 1814 war für sie eine Zeit großer Bewegung. Meine Mutter war sehr ängstlich und um sie vor der Belagerung von Bayonne zu schützen, wurde sie nach Arthez gebracht; aber nur zu bald nöthigten sie die Vorboten eines Gefechtes, das unter den Mauern dieser Stadt geliefert wurde, nach Toulouse zu fliehen; und kaum hier angelangt, mußte sie, um einer andern Schlacht zu entrinnen, wieder den Weg nach Bayonne einschlagen! Auf einer dieser eiligen Reisen ließ mich meine Wärterin auf's Straßenpflaster fallen, ein furchtbarer Schreck für die ängstliche Mutter, die ohnehin schon Sorge genug um mich hatte; war ich doch ein so schwächliches Kind, daß man in den ersten Jahren nach meiner Geburt kaum hoffte, mich am Leben erhalten zu können. Wer hätte damals gedacht, daß ich einst ohne Nachtheil die Strapatzen eines Missionslebens in Südafrika würde ertragen können!

Meine Eltern, welche nun in Bayonne ihren Wohnsitz behielten, empfanden hier gar schmerzlich den Mangel jedes öffentlichen Gottesdienstes, zumal um ihrer Kinder willen. Schon nach zurückgelegtem 6. Jahre schickten sie mich daher nach Arthez und übergaben mich einer trefflichen Tante, welche hier meinem Großvater Casalis, einem Hugenotten von echtem Schrot und Korn, Haus hielt. Winters wie Sommers erhob sich dieser ehrwürdige Greis, ungeachtet seiner 80 Jahre, sehr früh und ehe er sein Magazin öffnete, brachte er geraume Zeit im Gebet und mit Lesen in seiner Bibel zu, deren Umfang und Gewicht mich auf's Höchste in Erstaunen setzte. Die lebhaftesten Erinnerungen aber, die ich von ihm bewahrt habe, sind die an seine Sonntage. An diesem Tage, besonders wenn es kalt war, durfte ich ihm beim Ankleiden helfen, z. B. die ungeheuren Schnallen an seinen Schuhen befestigen, ihm seine gepuderte Perrücke, seinen Dreispitz, seinen langen Stock mit elfenbeinernem Knopf bringen u. s. f. Dann nahm er mich bei der Hand und wir

giengen zusammen zu „der eisernen Pforte“, wie damals unser Kirchlein genannt wurde. Als das zunehmende Alter ihm und der Großmutter solche Ausgänge nicht mehr gestattete, hielt das ehrwürdige Paar seine Gottesdienste zu Hause, wobei genau die Zeit und die Form des öffentlichen Gottesdienstes beobachtet wurden. Unvergeßlich ist mir z. B., wie mein Großvater voll Ehrfurcht sein kahles, wie Elfenbein glänzendes Haupt zum Gebet entblößte, und auf die harten Steinplatten niederkniete.

Den ersten Unterricht erhielt ich von meiner frommen Tante. Sie lehrte mich lesen, ließ mich die Psalmen Davids, sowie die Fabeln von Lafontaine und Florian auswendig lernen. Die Hauptsache aber waren ihre Erzählungen aus der biblischen und aus der Weltgeschichte. Bald erhielt ich auch ein Neues Testament, freilich nur mit der größten Mühe. Nach langem vergeblichem Suchen wurde endlich bei einem Spezereihändler mitten unter katholischen Gebetbüchern und Volkskalendern das ersehnte Neue Testament — natürlich eine katholische Ausgabe — entdeckt, und damit mußte ich mich begnügen. Der ernsten und echten Frömmigkeit meiner Großeltern verdanke ich die früheste Anregung zu eigenem Nachdenken über göttliche Dinge. Als ich 7—8 Jahre alt war, hatte ich vollkommen begriffen, daß der Mensch die Rettung seiner Seele zur Hauptangelegenheit seines Lebens machen müsse. Freilich war es anfangs nur Furcht, was dieses Gefühl in mir erweckte. Ich wollte fromm sein, weil ich mich fürchtete vor dem Tod und der Hölle. Zwar hatte ich gerade von diesen Dingen nur wenig gehört, aber ich war sehr erregbar und ließ mich oft zu Zornesausbrüchen hinreißen, denen dann Gewissensbisse folgten, und ich glaubte, man müsse ganz ohne Sünde sein, um der göttlichen Strafe zu entgehen. Mein Großvater Casalis schien mir ein wahrer Heiliger und ich dachte, um in den Himmel zu kommen, müsse man sein wie er. Hätte ich ihm dies gesagt, so würde er mich wohl bald eines besseren belehrt haben, denn er war ein Hugenot, der auf die Lehre von der Rechtfertigung durch den Glauben allein den allergrößten Werth legte. Zwar sprach er nie viel von dergleichen, doch erinnere ich mich noch ganz wohl, mit welcher Freude er z. B. die Nachricht von der Gründung einer protestantischen Bibelgesellschaft in Paris vernahm. Als man später von der in Paris entstandenen Missionsgesellschaft hörte, war er schon zu alt, um die Sache zu erfassen.

In meiner frühesten Jugend soll er oft, während er mich auf den Armen trug, Gott gebeten haben, Er möge doch aus mir einen Diener des Evangeliums machen; aber er starb schon 1823, ohne zu ahnen, daß die Heiden einst der Gegenstand meiner Wirksamkeit sein würden.

Zu meinem Eifer in Angelegenheiten der Religion trug übrigens auch meine Eitelkeit ihr Theil bei. Es war Sitte, daß die protestantischen Schüler in der Kirche, in einem Halbkreis um die Kanzel aufgestellt, den Katechismus von Ostervald hersagen mußten. Da ich ein gutes Gedächtniß und genügendes Selbstvertrauen besaß, gieng es mir bei diesen Uebungen nicht schlecht und es schmeichelte mir nicht wenig, das beifällige Nicken und die lächelnden Mienen meiner Eltern und Freunde zu beobachten, während ich in naseweisem Ton meinen Vortrag hielt. Die Lobspendungen folgten mir auch nach der Kirche und bald wurde mir auf den Sonntagsspaziergängen gestattet, mich an den Gesprächen der Erwachsenen über religiöse Dinge zu betheiligen. Ich weiß noch, wie ich einmal, als von der Natur der Höllenstrafen die Rede war, mit großer Zuversicht und mit sichtbarer Zustimmung meiner Zuhörer behauptete, dieselben bestünden in nichts als Gewissensqualen. Bei mir selbst fürchtete ich zwar schon, es könnte am Ende doch ein eigentliches Höllenfeuer geben; aber gerade weil mir vor diesem so bange war, hatte ich mich von der Richtigkeit jener Deutung zu überzeugen versucht. Indessen hatte ich schon damals eine wie angeborene Vorliebe für die farbigen Menschen. Wenn ich einen Neger oder Mulatten sah, empfand ich eine so lebhafte Theilnahme für ihn, daß ich ihn hätte anhalten und um seine Lebensgeschichte befragen mögen. Dieser Geschmack war um so auffallender, da solche Fremdlinge in unserer kleinen Stadt ein Gegenstand der Verachtung und des Abscheus waren. Ich schreibe ihn besonders dem tiefen Mitleid zu, das für die Indianer in Amerika durch eine Erzählung von der Eroberung Mexiko's und Peru's in mir war geweckt worden. Immer wieder suchte ich ein Bildchen auf, wo Gumal, ein kleiner Neger, nach seiner Taufe die Arme gen Himmel erhebt und in die Einsamkeit des Waldes hinausruft: „Ich bin ein Christ!“

Jetzt verließen meine Eltern Bayonne und übergaben mich einer Schwester meiner Mutter, die an einen Kaufmann verheirathet war. Als eifrige Anhängerin der reformirten Kirche pflegte sie des

Sonntags ihren Salon den wenigen Protestanten in Bayonne zu öffnen. Infolge der Aufhebung des Ediktes von Nantes war in dieser Stadt jede Spur unserer Gottesdienste verschwunden. Als nun aber nach den Kriegen des Kaiserreichs der Friede zurückgekehrt war, vermehrte sich auch die Zahl der Protestanten. Der Salon meiner Tante genügte nicht mehr; sie wendete sich daher nach Toulouse und Montauban mit der Bitte, man möchte doch Reiseprediger veranlassen, Bayonne zu besuchen, und so wurde sie das Werkzeug, dessen sich Gott bediente, um den Gemeinden von Béarn einen der mächtigsten Prediger jener Erweckungszeit, Henry Pyt, den Schwager von Ami Bost und den intimen Freund von Guers in Genf, zuzuführen. Pyt war gerade ohne Stelle, als er von dem Ruf nach Bayonne hörte. Sogleich leistete er ihm Folge. Unterwegs kam er mit seiner Frau auch durch Arthez, und dieser Tag ist für mein ganzes Leben entscheidend geworden. Sie logirten bei uns. Pyt's hohe, majestätische Erscheinung, sein heller Blick, sein freundliches Wesen, sein Lächeln, seine Redeweise, alles bezauberte mich. Auf einem Schemel saß ich da zu den Füßen unserer Gäste und verschlang jedes ihrer Worte. Von Gott und dem Herrn Jesus sprachen sie gerade wie man von einem Freunde spricht, mit dem man beständig verkehrt. In Bayonne wurde Herr Pyt mit großer Freude aufgenommen und bald eine Kapelle für ihn errichtet, die der Präsident des Konsistoriums feierlich einweihte. So oft nun Hr. Pyt durch Arthez kam, hatten wir die Freude, ihn zu beherbergen. Eines Tages fragte er mich, ob ich nicht Lust hätte, ganz nach Bayonne zu kommen, um unter seiner Aufsicht zu studieren. Meine Eltern nahmen dies als freundlichen Scherz auf. Aber er wiederholte die Frage bei jedem Besuch und erklärte endlich, es sei ihm völlig ernst, da er sich gerne mit Unterrichten abgebe und eigene Kinder nicht habe. Er wohnte damals bei meiner Tante, und dieser Umstand genügte, um meine Eltern mit seinem Plan einverstanden zu machen. Nur Ein Punkt machte Bedenken. Herr Pyt galt für eine Art von Methodist, und vor einem solchen fürchteten sich die starken Geister damals fast noch mehr, als die schwachen Seelen, denen etwa die Wirkung seiner Predigt auf ihr eigenes Gemüth zu gewaltig schien. Man fragte also einen sehr gelehrten und geachteten Verwandten um Rath, und dieser erklärte unumwunden, Herr Pyt werde aus mir einen Sektirer machen! Dieser vernichtende Aus-

spruch drohte Alles zu verderben. Ein Sektirer! Mein Vater bewunderte viele Verordnungen Napoleon's und speziell das Konkordat, weil er wähnte, daß durch dieses Meisterstück dem Zeitalter der religiösen Streitigkeiten ein Ende gesetzt worden sei! Der Gedanke an eine „Sekte“ war ihm schrecklich. Meiner Mutter aber stand es fest, daß dieser Ruf vom Herrn sei und daß denselben ablehnen soviel heißen würde, als Ihm widerstehen. Einige fernere Besuche dieses Gottesmannes zerstreuten denn auch alle Bedenken und mit Freuden wurde schließlich der Vertrag unterschrieben, welcher mich zum Zögling des Erweckungspredigers machte.

Ich hatte eben mein zehntes Jahr angetreten, als ich eines schönen Tages, fest angebunden auf dem Sattelbogen meines Vaters, die Heimat verließ. Beim Abschied war den Meinigen zu Muth, als handle es sich wenigstens um eine Reise um die Welt, und auch mir selbst war der erste Tag in meiner neuen Heimat ein Tag so unaussprechlich angstvollen Heimwehs, wie nur ein Kind, das zu früh von seinen Eltern getrennt wird, es durchzumachen pflegt. Bald aber fühlte ich mich glücklich in der neuen Umgebung. Herr Pyt nahm sich meiner väterlich an und erzog mich im wahrsten und weitesten Sinn dieses Wortes. Er war mein Lehrer und zugleich mein bester Freund. Seine Lehrweise bestand darin, daß er seine Schüler selbst finden ließ, was er ihnen beibringen wollte, und es hatte den Anschein, als lernte er selber mit ihnen. Mit andern Knaben meines Alters ließ er mich den Brief an die Römer lesen, und es gelang ihm, uns so zu fesseln, daß die Arbeit mir eine Lust und ein Segen wurde. Ich glaube, daß damals mein Herz wirklich von Gott ergriffen war. Dies mochte meinem geliebten Erzieher nicht entgangen sein; denn als wir einst am Strande von Biarritz, wohin er mich oft führte, staunend die vom Sturm bewegten Meereswogen betrachteten und darob die Allmacht und Größe des Schöpfers priesen, sprach ermir auf solche Weise auch von dem ins Fleisch gekommenen Erlöser, daß ich von der Wahrheit alles bis jetzt Gehörten ganz durchdrungen war. Die Worte des Apostels: „So ist nun keine Verdammniß an denen, die in Christo Jesu sind,“ glaubte ich unauslöschlich in mein Herz eingegraben. Von diesem Abend an behandelte mich mein Lehrer beinahe als seinen Bruder, was mich anfangs sehr verwirrte, aber schließlich doch unendlich beglückte. Ich durfte ihn und seine Frau auf ihren

Gängen zu den Armen und Gefangenen begleiten. Da ich aber für das Militär eine meinem Alter entsprechende Begeisterung an den Tag legte, so benützte Herr Pyt dieselbe, um aus dem Schweizer Regiment Bontemps einige Soldaten zu sammeln und sie mir zu übergeben, damit ich sie lesen lehre und mit ihnen von Jesu Christo rede! Die braven Rothröcke nahmen diese Sache sehr ernsthaft auf und bezeigten mir viel Liebe, so daß ich nicht weiß, wer bei diesen Stunden glücklicher war, sie oder ich; mir jedenfalls haben sie gut gethan. Ueberdies versuchte Herr Pyt, mich für die Juden zu interessiren, deren Bekehrung ihm sehr am Herzen lag. Später erfuhr ich, daß er sehr lebhaft gewünscht hatte, ich möchte Missionar unter den Kindern Israels werden. Aber ihr widriges Wesen, sowie ein mißglückter Versuch stimmten mich nicht zu ihren Gunsten. Ich hatte mich nämlich an einen jungen israelitischen Handelsmann gemacht und ihn bewogen, unserer sonntäglichen Predigt beizuwohnen. Eine Zeit lang war er sehr eifrig und ich hatte den Eckel gegen seine unangenehmen Gewohnheiten soweit überwunden, daß ich mich immer neben ihn setzte. Aber plötzlich bleibt mein Jude aus. Nach etlichen Wochen treffe ich ihn wieder und frage, was geschehen sei. „Du weißt also nicht," sagt er mir, „daß du mit deinem Sonntag mich um ein Geschäft von 5 Fr. gebracht hast? Wart', du kriegst mich nicht wieder!" Das gemeine Lachen, mit dem er diese Worte begleitete, erfüllte mich mit Entsetzen und ich dachte, gewiß mit Unrecht, der Jude sei ein unbekehrbares Wesen.

In meinem 15. Jahre begann für mich eine Periode innerer Störung. Das Studium der alten Klassiker und der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts hatten eine nachtheilige Wirkung, weil ich in diesem Alter noch nicht genug eigenes Urtheil als Gegengewicht besaß. Eine andere Ursache sollte bald die Bitterkeit dieser Krisis noch vermehren. Seit ich von der Gründung der evangelischen Missionsgesellschaft in Paris wußte, hatte ich das Vorgefühl, daß die Frage meiner irdischen Zukunft entschieden sei. Der Aufruf, den die Vorsteher an die protestantische Jugend erließen, kam mir vor wie direkt an mich gerichtet. Er belebte und vermehrte das Interesse, welches mich schon in frühester Kindheit für alle unterdrückten Volksstämme beseelt hatte. Je deutlicher ich im Wort Gottes den Missionsbefehl ausgesprochen fand, desto mehr klärte sich auch der dunkle Trieb in mir. Ich sprach aber mit Niemandem davon, und

meistens bemühte ich mich, dieses Vorgefühl, das mich selbst erbeben machte, zurückzudrängen. Vor den Gefahren des Missionsberufs fürchtete ich mich nicht; aber mein Vater, meine Mutter, deren Leben so eng mit dem meinigen verflochten war, würden sie den Plänen entsagen, welche sie für mich und damit auch für sich gemacht? Würden sie nicht vor Schmerz vergehen, wenn ich sie für's ganze Leben verließ? Auch hieng ich mit patriotischer Begeisterung an meinem schönen Vaterland! Und die Mission war ja in jener Zeit noch so unbekannt; man übertrieb ihre Schwierigkeit und ihre Gefahren, dachte immer nur an tödtliche Fieber, an reißende Löwen oder gar an Menschenfresser, wenn man von der Heidenwelt sprach. Dazu gesellte sich noch die Furcht vor Spott, denn es lag auf dem Namen Mission damals noch eine gewaltige Schmach.

So weit war ich, als ein unvorhergesehener Umstand mich den ersten Schritt auf der Laufbahn thun ließ, welche ich später nie wieder verlassen sollte. Auf einem Spaziergange an einem hellen Wintertage blieb Herr Pyt plötzlich vor mir stehen und sagte: „So, Eugen, du bist jetzt 15 Jahre alt. Es ist Zeit, daß wir wissen, für welchen Beruf du dich entscheidest. Was willst du werden?“ — „Ich kann Ihnen nicht sagen, was ich werden will; aber was ich sein werde!“ — „Nun, was denn?“ — „Ein Missionar!“ — „Missionar, du! Weißt du wohl, was das heißt?“ — „Ich weiß es nur zu gut; aber ich werde es werden.“ Wir sprachen nichts mehr darüber. Den folgenden Morgen sagte mir mein Lehrer nur: „Du hast viel übrige Zeit; beschäftige dich, indem du die Gründe niederschreibst, welche dich an den Missionsberuf haben denken lassen.“ Dieser Vorschlag erleichterte mein Herz. In weniger als 2 Stunden hatte ich 6—8 Seiten vollgeschrieben und übergab Hrn. Pyt das Dokument. Was that mein würdiger Freund? Ohne mir ein Wort zu sagen, schickte er das Papier an die Missionsgesellschaft in Paris!

Aber noch drei Jahre sollten verfließen, bis wir wieder darauf zurückkamen. —

(Fortsetzung folgt.)

Missions-Zeitung.

Afrika.

Der Baptist **Bentley** schreibt von **Stanley Pool**, Okt. 1883: „Unsere große Hoffnung sind die Kinder; wir fangen damit an, Knaben um uns zu sammeln, von denen wir zuerst die Sprache lernen und die wir dann vielleicht zu Gehilfen, zu Lehrern, Evangelisten und Pastoren erziehen können. Ihre Ohren und Herzen sind noch empfänglicher als die der Alten, die durch das zwecklose, grausame, lasterhafte Leben der „in ihrer Unschuld so glücklichen Wilden" brutalisirt sind. Die Kinder sind sehr aufgeweckt und gescheidt, mit dem 15. oder 16. Lebensjahr aber scheint ihre geistige Entwicklung stillzustehen; alles, was sie von da an lernen, ist durch und durch schlecht. Aus dem Aberglauben Nutzen zu ziehen, das ist eine ihrer Hauptkünste. Um recht viel Zeug (das gewöhnlichste Werthobjekt) zu erpressen, droht man seinen Nachbarn mit einer Anklage auf Zauberei und muß zugleich selbst immer auf der Hut gegen eine solche sein. Wie entwürdigend dieses niederträchtige System wirkt, ist nicht zu sagen. An vielen Orten fürchten die Weiber sich, ihren Bedarf an Kassava u. dergl. zu pflanzen, denn haben sie einmal mehr als andere, so droht ihnen gewiß ein Hexenprozeß. Aus dem gleichen Grunde wagt überhaupt niemand soviel zu arbeiten und zu verdienen, als er vielleicht gern möchte. Und was thun sie mit dem erworbenen Zeug? Sie kaufen damit Sklaven, d. h. Dienstboten und Weiber; was übrig bleibt, wird sorgsam aufbewahrt, damit der glückliche Besitzer nach seinem Tode darein eingewickelt werde! Kriege, Raufereien, Ausbrüche der rohesten Leidenschaft, Habsucht und Grausamkeit sind an der Tagesordnung und jeder lacht darüber, bis die Reihe an ihn kommt. So kommt das Land nie zur Ruhe. Es ist ein trostloser Zustand, und die Eingebornen selbst geben das zu. Es wäre zum Verzweifeln, wenn nicht Aussicht da wäre, daß die Jugend unter unserem Einfluß es zu etwas Besserem bringen wird. Aber bloßer Unterricht thut's nicht. Wir sagen ihnen auch stets, daß wir nicht gekommen sind, sie dies und das zu lehren, was man in dieser Welt gut brauchen kann, sondern ihnen zu sagen vom großen Nsambi und Seinem Sohne, der für die Menschen sein Leben gelassen; **der** müsse ihre bösen Herzen umwandeln, **das** sei die Hauptsache. „Unsere beste Schule ist in San Salvador, wo über 40 Knaben im Unterricht sind, von denen die Hälfte bei den Missionaren wohnt. Auch in

Bayneston geht es gut. **Hier** haben wir 9 Knaben, aber nur einer stammt aus der Gegend. Die hiesigen Häuptlinge nehmen wohl gerne Geschenke, wollen aber nichts für den weißen Mann thun. Sie sehen, daß er flußaufwärts vorzudringen sucht und fürchten für ihr Elfenbein-Monopol. Halb glauben sie wohl, daß wir eigentlich andere Absichten haben, als mit Elfenbein zu handeln; aber sie denken, wenn sie uns keine Kinder in die Schule schicken, so werde uns das vielleicht bewegen, wieder in unser eigenes Land zurückzukehren, und das werde schließlich doch das Beste sein. Diese Haltung wird aber nicht dauern; wir haben vielmehr Grund zu hoffen, daß es uns bald nicht mehr an Schülern auch aus der Nähe fehlen wird. Die, welche wir jetzt haben, sind Bakongos.

„Von den amerikanischen Presbyterianern am **Gabun** hören wir, daß der neue französische Kommandant ihnen viel Noth macht. Ihre Schulen sind geschlossen worden. Nur französisch und was sonst die Franzosen befehlen, soll in Zukunft gelehrt werden dürfen.

„Wir hier befinden uns wohl und haben Frieden mit jedermann, selbst mit dem König auf dem Westufer des Stanley Pool. Würden wir aber auf das sogenannte französische Gebiet hinübergehen, so gäbe es wahrscheinlich Unannehmlichkeiten."

— Am 19. Nov. haben endlich die amerikanischen Missionare Sanders und Fay von Bailunda nach **Bihe** aufbrechen können. König Kwikwi von Bailunda hat ihnen versprochen: „Wenn ihr soweit seid, daß ihr in Bihe bauen wollt, so will ich das ganze Dorf euch zuhilfe senden!"

— Am 2. Januar ist Miss. **Coillard** mit seiner Karawane von der Basuto-Station Leribe aufgebrochen, um die langgeplante Mission am Sambesi unter den Barotse zu beginnen.

— Ein Herr **Mettetal** hat dringend vorgeschlagen, die Pariser Miss. Ges. solle ihre **Basuto**-Mission den Engländern überlassen und ihre Kräfte auf französische Gebiete, namentlich auf Algier, concentriren. Aber natürlich ist hiegegen das starke Band geistlicher Verwandtschaft geltend gemacht worden, welche zwischen den Basuto-Gemeinden und der evangelischen Kirche Frankreichs besteht. Jede Mission trägt nicht nur den nationalen, sondern auch den kirchlichen und religiösen Charakter der Kreise, von welchen sie ausgegangen ist. Die Basuto-Christen haben entschieden etwas vom Charakter des französischen Protestantismus an sich. Sie den Engländern ausliefern wäre eine Art Verrath, zumal da sie selbst die Pariser Miss.-Ges. als ihre Mutter ansehen und mit großer Anhänglichkeit zu ihr aufblicken. Jener Vorschlag ist daher nicht angenommen worden, soviel sich auch von geschäftlichem Standpunkt dafür sagen ließ.

— Am 20. Nov. 1883 starb zu East London im Kafferland Archidiakonus **Waters** nach 35-jähriger ununterbrochener Arbeit

in Südafrika. Im Jahre 1848 war er als Katechist und Schulmeister in den Dienst von Bischof Gray getreten, 1850 hatte er die Ordination erhalten, 1855 hatte er in Gemeinschaft mit Archidiakonus Merriman die erste anglikanische Station St. Mark's bei den Galekas im Transkei-Gebiet gegründet, und hier war er vom 17. Sept. 1855 bis zum Okt. 1883 durch alle Kafferkriege hindurch ruhig an seiner Arbeit geblieben. Da, wo vor 29 Jahren eine einsame Hütte stand, liegt jetzt ein blühendes Christendorf mit Kirche, Pfarr- und Schulhaus, Werkstätten, Magazinen, Postbureau u. s. f. 3436 Getaufte, theils Weiße, theils Farbige, darunter 1254 Kommunikanten, sowie 1967 Schulkinder gehören zum Stationsgebiet. Andere Stationen sind im Laufe der Jahre dazu gekommen und 1873 bekam Kafferland einen eigenen Bischof, zu dessen Archidiakonus im Jahr darauf unser Waters ernannt wurde. 20 Geistliche gehören zur Diöcese.

— Pater Le Roy beschreibt in den „Jahrbüchern" das Leben in Bagamojo und erwähnt da auch die vielen Reisenden und Besuche, welche auf diese römische Missionsstation kommen. „Stanley reiste z. B. von hier ab, um Livingstone aufzusuchen. Am Tage seiner Ankunft in Bagamojo waren Europäer von Sansibar gekommen, um die Mission zu besuchen, und dabei hatten sie die zarte Aufmerksamkeit gehabt, 2 oder 3 Flaschen Champagner mitzubringen. Stanley erhielt seinen Theil davon." Und nach Europa zurückgekehrt schreibt er, der im Vorübergehen genossenen Gastfreundschaft eingedenk, spaßhaft ungefähr folgendes in seinem Buch: „Ich fand in Bagamojo die Jesuiten vom heiligen Geist (hört!) .... Diese verstehen den Werth des Lebens; sie haben das Fieber, aber sie vertreiben's mit Champagner." Zwei Jahre später reiste Stanley wieder hier durch. Aber diesmal waren ihm die europäischen Besucher nicht vorausgegangen. Es war Freitag, und der berühmte Reisende, der etwas Besseres erwartet hatte, mußte sich mit einer Sardelle begnügen."

— Im neuesten Heft der „Jahrbücher der Verbreitung des Glaubens" heißt es von den römischen Missionaren in Uganda: „Wenn sie auch um der evangelischen Klugheit willen dieses Jahr die Staaten Mtesa's verlassen und das Feld den von England beschützten Predigern zeitweilig überlassen mußten, so geschah es nur, um sich im Süden des See's bei einem Häuptlinge und einem Stamm niederzulassen, der nicht unter arabischem Einfluß steht. Bald wird einer der ersten Apostel dieses wackern Heeres, der hochw. P. Livinhac, bei seinem Erzbischof (in Algier) sein. Er wird die Weihe, welche Bischöfe schafft, empfangen, und wenn er an die Ufer des Tanganjika zurückkehrt, wird er seinerseits dem Vorsteher eines jeden der drei andern Vikariate die bischöfliche Weihe ertheilen."

— Der junge Arnot, von dem es hieß, er sei in die Ge-

fangenschaft der Matebele gerathen, befand sich im Oktober wohl und gesund in Lialui. Hunger, Krankheit, Löwenabenteuer u. dergl. hatte er genug durchgemacht, aber auch das Vertrauen der Eingebornen immer mehr gewonnen, so daß sie ihn jetzt den „Sohn Livingstone's" nennen! — Wenn nur jeder afrikanische Missionar so ein „Sohn Livingstone's" wäre!

— Am 3. Dec. hatte Mackay am Südende des Viktoria-Njanza die Freude, das Missionsschifflein Eleanor vom Stapel zu lassen, nachdem er die verschiedenen Bestandtheile desselben, welche auf der Reise und durch langes Daliegen sehr gelitten hatten, mit unendlicher Mühe zusammengesetzt. Der dortige König (von Urima) suchte diese Arbeit auf alle mögliche Weise zu beschleunigen, weil er glaubte, Mackay werde so lange den Regen zurückhalten, bis er das Schiff flott gemacht. Uebrigens kam der Regen, noch ehe das gelungen war, nicht gerade zum Vortheil der Arbeit. Daß die Europäer alle Zauberer sind, scheint diesen Afrikanern festzustehen.

— Die Christen in Giriama sind von muhammedanischen Suahilis zerstreut, 2 sogar getödtet worden. Auch Abe Sidi, das Haupt der kleinen Gemeinde, wird vermißt; wahrscheinlich ist er in die Gefangenschaft der Feinde gerathen.

— Bei Magila wurde in einem Gefecht, das die Bundei und Wadigo miteinander hatten, auch ein Taufkandidat verwundet. Miss. Wallis zog ihm den Pfeil aus der Brust. Nguruwe brachte die Spitze an seine Lippen und rief aus: „Er ist vergiftet!" Er wußte nun, daß er nur noch ein paar Minuten zu leben hatte und Miss. Wallis benutzte die kurze Frist, dem Sterbenden, nachdem er noch einige Worte mit ihm gesprochen, die heilige Taufe zu ertheilen. Dann eilte er, nach den übrigen Verwundeten zu sehen.

— Am 3. Januar wurden in Sansibar 15 schwarze Kinder, Pfleglinge der Universitätenmission, getauft und zugleich 13 Katechumenen aufgenommen, darunter der bekannte Diener Livingstone's Susi, der s. Z. unter denen war, die ihres Herrn Leichnam nach England brachten. Er ist ein freigeborner, angesehener Mann, den sein Uebertritt jedenfalls viel kosten wird. Seit 20 Jahren ist er unter christlichem Einfluß gewesen.

— Die trostlosen Zustände im Sudan rufen der Christenheit ein lautes: „Komm' herüber und hilf uns!" zu. Am 19. Febr. war in allen Straßen Londons ein Telegramm angeschlagen, das der „Daily Telegraph" aus Chartum erhalten hatte und das also lautete: General Gordon bittet um die Fürbitte des englischen Volkes für die Bewohner des Sudan. Am 23. Februar hat der Bischof von Lincoln ein sehr theilnehmendes Schreiben an Gordon gerichtet, worin er seine Proklamation in Betreff der Sklaverei

billigt und ihn dringend bittet, alles was in seiner Macht stehe, zu thun, damit im Sudan die christliche Mission befördert werde. „Wenn der Sklavenhandel aufhören soll, so muß Afrika christianisirt werden.“ — Ein katholischer Missionar, der früher in Chartum war, schreibt an's „Ausland“: „Deutschland sollte noch viel regeren Antheil an der Civilisirung und Christianisirung Afrikas nehmen. Es sollten sich Gesellschaften und Comités zu diesem Zweck bilden. Nicht einige wenige Missionare, die sich heldenmüthig opfern, sollten nach Afrika gehen, sondern große Missionskörperschaften, von den Regierungen unterstützt, sind nöthig, wenn das Missionswerk erfolgreich sein soll.(?) Afrika ist nicht Amerika, nicht Asien; Afrika ist die Personifikation der Lethargie; wo sonst zehn Hebel genügen, sind hier hundert nöthig, um den Koloß nur um eine Stufe zu heben.“

— Miss. Johnson, der um 2 Schiffe für die Mission am Njassa-See bittet, zählt auf, was die Universitäten-Mission in Ostafrika bis jetzt durch Erfahrung alles gelernt habe: 1) in welch schwierige Lage jede Missionsstation, in deren Nähe kein englischer Konsul ist, durch die mangelnde bürgerliche Ordnung und Rechtspflege kommt; 2) welche Gefahren beständig von Seiten räuberischer Stämme drohen; 3) welche Hindernisse einem durch die Eifersüchteleien der Häuptlinge in den Weg gelegt werden; 4) wie zersplittert und zusammenhangslos die Bevölkerung großentheils ist; 5) wie schwer und unsicher der Verkehr ist; 6) wie alles, was aus dem Sklavenhandel Nutzen zieht, die Missionare haßt; 7) wie schwer es ist, den jungen Leuten eine Erziehung zu geben, die ihnen im späteren Leben wirklich von Nutzen ist; 8) daß von der Küste bis an den See Bangweolo, wo Livingstone starb, nur Ein Herrscher, nämlich der Sultan von Sansibar, allgemein geachtet wird, daß die Mission ihren Stützpunkt also in Sansibar haben müsse, wo ja auch der englische Konsul für eine Macht gelte. Er meint, man könne etwas lernen von den Sklaven kaufenden Karawanen, welche von der Küste aus in's Innere zu ziehen pflegen, alle möglichen Neuheiten in die Dörfer bringen, untereinander fest zusammenhalten und überall dem Islam Bahn brechen. Dieser Macht entgegenzuwirken, bedürfe es einer großen christlichen Brüderschaft, die durch Eine Sprache (Suahili) verbunden ist, die in Sansibar ihr Centrum hat, die die eingebornen Häuptlinge respektirt und auch mit materiellen Mitteln dem Elend des Volkes zu Hilfe kommt. Den Leuten nicht auch materielle Hilfe bringen, heiße soviel als erwarten, daß sie Märtyrer werden, noch ehe sie recht Christen sind. Es komme darauf an, die befreiten Sklaven so zu situiren, daß sie wirklich freie, auch von der Mission unabhängige Männer werden, sonst werden die Heiden stets fortfahren zu glauben, die Mission befreie

die Sklaven bloß, um sich selbst zu ihrem Herren zu machen.

— Ein warmer Freund der Hermannsburger Mission, Pastor von Lüpke, schreibt über das „traurige Ende“ des Missionssuperintendenten Hohls in Südafrika: „Die allzu unbeschränkte Herrscherstellung, die er eingenommen, scheint ihm zum Fallstrick geworden zu sein. Im Trinken hat er nicht Maß gehalten, in Geldsachen große Unvorsichtigkeit bewiesen und damit unserer Mission einen Verlust von etwa 20—30,000 Mk. verursacht. Diese Einsicht hat ihn leiblich und geistig zerrüttet und heruntergebracht, bis er schließlich, soweit Menschenaugen reichen, durch Gottes Gnad' und Christi Blut doch noch ein seliges Ende gehabt hat. An Betrug, Unterschlagung oder irgendwelche bewußte Unredlichkeit, an Delirium oder gar Selbstmord ist gar kein Gedanke.“

Japan.

Im November hat Miss. Gulick von seiner neuen Station Niigata aus 9 Städte von je 5—12,000 Einwohnern besucht und mit einer einzigen Ausnahme überall einige durch den Missionsarzt Dr. Palm gewonnene Christen angetroffen, im Ganzen 27, darunter mehrere Aerzte und Regierungsbeamte. Er war begleitet von seiner Schwester und einem eingebornen Prediger. Da viele noch nie eine ausländische Dame gesehen hatten, erregte das Erscheinen von Frl. Gulick nicht geringes Aufsehen und half mit, große Zuhörerschaaren zu den Predigten herbeizuziehen. In Sandscho wurde die Versammlung im Hause eines christlichen Arztes gehalten. Einige Tage darauf kam ein Polizeibeamter, um ihn darüber zur Rede zu stellen, und da er gerade abwesend war, mußte seine „furchtsame kleine Frau“ auf dem Polizeiamt erscheinen und sich eine grobe Zurechtweisung gefallen lassen. Kaum aber war der Doktor nach Hause zurückgekehrt, so begab er sich zum Oberbeamten, beklagte sich energisch über das ungesetzliche Verfahren und hatte die Genugthuung, daß die Polizei ihr Unrecht bekannte und sich entschuldigte: da es die erste christliche Versammlung gewesen, welche je in der Stadt gehalten worden, sei ihr Irrthum wohl begreiflich ꝛc. In Nakadscho fand der Missionar ein von Dr. Palm errichtetes Kirchlein und 8 Gläubige, mit denen er das heilige Abendmahl feierte. Auch in Murakami fanden sich 8 Christen, die regelmäßig zum Gottesdienst zusammenkommen. Obgleich jene Gegend, d. h. die Provinz Etschigo, für eine Hauptfestung der buddhistischen Priesterherrschaft und die Bevölkerung für sehr bigott gilt, so konnte der Missionar doch überall „sich heiser predigen, ohne im geringsten belästigt zu werden“.

Dagegen hatten die Reisenden viel von Regen, Schmutz, Sturm, Kälte und ungenügender Verpflegung in den Hotels zu leiden. Auch die japanischen Begrüßungsceremonien, bei denen ein Ausländer sich fast die Glieder ver-

renken muß, das Hocken am Boden, das von der Etikette geforderte (freilich sehr mäßige) Tabakrauchen, das Aufsitzen und Parlieren bis tief in die Nacht hinein und noch manch anderes, was nöthig war, um allen alles zu werden, fiel dem Amerikaner und seiner Frl. Schwester nicht immer so leicht.

Außer über religiöse Fragen wurde in den Mitternachtstunden nach der Abendpredigt z. B. noch verhandelt über die Aeußerung Bismarck's gegen Herrn Ito, was Japan bedürfe, sei die Hebung des Volkes durch's Evangelium, über das allgemeine Stimmrecht, die Freiheit Amerikas, die Bedeutung der Presse, weibliche Erziehung u. s. f. Diese mitternächtigen Plaudereien lassen ahnen, was gegenwärtig das japanische Volk im Innersten bewegt. In Niigata haben buddhistische Priester es öffentlich ausgesprochen: „wenn die jetzt noch lebenden Großmütter und Großväter weggestorben sind, dann wird das Christenthum die herrschende Religion geworden sein!" Wie müssen solche Zeugnisse der Feinde den Missionaren Muth machen und dazu beitragen, daß viele ihrer Predigt um so bereitwilliger lauschen!

— Am 21. Dec. wurde in Kijoto der Grundstein zu einer neuen „englischen Schule" gelegt, deren Direktor der bekannte Nisima sein soll. Die Festrede hielt Pastor Mijagawa aus Osaka. In derselben sprach er begeistert zu Gunsten einer christlichen Universität in Japan.

— Auf einer Außenstation der Bostoner Gesellschaft trat vor Kurzem ein Polizei-Beamter zum Christenthum über. Der Provinzialgouverneur ließ ihm sagen, entweder müsse er seine neue Religion oder seine Stelle aufgeben. Alle seine Vorstellungen halfen nichts, und endlich sah er sich genöthigt, seine Entlassung zu nehmen. Da ihm keinerlei Pflichtversäumniß zur Last gelegt wurde und er zugleich mit seiner Stelle eine schöne Besoldung darangegeben hat, sehen die Heiden in dieser Geschichte einen Beweis für die Vortrefflichkeit des Christenthums. Ein anderer Beamter hat sich leider soweit einschüchtern lassen, daß er öffentlich nicht mehr mit den Christen verkehrt, einem Evangelisten aber hat er mit Thränen gesagt, daß er noch immer ein Christ sei und um Kraft von oben bitte. In derselben Stadt hat ein Brauer um des Evangelii willen sein für ihn und andere versuchliches Geschäft aufgegeben.

— Der Baptist Poate berichtet von einem alten Heiden im Norden des Landes, dessen Sohn gläubig geworden war und der zu einem buddhistischen Priester gieng, um sich von ihm Waffen gegen die neue Religion in die Hand geben zu lassen. „Es läßt sich nichts gegen das Christenthum sagen," antwortete ihm der Priester, „es ist gerade so gut als der Buddhismus, und wenn beide Religionen nur recht geglaubt und befolgt würden, so wäre es ein Glück für Japan"!

— Am 12. Dec. stieg Bischof Poole in Jokohama an's Land, von den dortigen Engländern, Missionaren und eingebornen Christen herzlich willkommen geheißen. Es überraschte ihn nicht wenig, von allen Seiten zu hören, daß es mit der Herrschaft des Buddhismus in Japan schnell dem Ende zugehe, daß die Regierung mit Besorgniß wahrnehme, wie sehr die Irreligiosität im Lande zunehme, ja daß sie — ein öffentliches Geheimniß — froh wäre, wenn das Christenthum die Landesreligion werden würde.

Indien.

Vor 2 Jahren setzte die indische Regierung eine Kommission zur Prüfung des öffentlichen Elementarschulwesens und einiger damit zusammenhängender Fragen ein. Diese Kommission, in welcher Miss. Miller aus Madras eine hervorragende Stellung einnahm, hat nun 193 Zeugen vernommen, 323 Denkschriften gelesen und über 7 Berichte der Provinzialregierungen verhandelt. Ihr eigener Bericht bildet einen Riesenband und enthält nicht weniger als 222 verschiedene Vor- und Rathschläge. Man hofft, daß in Zukunft weit mehr als bisher für die Volksschulen geschehen und die ungerechte Bevorzugung höherer Lehranstalten, in welchen oft ungläubige, der Mission entgegenwirkende europäische Professoren dociren, aufhören wird. Einstweilen sind die statistischen Angaben des Berichtes von Interesse. Im Jahre 1881—82 wurden in Britisch Indien (die Vasallenstaaten nicht eingeschlossen) 36,430,340 Mark für Unterrichtszwecke aller Art ausgegeben; 20,365,360 Mark kamen aus öffentlichen Kassen, der Rest aus Privatmitteln. Den Nutzen davon hatten 2,643,978 Schüler und Schülerinnen, in 112,218 Lehranstalten, die über ein Ländergebiet, das halb so groß ist als Europa und 552,379 Städte und Dörfer umfaßt, zerstreut sind. Kein Wunder daher, daß von den 103 Millionen der männlichen Bevölkerung 94,750,000 u. von den 99,750,000 der weiblichen Bevölkerung volle 99,500,000 weder lesen noch schreiben können.

—Nach dem Tode Tschander Sen's ordnete der „Apostelrath" eine 14tägige Trauer für alle Anhänger des „gen Himmel gefahrenen" Meisters an. In dieser Zeit sollten die Frommen die Lebensgeschichte und die Lehren Tschander Sen's studieren, sich jeder Lust und Freude enthalten, jeden Abend mit Freunden über geistliche Dinge sich besprechen, des Meisters Charakter mit der täglichen Nahrung in sich aufzunehmen bemüht sein, um das Herabkommen des heiligen Geistes flehen und durch Meditation und Andacht „die Gegenwart der göttlichen Mutter mit ihrem Kind, dem Meister, auf dem Schooß" recht fühlbar inne werden. Der gleiche „Apostelrath" hat ferner erklärt: „Unser Meister und Führer, obgleich im Himmel, fährt doch fort, im Geist und in der Wahrheit unser Meister und Führer zu bleiben; wir beschließen

daher, seine Kanzel oder Wedi im Bharatwarshja Brahma Mandir unbesetzt zu lassen und ein besonderes Wedi (eigentlich „Altar") für die Upatscharjas (Lehrer oder Geistlichen) zu errichten." Infolge dieser und anderer Versuche zur Vergötterung des † Tschander Sen ist bereits Streit ausgebrochen zwischen seiner Familie und jenem Apostelrath auf der einen und Pratap Tschander Musumdar auf der anderen Seite. Der letztere ist nüchterner und ihm scheint doch die Mehrzahl der „Gläubigen" zu folgen. Die andere Partei aber untersagt ihm das Betreten der Kanzel und beansprucht den Mandir als Privateigenthum der Familie Sen!

— Der unitarische Miss. Dall in Kalkutta, der ja bekanntlich ein treuer Bundesgenosse von Kesab Tschander Sen war, macht ihm jetzt den Vorwurf, er habe zu einseitig einer beschaulichen Frömmigkeit sich hingegeben und alle weltliche Beschäftigung unterschätzt. Einmal habe er infolge einer 16 Stunden lang fortgesetzten Gebetsübung eine Gehirnentzündung bekommen und seine letzte Krankheit habe er sich durch Mangel an Körperbewegung zugezogen. „Wahrlich, ich wäre nicht 25 Jahre lang mit Kesab Tschander Sen aus- und eingegangen, wenn ich ihn nicht geliebt und verehrt hätte, und ich danke Gott für diesen Mann. Kein Denkmal für ihn kann zu kostbar sein. Er war, er ist ein *Heiliger*, inspirirt von „Vater *und Mutter*" (!!) aller Geister, *berufen* zu einer Mission für Indien, ja für die ganze Welt. Aber wer hat bereitwilliger als er selbst gestanden, daß er nicht allwissend war? Darum will ich meiner Mission ebenso treu bleiben, wie er der seinigen. Für mich besteht das Heil oder das göttliche Leben nicht ausschließlich im Beten und Meditiren ... Nein, glauben, lieben, denken und arbeiten gehören zusammen. Neben dem Herzen und Gemüth müssen auch der Verstand und der Wille zu ihrem Recht kommen. Vor Gott sind z. B. Familienfreuden nicht weniger heilig, als ein Gottesdienst in der Kirche. Mit vollem Recht sagt die Bibel: „Der Odem des Allmächtigen macht sie verständig"; wahre Geistesbildung, Wissenschaft, Astronomie, Chemie und dergl. sind Gott ebenso wohlgefällig und seinen Kindern nicht minder nützlich, als die andächtigsten Gebete. Ja, selbst ein herzliches Lachen kann ihm ebenso angenehm sein und ist daher ebenso religiös, als die frömmste Uebung. Das Gleiche gilt für jedes ehrliche Geschäft, für jede Berufsarbeit, auch für's Geld. Geld ist eine Kraft Gottes zur Seligkeit (!), ein heiliges uns anvertrautes Pfund. Kein Mensch kann ohne Geld sein. Und wer um eines Armutsgelübdes willen die Finanzen den Gottlosen überläßt, der irrt ... Hat nun Kesab den Kaufmannsladen gelten lassen als auch eine Art von Gottesdienststätte? Nein, das hat er nicht gethan! Ich aber thue es. Hat er den kühlen Verstand anerkannt als den gottgesetzten

Dämpfer für die religiöse Extase des brennenden Herzens? Nein, das hat er nicht gethan. Gott aber thut es. Gott will, daß wir nicht nur beten, sondern auch arbeiten sollen. Die ersten und besten Stunden jedes Tages sollten unseren schwersten Aufgaben gewidmet sein, und diese kann man nicht mit geschlossenen Augen und gefalteten Händen verrichten. Kesab's schönes Leben gipfelte im Joga, d. h. im stummen, heißen Sehnen nach Gemeinschaft mit Gott . . . . Das ist nachahmungswürdig, das ist eins der vier Elemente unseres Lebens. Zu Kesab's Glauben aber muß hinzukommen die Verständigkeit und die Thatkraft Jesu, sowie alles, was die Wissenschaft entdeckt und der Unternehmungsgeist schafft."

Dieser eigenthümliche Nachruf erschien im „Statesman & Friend of India." Einen Protest dagegen hat im anglikanischen Blatt „Epiphany" ein begeisterter Verehrer Tschander Sen's, ein gewisser H. N. Gupta, erhoben. Der Verstorbene sei ein Mann des Gebets, des Kampfes gegen die Sünde, der Weltentsagung, aber auch des religiösen Feuereifers und der energischsten Thätigkeit gewesen. Was er sagt, ist aber noch viel konfuser, als Miss. Dall's Weisheit. Er preist Tschander Sen geradezu als einen Gottmenschen und schließt mit dem matten Donnerwort: „Verflucht, wer seine erstaunlichen Verdienste nicht anerkennen will . . . ." Die Redaktion des hochkirchlichen Blattes, in welchem die Oxforder Missionare, scheint's, gern auch allerlei Heiden zu Wort kommen lassen, macht hiezu nur eine ganz trockene, sachliche Bemerkung. Eine Widerlegung wird nicht versucht. Wer will nach alle dem noch sagen, „die Mission" habe keine Fühlung mit den gebildeten und fortschrittlichen Jung-Indiern?!

— Miss. Williams in Krischnagar, **Bengalen**, traf auf einer Predigtreise im März v. J. einen jungen Mann, der ihm sagte: „Mein Vater betet auch Jesum Christum an und predigt gegen die Kaste." Nun suchte er diesen Mann auf, der in einer Gegend lebte, wo vielleicht noch nie das Evangelium gepredigt worden und wo kein einziger Christ wohnt. Vor 25 Jahren hatte ein Missionar, den Dschelinghi-Fluß hinabfahrend, ihm 13 Traktate gegeben und von da an hatte er dem Götzendienst entsagt, die Kaste aufgegeben und fast wie ein Christ gelebt. Leider will er von der Taufe und vom Anschluß an eine Gemeinde nichts wissen. Nachdem er so viele Jahre lang allein dagestanden mit seinem Glauben, wolle er nun auch bis an's Ende allein bleiben!

— Aus **Sialkot** im Pandschab berichtet der amerikanisch-unirt-presbyterianische Missionar **Lytle** von 99 Neugetauften. Am 29. Nov. wurden vier getauft; am 3. und 4. Dec. taufte der eingeborene Prediger in einem benachbarten Dorf 48 Personen, darunter 37 Erwachsene, am Sonntag darauf taufte der Missionar eine ganze Familie: einen

alten ehrwürdigen Mann mit weißem Haar, dessen Frau, ihre drei Söhne sammt deren Frauen und Kindern, zusammen 15 Personen. Es war, wie wenn „Noah, sein Weib, seine Söhne und seiner Söhne Weiber" in die Arche eingiengen. Diese Taufe fand in einem offenen Hof vor 1000 gespannt zuschauenden Hindus und Muhammedanern statt, die sich nun alle überzeugen konnten, daß man die Uebertretenden nicht, wie das Gerede geht, dadurch zu Christen macht, daß man ihnen Schweine- oder Rindfleisch zu essen gibt. Am gleichen Sonntag taufte Br. Thakur in einem Dorf 13 Personen: 6 Erwachsene und 7 Kinder.

— Der bekannte Londoner Miss. Lewis schreibt im »Harvest Field« u. And.: „Nach bald 18-jähriger eigener Erfahrung kann ich bezeugen, daß es eins von den seligsten Geschäften ist, die Gott einem Menschen auftragen kann, in Indien das Evangelium Christi zu verkündigen. Es ist mir vergönnt gewesen zu pflügen, zu säen, das Wachsen der Saat zu beobachten und auch etliche Garben zu ernten. Mein Feld liegt im Bellary-Distrikt unter den Kanaresen und Telugus. Wir haben allen Klassen der Bevölkerung, am meisten aber den Lingaiten, Goldschmieden und Webern, gepredigt. Eine schöne Anzahl von ihnen, Männer und Frauen, sind jetzt aufrichtige Christen und eifrige Arbeiter. Ihre Geschichte, frisch und duftig wie eine Frühlingsblume, ist voll von Beweisen der fürsorgenden Liebe Christi und ihr Wandel legt Zeugniß ab für die Kraft des Evangeliums. Manche haben wir vom ersten Aufdämmern des Lichtes in ihren Herzen durch alle Stadien der Entwicklung hindurch bis dahin, wo sie trotz schwerer Verfolgung ihren Glauben in der Taufe bekannt haben, beobachtet. Viele von ihnen wurden anfangs von den Ihrigen ausgestoßen, in den meisten Fällen aber ist es ihnen gelungen, das Vertrauen und die Liebe ihrer Angehörigen wieder zu gewinnen. Viel Interessantes könnte ich von ihnen erzählen. Sie sind unsere Freude und Krone. Unsere Gemeinschaft mit ihnen ist überaus lieblich: Sie sind uns theure Brüder und Schwestern in dem Herrn. Unsere Hauptzeit und Kraft aber verwenden wir auf die, welche erst noch gewonnen werden müssen; während des letzten Jahres haben wir viel mit sog. Wahrheitssuchern zu thun gehabt, die entweder durch das Hören der Predigt, durchs Lesen der Bibel und der Traktate, oder durch Umgang mit den Bekehrten in ihre jetzige Stellung zum Herrn Jesus gekommen sind. An ihrer Aufrichtigkeit habe ich keinen Zweifel. Durch ihren Uebertritt können sie in dieser Welt nichts gewinnen, wohl aber viel verlieren, z. B. ihre Kundschaft und ihre ganze gesellschaftliche Stellung. Durch Familien- u. andere Bande sind sie an ihre alten Sitten gebunden und nur das schmerzlichste Sichlosreißen könnte sie davon frei machen. Sie lieben Gottes Wort, schätzen die Freundschaft

der Christen und trachten darnach, dem Herrn zu dienen. Von Jahr zu Jahr wächst ihre Zahl, wo immer das Evangelium verkündigt wird, und wir hoffen das Beste von ihnen. Sie bedürfen aber auch unsrer brünstigen Fürbitte und unsrer treuesten Pflege. Viel Liebe und Weisheit ist da vonnöthen.

„In letzter Zeit haben z. B. mehrere Männer mich gefragt, ob sie jetzt schon — unter Losreißung von ihren anders gesinnten Frauen u. Verwandten — sich taufen lassen oder aber noch länger warten sollten. Wir haben ihnen gerathen, noch etwas zu warten und alles zu versuchen, was irgend zur Gewinnung der Ihrigen gethan werden kann, wie denn auch wir unsererseits das versuchen. Wir haben uns dabei durch frühere Erfahrungen und durch eigenste Ueberzeugung von dem, was in solchen Fällen recht ist, leiten lassen. Vor einigen Jahren bekannte ein Mann aus der Devanga-Kaste sich als Jünger Jesu; aber seine Frau erklärte bestimmt, ihn verlassen zu wollen, sobald er getauft werde. Wir beschlossen für sie zu beten und das Mögliche zu ihrer Gewinnung zu thun. Allmählich verschwanden ihre Vorurtheile, sie wurde gläubig und konnte mit ihrem Mann getauft werden. Jetzt ist diese Familie ein lebendiges Zeugniß für die Wahrheit in dieser Stadt. Und wir hoffen noch viele ähnliche Triumphe zu erleben, wenn wir nur Geduld haben. Es ist durchaus nicht rathsam, jeden sofort zu taufen, von dem wir die Ueberzeugung haben, daß er aufrichtig gläubig ist. Früher kam es öfters vor, daß Erweckte, von den Ihrigen ausgestoßen, allein getauft wurden und sich dann in peinlichster Weise vereinsamt und ganz neuen schweren Versuchungen ausgesetzt sahen. Solche Fälle werden jetzt immer seltener bei uns. Diejenigen, welche sich uns anschließen, bleiben meist in ihren früheren Verhältnissen, in ihren alten Umgebungen, in ihrem gewohnten Beruf, und dabei sind sie nicht nur für ihre eigene Person glücklicher, sondern sie haben auch viel mehr Gelegenheit, auf andere christlich einzuwirken.

„Gott hat uns eine offene Thür unter diesem Volk gegeben; die Erstlinge sind schon eingeheimst und der große Erntetag kommt gewiß."

Oceanien.

Der Präsident der französischen Republik hat ein Dokument unterzeichnet, welches der evangelischen Kirche von Tahiti eine Konstitution giebt, ihr für die inneren Angelegenheiten genügende Freiheit läßt und ihr eine gesetzliche Anerkennung verschafft, durch welche sie gegen die wechselnden Launen der jeweiligen Regierungsbeamten gesichert wird.

— Auf der Station Bethesda, Australien, hat am 5. Aug. der Neuendettelsauer Miss. Flierl 7 Schwarze getauft. „Nachmittags 3 Uhr versammelten wir uns in unserm Kirchlein. Die

weiß gekleideten Katechumenen saßen in lieblicher Ordnung auf den beiden vordersten Bänken und auf allen Gesichtern war zu lesen, daß sie sich der Wichtigkeit dieses Tages bewußt waren". Miss. Mayer hielt eine Ansprache und Miss. Flierl taufte sie.

Aus der Heimat.

Am 13. Nov. 1883 hat die evangelisch-reformirte Kirchensynode des Kantons Bern auf das Gesuch der kantonalen Predigergesellschaft die Frage geprüft, „ob und in wie weit die Landeskirche das Werk der äußeren Mission in den Bereich ihrer Thätigkeit zu ziehen habe," und hierauf den Synodalrath beauftragt: „den Pfarrämtern, Kirchgemeinderäthen und freien Bezirks-Synoden das Werk der äußern Mission zu kräftiger Unterstützung zu empfehlen und sie insbesondere zur Veranstaltung einer jährlichen Kirchensteuersammlung zu seinen Gunsten jeweilen auf den dritten Adventsonntag einzuladen." Gleichzeitig wurde beschlossen, daß in ähnlicher Weise auch das Werk des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins empfohlen werden solle.

In Ausrichtung des erhaltenen Auftrags hat nun am 12. Februar 1884 der Synodalrath an alle Pfarrämter und Kirchgemeinderäthe ein Rundschreiben erlassen, in welchem es heißt: „Beide Werke, das der Heidenmission wie das der Hülfeleistung an die Glaubensgenossen in katholischen Kantonen, liegen so offenbar in der Aufgabe der Kirche und aller ihrer Glieder und sind ihnen so bestimmt vom Herrn und seinen Aposteln zugewiesen, daß sie der besondern Rechtfertigung und Empfehlung vor unserm christlichen Volke kaum noch bedürfen, daß wir uns vielmehr das Zeugniß geistlichen Schlafes ausstellen und uns des Mangels an christlicher Bruderliebe schuldig machen würden, wollten wir uns nicht auch mit diesen christlich-evangelischen Aufgaben ernstlich befassen.

„Was zunächst die Mission unter den Heiden betrifft, so gründet sie sich auf Worte des Herrn, wie Markus 16, 15: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium aller Kreatur," Johannes 10, 16: „Ich habe noch andere Schafe, die sind nicht aus diesem Stalle und dieselben muß ich auch herführen." Diesem Befehle gehorchend, zogen die Apostel und ihre Nachfolger aus in alle Welt, und durch ihre Missionsthätigkeit ist das Evangelium mit seiner Erleuchtung und seinem Frieden, mit allen seinen Segnungen und herrlichen Verheißungen zu unsern Vätern und auf uns gekommen. Wer darin eine Wohlthat erblickt und seinem Gott dafür von Herzen dankbar ist, der kann es nicht gleichgültig ansehen, daß Millionen armer Heiden noch immer friedlos und hoffnungslos in entsetzlicher Unwissenheit dem vergänglichen Wesen dienen, sondern die Liebe zu den Brüdern und die Dankbarkeit gegen Gott dringen ihn, das Heil in Christo

auch den Andern zu bringen. Diesem Herzensdrange verdanken die *Missionsgesellschaften* ihre Entstehung. Sie zählen seit langen Jahren auch in unserm Lande zahlreiche und opferfreudige Freunde, und diese Missionsfreunde zu ermuntern und ihre Zahl aus allen Schichten und Richtungen unseres Volkes möglichst zu vermehren, ist der Zweck des Synodalbeschlusses und dieses Schreibens. Freilich bleibt es vorderhand *ein zwar viel gehegter, aber unerfüllbarer Wunsch*, daß unsere Kirche mit allen ihren Gliedern unter Leitung ihrer Behörden eine eigene bernische Missionsgesellschaft mit besonderm Missionswerk bilden möchte. Zu einem irgendwie bedeutendern selbstständigen Missionsbetrieb *fehlt es unserer Kirche an Mitteln, an Personen und zur Zeit noch an der nothwendigen Einigkeit im Geist.* Aus diesen und andern Gründen hat die Synode auch nicht einmal den Versuch machen wollen, sich mit einer der bestehenden Missionsgesellschaften über den offiziellen Anschluß der bernischen Kirche in Unterhandlungen einzulassen; sie beschränkt sich vorläufig darauf, Ihnen nur ganz im Allgemeinen, aber deßwegen nicht minder eindringlich anzuempfehlen, daß Sie die gute Sache der Heidenmission unter Ihren Gemeindegenossen freudig vertreten und fördern und daß Sie je am dritten Adventssonntage, also zu der Zeit, in welcher der christlichen Gemeinde das Kommen des Herrn Jesu angekündigt wird, in Ihrer Kirche milde Gaben sammeln möchten, durch welche das Kommen des Herrn zu den Heidenvölkern beschleunigt werden soll, soweit Menschen dazu beitragen können. Wie Ihnen die Synode volle Freiheit läßt in der Wahl der Mittel und Wege, durch welche Sie die Theilnahme am Missionswerk beleben wollen, so stellt sie es auch ganz Ihrem Ermessen anheim, welcher Missionsgesellschaft die Kirchenopfer Ihrer Gemeinde zufließen sollen. Dabei werden hauptsächlich in Betracht kommen müssen: die alte, wohlbekannte *Basler Missionsgesellschaft*, der neu gegründete „*allgemeine Missionsverein*," etwa noch die Mission der *Brüdergemeine* (Herrenhuter) und für die französischen Gemeinden die Missionsgesellschaft in *Paris*. Alle diese Gesellschaften haben im Kanton ihre besondern Comités oder Vertretungen, welche nicht ermangeln werden, von sich aus oder auf Begehren Ihnen alle wünschbare Auskunft zu geben über den Stand, die Ausdehnung, den Betrieb ihres Werkes und über die Grundsätze, nach welchen es geleitet und darin gearbeitet wird."

Noch ausführlicher geht das Rundschreiben auf die Pflicht der Evangelischen gegen ihre Glaubensbrüder in der Zerstreuung ein und schließt dann mit den Worten: „Geehrte Herren! Das Werk der Heidenmission und dasjenige des protestantisch-kirchlichen Hilfsvereins sind unser aller Unter-

stützung werth, sie sind christliche Liebeswerke. Wir beten alle Tage: Dein Reich komme! Lasset uns auch mit Freuden etwas thun, daß es komme, und mit der That uns als solche erweisen, deren Glaube in der Liebe thätig ist. Solche Handreichung, gethan im Namen des Herrn, bringt Freude und Segen den Gebern, wie den Empfängern." Unterzeichnet ist das Schreiben vom Präsidenten des Synodalraths, Pfr. J. Ammann, und vom Sekretär, Pfr. M. Ochsenbein. Den Kirchgenossen soll von der Kanzel aus oder sonst in zweckmäßiger Weise Kenntniß davon gegeben werden.

— Als Nachfolger für den abgehenden Inspektor Dr. Fabri ist in Barmen Pastor Schmalenbach gewählt worden. Nach längerem Zögern hat er die Wahl angenommen und wird, falls seine Gesundheitsumstände es bis dahin gestatten, am 1. Oktober sein Amt am Missionshaus antreten.

— Hr. F. E. Wigram, einer der Sekretäre der englisch-kirchlichen Miss.-Ges., hat aus eigener Tasche 200,000 Mk. beigesteuert zu den Kosten der Verlegung der Missionskinderanstalt von Highbury auf's Land. Deutlicher hätte er der Liebe zu den unter seiner Leitung stehenden Missionaren wohl kaum Ausdruck geben können.

Bücherschau.*)

The Missionary Problem. By James Croil, Toronto: William Briggs, 78 King Street, E. 1883. Preis 1 Dollar.

Dies hübsch ausgestattete Buch enthält auf 224 Seiten 1) eine kleine Abhandlung über Wesen, Ziel und Bedeutung der Heidenmission, 2) recht anschaulich geschriebene Skizzen der Missionsgeschichte von Afrika, Madagaskar, China, Japan, der Südsee, der Türkei, 3) eine historische Uebersicht über die Entstehung und bisherige Entwickelung der wichtigsten evangelischen Missionsgesellschaften, 4) ein Schlußkapitel über „Mittel und Wege", 5) eine ziemlich große Weltkarte der Mission. Wie der „Presbyterian Record for the Dominion of Canada", den wir von Monat zu Monat mit Vergnügen lesen, giebt auch dieses nette Buch einen wohlthuenden Eindruck vom Missionseifer und zugleich vom weiten Blick der kanadischen Presbyterianer.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

Die Kirche Christi in Wort und Bild. Von Dr. Chr. G. Hottinger. Vierte Auflage. Straßburg i. E., Selbstverlag des Verfassers.

Ein ganz eigenartiges, unserem Geschmack entschieden zusagendes Büchlein, das auf 128 Seiten einen populären Auszug aus der ganzen Kirchengeschichte mit besonderer Berücksichtigung des Kirchenlieds, der kirchlichen Kunst, der inneren und äußeren Mission, zahlreiche poetische Citate und dazu noch ca. 170 Holzschnitte, darunter viele ganz neue und recht schöne, bringt. Eine englische Bearbeitung steht in Aussicht. Dieselbe dürfte für alle Missionsgebiete, wo englisch verstanden wird, sehr zu empfehlen sein. Beigebunden ist die bekannte Hottinger'sche Lutherschrift, von der in den Tagen des Lutherfestes über 600,000 Exemplare verbreitet wurden.

Nicht minder ansprechend ist des gleichen Verfassers größeres und entsprechend gründlicheres Werk (336 S.) „Elsaß-Lothringen". Neben dem christlichen Sinn und der allgemeinen Menschenfreundlichkeit des Verfassers kommt hier namentlich sein begeisterter, aber nie das Praktische aus dem Auge lassender Patriotismus zur Geltung.

Erinnerungen aus meinem Leben. Von J. Fr. H. Wohlers. Missionar auf Ruapuke in Neuseeland. Bremen 1883. Bei W. Valett & Co.

Ein selten interessantes Buch, das nicht nur werthvolle Beiträge zur Geschichte der Norddeutschen Mission und der Christianisirung Neuseelands enthält, sondern uns vor allem mit einem ebenso begabten als bescheidenen Naturkind bekannt macht, aus dem zuerst ein begnadigtes Kind Gottes und dann auch ein ganzer Missionsmann wird. Die liebenswürdige Naivetät, mit der diese Erinnerungen geschrieben sind, haben etwas unbeschreiblich Anziehendes. In Missionsvereinen sollte man das Büchlein zum Vorlesen benützen.

Dr. Martin Luthers Lehre vom Glauben. Vortrag von Pfarrer J. J. Schenkel in Schaffhausen. 30 S. Preis 30 Ct.

Auf's tiefste sind wir erbaut worden durch diesen Vortrag, der auf 30 Seiten die schönsten und kernhaftesten Stellen über den Glauben gibt. Möchten doch auch Katholiken diese Schrift in die Hand nehmen und daraus sehen, was Luther über die Werke und den Glauben gedacht und geschrieben hat. Wir wünschen dem trefflichen Schriftchen weite Verbreitung.

Martin Luthers Glauben. Von Prof. Dr. Grau. Gütersloh. C. Bertelsmann. 20 S. Preis 40 Pf.

Eine gehaltvolle, viel Gutes bietende Lutherfestrede, an der wir nur das auszusetzen haben, daß sie — etwas zu deutsch ist. Bei andern mag ihr gerade das zur Empfehlung dienen.





Ein Brahmane.

Ein Missionsfest in der Krim.

Nach dem Beiblatt zu Nr 44 des Petersburger Evang. Sonntagsblattes. (Oft. 1883.)

Im Herzen der Krim, sieben Werst von der Eisenbahnstation Biuk-Onlar, liegt ein freundliches Dorf. Stattliche, lange Häuser — Stall und Scheune unter demselben Dach mit den Wohnräumen, — stehen hinter weißgetünchten Steinzäunen mit dem Giebel zur Straße, von der sie ein kleiner Obst- und Blumengarten trennt. Es sind ihrer nicht viele und doch hat dieses Dorf „Herrenhilf" seit Jahren sein eigenes Missionsfest. Und das kam so. Als zur Zeit der Wüst'schen Erweckung, die vor mehr als zwanzig Jahren einen großen Complex deutscher Colonien Südrußlands durchbrauste, auch im Grunauer Kirchspiel sich vielfach Erweckte zu „Stunden" zusammenfanden, griff die damalige Kolonieverwaltung mit rauher Hand ein und beschwor eine Verfolgungszeit über die sogenannten „Kirchenbrüder" herauf. Viele mußten unter harter Aufsicht in der Kronsanpflanzung Strafarbeit thun, bis sie einen Revers unterschrieben, daß sie gewisse Melodien nicht mehr singen, noch die „Stunden" besuchen wollten. Unter diesem Druck hielt es ein Häuflein Familien nicht mehr aus und wanderte in die Krim, wo sie die Dörfer Herrenhilf und Herrendank auf gekauftem Land anlegten. Obwohl ihnen auch hier die geistliche Behörde mit einer gewissen Reserve entgegenkam, ja es auch hier Zeiten gab, wo der Pastor, zu dessen Bezirk sie gehörten, gegen sie predigte, blieben sie dem evangelisch-lutherischen Kirchenverband doch treu und der Baptismus rekrutirte sich nicht aus ihren Reihen.

Diese zwei Dörfer nun bewahrten sich ihre Eigenart und ihr wahres Christenthum auch in Zeiten, da sie zwei Feinden desselben zu begegnen hatten: einer überaus schwachen geistlichen Bedienung auf der einen Seite und dem wachsenden materiellen Wohlstand auf der andern Seite. Ja, sie setzten es durch, daß sie ein Missionsfest in ihrer Mitte feiern konnten, zu dem sich dieses Mal besonders viel Gäste eingefunden hatten.

Auf der vom Wind geschützten Seite des Schul- und Bethauses war für das Fest mit Balken und Brettern ein riesiges Zeltgerüst errichtet worden, unter dem wohl 6—800 Seelen sitzen konnten. Um die Leinwand des Daches zu beschaffen, hatte einer vorgeschlagen: jeder Hausbesitzer solle ein ganzes Stück Sackleinwand kaufen, jetzt zum Missionsfest leihen und später könne man doch noch Säcke daraus nähen. Gesagt, gethan! und wie für die Bequemlichkeit der Gäste gesorgt war zum Sitzen und Hören, so auch für das Essen. Denn ich selbst sah am Freitag Morgen schon, wie einzelne von den Wirthen aus ihrer Schafheerde sich die feistesten Hämmel zum Schlachten aussuchten. Wieviel Weißbrod, Kaffee, Fleisch, Kartoffeln, Trauben und Wein haben wohl allein die Gäste des Wirths aufgezehrt, bei dem ich mit 62 anderen im Quartier war?

Sonnabend den 17. September rollten staubumhüllte Wagen aus der Nachbarschaft in's Dorf. Die Herrenhilfer sandten zu jedem Eisenbahnzuge mehrere Wagen auf die Station, um etwa ankommende Gäste abzuholen. So entspann sich zwischen einem auswärtigen Gaste, der von diesem liebenswürdigen Brauche keine Ahnung hatte, und einem abgeschickten russischen Knechte folgende Unterhaltung.

Der Knecht sieht den Fremdling auf dem Perron und fragt: „Wohin wollt Ihr fahren?"

„Nach Herrenhilf; bist du ein Fuhrmann, der mich für Geld und gute Worte hinführt?"

„Nein, ich bin der Knecht des Wirthes N . . . und bin hergeschickt zu holen, wer immer zum Missionsfest gekommen ist," war die Antwort.

„Ja, vielleicht erwartet dein Hausherr irgend einen Gast, den er eingeladen hat, und der bin ich nicht! Ich bin ein Fremder, der auf der Reise durch Südrußland vom Missionsfest gehört hat und gerne Theil daran nehmen möchte," sagte der Fremde.

„Einerlei! Ich soll holen, wer kommen will. Mein Wirth erwartet keinen bestimmten Gast, sondern sagte, es könne vielleicht Jemand angekommen sein, der keine Fuhre bestellt habe! Wollt Ihr zum Missionsfest, so setzt Euch nur auf den Sitz!"

Und so brachte er ihn zum Hausherrn, der den Gast wie ein Geschenk aufnahm!

Abends unter Beleuchtung machte sich das Zeltdach recht romantisch, da nur der vordere Theil hell genug war, um die Gesichter deutlich erkennen zu lassen. Da standen die Redner lichtumflossen da und der Schall trug die Worte der herzlichen Begrüßung auch in die dunkeln Ecken, wo das Auge die Hörer kaum sah. Pastor Heine, der Jahrelang Leiter dieses Festes in der Krim gewesen, da der bisherige Ortspastor sich von dergleichen zurückzog, eröffnete die Reihe der Ansprachen und forderte auf zu freudigem Dank gegen Gottes Gnade, die hier wieder solch ein schönes Fest geschenkt. Nach ihm trat ein früherer Missionar der Rheinischen Missionsgesellschaft, Zimmer,*) auf als der Mann aus Macedonien und sprach über den Ruf: „Kommt herüber und helft uns!" Der Evangelist Isenberg folgte darauf mit einer kurzen warmen Ansprache über die innere Bereitung zu solch einem Fest, worauf Pastor Keller den Schluß machte, indem er auf die drei fordernden Ansprachen der Vorredner das Amen sprach, das da heiße: „Ja, ja, es soll also geschehen" und wie solche Antwort aus der Gemeinde ertönen könne und werde.

Sonntag früh kam erst der Haupttheil der Gäste von Nah und Fern. Waren doch einige aus dem Odessaer Kreise, andere aus dem Grunauer Kirchspiel weit her gekommen, um mit gleichgesinnten Brüdern dieses Fest zu begehen. Das gibt denn vor Anfang des Gottesdienstes schon ein Grüßen und Austauschen trauter Auskünfte über das leibliche und geistliche Wohlergehen Verwandter und Bekannter. Pastor Alber aus Großliebenthal war leider verhindert zu kommen, so daß die gleichen Redner wie Abends zuvor auch jetzt wieder die Festreden hielten.

---

*) Im „Kleinen Missionsfreund", Barmen 1884, erzählt Miss. Zimmer den Kindern: „wie es kam, daß er nach Südrußland gieng" und überhaupt von dieser seiner Reise.

Nach einem Gesang des vierstimmigen Chores des Dorfes Herrendank und einem Gemeindelied, hielt Missionar Zimmer die Festpredigt über den schönen Missionstext Jes. 62, 10—12, indem er den Missionsbefehl, die Missionsarbeit und die Missionsverheißung den Hörern ans Herz legte und durch eingeflochtene Erzählungen aus seiner eigenen 28jährigen Erfahrung, besonders den zweiten Theil der Arbeit, die die Steine aus dem Wege des Herrn räumt, allen interessant und ebenso belehrend wie anregend machte. Es liegt doch für Missionsfreunde ein eigenartiger Zauber in den mündlichen Schilderungen eines Mannes, der seines Lebens Blüthe draußen in dem Dienste Jesu an den Heiden geopfert hat und nun doch kein anderes Bekenntniß hat über sein Leben als das: „Und wenn ich noch ein Mal würde geboren werden, ich wüßte keinen andern, keinen schöneren Beruf, als den eines Missionars."

Wieder machte sich die Bewegung der Herzen in Liedern Luft, und dann hielt Pastor Keller eine Rede über das Philippuswort: „Komm und sieh," wie das Wort gelte von der persönlichen Herzensstellung der Gläubigen zum Heiland, weiter von der Missionsarbeit und endlich vom Zustand der christlichen Gemeinde in der Heimat. Einiges daraus möge hier stehen:

„Es ist mir alle Mal eine rechte Erquickung, wenn ich die Geschichte von des Philippus Glauben lese. Er war so überzeugt, daß man seinen Jesus nur zu sehen brauche, um ihm sofort zuzufallen, daß er in berechtigtem Stolz alles Disputiren über Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit abbricht durch das Wort: Komm und siehe es! Komm zu Jesu und sieh selbst, wer er ist!

„Wollte Gott, wir Christen wüßten auch etwas von diesem Glauben! Wollte Gott, wir faßten auch solch ein persönliches festes Vertrauen auf unsren Heiland, daß wir wie Philippus es wüßten, Jesus wird uns nicht blamiren, nein, er macht sein Wort und Wesen wahr; er hält, was er verspricht. Ja, wenn die Leute, die andere zum Heiland rufen sollen, selbst so überzeugt wären von ihres Heilands Werth und übermächtiger Liebe, dann hätte ihr „Komm und siehe es!" auf so manchen edlen Nathanael unter ihren Hörern wohl mehr Wirkung.

„Komm und siehe es!" Wie es von der Glaubensstellung gilt, so gilt es auch von der Missionssache. Himmelschreiend ist es

von einem Richter, wenn er den Beklagten, ohne ihn gesehen zu haben, im Vorzimmer schon verdammt! Das muß sich die Mission noch von Manchem gefallen lassen. Ihr schadet es freilich wenig, aber denen schadet's am Christenthum, an der Liebe, an der Erkenntniß der Wege Gottes und seines Wortes, die so richten! Sollte irgend ein solches sich auf dieses Missionsfest verirrt haben, dem sei's zugerufen: Nathanael, komm erst und sieh es! Komm erst und sieh, was das für Arbeit ist, über die du den Stab brichst, komm erst und sieh, was die Missionare für Leute, die bekehrten Gemeinden für Christen sind, ehe du urtheilst. Was Gott zusammengefügt hat, soll der Mensch nicht scheiden. Mission und Kirche, Mission und Christenthum, Mission und das einzelne gläubige Herz, die sollen und dürfen nicht geschieden sein! Wer also kommen und sehen will, was es auf sich hat mit der Mission, der abonnire auf einige bedeutendere Missionsblätter (z. B. Das Warneckſche Blatt und das Missions-Magazin) und studire die Nachrichten aus der Heidenwelt, oder, wenn es ihm seine Mittel erlauben, so reise er hin in eins unserer großen Missionshäuser und studire den Geist so eines Hauses!

„Komm und siehe es!" Im Hinblick auf die Gemeinden der Heidenchristen können wir getrost sagen „Komm und sieh es!" Können wir aber mit demselben Recht den Heiden draußen sagen: „Komm mit und sieh das Christenthum der Christen!"? Wie, wenn hinter deiner Thür, du streitendes Ehepaar, lauschend ein Dajakke aus Borneo stände? Oder, wenn dich, du christlicher Jüngling, der du dich vorbereitest aufs heilige Amt, ein zweifelnder Brahmane sähe in all deinem Treiben und Thun? Nein, beim bloßen Gedanken an solche Controle wollen wir an unsere Brust schlagen und beten:

„Ach Herr Jesu, komm du und sieh an unsre Lauheit und unser nervloses Glauben, komm du und sieh an unsere Verschwendung für uns und unseren Geiz für Zwecke deines Reiches. Komm und sieh, wie wir vergeblich uns mühen und ringen ohne Geist und Glauben, ohne Kraft aus der Höhe, ohne Segen aus deinem Heiligthume! Lehre uns beten, als die da nehmen aus deiner Fülle und gib uns Alles, was du gebietest, und dann gebiete was du willst! Der Geist und die Braut sprechen: komm! Und wer es höret, der spreche komm! Ja, komm Herr Jesu! — Amen."

Gebet und Segen schlossen für den Vormittag die Feier und alles strömte in die gastlichen Häuser, wo die Tische zwei und drei

Mal gedeckt werden mußten, weil es an Raum wie an Tellern und Besteck fehlte, um alle Gäste auf ein Mal zu speisen.

Leider erhob sich um Mittag ein heftiger Wind, so daß der Gottesdienst am Nachmittag etwas unter dem Brausen des Windes litt, der im Zeltdach wühlte und heulte, ja den Rednern das Wort vom Munde riß, um es ungehört verhallen zu lassen. Man drängte sich dichter zusammen und die Redner strengten sich noch mehr an, um der fast 1000 Menschen zählenden Versammlung vernehmlich zu werden.

Es sprachen Prediger Eberle, der an einer separirten Gemeinde in der Krim angestellt ist, über die Heilung des Gichtbrüchigen, von Vieren getragen, Pastor Heine über einige Erfahrungen seines Missionslebens und die Gefahr, in der gegenwärtig manche Stationen auf Sumatra sich befänden, da ein muhammedanischer Parteiführer mit Waffengewalt in die friedliche Arbeit hineingebrochen ist und schon zwei Stationsgebäude in Asche gelegt hat — zum Ausbau dieser Stationen möge christliche Liebe „Brandgeld" zahlen! — Missionar Zimmer über die Wunderwege, die der Herr seine Knechte in der Missionsarbeit führt, und Pastor Keller schloß wieder den Gottesdienst und das ganze Fest mit einer kräftigen Aufmunterung an die Missionsgemeinde, nicht laß zu werden, sondern durch Gebet und Gaben, ja auch durch Aussendung junger Leute des Herrn Werk zu treiben. Gebet und Segen schlossen dann die schöne Feier.

Die Kollekte ergab die bisher unerhörte Summe von 1214 Rbl.! Gott der Herr segne die freudigen Geber! Wer weiß, wie hoch diese Summe erst käme, wenn man hinzurechnete, was den liebenswürdigen Wirthen die reiche Aufnahme und den vielen Gästen ihre Reise gekostet hat.

Vorher schon fanden drei solcher Missionsfeste in diesem Herbst statt und zwar in Neu-Hoffnung, Neu-Stuttgart und Prischib, die ähnlich gefeiert wurden, wie das eben geschilderte, wenn auch die Kollekten jedes Mal nur die Hälfte der Krimer Summe erreichten. Gott der Herr segnet unsern Süden mit seinem Wort in allerlei Form und Art; ach, daß wir es erkenneten und ihm dankten auch in allerlei Form und Art zu unserer Freude und zu seinem Ruhm!

Erinnerungen eines Missions-Veteranen.

Von E. Casalis.

2. Im Pariser Missionshaus.

Es folgte nun eine Zeit der mannigfachsten Kämpfe und Zweifel, unter denen die Frage meines künftigen Berufes allmählich zur Entscheidung heranreifte. Meiner Umgebung, insbesondere meinem feinfühligen, klugen Lehrer blieb nicht verborgen, was in meinem Innern vorgieng. Um meine Gedanken in ein anderes Geleise zu bringen, fieng er jetzt an, mich durch exegetische Erklärungen des griechischen Testamentes, sowie durch geistvolle Behandlung der Welt- und Kirchengeschichte auf's Studium der Theologie vorzubereiten. Diesem Unterricht schlossen sich dann apologetische und dogmatische Uebungen an, die hauptsächlich darin bestanden, daß ich aus einer Menge verschiedener Schriftsteller das Wesentliche ausziehen und zusammenstellen mußte. Da galt es denn freilich, sich mühsam in alte vergilbte Folianten und in ein schwerfälliges enggedrucktes Latein hineinzuarbeiten; aber jeder neue Beweis von der historischen Gewißheit der biblischen Thatsachen, alles, was auf den Glauben und den Beruf eines Christenmenschen ein neues Licht warf, erfüllte mich mit hoher Freude. Zu gleicher Zeit trug das Lesen der Vorträge von Guizot, Villemain und Cousin dazu bei, mein Denken zu vertiefen und meinen Horizont zu erweitern. Der kühne, freisinnige Hauch, der durch die damalige französische Jugend wehte, berührte auch mich, doch ohne mir zu schaden.

So kam das Jahr 1830. Herr Pyt wurde auf ein anderes Arbeitsfeld berufen und dadurch die Entscheidungsstunde herbeigeführt, vor der mir so sehr gebangt. Meine humanistischen Studien waren beendet; es handelte sich nun darum, ob ich nach Montauban gehen oder in's Pariser Missionshaus eintreten sollte.

Meine guten Eltern erklärten zwar, ich sei ganz frei, zu thun was ich für gut finde; aber ihre traurigen Mienen verriethen nur zu deutlich, welches Opfer es sie gekostet hätte, wenn ich den Missionsberuf ergriffen hätte. Das führte mich in neue Kämpfe hinein, gegen welche alle früheren nur ein Kinderspiel gewesen waren. Jede Arbeit wurde mir unmöglich. Ich floh meine vertrautesten Kameraden, weil keiner mich zu verstehen schien, und viele verhöhnten mich sogar wegen meiner närrischen Ideen.

Und doch sollte ein Entschluß gefaßt werden. Aber weder ein Familienrath, der gehalten wurde, noch der Vorschlag des Herrn Pyt, in diesem Falle nach Art der Brüdergemeine das Loos zu ziehen, trug zur Klärung bei. Letzteres erschien mir in meiner damaligen Gemüthsverfassung geradezu als ein Versuchen Gottes, da es ja stets in meinem Innersten hieß: „Du weißt, daß du Missionar werden mußt!“ Endlich fand mein väterlicher Freund, der kaum weniger litt als ich selber, einen Ausweg aus dieser Bedrängniß, indem er meinen Eltern vorschlug, daß ich ihn nach England begleiten möchte, um dort eine Stelle als Hauslehrer anzunehmen, in der ich meine Kenntnisse verwerthen und ruhig den Augenblick abwarten könne, da Gott mir die Kraft zu einer Entscheidung geben werde. Dieser Gedanke war eine wahre Erlösung für uns alle, und erleichterten Herzens reiste ich alsbald mit meinem geliebten Führer nach England ab. Der Weg gieng natürlich über Paris.

Es war Mitte April (1830), als wir hier eintrafen, gerade die Zeit, da die Jahresfeste der religiösen Gesellschaften gehalten wurden. Mit großer Freude nahm ich an allem Theil; besonders aber begeisterte mich die feurige, fast kriegerische Rede, welche der französische Admiral, Graf Ver-Huell, an die Zöglinge des Missionshauses richtete. Mit tiefer innerer Bewegung sah ich die drei jungen Männer der Rednerbühne gerade gegenüber dasitzen und der Ansprache ihres Präsidenten lauschen. Natürlich führte mich Herr Pyt auch in's Missionshaus, wo der Direktor Herr Grandpierre und dessen Frau mich so überaus freundlich empfiengen, daß ich wohl merkte, ich sei ihnen kein Fremder mehr. Von diesem Augenblick an war all meine Zaghaftigkeit und Unschlüssigkeit wie weggezaubert. Es herrschte eine so heitere Frömmigkeit im ganzen Hause, man sprach da so fröhlich und freudig vom Missionsberuf,

daß mir's wie Schuppen von den Augen fiel und ich die Seligkeit und die Kraft inne ward, welche darin liegt, daß man ohne Rückhalt dem göttlichen Willen sich ganz überläßt. Damit hatten alle jene Zweifel und Kämpfe ihr Ende erreicht, um sich nie wieder einzustellen. Doch behielt ich das alles für mich. Erst eine Woche später, als Herr Pyt von der Weiterreise sprach, hatte ich endlich den Muth, ihm zu erklären, meine Reise sei schon beendet, im Missionshaus habe sie ihr Ziel erreicht! Und noch am gleichen Tag erhielt die Missionsfamilie auf dem Mont Parnaß einen Zuwachs. Ich war Missionszögling geworden, um es 2½ Jahr lang zu bleiben, — eine kurze und doch wie inhaltsreiche und gesegnete Zeit!

Die strenge Lebensweise im Missionshause hatte für mich viel Ansprechendes. Man arbeitete von Morgens bis Abends; aber niemand beklagte sich darüber. Auch die klare Lehrmethode von Herrn Grandpierre, sowie seine völlig aus der Schrift geschöpfte Theologie, der nur hie und da eine unschuldige deutsche Gewagtheit eingestreut war, sagten mir sehr zu. In unsern Freistunden durften wir den bildenden Umgang der liebenswürdigen Frau Grandpierre genießen, die mit ihrer ungekünstelten Frömmigkeit und ihrem feinen Takt keinen geringen Einfluß auf uns übte.

Das Missionshaus war damals der Mittelpunkt für das neuerwachte geistliche Leben in Paris; Männer aus den höchsten wie aus den geringsten Ständen fanden sich da zusammen und erbauten sich aneinander. Diesem Umstand verdankte ich die Verbindung mit jungen Männern meines Alters, Franzosen und Schweizern, deren treue Freundschaft mich durch's ganze Leben begleitet hat. Am Innigsten schloß ich mich an Charles Bovet von Boudry und an den bernischen Polytechniker Louis Gruner an. Es wehte ein frischer, freudiger Geist in unsern Zusammenkünften, da jeder sich frei und offen über das, was ihn bewegte, auszusprechen pflegte, was freilich die Schüchternen unter uns oft in peinliche Verlegenheit brachte. Im Ganzen aber waren wir Alle „der Rede voll," wie weiland der gewaltige Freund Hiobs. Unsere Begeisterung war gleich groß für Religion, wie für Philosophie und Politik; ja unser Enthusiasmus für letztere gieng so weit, daß wir der Juli-Revolution (1830) zujauchzten und ohne die geringsten Skrupel an den Barrikaden mithalfen, im frohen Glauben, jetzt habe die Stunde

der völligen Religionsfreiheit für Frankreich geschlagen. Die Enttäuschung blieb freilich nicht aus, doch wurden ja manche Vortheile den Evangelischen zu Theil und von diesen schnell benützt. Das Oratoire Taitbout z. B. wurde eröffnet, und Leute aller Stände und Kirchenparteien drängten sich herzu, um Herrn Grandpierre die Wahrheiten des evangelischen Glaubens vertheidigen zu hören. Auch wir Missionszöglinge bekamen Gelegenheit, uns in der praktischen Theologie zu üben. Unser Komite hatte für uns ein Lokal gemiethet, wo wir uns auf unsern künftigen Beruf unter den „Wilden" vorbereiten konnten. Es war in dem verrufenen Quartier bei Sèvres, wo Bänkelsänger und Seiltänzer ihr Wesen trieben. Diese Schule war ganz gut; denn was Lärm und Mißtöne aller Art anbelangt, so kommt kein noch so schreckliches afrikanisches Tam-tam den Trommeln und Cymbeln dieser pariser Gaukler gleich. Andere Uebungen wurden uns in den Ferien zu Theil, wo wir ausgesandt wurden, um die mit Arbeit überladenen Landpfarrer zu vertreten. Zwei Monate eines solchen Landaufenthaltes genügten, uns gehörig abzumagern. Nach den ermüdendsten Gängen auf unbeschreibbaren Feldwegen, wo oft die stärksten Ackergäule bis zur Brust einsanken, gab es täglich zu predigen und Gebets- und Singstunden zu leiten. Eines Samstag Abends hatte ich derart in dem weißen, glatten Lehmboden herumstampfen müssen, daß nichts übrig blieb, als meine sämmtliche schwarze Kleidung in einen Waschkessel zu stecken und gehörig zu bearbeiten. Aehnliche Abenteuer wiederholten sich beständig.

Indeß nahte die Zeit unserer Aussendung heran. Nach der Eroberung Algiers durch unsere Landsleute, hielt unser Komite es für Pflicht, in diesem neuen Theil von Frankreich eine Station zu gründen. Mein Freund Arbousset und ich erhielten den Auftrag, mit allem Eifer den Islam und das Arabische zu studiren. Hebräischen Unterricht hatten wir schon am Collège de France erhalten. Diese Studien hatten großen Reiz für uns und sie gaben uns Gelegenheit, noch weitere Vorlesungen an der Sorbonne über Philosophie und Alterthumskunde zu hören. Wir waren im besten Zuge, uns all diese Wissensschätze zu eigen zu machen, als es plötzlich hieß, wir seien bestimmt, ans Kap der guten Hoffnung zu reisen! Das war uns eine große Enttäuschung. Von Algier war plötzlich keine Rede mehr, weil von den nach dem Innern Südafrika's zuerst

ausgesandten Brüdern sehr günstige Berichte und dringende Bitten um Verstärkung gekommen waren. Im Jahr 1829 waren nämlich die drei ersten Pariser Missionare nach Südafrika abgegangen. Einer von ihnen hatte sich im Kapland bei französischen Protestanten niedergelassen, um unter ihren Sklaven zu missioniren, eine sehr prekäre Aufgabe! Den beiden anderen aber (Rolland und Lemüe, zu denen 1832 noch Missionar Pelissier hinzu kam) war es gelungen, beim Stamm der Baharotse eine Station zu gründen, die anfangs schön aufzublühen schien, aber schon nach kurzer Zeit von ihnen verlassen werden mußte, da der berüchtigte Moselekatsi die Bahrotse bekriegte und auch den Missionaren nach dem Leben stand.

Anstatt des Arabischen mußten wir uns nun mit dem Holländischen befreunden, und begierig sammelten wir alles, was je über Hottentotten und Kaffern geschrieben worden.

3. Die Reise nach Afrika.

Nach einem letzten zweimonatlichen Aufenthalt in meiner Heimat kam endlich die Stunde des Abschieds. Um 4 Uhr morgens wurden die Pferde, auf welchen ein junger Freund mit mir die erste Strecke der Reise zurücklegen sollte, vor's väterliche Haus geführt. Nach dem gemeinschaftlichen Gebet begann nun eine Scene, die ich nur mit derjenigen bei der letzten Trennung im Moment des Sterbens vergleichen kann. Mein Vater und meine Geschwister waren vollständig zernichtet; nur meine Mutter hatte noch die Kraft zu sprechen. Als sie auch mich schwach werden sah, rief sie mir zu: „Muth, mein Sohn, es ist für deinen Gott, daß du hinziehest; befiehl du uns ihm; ich weiß, daß er dich behüten wird"! Einen Augenblick nachher waren wir zu Pferd und waren schon einige Schritte geritten, als mein Vater mir zurief: „Steige herab, ich muß dich noch einmal umarmen!" — „Nein, bitte, wir werden noch die letzte Kraft, die uns geblieben, verlieren!" — „Ich befehle es dir!" — So warf ich mich denn in die Arme des guten Vaters, der mich krampfhaft an seine Brust drückte und mit dumpfer Stimme die herzbrechenden Worte herauspreßte: „Ich werde dich hienieden nicht wieder sehen, mein Sohn!" — Erst vier Tage nachher — bei unsrer Ankunft in Paris — hatte ich meine Ruhe wieder gefunden.

Bisher haben wir Casalis selbst erzählen lassen. Es würde aber zu weit führen, wenn wir seiner zwar sehr ansprechenden und frischen Reisebeschreibung Schritt für Schritt folgen würden. Nur das Wichtigste sei hier zusammengestellt.

Es waren drei Männer, welche die französische Mission im Basuto-Land gründeten: Casalis, Arbousset und Gosselin. Der letztere war Maurer, Katholik von Geburt, und durch ein zufällig gefundenes N. Testament zum evangelischen Glauben gekommen; er hatte demüthig um Erlaubniß gebeten, als Missionshandwerker die beiden Brüder begleiten zu dürfen, und wurde für sie eine unschätzbare Hülfe. — Am 11. Nov. 1832 schifften sich die drei in Gravesend auf einem englischen Zweimaster ein. Es war damals noch die schöne Zeit der Segelschifffahrt und die Seereise, die man jetzt in 3 bis 4 Wochen macht, dauerte nicht weniger als 3½ Monat. Casalis beschreibt ausführlich seine und seiner Gefährten Eindrücke angesichts der afrikanischen Küste. Der Anblick des Tafelberges mit seiner hohen düstern Mauer macht die jungen Missionare bis ins Innerste erbeben beim Gedanken, was wohl hinter diesem unheimlichen Wall auf sie warten mag. Da öffnet Arbousset seine Bibel und sein Auge fällt auf die Worte des Propheten Sacharia: „Wer bist du, hoher Berg, der du doch vor Serubabel zur Ebene werden mußt"? und dies Bibelwort bringt neue Zuversicht in die Herzen.

Ueber den Empfang in Kapstadt durch den bekannten englischen Missionar, Dr. Philip, sagt Casalis: „Wir wurden auf wahrhaft väterliche Weise von diesem würdigen Mann in sein Haus aufgenommen, wo zu gleicher Zeit mit uns noch andere Missionare gastfreundlich beherbergt wurden. Einer derselben war aus dem Innern Afrika's gekommen, ein anderer hatte seine Gesundheit bei den Straßen- und Bazarpredigten in Kalkutta eingebüßt und ein dritter war aus Madagaskar vertrieben worden. Es herrschte aber ein so freier, ungezwungener Ton unter ihnen, daß wir Neulinge, die wir vielleicht noch mit übertriebener Feierlichkeit uns bewegten, nur staunen mußten über ihre Fröhlichkeit. Bald aber wurden wir inne, wie all die unterhaltenden Anekdoten, die erzählt wurden, von tiefem Ernst und lehrreichen Bemerkungen begleitet waren. Die schöne, edle Persönlichkeit Dr. Philip's und die herzlichen Worte, die er an uns richtete, gewannen vollends unser Herz. Er ist es, der

unser Komite veranlaßt hat, unsere Vorgänger nach Südafrika zu senden, und so waren auch wir ihm ganz besonders empfohlen worden. Seine große Geistes- und Herzensbildung, sein weiter Blick, vor allem aber seine biedere Frömmigkeit haben ihn zum Beschützer der Eingebornen von ganz Südafrika gemacht, und es war sein Anliegen, ihnen Missionare zu verschaffen. Aber gerade seine Hingabe an die Unglücklichen war der Grund von Feindschaft und Verleumdung seitens der Kolonisten gegen ihn."

Der erste Tag auf afrikanischer Erde sollte aber für unsere Reisenden noch ein sehr trauriger werden. Dr. Philip mußte ihnen nämlich die schmerzliche Mittheilung machen, daß die von den Brüdern Lemue, Rolland und Pelissier (1829) angefangene vielversprechende Mission im Norden durch einen blutigen Krieg des grausamen Häuptlings Moselekatsi zerstört worden sei! Voll tiefer Betrübniß über diese niederschlagende Nachricht begaben sich unsere drei Fremdlinge in der Abenddämmerung wieder an das Ufer des Meeres, von dem sie am Morgen mit so großen Hoffnungen Abschied genommen hatten. Was sollte nun aus ihnen werden, wenn diejenigen, die sie hatten kommen heißen, selbst nicht wußten, was beginnen? Wohin sollten sie nun in dem fremden, fernen Lande ihre Schritte lenken? Selbst Dr. Philip — trotz seiner Landeskenntniß und Erfahrung — wußte keinen Rath. „So giebt es Stunden im Leben, wo Seelen- und Gemüthsleiden das Gleichgewicht aller Kräfte zu zerstören drohen. Wie wenig ahnten wir damals, daß diese große Verlegenheit dazu führen sollte, unserer Gesellschaft das Arbeitsfeld zu eröffnen, welches der Herr ihr bestimmt hatte und wo so große Erfolge und viele Segnungen ihrer harrten."

Ueberzeugt, daß Gott sie nicht nach Südafrika würde haben ziehen lassen, wenn er dort nicht etwas für sie zu thun gehabt hätte, entschlossen sich die drei Freunde, doch nach dem Innern des Landes zu reisen und zwar zunächst nach Kuruman, der Station Moffat's im Lande der Betschuanen, wohin sich auch die andern Brüder zurückgezogen hatten. Von der monatelangen Reise im Ochsenwagen durch die weiten, wüstenähnlichen Strecken entwirft Casalis eine so überaus anschauliche, lebendige Schilderung, daß es einem ordentlich leid thut, die mit der Feder eines Künstlers gezeichneten Bilder hier nicht wiedergeben zu können. Um sich einen Begriff machen zu können von den fatalen Lagen, in die man in

einer solch absoluten Einöde gerathen kann, erzählt er, wie ihm, dem sehr Kurzsichtigen, durch Ungeschicklichkeit seine Brille, von der er sehr abhängig war, zerbrochen und der vom Pariser Optiker gut verpackte Gläservorrath völlig zertrümmert und zermalmt in der Kiste aufgefunden wurde. Nun blieb ihm nichts übrig, als allein einige Tagereisen zurückzureiten, um in einer kleinen holländischen Niederlassung, durch die sie gekommen waren, nachzuforschen, ob dort nicht ein Ersatz zu finden sei. Aber in ganz Graaff-Reinet fanden sich keine Gläser für Kurzsichtige, nur ein paar blaue Schutzbrillen, die wenig halfen. Um aus Kapstadt welche kommen zu lassen, hätte es wenigstens 4 Monate gebraucht, und zudem hätte er ja nicht sagen können, wohin man sie ihm nachschicken sollte. Eine Folge seiner Brillenlosigkeit war nun z. B. die, daß er auf dem Rückritt zu seinen Begleitern wiederholt in größter Lebensgefahr zu schweben glaubte, da er sechsmal nacheinander die arglos aus dem Gebüsch ihn anglotzenden Gnus wegen ihrer bemähnten Köpfe für die gefürchteten afrikanischen Löwen hielt! Wie glücklich waren unsere Reisenden, als sie endlich das Ufer des Oranjeflusses erreicht hatten und nun doch wenigstens keinen Wassermangel mehr litten. Nachdem sie nicht ohne große Anstrengung den breiten Fluß passirt hatten, trafen sie mit einem Mulatten zusammen, der als Jäger bis in die Nähe von Natal gekommen war und ihnen berichtete, daß in einer bergigen Gegend noch etwas weiter östlich ein wilder Volksstamm lebe, dessen Häuptling nach Missionaren verlange! Es waren die Basuto, deren Land auf den Karten von damals noch als weißer Fleck erschien, nur durch die abschreckende Bezeichnung „Sandebene" charakterisirt! An der westlichen Grenze dieser angeblichen Wüste angelangt, entdeckten unsere Reisenden zu ihrem nicht geringen Erstaunen eine ganze Reihe majestätischer, durch weite Thäler von einander getrennter Berge, welche alle bis fast zu ihrem Gipfel mit üppiger Vegetation bedeckt und mit senkrechten, riesigen Mauerwerken ähnelnden Felsen gekrönt waren. Dann folgten weite Hochebenen, die theils von Menschen bewohnt, theils als Viehweiden benutzt waren, und 20 Stunden weiter östlich war die Aussicht durch eine wundervolle Kette zackiger Berge begrenzt, die sich von Süden nach Norden erstreckte und bei der damaligen Jahreszeit leicht mit Schnee bedeckt war. Das war die Gebirgswand, welche das Gebiet der Basuto vom Natallande trennt. Nach einem Ausruf

Ein Basuto-Krieger.

der Bewunderung mußten unsere Freunde lächeln, als sie sahen, wie wenig ihre Karten der Wirklichkeit entsprachen. Nun machte sie ihr Führer auf die undeutlichen Umrisse eines schwärzlichgrauen Hügels aufmerksam, welcher, wie er sagte, die Residenz des Königs sei, der nach ihnen verlange. Der Name dieses Berges war Thaba-Bossiu oder „Berg der Nacht". Als die Missionare die Spitze desselben erstiegen hatten, wurde plötzlich zu ihrer Begrüßung eine Gewehrsalve abgefeuert, und nun folgte eine Ueberraschung auf die andere.

Moschesch, der mächtige Häuptling, eine stattliche, wohlthuende Erscheinung, und nicht nur er, sondern auch seine Leute machten den günstigsten Eindruck auf die Missionare. Nach der sehr feierlichen Begrüßung ließen sie, so gut es gieng, durch ihren Mittelsmann dem Häuptling auseinandersetzen, daß sie Boten eines Friedenskönigs seien, der auch ihm und seinem Volk zum wahren Heil verhelfen möchte; und Moschesch antwortete: „Mein Herz ist weiß vor Freude. Eure Reden sind süß und groß. Mein Land ist durch Kriege verwüstet; aber ihr habt versprochen uns zu helfen, deßhalb bleibt bei uns! Ihr werdet uns belehren, und mein Land steht euch offen. Ihr habt nur zu wählen, wo es euch am besten gefällt!" In den nächsten Tagen hatten die Ankömmlinge nun allerlei Berührungen mit den Eingebornen, welche zum Theil sehr komischer Art waren, da es lang dauerte, bis die guten Leute zu begreifen anfiengen, daß sie, die weißen, bekleideten Männer, auch Fleisch und Bein, nicht Geister oder Gespenster seien!

Die Hauptsache aber war, daß der Häuptling Ernst machte mit der Erlaubniß zur Niederlassung in seinem Lande. Er selbst geleitete die Fremdlinge in ein wald- und wasserreiches Thal, etwa 8 Stunden von seiner Residenz. Hier wollten sie bleiben, und am 9. Juli 1833 war Morija — so nannten sie den Ort — als erste Pariser Missionsstation in Besitz genommen!

Was ich in Indien vom römischen Katholicismus zu sehen bekommen.

Von Th. Walz.

Fast vierzehn Jahre habe ich als Basler Missionar in Kanara gearbeitet, einer Provinz, die bekanntlich im Norden an das portugiesische Gebiet von Goa grenzt, dessen Bevölkerung überwiegend katholisch ist. Sobald nämlich die Portugiesen (1510) Goa erobert und zum Hauptquartier ihrer ostindischen Besitzungen gemacht hatten, begaben sich Schaaren von römischen Priestern nach Indien, um die Eingeborenen mit Hilfe der portugiesischen Regierung in den Schoß der „alleinseligmachenden Kirche" zu locken oder auch zu treiben, wie die Umstände es gerade mit sich brachten. Infolge dessen findet sich nun, wie in Goa selbst, so auch in ganz Kanara eine große Zahl solch romanisirter Hindus und Mischlinge, die sammt den Konvertiten aus neuerer und neuester Zeit, theils von eingeborenen Priestern, theils von europäischen Ordensleuten pastorirt werden. In Nordkanara giebt es zwei Städte, welche je zwei katholische Kirchen haben, und Mangalur, die Hauptstadt Südkanara's, kann stolz sein auf vier katholische Kirchen, ein Bischofs-Palais, ein Priesterseminar, ein ganz neues, großartiges Nonnenkloster, Schulen u. s. w.

Obwohl ich nun während meines Aufenthalts in Kanara weder in besonders häufige, noch in besonders nahe Berührung mit Katholiken gekommen bin, so habe ich doch genug von ihnen gehört und gesehen, um ein unparteiisches Urtheil darüber abgeben zu können, welcher Art die römisch-katholische Missionspraxis und das religiöse, sittliche und bürgerliche Leben der also Bekehrten zu sein pflegt.

Wo Wachteln nisten und Nachtigallen hausen, da vernimmt man den Wachtelschlag und Nachtigallengesang. Wo Maulwürfe und Termiten hausen, findet man Maulwurfs- und Termitenhaufen. Wo evangelische Missionare sind, da wird Heidenpredigt getrieben

auf allerlei Weise, auch auf Märkten und bei Götzenfesten durch Schrift und Rede das **Wort Gottes** verbreitet. Nie aber habe ich katholische Missionare oder eingeborne Priester an einer derartigen Beschäftigung getroffen. Heidenpredigt wurde von ihnen überhaupt **gar nicht** getrieben. Was ich öffentlich von ihrer Wirksamkeit gesehen und angetroffen habe, das waren Kirchen, Kapellen, Kreuze, Prozessionen und dgl. Aehnlich ist es überall. Nicht Predigt, sondern äußere Schaustücke, lassen die Anwesenheit und Thätigkeit von Katholiken erkennen. Heidnische Feste u. dgl. werden zwar auch von Katholiken (Laien) oft recht zahlreich besucht; aber nicht zum Zweck des Missionirens, sondern zum Vergnügen. Und bei solchen Anlässen machen oft Katholiken, besonders jüngeres Volk. unserer Predigt mehr Opposition, als Heiden und Muhammedaner zusammengenommen! Redet man von Christus, von Gott, vom ewigen Leben, von der Bekehrung, so unterbrechen sie einen mit Fragen nach der Person Luthers, Zwinglis und Calvins, von denen sie alles mögliche Böse zu erzählen wissen. Forscht man nach, woher sie das haben, so kommt man auf Folgendes.

Von der katholischen Presse in Bangalur (Maisur) ist »Permissu Superiorum« ein Buch ausgegangen, welches den Titel trägt „Weg der Gefallenen" (d. h. der Protestanten). Darin wird die Reformation und der Ursprung der evangelischen Kirche hergeleitet aus dem schlechten Lebenswandel, der Trunksucht und Sittenlosigkeit eines Luther und Calvin, die ja bekanntlich an schlechten, unheilbaren Krankheiten, infolge ihres Sündenlebens, elendiglich gestorben sind! Und was von ihnen zu sagen, das gelte mehr oder weniger auch von allen, die mit und nach ihnen von der katholischen Kirche abgefallen sind! Die verhältnißmäßig lange Einleitung genannten Buches beginnt fast wie eine Ansprache an die Heiden. Die protestantischen Missionare aber werden dargestellt als „Landstreicher," welche sich (wie Hausirer schlechter Waare) „mit ihrem Buch" überall ein- und aufdrängen, sich an alle Hausecken und Straßenübergänge hinstellen, vorlesen und Predigten halten, wenn solche „Marktschreierei" überhaupt Predigt heißen könne. Dieser Schilderung folgt dann eine Erklärung unserer **Erfolge**. Diese können natürlich nicht Frucht der Predigtthätigkeit sein, sondern müssen einen anderen Ursprung und Erklärungsgrund haben. Und was ist das wohl? Das sind die reichlichen, geradezu unerschöpflichen

Geldmittel der Protestanten und ihre Machtstellung in Indien. Ihre Prädikanten sind ja Sendlinge der mächtigen englischen Staatskirche! Deßwegen haben sie auch die Mittel zu allerlei Verschwendung und Luxus. Sie haben Weiber und Kinder und Bedienung, machen Spazier- und Vergnügungsfahrten und genießen ihr Leben! Wie ganz anders stehen die katholischen Missionare da! Diese drängen sich Niemand auf, haben das ja auch gar nicht nöthig, denn sie sind keine Hausirer schlechter Waare! Sie sind Geistliche, führen ein Leben der Entsagung und Keuschheit, gehen zu Fuß, und wenn sie sich je einmal eines Vehikels bedienen, so ist's eben ein „magerer Klepper" oder eine alte Mähre!

Wie es sich mit diesem Leben der Entsagung und Enthaltsamkeit in Wirklichkeit verhält, wage ich nicht zu beurtheilen, nur das kann ich sagen: 1) daß mir keine besonderen Beweise von Entsagung und Enthaltsamkeit seitens der katholischen Missionare begegnet oder zur Kenntniß gekommen sind; 2) ich habe protestantische Missionare mit Frau und Kindern, und auch ohne solche, in Ochsenwagen oder zu Pferd, in Hängematten u. dgl. reisen sehen; aber auch gar manche getroffen, die zu Fuß giengen oder auf Schiffen als Deckpassagiere reisten, während ich niemals einen katholischen Missionar oder Priester, nicht einmal einen eingeborenen, habe zu Fuß gehen oder als Deckpassagier reisen sehen; ich traf sie immer nur als Schiffspassagiere zweiter oder gar erster Kajüte, und wenn sie auf dem Lande reisten, in Hängematten, Palankins u. s. w., eingeborene etwa auch zu Pferd — europäische nie. In Udapi war ich einmal Augenzeuge, wie ein römischer Priester seinen Einzug hielt in prächtigem Palankin unter Böllerschüssen und allerlei anderem Feuerwerk, geleitet von großem Troß, welchem der geschmückte Elephant eines der acht heidnischen Oberpriester, eine Musikbande und Träger vergoldeter Schirme, Fahnen u. s. w. vorausschritten. Wie war wohl der Römling zu diesen Ehrenbezeigungen von Seiten der Heiden gekommen? Wahrscheinlich durch sein gewinnendes, freundliches Wesen? Weit gefehlt! Jene heidnischen Tempelmusiker spielten einfach mit, weil sie dafür bezahlt wurden oder bezahlt zu werden hofften, und der heidnische Oberpriester lieh seinen Elephanten nicht sowohl dem katholischen Priester, als vielmehr dem höchsten eingeborenen Bezirksbeamten (Thasildar), einem Katholiken, welcher die Anstalten zu jenem Einzug getroffen

hatte, und keineswegs aus Neigung zu den Katholiken, sondern aus Furcht vor dem Beamten. Ein früherer Thasildar, ebenfalls Katholik, hatte es in sonderlichem Maß verstanden, sich bei den heidnischen Päpsten in Respekt zu setzen, ihre Oberherrlichkeit auf alle Weise zu erschüttern und ihnen Demüthigungen zu bereiten, wozu ihm Zerwürfnisse und Prozesse unter den Oberpriestern selbst die Gelegenheit boten. Ließ er doch einmal auf eine Klage hin einen der acht Oberpriester zur Verantwortung vor sein Tribunal citiren auf eine Stunde, in welcher derselbe bei einem festlichen Anlasse besondere Amtsverrichtungen im Tempel vornehmen sollte. Man denke sich, wie dadurch dem Oberpriester, den Heiden und der heidnischen Tempelgottheit die Freude vergällt und das Fest verdorben wurde, denn anstatt in den Tempel mußte der Oberpriester sich in das für ihn unreine Amthaus begeben, von dem er dann als „Verunreinigter" zurückkehrte, der sich erst umständlichen Ceremonieen zu unterziehen hatte, ehe er Tempel und Wohnhaus wieder betreten durfte! Früher waren diese Oberpriester die eigentlichen Herren im Lande und kein heidnischer Thasildar hätte es gewagt, die Hand an ihre Krone oder an ihren Bauch zu legen; seitdem aber (seit etwa 15 Jahren) der Regierung für Udapi katholische Thasildare zur Verfügung stehen, hat sich — zu ihrem Wohlgefallen — das Blatt gewendet.

Ueberhaupt haben sich die Katholiken in Kanara neuerdings vieler Regierungsstellen bemächtigt. Auch daß der Bischofsstuhl von Mangalur aus den Händen der Karmeliter in die der Jesuiten übergegangen ist und fast gleichzeitig die Zügel der britisch-indischen Regierung in die vizeköniglichen Hände eines eifrigen Konvertiten gekommen sind, bedeutet natürlich einen Aufschwung der römischen Sache und hat die Katholiken Kanara's noch rücksichtsloser, animoser und aggressiver aufzutreten veranlaßt, als man es vorher schon an ihnen gewohnt war. Ist's doch in neuerer Zeit vorgekommen, daß Polizisten Gefährte von öffentlichen Straßen ab- oder zurücktrieben, auf denen katholische Processionen daherzukommen im Begriff waren! Durch solche Dinge machen sich die Katholiken immer unpopulärer.

Von Uebertritten aus dem Heidenthum zum Katholicismus habe ich äußerst wenig gesehen und gehört. Die Katholiken sind eben nicht nur unbeliebt, sondern überhaupt auch zu wenig ein

Licht der Welt und ein Salz der Erde. Die katholische Religion und der katholische Kult mit seiner Heiligen- und Bilderverehrung wirkt nicht anziehend auf die Hindus, am wenigsten auf die edleren und einsichtsvolleren; denn was die Katholiken in dieser Beziehung besitzen und bieten, das haben die Hindus auch bis auf den Weihrauch, die Lichter und das viele Geklingel und Geschelle hinaus. Und was die Verehrungsgegenstände der Katholiken betrifft, so scheinen dieselben den Hindus nur dem Namen nach von ihren eigenen Abgöttern verschieden zu sein; um eines bloßen Namens willen aber nimmt man keinen Uebertritt mit Verlust der Kaste u. dgl. vor. In andern Heidenländern, wo das Kastenwesen nicht existirt und wo die Priester ihren Konvertiten leichter gewisse irdische Vortheile und Vorrechte verschaffen können, als in Indien, mag der Katholicismus mehr Zuwachs von außen erhalten. Aber auch das sind ja nur Scheinerfolge.

Mehr noch als ihr Kultus, ist der Wandel der eingeborenen Katholiken den Hindus ein Anstoß. In Kanara wenigstens sind die Katholiken nicht nur übermüthig und gewaltthätig, sondern in der Regel ebenso gewissenlos wie die Heiden. Die Klagen letzterer über Bestechlichkeit und Ungerechtigkeit der katholischen Beamten sind freilich übertrieben, aber keineswegs aus der Luft gegriffen. Weitaus den meisten Katholiken Kanara's fehlt eben nicht nur jede evangelische Erkenntniß, sondern auch alle wahre Gottesfurcht und Scheu vor der Sünde. Die Aeußerlichkeit des Beicht- und Absolutionswesens trägt wohl auch dazu bei, daß manche Sünden und Laster, namentlich Trunksucht und Völlerei mit dem, was drum und dran hängt, bei den Katholiken noch mächtiger sind, als bei den Heiden, wie denn auch Familien- und Geisteszerrüttungen aller Arten und Grade bei ihnen jedenfalls nicht seltener sind als bei den Heiden.

Aergerlich ist auch die kirchliche und soziale Spaltung, durch welche die sog. „Goa-Christen" von den Mangalur-Christen getrennt sind, sowie der Kastenstolz, mit welchem die Katholiken portugiesischer und brahmanischer (Konkani-) Abkunft auf die anderen herabsehen.

Was an Uebertritten vorkommt, ist wohl größtentheils nicht der eigentlichen Missionsthätigkeit zuzuschreiben, sondern dem Eifer zu verdanken, mit welchem einflußreiche Laien sich als Lock- oder Raubvögel für den Seelenfang haben brauchen lassen.

So hat z. B. in Mangalur ein sehr frommer, katholischer Oberst missionirend gewirkt, und protestantische Trommler seines Regiments haben bald zu fühlen bekommen, daß ein hoher Herr nicht nur zu locken, sondern auch zu zürnen versteht. Mit Vorliebe aber machen sich die Katholiken an solche Heiden, die von der Predigt des Evangeliums innerlich angefaßt und im Begriff sind, sich von evangelischen Missionaren taufen zu lassen, falls es nämlich Leute von Ansehen oder Vermögen sind. So haben sie schon manchen — wenigstens irre gemacht und aufgehalten.

Das ansehnliche Wachsthum, dessen sich die katholische Bevölkerung unter dem britischen Schutz, da kein Haider Ali oder Tipu Sultan sie bedrängt, zu erfreuen gehabt, kommt weniger auf Rechnung von Uebertritten, als vielmehr von Geburten. Sie sind den Heiden überlegen an Strebsamkeit, an Rührigkeit, an Fleiß im Handel und Wandel. Das ist so ziemlich alles, was man zu ihren Gunsten sagen kann. Einzelne auserwählte Seelen giebt's wohl auch unter ihnen; aber sie scheinen sehr dünn gesäet zu sein.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Der junge Ingenieur Insell von der Kongo-Inland-Mission, der im Januar d. J. in Afrika ankam, ist schon im Februar gestorben. Er sollte helfen, das Dampfboot „Henry Reed" zusammensetzen, aber gleich am ersten Tag der Arbeit bekam er Fieber. Schon gieng es ihm besser, als ein Kampf zwischen einigen Händlern und den Eingebornen in Nokki ausbrach und drei Verwundete auf die Station Tundwa gebracht wurden. Der hiemit verbundene Schrecken brachte einen Rückfall und schon am nächsten Morgen hatte das rasende Fieber dem jungen Leben ein Ende gemacht.

— Missionar Ingham in Lukungu hat in letzter Zeit mehrere Elephanten (6) erlegt und sich dadurch die Dankbarkeit und Achtung der Eingebornen erworben, welche der Ansicht sind, „Gott helfe ihm diese großen Thiere zu tödten." Nicht nur liefert das Fleisch gute Nahrung, sondern mit jedem getödteten Elephanten ist auch ein gefräßiger und zerstörungssüchtiger Feind der Getreide- und Zuckerrohr-

felder aus der Welt geschafft. Auch ein riesiges Krokodill hat Herr Ingham erlegt. Im Magen des Thieres fanden sich neben einer Portion Schweinefleisch 105 Steine und 2 kupferne Fußringe, wie die eingebornen Frauen sie tragen und deren Besitzerin im Dorf vermißt worden war! dazu 2 rothe Perlen ꝛc.! Das Ungeheuer maß 15 Fuß, 1 Zoll. Die Eingebornen triumphirten über den Tod dieses Feindes. Wenn irgendwo ein Elephant Schaden anrichtet, rufen die Häuptlinge nun gleich den Missionar zu Hilfe. Frau Ingham schreibt: „In England habe ich hunderte von Mädchen und Knaben unterrichtet, niemals aber habe ich so aufgeweckte und lernbegierige Schüler gehabt als diese Kongo-Kinder. Ich bin so stolz auf meine kleine Schule wie eine Mutter auf ihr erstes Kindchen."

— Im April sind wieder 2 junge Missionare, 2 Lehrerinnen, 1 Missionsehepaar und ein in seine Heimat zurückkehrender „Mafusi" von London an den Kongo abgereist.

— Der Missionsarzt Dr. Sims ist von seiner Reise nach Bolobo glücklich in Leopoldville wieder eingetroffen und zwar in Begleitung Stanley's, der nun am Aequator und an den Stanley-Fällen neue Stationen errichtet, den Aruwimi-Fluß untersucht, mit mehreren Stämmen Verträge geschlossen hat u. s. w. — alles ohne auch nur einen Schuß gegen die Eingeborenen abzufeuern. Dr. Sims ist seines Lobes voll.

— Der Brüdermissionar Hickel, welcher in Kapstadt den abgefallenen oder verwahrlosten Christen nachgeht, beschreibt eine Versammlung der Heilsarmee, die er als Zuschauer mitmachte und in der es sehr tumultuarisch zugieng. Seinen Bericht schließt er: „Wenn ich auch mit den begleitenden Ceremonien und Aeußerlichkeiten nicht einverstanden sein konnte, so hatte ich doch dabei etwas gelernt, daß nämlich auch der roheste Pöbel durch Sanftmuth und Liebe gewonnen werden kann, und daß die Leute einen Zeugenmuth besitzen, um den man sie beneiden möchte."

— Nach Nr. 4 des Hermannsburger Missionsblattes haben im Jahre 1883 auf allen südafrikanischen Stationen (c. 40) zusammen 993 Taufen stattgefunden, so daß die Gesammtzahl der Christen jetzt 8632 ist, 544 Taufbewerber nicht gerechnet. „Der Herr hat's besser mit uns im Sinn als die Menschen, Er nimmt unsere Buße an, hört unser Weinen, erwartet unsern Gehorsam, züchtigt uns und fährt fort zu segnen, wiewohl die Menschen höhnen, lästern, fluchen und sich abwenden. Noch in keinem Jahr haben wir einen solchen Gnadensegen vom Herrn in unsrer afrikanischen Mission zu verzeichnen gehabt. Das ist eine mächtige Glaubensstärkung."

— Am 2. December taufte Dr. Laws in Bandawe am Njassa-See wieder 4 Erwachsene: 2 junge Männer und zwei Weiber früher getaufter Christen. Am Nachmittag feierten 11 Europäer und 7 Eingeborne miteinander das hl. Abendmahl. Mehrere neue Schulen

sind mit Hilfe der Häuptlinge eröffnet worden; ein Schulhaus freilich
haben die Angoni verbrannt. Am 4. December reisten Dr. Laws
und Frau, Herr Drummond und der Londoner Missionar Griffith
von Bandawe nach Europa ab. Dr. Scott ist der Nachfolger von
Dr. Laws.

— Die Nachrichten aus Uganda reichen bis zum 5. Novemb
1883. Missionar O'Flaherty war unwohl und hatte in Ntebbe, a
Seeufer, Erholung gesucht. Er berichtet von 6 weiteren Taufe
Dadurch ist die Zahl der getauften Erwachsenen auf 30, der g
tauften Kinder auf 4 gestiegen. Unter den zuletzt Getauften ist ei
Tochter König Mtesa's, die sich während des Unterrichts du
ihren Verstand und ihren Eifer ausgezeichnet hat.

— Die amerikanischen Missionare Sanders und Fay sind v
König von Bihe freundlich empfangen worden und haben mehr
Plätze zur Gründung einer Station in Augenschein genommen.

China.

In der Provinz Schantung haben voriges Jahr die ame ri-
kanischen Presbyterianer an 100 verschiedenen Orten zusamm en
672 Heiden getauft. Das Werk wächst den Arbeitern über en
Kopf. Sie sind aber voll Dank und Freude.

— Vor zwei bis drei Jahren verbanden sich einige Freunde er
China Inland-Mission, den Herrn um 70 weitere Arbeiter zu
bitten. Seither sind 42 neue Arbeiter und Arbeiterinnen die er
Mission nach China ausgesandt worden. Und damit haben die Ge
gaben Schritt gehalten. Aus Einer Hand kamen 60,000 Mark z
Ausdehnung des Werks, dazu eine Menge kleiner Beiträge, z
Theil begleitet von rührenden Briefen. Hier ist's ein klei
Mädchen, das ihre 4 Mark aus der Sparkasse nimmt und für
Kinder in China bestimmt, dort ein 90jähriger Greis, der 20 M
schickt und gern mehr schicken würde, wenn er's nur vermöchte; h
eine Witwe, die einen kostbaren Shawl zum Verkauf für die M
sion sendet, dort ein kleiner Mädchenverein, der über 200 Mark z
sammengebracht hat u. s. f. „Wir glauben, daß manche dieser Ga
dem Herrn ebenso wohlgefällig sind, als das köstliche Nardenwa
der Maria."

— Aus der Stadt Tschentu in der Provinz Sztschuen schre
Dr. Edwards u. A.: „Fast täglich kommen viele Chinesinnen,
Frau Riley zu besuchen, und drei sind schon bekehrt worden, d
unter eine, der wir behilflich gewesen waren, das Opiumrauchen a
zugeben; denn leider sind in dieser Provinz auch viele Frauen die
Laster ergeben. Die zweite ist Frau Lo, eine alte Wäscherin,
früher eine bigotte Götzendienerin und strenge Vegetarianerin w
ganz in einem Tempel bei den Nonnen wohnte und allgemein

eine halbe Heilige galt. Als Frau Riley hieher kam, erschien mit anderen Chinesinnen auch Frau Lo bei ihr. Das Evangelium gefiel ihr, sie kam wieder und wieder, um es zu hören, und bat endlich um die Taufe. Nun gaben wir ihr ein Zimmer in unserer „Jesus-Halle", und obgleich sie nach wie vor ihrer Arbeit nachgieng, konnte sie nun doch täglich den Andachten beiwohnen. Zum Lesen waren ihre Augen zu schwach; dagegen hatte sie ein vortreffliches Gedächtniß und lernte eine Menge christlicher Lieder auswendig. Zwei Buben, Schüler von Missionar Riley, mußten ihr dieselben vorsprechen, und zum Dank dafür wusch sie ihnen nicht nur die Kleider, sondern kämmte ihnen auch (alle Morgen?) das Haar. Was sie bei uns lernte, das lehrte sie dann wieder in den Häusern, wo man sie zum Waschen brauchte, und nach einiger Zeit konnte sie so klare Rechenschaft geben von der Hoffnung der Christen, daß sie reif für die Taufe schien. Sie ist arm, aber überaus reinlich und sauber; ihr frohes, freundliches Gesicht ist allein schon eine Empfehlung für den Glauben, welchen sie nun bekennt. Die dritte ist Frau Nien, eines Metzgers Frau, die Anfangs von ihrer Schwiegermutter arg verfolgt und sogar von ihrem 15jährigen Sohn auf's Schnödeste behandelt wurde, weil sie gläubig geworden war, bis ihr Mann sie in Schutz nahm und erklärte, daß ihr freistehe, zu glauben was sie wolle. Ehe sie die „Jesus-Religion" annahm, galt sie für ein böses, übellauniges Weib; jetzt bezeugen ihre Nachbarinnen, daß es anders mit ihr geworden. Ja, auch ihr Sohn ist umgestimmt und wohnt jetzt in der „Jesus-Halle", um am christlichen Unterricht theilzunehmen.

„Endlich sei noch ein armes, blindes Mädchen erwähnt, das zwar noch Heidin ist, aber viele Christen beschämen könnte. Nachdem sie infolge der Pockenkrankheit ihr Augenlicht verloren, brachte eine gelehrte Chinesin ihr aus Wohlthätigkeit 3 Jahre lang allerlei Gedichte und Gesänge bei. Diese trägt sie nun in reichen Häusern bei Festlichkeiten und anderen Gelegenheiten vor und verdient damit den Lebensunterhalt für ihre alten Eltern, denen sie auch kocht und sonst nach Kräften dient. Dabei ist sie stets fröhlich."

— Der irisch-presbyterianische Missionar Carson in Njutschwang, Nordchina, hat unter seinen Tauffandidaten einen Chinesen, wie es wenige giebt. „Seit ich im Lande bin, habe ich noch nie einen suchenden Heiden getroffen, der diesem Manne auch nur von ferne gleich käme. Wie oft und wie lange habe ich mich darnach gesehnt, einem solchen zu begegnen, und nun habe ich diesen alten Wang gefunden, in dessen Herzen seit 18 Jahren der Sauerteig des Evangeliums langsam gewirkt hat und den, wenn ich mich nicht ganz täusche, der Heiland jetzt zu sich zieht."

Vor 18 Jahren nämlich war dieser Wang im Gefolge eines Mandarinen nach Peking gekommen. Hier hatte er den berühmten Missionar William Burns, sowie den Missionsarzt Dr. Blodget

und durch diese beiden das Christenthum kennen gelernt. Sie gaben ihm eine Anzahl christlicher Bücher und begleiteten ihn, als er in seine Heimat zurückkehren mußte, bis Tungtschau. Jetzt lebt er in der Nähe der Stadt **Kaitschau**, wo er nicht nur Aecker besitzt, sondern auch eine Papierfabrik hat, in welcher etwa 20 Arbeiter, darunter drei von seinen fünf Söhnen, beschäftigt sind. Er ist 48 Jahr alt. Vor einiger Zeit nun kam Missionar Carson auf einer Predigtreise nach Kaitschau, hörte von Wang und ließ ihn zu sich bitten. Sogleich machte sich Wang auf den Weg, obgleich die Ernte im vollen Gange war und er nur schwer von daheim fort konnte. Kaum hatte er sich aufgemacht, so begegnete ihm denn auch sein ältester Sohn mit einem Lastwagen voll Bohnen, fuhr ihn hart an und machte ihm die bittersten Vorwürfe, daß er die Arbeit so im Stich lasse. Dieser Sohn nämlich ist ein ganz weltlicher Mensch, der an keine Unsterblichkeit glaubt und von Religion nichts will. In seinen Augen ist der Vater halbverrückt und bedarf der Aufsicht. Daher jenes unkindliche Betragen, das man bei einem chinesischen Sohn sonst nicht suchen würde. Wang übrigens ließ sich nicht irre machen, kam richtig in's Gasthaus zum Missionar, ja blieb den ganzen Tag bei ihm und wurde nicht müde, über geistliche Dinge mit ihm zu sprechen. Auf die Frage, ob er auch bete, versicherte er, daß er's seit einigen Jahren regelmäßig thue, und sagte dann zum Staunen des Missionars ganz fehlerlos das Vaterunser her, und zwar mit dem Beisatz: „Höre uns um unseres Herrn und Heilandes Jesu Christi willen!“

Jetzt wird dieser merkwürdige Mann trotz des Widerspruches seiner ganzen Familie wahrscheinlich in Njutschwang bei den Missionaren sein und vielleicht schon die heilige Taufe erhalten haben. Als damals sein Sohn ihn so unfreundlich anfuhr, hatte er ihm ruhig geantwortet: „Mein Sohn, ich habe eine Seele und dieser Seele Seligkeit muß ich schaffen; die Lehre des Himmels suche ich jetzt, nicht eitlen Vergnügungen gehe ich nach, so werde ich wohl auf keinem Irrwege sein.“ Diese Antwort kennzeichnet so recht seinen Nathanaelssinn. Der Herr wolle ihn in alle Wahrheit leiten und ihn in der Einfalt erhalten.

Er ist nicht der einzige Bekehrte, dessen Erweckung auf die Wirksamkeit des gesegneten **William Burns** zurückzuführen ist. Unter seinen Taufkandidaten hat Missionar Carson auch einen jüngeren Mann, der seine ersten christlichen Eindrücke ebenfalls vor bald 18 Jahren aus der gleichen Quelle erhalten hat.

— Für die halb zerstörte Kapelle in **Scheklung** haben die amerikanischen Presbyterianer 370 Dollars Schadenersatz verlangt und auch richtig erhalten. Der amerikanische Konsul tritt, scheint's, energischer für seine Landsleute auf als der englische für die seinen. Auch die Katholiken haben Schadenersatz erhalten.

hr 1875 trat ein hervorragender Bekehrter der englischen
lkutta, Herr Kali Mahan Banerdschi, zum Katho-
r. Am 20. Februar d. J. ist der gelehrte Mann wieder
geworden. Sein ältester Sohn war schon vorher auf
zum Protestantismus zurückgekehrt.
alamkota, Tinneweli, wurden neulich 250 Personen
nd in einem benachbarten Städtchen haben 180 Heiden
berkaste ihre Götzen weggeworfen und um Taufunterricht

lärz taufte Dr. Bissell in Ahmednagar 20 Schüler,
en und ein Ehepaar. Das Auftreten der Heilsarmee
en der jungen Leute zur Entscheidung geholfen. Das
r kam in Erfüllung eines Gelübdes, das der Mann
e, als er an der Cholera darniederlag. Uebrigens war
vielen Jahren mit Missionaren bekannt gewesen.
Jahr 1884 wird in der Geschichte der Erziehung des
Geschlechtes in Indien für immer eine Epoche bezeichnen,
Jahr zum erstenmal in Kalkutta ein eingeborenes
hristin) zum Magister Artium promovirt worden ist.
nar Skrefsrud und Frau Börresen sind nach
fenthalt in Europa glücklich wieder unter ihren Santals
ngetroffen, begleitet von zwei Töchtern der letzteren und von
Missionaren, Berg und Pahle, aus Norwegen. Die
des ihnen von Christen und Heiden bereiteten Empfangs
Missionsblatt „Dahkwala“ ist ganz herzbeweglich zu
orwegen, Schweden und Dänemark haben die begeisterten
Skrefsruds vielfach gezündet und neuen Missionseifer
drerseits werden ihm allerlei üble Dinge nachgesagt und
uldigungen gegen ihn erhoben, so daß es ihm an Gegnern
Uns ist es bis jetzt nicht gelungen, der Sache auf den
hen.
er der letzten Aeltesten-Versammlungen in Ebenezer
Santalchrist Pitho folgende Erfahrung, die er mit einem
n, christenfeindlichen Oberhäuptling gemacht. Derselbe
holt gedroht, wenn Pitho oder andere Christen es wagen
ihn zu kommen, so würde er sie windelweich schlagen.
rklärte: „Den Mann müssen wir plagen, entweder zum
um Leben; wir wollen ihn Tag für Tag besuchen.“
n! Tag für Tag stellt sich nun Pitho beim Wütherich
sich heiser schreien und müde schelten, dann sagt er
Wort. Und siehe da! der stolze Mann wird weich wie
kennt seinen Irrthum, ruft — so oft Pitho kommt —
hner zusammen und hört mit ihnen, was der Christ
Gott zu sagen hat!

— In Indor haben die kanadischen Missionare, nachdem sie 4 Jahre lang durch die Polizei des eingeborenen Fürsten Holkar waren geplagt und gehindert worden, endlich Ruhe bekommen. Die Polizisten gehörten eine Zeitlang sogar zu ihren besten Zuhörern und wehrten denen, welche Unfug treiben wollten. Nach den neuesten Briefen hat die Verfolgung aber schon wieder angefangen.

— Am 18. Januar wurde in Delhi durch die Herzogin von Connaught der Grundstein zum „St. Stephani Hospital für Frauen und Kinder" gelegt: „zur Ehre Gottes und zum Andenken an Priscilla Winter, die 23 Jahre lang unter den Frauen Indiens gewirkt hat."

— In Ongol allein haben die amerikanischen Baptisten vom 1. Januar bis 16. November v. J. 1655 Heiden getauft, in Kokonada die kanadischen Baptisten im v. J. zusammen 352.

— In Bombay ist neulich ein durch die Heilsarmee bekehrter Muhammedaner von Dr. Butler getauft worden. Major Tucker und seine Frau wohnten als Gäste der Feier bei. Die Heilsarmee selbst tauft ja bekanntlich nicht. Dagegen hat Major Tucker zwei seiner Offiziere (Männlein und Fräulein), die allerdings vorher gesetzlich waren getraut worden, „im Namen Gottes, im Namen des General Booth und im Namen der Heilsarmee" zusammengesprochen, nachdem sie gelobt, nie etwas gegen die Heilsarmee sagen oder thun zu wollen!!

Oceanien.

Wir haben früher einmal von dem schwindelhaften Unternehmen eines französischen Marquis erzählt, der in Neubritannien eine großartige Kolonie „Neu-Frankreich" gründen und diese zu einer Art jesuitischem Paradies machen wollte (1881, S. 200 ff.). Lange verlautete nichts über den Fortgang der Sache. Jetzt müssen aber „Die katholischen Missionen" (Januar 1884) bekennen, das Unternehmen habe „keine soliden Grundlagen" gehabt und sei daher „zum Unglück der Betheiligten in sich zusammengebrochen"!

Die katholischen Missionare haben sich nun zu Beridni auf Neu-Britannien niedergelassen. „Sie wurden von den Einwohnern freundlich aufgenommen, bauten sich eine bescheidene Missionswohnung und Kapelle und begannen alsbald mit den Werken der leiblichen und geistlichen Barmherzigkeit. Zu den ersteren gaben ihnen verschiedene Leiden und Krankheiten der Kanaken reichlich Anlaß. Pater Navarre, der Obere der Mission, redet namentlich von vielen schlimmen Fußwunden, an denen die Wilden leiden und die durch Vernachläßigung, Staub und Schmutz oder durch Baden im salzigen Meerwasser oft recht bösartig werden. Außerdem leiden die Eingebornen nicht selten an Rheumatismus, an Fieber und an einer Hautkrankheit, die eine Art Aussatz zu sein scheint. Die Missionare sind

deßhalb der Ansicht, die Errichtung eines Spitals an der „Weißen Bucht“ wäre sehr nützlich und würde auch der Predigt unsrer heiligen Religion Vorschub leisten.....

„Leider meldete vor Kurzem eine Depesche aus Sydney, daß eine Feuersbrunst die Wohnung der Missionare und ihre Kapelle eingeäschert habe. Se. Heiligkeit Leo XIII. hat auf diese Nachricht hin an den Oberen der Missionare U. L. Frau vom heiligen Herzen von Issondun, als Beweis seiner väterlichen Theilnahme, Worte des Trostes und der Aufmunterung richten lassen, denn kein Verlust, welcher die Ausbreitung des Reiches Gottes auf Erden hindert, geht unbeachtet an seinem apostolischen Herzen vorüber.“ (!)

— Auf der Neuhebriden-Insel Efate hat der kanadisch-presbyterianische Miss. Mackenzie 291 Christen und 200 Heiden, die er regelmäßig mit dem Evangelium bedient. Die Schulen werden von 160 jungen Leuten besucht. Eine französische Handelsgesellschaft in Neukaledonien hat auf Efate und anderen benachbarten Inseln große Landstücke gekauft. Auch die kleine Insel Iririki, welche seit Jahren Eigenthum der Mission ist, wollte sie an sich bringen. Die Eingebornen des Dorfes Fila wurden genöthigt, 60 Mk. in Gold, einen Haufen Tabak und ein Quantum Dynamit (!) als Zahlung dafür anzunehmen. Würden sie's nicht nehmen, hieß es, so würde der Kaufpreis in's Wasser geworfen und die Insel doch in Besitz genommen werden. Der Versuchung, den Tabak zu rauchen, konnten nun die guten Leute nicht widerstehen, Geld und Dynamit aber legten sie auf des Missionars Rath bei Seite, bis ein englischer Kapitän kam, dem sie beides unter Protest auslieferten und der den Kauf für ungültig erklärte, da die Insel längst der Mission gehöre. Der Ausgang dieser und einiger ähnlicher Verwickelungen ist noch ungewiß.

Amerika.

„Codrington College“ ist eine Art Missionsseminar auf der Insel Barbados, zu welchem eine Stiftung des 1668 in Barbados geborenen, aber in England erzogenen General Codrington den Grund gelegt hat. Als derselbe 1710 starb, hinterließ er seinen Grundbesitz der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft mit der Bestimmung, daß vom Ertrag seiner Güter eine Anstalt gegründet werden solle, in welcher junge Männer nicht nur Theologie, sondern auch Medicin und Chirurgie studieren, „damit sie um so mehr Gelegenheit hätten, den Seelen der Menschen wohlzuthun, indem sie ihrer Leiber sich annehmen“ — ganz der Grundsatz der modernen ärztlichen Mission! 1714 wurde die Anstalt wirklich gegründet und sie ist — mit allerlei Unterbrechungen — bis heute fortgeführt worden. Die meisten anglikanischen Geistlichen Westindiens haben hier ihre Bildung erhalten, darunter mehrere Bischöfe. (Einer der letzteren, Bischof

Branch von **Antigua**, hat neulich nicht weniger als 5 Diakone und 6 Priester an Einem Tage ordinirt. Von diesen 13 waren 6 in Westindien geboren, darunter ein Sohn des Bischofs, einer in Ostindien, die übrigen in England und Schottland.) Einer der Professoren ist zugleich Vorsteher des Missionshauses, wo die schwarzen Arbeiter für die Pongas-Mission in Westafrika erzogen werden. Die zur Anstalt gehörigen Grundstücke beschäftigen ein paar hundert Menschen, und für diese ist ein besonderes Kirchlein da. Archidiakonus **Webb**, der seit 20 Jahren diese Anstalt geleitet hat, legt jetzt sein Amt nieder und ein tüchtiger Nachfolger wird gesucht.

— Die **Frauen-Missions-Gesellschaft** der bischöflichen Methodisten in Nordamerika hat 46 Missionarinnen, 40 Gehilfinnen, 220 Bibelfrauen, 6 Spitäler und Dispensaries, 17 Erziehungsanstalten mit 1000 Kindern, 150 Schulen mit mehr als 3000 Mädchen und Frauen als Schülerinnen, 3 Waisenhäuser mit 400 Waisen, 2 Herbergen für Heimatlose und 1300 Zenanas, welche regelmäßig besucht werden. Sie arbeitet in Indien, China, Mexiko, Japan, Südamerika, Italien und der Bulgarei.

— Dr. Goucher, ein Geistlicher in Baltimore, hat der bischöflich-methodistischen Mission 15,000 Mark zur Errichtung einer **anglo-japanischen „Universität“** in Tokijo und 30,000 für ein Predigerseminar in Futschau gegeben; Frl. Smith in Arkansas 50,000 Mark für eine medicinische Schule in Nanking.

— Ueber die **Chinesen in Kalifornien** liest man soviel wegwerfende, entstellende Urtheile, daß es eine wahre Erquickung ist, auch einmal ihr Lob singen zu hören, und zwar von einer frommen Amerikanerin. Sie schreibt in einem Privatbrief, der von ihrer Reise nach San Francisco handelt: „Wir hatten einen sehr liebenswürdigen Reisebegleiter, mit dem ich auf die Indianer zu sprechen kam. Ich bemerkte, man habe mir gesagt, meine Begeisterung für sie werde ein Ende nehmen, sobald ich die Indianer zu sehen bekäme, worauf er meinte: „Gerade so wird es Ihnen mit den Chinesen gehen, wenn Sie einmal in Kalifornien sind.“ Aber seine Prophezeiung ist nicht in Erfüllung gegangen, denn nicht nur meine Begeisterung für die Chinesen, sondern auch meine Achtung vor ihnen ist unendlich gestiegen, seit ich sie hier kennen gelernt habe. Anfangs kam etwas wie Furcht über mich, als sie mir so zahlreich in den Straßen begegneten. Dies Gefühl ist aber völlig verschwunden. So anständig, reinlich und bescheiden habe ich sie gefunden. Alle sind nur auf ihr Geschäft aus, und das besteht nicht im Bummeln. Ich habe ihre Werkstätten, ihre Opiumhäuser, ihre Wirthschaften, Theater und Tempel besucht — aber überall gieng alles ohne Geschrei und Skandal ab. Ich habe sie als Gassenkehrer und als Goldschmiede, als Juweliere und als Schneider, kurz in allerlei Beschäftigungen und Stellungen beobachtet und stets Ursache gehabt, ihre Energie, ihren Fleiß und

ihr Geschick zu bewundern. Auch höre ich, daß sie von den Kaufleuten als ehrliche, zuverläßige Kunden geschätzt werden. Eine Dame sagte mir, daß die Kinderkleider, welche man von Chinesen machen lasse, mindestens ebenso gut seien, als die besten, die man in Neu-York haben könne. Manche Juweliere sollen ihre feinsten Arbeiten durch chinesische Hände ausführen lassen.

„Große Freude machte mir ein Besuch in einer baptistischen Missions-Abendschule. Der Fleiß und Eifer, mit welchem hier die Chinesen buchstabiren und lesen lernten, setzten mich in Erstaunen. Besonders ansprechend aber war mir das ehrliche Gesicht und die ruhige Ausdauer eines alten Mannes, den ich an einer alten Goldgrube arbeiten sah, und die zarte Aufmerksamkeit, mit der ein anderer Greis in einem Hotel uns bediente. Das Resultat meiner Beobachtungen ist die Ueberzeugung, daß wenn andere Einwanderer in Amerika ebenso schlecht behandelt und ebenso systematisch unterdrückt würden wie die Chinesen, ein Vergleich ganz entschieden zu Gunsten der letzteren ausfallen würde. Sie sind ja freilich Heiden. Doch habe ich etwas von dem Geiste dessen an ihnen verspürt, der nicht wieder schalt, da er gescholten ward. Ja, amerikanische Politiker könnten noch viel lernen von diesen verachteten Leuten, und wenn sie statt einzustimmen in das „Nieder mit den Chinesen!" lieber gegen die Unsittlichkeit und Gemeinheit im eigenen Lager zu Felde ziehen wollten, so würde es besser um unser Volk stehen."

Todesfälle.

Am 19. Februar starb der englisch-kirchliche Missionar Menzies, der zuerst 1858 nach Sierra Leone in die Scherbro-Mission gegangen war, dann aber 1879—1882 in Freetown, Ostafrika, gewirkt hatte.

— Am 1. März 1884 starb in Hamilton, Neu-York, der baptistische Missionar Norman Harris, der im Jahr 1853 die Karenen-Missionsstation Schwegyin gegründet und alles in allem über 30 Jahre lang in Barma gewirkt hat.

— In der Nacht vom 1. auf den 2. April ist mit der dänischen Barke Alba auch der Brüdermissionar Brodbeck untergegangen — auf der Rückreise nach Grönland, wo Frau, Kinder und Gemeinde nun vergeblich seiner harren. Von der Schiffsmannschaft konnten 8 sich retten. Brodbeck und 6 Kryolith-Arbeiter waren die einzigen Passagiere.

— Im Anfang d. J. ist in England Hr. J. E. Howard gestorben, der durch zwei Dinge berühmt bleiben wird: 1) durch seine Studien und praktischen Leistungen in Betreff des Chinin, der China-Rinde und der Anpflanzung des China-Baumes in Ostindien; 2) durch die gesegnete evangelistische und philanthropische Thätigkeit, der er 50 Jahre lang obgelegen. Frau Grattan Guinneß z. B., die Herausgeberin des Missionsblattes „Regions Bayond", verdankt ihre Bekehrung diesem edlen christlichen Laien.

Allerlei.

Auch die protestantische Kirche Frankreichs erwacht zum Bewußtsein ihrer Missionspflicht. Die letzte Synode von Nantes (Oktober 1883) hat angesichts der großen Erfolge, wie der großen Bedürfnisse der Pariser Missions-Gesellschaft, alle Gemeinden, Pastoren und Presbyterien des vierten Synodalkreises dringend aufgefordert, sich der Missionssache eifrig anzunehmen, monatliche Missionsgottesdienste zu veranstalten, die Sonntagsschulen dafür zu interessiren, wöchentlich sich versammelnde Damen-Arbeitsvereine zu befördern, die Missionsblätter zu halten und zu verbreiten, wohlbegabte und fromme Jünglinge auf den Missionsberuf hinzuweisen, Missionsbeiträge zu sammeln, durch Vorträge und andere geeignete Mittel dahin zu wirken, daß die Mission wirklich zur Gemeindesache werde u. s. w.

— Die „Stimme der Wahrheit" (?) schreibt: „Die Götzen, deren sich die Heiden Afrikas und Asiens bei ihren Andachten bedienen, werden fast alle von den Engländern gemacht und das Geschäft bringt ein schönes Geld ein. Man sagt, es liege mehr Kapital darin als im Bibel- und Traktatgeschäft."

Diese monströse Behauptung ist ein Beispiel davon, wie auch in der „christlichen" Klatsch- und Verleumdungspresse durch gewissenloses Nachschwatzen, Abschreiben und Vergrößern schließlich aus einer Mücke ein Elephant werden kann. Wir unserentheils weigern uns entschieden, auch nur den hundertsten Theil obiger Behauptung zu glauben, bis die „Stimme der Wahrheit" oder sonst irgend ein Christ, Jude oder Heide uns — Beweise bringt. — So erzählte neulich ein aus Indien zurückgekehrter Reisender, die meisten Ziegel, welche die Basler Missionsziegeleien dort liefern, würden zum Decken von Götzentempeln verwendet! Wir wären dankbar, wenn dieser Herr uns einmal etliche Tempel näher bezeichnen wollte, die das Glück haben mit unseren vortrefflichen Falzziegeln gedeckt zu sein.

— Eine Abhandlung von Missionar Dr. Happer in Schanghai, worin er nachweist, daß es in Wirklichkeit nicht 400 oder mehr Millionen, sondern nur 72,342,000 Buddhisten in der Welt gebe, hat viel Aufsehen erregt, scheint uns aber von wenig Belang zu sein. Wenn's so schwer zu unterscheiden und zu entscheiden ist, ob die meisten Chinesen Buddhisten oder aber Konfucianer oder Taoisten sind, so wird's wohl überhaupt ziemlich einerlei sein, als was man sie ansieht.





Die

Verhandlungen der sechsten kontinentalen Missionskonferenz in Bremen.

Die kontinentale Missionskonferenz, welche 1866 zum ersten und in der Himmelfahrtswoche 1884 zum sechstenmal in Bremen getagt hat, verdankt ihren Ursprung dem missionspolitischen Weitblick Dr. Fabri's und der Gastfreundschaft des Hauses Vietor in Bremen. Zu Grunde liegt ihr die innere Geisteseinheit aller evangelischen Missionsbestrebungen und das Bedürfniß, bei aller schon durch das Interesse der Arbeitstheilung gebotenen äußern Trennung diese tiefere Einheit doch auch je und je zum Ausdruck zu bringen. Die Verhandlungen haben theils einen unmittelbar praktischen, theils einen mehr missionswissenschaftlichen. Zweck, so daß auf der letzten Konferenz ein Redner — ohne Widerspruch zu finden — dieselbe bezeichnen konnte als „eine Art Fortbildungskurs für gewisse meistbegünstigte Missionsarbeiter in der Heimat." Bei dieser „Begünstigung" aber geht es also zu, daß in erster Linie sämmtliche kontinentale Missionsgesellschaften, die von Bremen aus hiezu aufgefordert werden, je 1 oder 2 Vertreter abordnen und in zweiter Linie einige um die Mission besonders verdiente Privatmänner direkt von den Bremer Freunden eingeladen werden. Das sind die eigentlichen Mitglieder der Konferenz, welche thätig an den Verhandlungen theilnehmen. Als Zuhörer kommen dann noch einige Gäste aus Bremen und der Umgegend hinzu.

Vertreten waren diesmal: die alte Rotterdamer Missionsgesellschaft durch Dr. Drost und Pastor Schuller tot Peursum, die Utrechter Missionsgesellschaft durch Inspektor Looyen, die Schwedische Vaterlandsstiftung durch Missionar Olßon, die Dänische Missionsgesellschaft durch Pastor Holm, die Norwegische durch Dr. Borchgrewink aus Madagaskar, die Brüdergemeine durch Direktor E. Reichel, die Berliner Missionsgesellschaft durch Direktor Wangemann und Inspektor Wendland, die Goßnerische durch Professor Plath, die Rheinische durch Inspektor Fabri und Dr. Schreiber, die Leipziger durch Direktor Hardeland, die Hermannsburger durch Kandidat Harms, die Breklumer durch Inspektor Grönning, die Norddeutsche durch Pastor Vietor und Inspektor Zahn, die Basler durch Pfarrer Kinzler und J. Hesse, die Ostindische Missionsanstalt in Halle durch Direktor Frick. Besonders eingeladen waren Dr. Gundert, Dr. Grundemann und Pastor Kurze. Vermißt wurden die Pariser, welche nur durch dringende Umstände an der Sendung eines Vertreters waren verhindert worden, Hofprediger Schrader, der den Berliner Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande hätte vertreten sollen, Dr. Warneck, der krankheitshalber nicht hatte erscheinen können, die finnländischen Freunde und einige andere.

Sämmtliche Versammlungen fanden statt im Gartensaal des Herrn F. M. Vietor. Sie dauerten an drei Tagen der Woche von je 9 Uhr Morgens bis 3 Uhr Nachmittags mit einer halbstündigen Pause um die Mittagszeit. Am Abend des Himmelfahrtsfestes fand in der Liebfrauenkirche eine öffentliche Missionsversammlung statt, in welcher sechs Redner der Reihe nach kurze Ansprachen hielten, und am Tag darauf vereinigten sich die fremden Gäste mit ihren Bremer Gastfreunden zu einem gemeinsamen Mittagsmahl im Bürgerpark, das seine Hauptwürze durch die zahlreichen, theils heitern, theils ernsten, bald gereimten, bald ungereimten Tischreden erhielt, die dabei zum Besten gegeben wurden.

Die eigentlichen Verhandlungen wurden am Dienstag, 20. Mai, nach dem Gesang „Komm heil'ger Geist, kehr bei uns ein!" eröffnet durch Pastor Vietor, der Matth. 24, 1—14 verlas und ungefähr folgende Worte sprach: „Es ist eine große Freude, manche

lieben Freunde, die schon vor 18 Jahren das erstemal hier waren, heute wieder begrüßen zu dürfen. Gar manche aber, die damals unter uns waren, sind heute nicht hier. Einige sind gestorben, andere aus der Arbeit ausgetreten, wie der I. Inspektor Josenhans, der in großer Schwachheit darniederliegt. Gott begräbt seine Arbeiter oder spannt sie aus, sein Werk aber muß immer fortgehen. Alles auf dieser Welt verändert sich, und das gilt nicht bloß von den Reichen dieser Welt, sondern auch von gar manchen göttlichen Ordnungen, wie vom Tempel und Gottesdienst zu Jerusalem, so auch von dem und jenem, das zu gewissen Zeiten der Kirche noth war, aber nicht die Gewißheit ewigen Bestandes hat. Seine Gemeinde aber wird bleiben bis an's Ende der Tage, und gewisser wissen wir nichts, als daß durch sie das Missionswerk getrieben werden muß, bis das Evangelium verkündet ist allen Völkern. Dann wird der Mensch der Sünde sich erheben und das Gericht kommen. Noch aber ist's Zeit für uns zu wirken. Darum lasset uns nicht müde werden! Der Herr segne auch unsere diesmaligen Berathungen, damit es am Schlusse der Konferenz wieder heiße, wie es bisher noch immer geheißen hat: Schöner und erfreulicher als diese ist noch keine gewesen!"

Nun folgten einige geschäftliche Mittheilungen und die Wahl eines Präsidenten. Dieselbe fiel, wie bisher immer, auf Dr. Fabri; da dieser aber erst auf Mittwoch Morgen erwartet war, wurden für den ersten Tag Dr. Wangemann und Dr. Hardeland zum Präsidium berufen. Die Führung des Protokolls übernahmen die Herren Wendland und Kurze.

Dann erhielt Missionar Hesse aus Basel das Wort zum ersten Referat über die „Schule in der Mission."

1. Die Schule in der Mission.

Kaum giebt es eine Frage, über welche in der Mission so oft und so eingehend wäre verhandelt worden, als die nach dem Recht der missionarischen Schulthätigkeit. Nicht zu verachtende Stimmen haben sich namentlich in den letzten Jahrzehnten energisch dagegen erhoben. Genauer betrachtet gilt das aber nur für Missionsschulen im engeren Sinne, d. h. für die eigentlich missioniren-

den Schulen, welche direkt oder indirekt die Bekehrung der Heiden anstreben. Es giebt eine ganze Reihe von Missions-Schulen und Anstalten, die von keinem vernünftigen Menschen angefochten werden: die christliche Gemeindeschule, das christliche Waisenhaus, das christliche Schullehrerseminar, Predigerseminar u. s. f., alles Schulen, welche mehr kirchlichen als missionirenden Charakter haben und die man nicht angreifen kann, wenn man nicht auch die entsprechenden Anstalten in der heimatlichen Christenheit über den Haufen werfen will. Es ist von der größten Wichtigkeit, sich den Unterschied zwischen beiden Arten von Schulen stets klar vor Augen zu halten. Als Grenzscheide zwischen beiden ist die Taufe anzusehen. Alle Schulthätigkeit, welche sich auf Ungetaufte bezieht und durch den Uebertritt der Unterrichteten zu einem gewissen Abschluß gelangt ist, gehört der ersten Gattung an; alle Schulthätigkeit dagegen, welche sich auf Getaufte bezieht und den weitern Aufbau der christlichen Gemeinde zum Zweck hat, gehört der zweiten Gattung an.

Nur von den Missionsschulen im engern Sinne, also von den Schulen vor der Taufe, gedenke ich ausführlicher zu reden.

Und hier handelt es sich nun vor allem um die Frage: Ist die Schule wirklich ein erlaubtes und wirksames Missionsmittel? oder mit andern Worten: wenn der Herr Jesus uns befiehlt: „Gehet hin in alle Welt und prediget das Evangelium,“ haben wir da das Recht, statt uns ausschließlich der heroldsmäßigen Verkündigung der Frohbotschaft zu widmen, eine Schaar von Kindern um uns zu sammeln und diese regelmäßig Tag für Tag nicht bloß in den Heilswahrheiten, sondern auch in allerlei andern, für diese Welt guten und nützlichen Dingen zu unterrichten? Wohlgemerkt: es ist nicht davon die Rede, daß ein Missionar ausnahmsweise aus einer besondern Veranlassung auch einmal eine Schule gründe oder selbst Schule halte; auch handelt es sich nicht um die Frage, ob christlicher Schulunterricht für heidnische Knaben und Mädchen etwas wünschenswerthes ist, sondern darum handelt es sich: darf eine Missions-Gesellschaft, welche die Aufgabe hat, ein gewisses Volk zu evangelisiren, zur Erreichung dieses Zweckes von vornherein und systematisch wie die Heidenpredigt, so auch die Schularbeit treiben, oder ist das ein Mißbrauch, eine Willkür, am Ende gar nur ein aus Verzweiflung an der Bekehrung der Alten hervorgegangener Nothbehelf?

In der heiligen Schrift ist solche Schulthätigkeit nicht befohlen. „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht“; „weide meine Lämmer“; „wer ein solches Kind aufnimmt in meinem Namen, der nimmt mich auf“; „prediget das Evangelium aller Kreatur“ — also auch der jugendlichen Kreatur, — alle diese Worte enthalten von der Schule kein Wort. Und sehen wir uns nach dem Beispiel Jesu und der Apostel, wie auch ihrer nächsten Nachfolger, ja der ganzen alten Kirche um, so finden wir nirgends eine Spur von Schulthätigkeit. Die erste und einzige „Schule“, welche im Neuen Testament erwähnt wird, ist der Lehrsaal des Tyrannus, in welchem Paulus zwei Jahre lang täglich redete, nachdem er sich von der Ephesinischen Synagoge für immer getrennt. Aber es wäre die reine Sophisterei, hieraus einen Vorgang für die moderne Missionsschul-Praxis ableiten zu wollen. Auch die vielgepriesene, aber doch ziemlich nebelhafte Katechetenschule zu Alexandrien und andere ähnliche Institute der alten Kirche geben uns nicht den geringsten Rückhalt für die missionarische Heidenschule. Selbst die mittelalterlichen Missions- und Klosterschulen helfen uns nichts, denn ohne Zweifel wurden hier nur ganz ausnahmsweise Ungetaufte unterrichtet. Auch sie waren Bildungsanstalten für Christen, nicht Bekehrungs-Anstalten für Heiden. Also nicht bloß die Bibel, auch die Tradition läßt uns hier gründlich im Stich. Das alte Schiboleth der Orthodoxie und Katholicität: quod ubique, quod semper, quod ab omnibus (was überall, was immer, und was bei Allen gilt) gilt von der Missionsschule nun einmal nicht; viel eher könnte man sagen, sie sei eine jesuitische Erfindung, denn, soweit ich wenigstens sehe, sind es zuerst die Jesuiten gewesen, welche eigentliche Schulen für die heidnische Jugend gegründet haben, und bis heute sind sie es, welche bis zur gänzlichen Verdrängung der Heidenpredigt dieses Schulmissions-System auf die Spitze getrieben haben. In ihre Fußstapfen scheinen dann die alten holländischen und englischen Kolonialmissionare getreten zu sein, und als endlich deutsche Missionare auf dem Schauplatz erschienen, da war das christliche Schul- und Anstalts-Wesen in ihrem Vaterlande bereits so ausgebildet und sie selbst so sehr daran gewöhnt, daß es ihnen eine selbstverständliche Sache war, auch an den kleinen Tamiljungen zu versuchen, was in Halle und anderwärts an Christenkindern geübt wurde. „Meine

größte Lust und Freude habe ich an der Jugend, und die Hoffnung, welche sie uns macht, ist sehr groß", so schrieb Ziegenbalg, nachdem er gleich von Anfang an in seinem Hause zu Trankebar eine „malabarische Schule" eröffnet und nach dem Francke'schen Muster eingerichtet hatte. Wie er, so haben es nach ihm sämmtliche deutsche und sonstige evangelische Missionare gemacht. Was sie hatten, das gaben sie. Aus der Schule kamen sie und Schulen gründeten sie.

Aehnlich ging es in der baptistischen Mission zu Sirampur. Carey war kein Schulmann, kaum aber war sein Kollege Marshman auf dem Schauplatz erschienen, so gründete er auch schon eine Lehranstalt, und bald waren Stadt und Umgebung mit einem Netz von Missionsschulen überzogen, als deren Krone 1818 das „College" errichtet wurde. Eine eigentliche Schulmission aber gieng von der schottischen Landeskirche aus, die 1825 folgende Beschlüsse faßte:

1) Zunächst wird in Indien eine Erziehungs-Anstalt mit zwei europäischen Lehrern und unter einem ordinirten Missionar gegründet. An dieselbe sollen sich Zweig-Schulen in der Umgegend anlehnen. Später können auch für diesen Zweck erzogene Eingeborne angestellt werden.

2) Der Missionar soll, wenn sich passende Gelegenheit dazu bietet, den Heiden in seiner Umgebung das Evangelium empfehlen.

3) Namentlich soll er die schon gebildeten und aufgeklärten Eingebornen aufsuchen und freundlichen Umgang mit ihnen pflegen.

4) Wenn sie es wünschen, soll er ihnen auch christliche Bücher und Traktate zu lesen geben,

5) Von Zeit zu Zeit im Schulsaal oder einem andern passenden Lokal eine Predigt halten.

Ich habe diese Beschlüsse en détail mitgetheilt, weil hier wohl die Ketzerei des Missionirens durch die Schule am naivsten und radikalsten zum Ausdruck gekommen ist. Wir wissen, was in Folge dieser Beschlüsse geschah. Dr. Duff wurde ausgesandt, gründete seine englische Schule in Kalkutta, revolutionirte das ganze indische Unterrichtswesen, erzog Tausende von jungen Hindus und gab den Anstoß zur Errichtung einer ganzen Reihe von höheren Missionslehranstalten zum Besten Jung-Indiens. Ziemlich zahlreiche und jedenfalls der Qualität nach sehr bedeutende Bekehrungen, welche aus seiner und andern Anstalten hervorgiengen, schienen dieses System

in den Augen selbst der frömmsten Missionsfreunde zu rechtfertigen. Dann wurde aber das Regierungsschulwesen ausgebildet; die Universitäten Kalkutta, Bombay und Madras wurden gegründet und über alle höheren Schulen kam die »Examination madness« (Examenfieber); die jungen Leute wollten nur noch lernen, was zur Erlangung eines wissenschaftlichen Grades (degree) verlangt wurde. Der Religions-Unterricht trat mehr und mehr in den Hintergrund; in manche Missionsschulen drangen sogar Schulbücher ein, die vor einem streng christlichen Gericht nicht bestehen konnten; die Bekehrungen wurden immer seltener, und nun um so häufiger und heftiger die Vorwürfe, welche gegen diese ganze Unterrichts-Mission erhoben wurden.

Im Dez. 1854 schrieb Miss. Baierlein an den Herausgeber der Missionsnachrichten der Ostindischen Missions-Anstalt zu Halle „über die Fehler in der heutigen Missionspraxis:“ „Wo immer der Apostel Paulus mit der Predigt des Evangeliums auftrat, da wandte er sich an das Volk und zwar an den eigentlichen Kern desselben. Er suchte ebenso wenig die Großen auf, als er sich an den Pöbel wandte. Und wo dieser Kern des Volkes das Evangelium nicht aufnahm, da schüttelte er den Staub von den Füßen und gieng weiter. Nirgends suchte er die Aufnahme des Evangeliums zu erzwingen; nirgends wandte er sich an die Kinder und wurde Schulmeister. Wenn wir uns nun aber in der Missionspraxis der Gegenwart umsehen, so ist sie von der apostolischen gar sehr verschieden. Die Missionare, meist an bestimmte Orte gesandt und durch Instruktionen gebunden, gehen hin und gründen Stationen, wie ihnen befohlen. Erst nach und nach lernen sie das Volk kennen und finden es dann so tief in Sünde und Laster und trotzdem in Selbstgerechtigkeit und Sattheit versunken, und so wenig nach dem Brod des Lebens verlangend, daß ihnen der Muth fast sinkt. Sie verzagen daran, die Erwachsenen bekehren zu können, sie hoffen Besseres von den Kindern. Sie legen Schulen an und werden — Schulmeister oder Aufseher von Schulen. Damit ist das Volk zufrieden, es duldet gerne Schulen unter sich, läßt auch die Kinder Allerlei lernen, zumal es sie nichts kostet und sie selbst bleiben dürfen, wie sie sind. Damit sind die Missionsgesellschaften zufrieden; denn die Hoffnung besserer Zeiten ist süß. Damit sind auch die Missionare zufrieden; denn sie dürfen doch nicht müßig gehen, lehren nützliche Dinge und

haben dabei auch Gelegenheit, den unvergänglichen Samen in die Herzen der Kinder auszustreuen und zuweilen auch den Alten Worte des Lebens zu sagen. Spätere Sendlinge versuchen es gar nicht erst mit den Erwachsenen, halten es für ausgemacht, daß nichts mit ihnen anzufangen sei, und wenden gleich ihre Kraft auf die Schulen."

Weiter schildert nun Baierlein, wie man in Amerika für die wilden Indianer nicht bloß Schulen, sondern auch „Akademien" errichtet habe, in welchen die jungen Leute gespeist und gekleidet, in Latein und Griechisch, Geometrie und Naturwissenschaft unterrichtet und auf diese Weise civilisirt, d. h. gründlich entnationalisirt und fürs praktische Leben, wie für die Kirche verderbt werden. „Civilisation ist das, was man zu erreichen sucht, und das Christenthum, meint man, folgt dann von selbst. Das heißt Hülsen säen und Körner ernten wollen ..... Hier in Indien ist es nicht anders. Die jungen Leute lernen hier alle die Gegenstände, wie in den Akademien am Mississippi, womöglich noch mehr. Ich fand sie in der Naturwissenschaft ebenso bewandert, als in der Bibel; die Gesetze der verschiedenen Attraktion kannten sie ebenso gut, wie das Gesetz Mosis; wie aus dem Sandkörnlein Felsen entstehen, wußten sie ebenso gut, als daß aus Sündern Verdammte werden. Meine Frage: auf welche Seite wird dich Christus stellen, wenn Er zum Gericht kommt? wurde ohne Schwierigkeit beantwortet. „Auf die linke Seite", hieß es, und auch auf das warum? wußten sie mit: „Weil ich nicht Buße gethan und nicht an Ihn geglaubt habe," zu antworten ..... Mir wurde sehr beklommen dabei um's Herz ..... Die an diesen Schulanstalten arbeiten, tröften sich freilich mit der Hoffnung auf ein heranwachsendes besseres Geschlecht.

„Auch die meisten Missionare zu Trankebar hielten sehr viel auf Schulen und hundert Jahre darauf, als das bessere Geschlecht immer noch fehlte, war die ganze Mission selbst mit dem Namen nahe daran, in eine Schul-Anstalt aufzugehen, immer noch in Hoffnung auf ein besseres Geschlecht. Aber Fenger hat mit Recht bemerkt, daß diese Hoffnung immer getäuscht habe und immer täuschen werde. Schulen sind zum Gedeihen der Kirche überall unentbehrlich, darüber ist keine Frage. Aber des Christenthums natürlicher Heerd sind nirgends die Schulen, sondern überall die Familien. Und wo das Christenthum nicht in die Familien kommt

und dort gegründet wird, ist es überhaupt noch nicht gegründet. Erfolge, den apostolischen ähnlich, dürfen wir heutzutage freilich auch von der hingebendsten Verkündigung des Evangeliums nicht erwarten. Das Heidenthum ist eben um 2000 Jahre älter und verknöcherter geworden u. s. w. Aber in der heutigen falschen Praxis der Mission, die soweit von der apostolischen abweicht, liegt doch, sehr großen Theils, die Schuld der oft so gar geringen Früchte des Evangeliums."

Aehnliche Aeußerungen über die Heidenschulen in der Mission, namentlich über die höhern Lehranstalten dieser Art, wie z. B. das Free Church College in Madras, finden sich wiederholt im Leipziger Missionsblatt. Man empfindet es auf lutherisch-kirchlicher Seite als eine Ungeziemlichkeit, wenn junge Männer, die das Zeichen des Schiwa oder Wischnu prominent auf der Stirne tragen, Tag für Tag in den tiefsten Lehren des Christenthums unterrichtet werden und ebenso korrekte als schlagfertige Antworten über die innersten Heiligthümer unsrer Religion geben können. Auch von hochkirchlich anglikanischer Seite protestirt man unter Berufung auf die alte disciplina arcani gegen eine derartige Entweihung des Heiligen. So haben z. B. Bischof Douglas von Bombay und General Tremenheere in Briefen und Büchern es als eine Ungeheuerlichkeit dargestellt, daß man heidnische Jünglinge, die gar nicht nach der Taufe verlangen, wie vorgeschrittene Katechumenen behandle, und beantragt, daß die Mission sich ganz von dem höheren Unterrichtswesen in Indien zurückziehe. Die Hermannsburger-Mission hat es sogar zu einem ihrer Schlagworte gemacht: „Keine Union, keine Kaste, keine Heidenschule!" Aber auch Presbyterianer, Methodisten, Baptisten und Andere haben sich auf den verschiedenen indischen Missions-Konferenzen schon mit großer Wärme, ja zum Theil im Ton heiliger Entrüstung gegen die höhere Missionsschule für Heiden geäußert. Schon vor zwölf Jahren rief der Baptist Evans in Allahabad, nachdem eben das Missionsschulwesen vom Anglikaner Dyson und vom Freischotten Miller auf's Glänzendste war vertheidigt worden, seinen zahlreich versammelten Kollegen zu: „Brüder, wir sind in dies heidnische Land ausgesandt worden, nicht um Schule zu halten, sondern den Sündern die Gnade Gottes in Christo Jesu zu verkündigen. Brüder, ich binde es euch auf's Gewissen: bleibt eurem Herrn und Meister gehorsam, prediget das

Wort, nur dann könnt ihr auf seinen Segen rechnen!" Und sein älterer Kollege Smith fügte hinzu: „Für die Opportunitätsfrage bleibt hier kein Raum. Der Herr Jesus hat nun einmal befohlen, daß das Evangelium soll gepredigt werden. In unsern Schulen sehen die Hindus nichts als Fallen, in welche man ihre Kinder lockt, um sie zu Christen zu machen. Schulen sind gut, aber sie gehören nicht zum ersten, sondern zum zweiten Stadium der Missionsthätigkeit, d. h. sie sollten aus den Gemeinden herauswachsen, nicht die Gemeinden aus ihnen." Und der Presbyterianer Wynkoop: „Die Apostel wollten nichts, als bekehren, nicht die Bekehrung irgendwie vorbereiten. Wo Paulus weniger direkt auf die Hauptsache losgieng, wie mit seiner Rede auf dem Areopag, da hatte er einen glänzenden Mißerfolg. Sucht man im Neuen Testament nach einem griechischen Wort für unser modernes Missionsschulwesen, so findet man nichts als die „menschliche Weisheit", welche 1 Cor. 2, 4 so entschieden verdammt wird. Alle großen Erweckungen und Religionsbewegungen, auch der Buddhismus, die Reformation rc. sind nicht aus der Schule, sondern aus der Predigt hervorgegangen. Wir sind nicht als Philanthropen, sondern als Apostel nach Indien gekommen" u. s. w.

Schon schwächer waren die Proteste auf der südindischen Konferenz zu Bengalur, und dann auf der allgemeinen indischen Konferenz in Kalkutta 1882. Doch ließen auch hier einige sehr energische Stimmen sich gegen das höhere Missionsschulwesen aus. Der Londoner Johnson z. B. bemerkte, Paulus habe gesagt, ich wollte Nichts wissen unter euch, als allein Jesum Christum den Gekreuzigten; Viele unserer ordinirten Missionsprofessoren aber müßten sagen: ich wollte nichts treiben unter euch als Mathematik oder englische Grammatik und Litteratur, Logik, Algebra und was dergl. mehr ist. Diese Herren thun ihren vermeintlichen Missionsdienst vielleicht mit großer Selbstverleugnung und Hingebung; aber ist das ein Opfer, das dem Herrn gefallen kann? verlangt er das von uns? Und gleichzeitig rief der große Kesab Tschander Sen den in Kalkutta versammelten Reverends in seiner patronisirenden Weise zu: „Gebet es auf, Mathematik zu lehren und prediget Christum!" Das Allerstärkste aber hat in dieser Richtung der Londoner Missionar Goffin geleistet. Er giebt zu, daß für Indien höherer christlicher Schulunterricht etwas sehr wünschenswerthes und nütz-

liches sei, bestreitet aber auf's entschiedenste, daß die Mission die Pflicht oder auch nur das Recht habe, sich mit demselben abzugeben. Die Missionsgesellschaften, welche ihre Geldmittel und Arbeitskräfte auf das höhere Unterrichtswesen in Verbindung mit dem Regierungsschulsystem verwenden, sind vom wahren Missionsideal abgefallen, wie die Bibel es aufstellt und sie selbst es früher erstrebt haben. Die Mission ist doch nicht dazu da, alles, was an sich gut und nützlich ist, oder was schließlich dem Christenthum zur Förderung gereicht, selbst in die Hand zu nehmen. Sonst könnte man auch eine Missions-Eisenbahn bauen, weil die Eisenbahn den indischen Kastenvorurtheilen entgegenwirkt und weil christliche Stationsmeister, Zugführer und Bahnwärter ohne Zweifel einen großen Einfluß auf ganze Schichten der Gesellschaft üben und z. B. der Verbreitung christlicher Schriften außerordentlich Vorschub leisten könnten!....... Die Wahrheit zu sagen, wir brauchen eine Definition davon, was eigentlich ein Missionar und was seine Aufgabe ist. Ein Missionar ist ein Apostel; er soll seine ganze Zeit und Kraft dem Wort und dem Gebet widmen. Für alles andre mögen Andre angestellt werden, wie z. B. die Sieben in der Apostelgeschichte, die zu Tische zu dienen hatten. Eins ist Noth. Ein Ding sollen wir treiben, nicht hunderterlei. Die Mittel der Mission sind zu beschränkt, um auf dies und das verwendet zu werden. Nur für den höchsten Zweck dürfen sie verausgabt werden. Höheren wissenschaftlichen Unterricht zu ertheilen ist nichts als eine Versuchung und eine Gefahr für den Missionar. Mancher lernt in Folge dessen die Landessprache nie, bleibt dem Volke fern, mag nicht mehr predigen und verweltlicht am Ende ganz. Und dieser Gefahr sind gerade die begabtesten und gebildetsten Missionare in erster Linie erlegen. Wie würde ganz Indien staunen und aus seinem Schlummer erwachen, wenn alle diese gelehrten Herren, statt in ihren Colleges Englisch zu dociren, mit voller Beherrschung der indischen Religion und Philosophie, Tag für Tag in der Landessprache predigen, in den Straßen und Märkten das schlichte Evangelium verkündigen und Aug in Aug mit den Brahmanen sich einlassen wollten. Im Vergleich damit ist ihre jetzige Arbeit, bei der sie mit halb oder dreiviertel gebildeten Eingebornen englisch parliren und Mathematik treiben — eine Spielerei! Nur wenn alle Missionare als Solche sich von dieser wissenschaftlichen Thätigkeit zurückziehen, können wir hoffen, daß Gottes Segen

auf uns ruhen wird. Unsere jetzige Wirkungsweise ist eine Zweideutigkeit, die Stellung unserer Schulmissionare eine moralisch schiefe und unhaltbare."

Soweit die Einwürfe. Sie sind von dreierlei Art: 1) Die Einen verwerfen überhaupt alle und jede Schulthätigkeit an Nichtchristen, d. h. sie leugnen, daß die christliche Schule als ein Missionsmittel benutzt werden darf. Das sind die radikalsten und die einzig konsequenten.

2) Die Andern wollen christliche Elementarschulen, in welchen der Bibelunterricht eine alles andere überragende Rolle spielt; protestiren aber dagegen, daß von Missionaren höherer wissenschaftlicher Unterricht ertheilt werde. Das ist eine Halbheit. Wird in den also gebilligten Elementarschulen wirklich in erster Linie nur ein erwecklicher Missionsunterricht ertheilt, so fallen solche Lehranstalten überhaupt nicht unter den Begriff Schule, sondern sind eine Art Kindergottesdienst, wie denn auch im Bostoner Missionary Herald vom Jahr 1876 ganz naiv gesagt war: „Unsre Elementarschulen sind eine Art Sonntagsschule, die die ganze Woche fortgeführt wird!" Handelt es sich aber um wirkliche Schulen, wo den Kindern nicht nur Religion, sondern auch weltliches Wissen beigebracht wird, so ist nicht einzusehen, warum die Mission sich mit solch didaktisch pädagogischer Arbeit nur auf ganz kleine Knaben und Mädchen beschränken und nicht auch der Jünglinge und jungen Männer, welche nach höherer wissenschaftlicher Bildung trachten, sich annehmen soll. Darf denn wer A gesagt hat, sich weigern auch B zu sagen?

3) Sehr plausibel klingt nun aber der Einwurf, welcher sich darauf beschränkt, den Missionsgesellschaften als solchen das Recht auf den weltlichen und wissenschaftlichen Unterricht überhaupt abzusprechen. Dieser Unterricht sei gut und wünschenswerth, heißt es da; aber die Mission habe damit nichts zu schaffen. Sie habe einfach eine andre Aufgabe. Wenn christliche Männer sich zusammenthun, um den Hindus, den Chinesen oder den Japanern eine gründliche christliche Schulbildung zu verschaffen, so sei nichts dagegen einzuwenden, nur Missionsgeld und Missionskräfte dürften darauf nicht verwendet werden.

Da thut es nun allerdings, wie Herr Goffin selbst sagt, vor allem Noth, daß man sich darüber klar werde, was denn eigentlich ein Missionar, eine Missionsgesellschaft, ja die Mission

selbst ist und soll. Mit Einem Wort, wir brauchen Definitionen. Es ist mir, verehrte Herren und Brüder, gerade beim Nachdenken über diese Schulfrage aufs Neue klar geworden, daß es kein müßiger Zeitvertreib, sondern eine eminent wichtige und praktische Sache ist, wenn wir immer wieder die Frage ventiliren, was denn eigentlich das Ziel, der Zweck und demnach die Aufgabe der Mission ist. Der Zweck beherrscht ja doch Alles. Ehe man darüber im Reinen ist, bleiben daher alle Verhandlungen über die Methode ein leeres Gerede. Ich kann also nicht umhin, auf diese prinzipiellen Fragen mich einzulassen, und erlaube mir, was ich hierüber zu sagen habe, in folgende Sätze zu fassen:

1) Unter Mission verstehe ich diejenige Funktion der Kirche, durch welche sie sich selbst nach Außen erweitert oder fortpflanzt. Jeder lebende Organismus hat zwei Funktionen, eine der Selbsterhaltung und eine der Selbsterweiterung oder Fortpflanzung dienende. Nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch, der unter dem Einfluß des Staats- und Landeskirchenthums Mission und Kirche neben einander stellt, verstehen wir unter Kirche meist nur die Summe derjenigen Funktionen und Organe, welche sich auf die Selbsterhaltung des betreffenden Kirchenkörpers beziehen. So hat das Mißverständniß aufkommen können, als sei die Mission nicht nothwendig und selbstverständlich eine Kirchensache. Nein! Die Kirche ist das Ganze. Wo sie zu einer bloßen Selbsterhaltungs- oder Predigtanstalt für die Heimat herabgesunken ist, da muß natürlich die Mission selbständig neben ihr sich erheben als ein gleichberechtigter und ebenbürtiger Faktor des im höheren Sinne kirchlichen Lebens. Wo aber relativ gesunde kirchliche Verhältnisse herrschen, wie z. B. in der Brüdergemeine, in der freien Kirche Schottlands u. s. f., da gehen die Funktionen zur Selbsterhaltung und zur Selbsterweiterung von Ein und demselben Körper aus.

2) Hieraus folgt, daß die Missionsgesellschaften streng genommen nichts sind als diejenigen Organe des Gesammtkirchenkörpers, durch welche die Funktion der Selbsterweiterung und Fortpflanzung geübt wird. Die Kirche ist es, die missionirt, nicht die Gesellschaft. Diese ist nur das Organ. Es hat daher keinen Sinn, aus der Bibel oder aus dem Beispiel der Apostel direkt bestimmen zu wollen, was die Kompetenz einer Missionsgesellschaft ist. Nur der Gesammtkirche gelten alle Befehle und Verheißungen des Neuen

Testaments. Was der Kirche geziemt, das geziemt auch der Mission. Was für jene nicht zu weltlich oder ungeistlich ist, das kann es auch für diese nicht sein. Bedient sich also die Kirche zum Zweck ihrer Selbsterhaltung in der Heimat in ausgedehntestem Maße des Schulwesens und vieler anderer Einrichtungen, so kann es unmöglich eine Sünde sein, wenn die Mission zur Erreichung ihrer Zwecke dieselben oder ähnliche Mittel in Bewegung setzt.

3) Das Missionsziel — nicht eschatologisch oder irgendwie idealistisch, sondern rein empirisch ausgedrückt — ist einfach die Pflanzung der Kirche in allen bewohnten Ländern der Erde. Es ist nicht korrekt zu sagen: die Ausbreitung des Reiches Gottes oder die Verbreitung des Evangeliums oder die Bekehrung der Heiden, sondern: die Einführung aller Völker in die Kirche, oder — was dasselbe ist — die Evangelisirung oder Christianisirung aller Völker. Das Missionsziel für China oder Japan oder Indien wäre also erreicht, sobald das betreffende Land nicht mehr Gegenstand ausländischer Missionsthätigkeit ist, sondern Kirchen- oder Christenland geworden ist in dem Sinn, wie Deutschland oder England das jetzt ist. Daß dies Ziel ein blos relatives ist, daß also auch da, wo es erreicht ist, die „Christianisirung der Christenheit" immer fortgehen muß, das versteht sich von selbst. Aber das ist Kirchenarbeit im engeren Sinne, nicht Mission. Unser Ziel ist also nicht Einzelbekehrung, sondern Kirchengründung und Christianisirung im Ganzen und Großen.

4) Daraus folgt nun, daß die Aufgabe der Mission nicht darauf beschränkt werden darf, was man gewöhnlich — unzutreffend genug — direkte Missionsthätigkeit nennt. Vom Standpunkt des letzten Zieles aus gesehen, ist alles indirekt, d. h. nur Mittel zum Zweck. Gerade die Arbeit in Heidenschulen wird gewöhnlich als indirekte bezeichnet, während die Reise- und Straßenpredigt, ja die Organisation und Pflege der Gemeinde, die Erziehung eingeborner Prediger, ja das Bibelübersetzen und dergl. direkte Missionsarbeit sein sollen. In Wirklichkeit ist nichts Einzelnes der Mission vorgeschrieben. Ihre Aufgabe besteht vielmehr darin, alle an sich erlaubten, d. h. sittlich zulässigen Mittel zur Erreichung ihres großen Endzieles zu gebrauchen. Alles, was dazu geeignet ist, die Christianisirung eines ganzen Volkes, die Durchsäuerung des öffentlichen wie des Familienlebens mit dem Evangelium, die christliche Besserung

der Einzelnen wie der Gesammtheit zu fördern oder auch nur anzubahnen, ist nicht nur erlaubt, sondern vorgeschrieben. Gottes Mitarbeiter zu sein, das ist unser Beruf. Und Gott arbeitet nicht nach der Schablone. Das „machet zu Jüngern," schließt alles ein und nichts aus, was die erfinderische Liebe irgend wagen oder versuchen will.

5) Und das führt uns auf die letzte Frage: was soll eigentlich unser letztes und tiefstes Missionsmotiv sein? Natürlich der Gehorsam gegen Christi Befehl, der Eifer für Gottes Ehre, der Wunsch nach der seligen Vollendung des Reiches Gottes, ja auch der heilige Eigennutz, mit welchem z. B. Paulus sich aus seinen Gemeinden einen Ruhmes- und Ehrenkranz auf den Tag Jesu Christi zu erringen bemüht war. Aber all diese Beweggründe wären doch ungenügend und werthlos, wenn zu ihnen nicht hinzukäme als zusammenhaltendes Band der Vollkommenheit die Liebe, — die Liebe zu den Heiden, der herzliche Wunsch, ihnen wohlzuthun, ihnen zu geben, sie auf alle Weise und nach allen Seiten hin zu bessern, zu heben und zu heilen. Und damit dürfte alles gerechtfertigt sein, was gewisse kalte und stolze Missionspolitiker als bloß philanthropisches oder civilisatorisches Beiwerk aus dem Bereich der höheren und vermeintlich heiligeren Missionsaufgabe verbannen möchten.

Damit will ich natürlich nicht sagen, daß es die Aufgabe der Mission sei, alles Elend und allen Jammer, alle Armut und alle Unwissenheit aus der Welt zu schaffen. Das ist ja überhaupt nicht das christliche Liebesziel. „Die Liebe zur Seele ist die Seele der Liebe" — das gilt auch hier. Aber eben insofern durch christliche Liebesthätigkeit — an den Armen und Kranken, an den Kindern und Frauen, aber auch an den Brahmanen und Studenten — das ewige Seelenheil unserer Mitmenschen gefördert wird, sind wir wie in der inneren, so auch in der äußeren Mission ganz gewiß verpflichtet, nicht bloß zu predigen und Proselyten zu machen, sondern vor Allem auch die allgemeinste und natürlichste Menschen- und Nächstenliebe zu üben. Wer sich unter irgend einem Vorwande dieser allerordinärsten Christenpflicht gerade in der Mission zu entziehen sucht, der ist ein Heuchler, er mag so fromm und so geistlich scheinen wie er will. So dürfen wir denn unsern heidnischen Brüdern in Afrika, Indien und China, deren Schuldner wir sind, sammt allem andern Guten, das wir ihnen bringen, getrost auch

die Wohlthaten der christlichen Schule, der niederen wie der höheren wissenschaftlichen Bildung, sofern dieselbe für ihre Verhältnisse überhaupt wünschenswerth, d. h. eine wirkliche Wohlthat sind, zuwenden. „Ein Mensch bin ich, nichts Menschliches bleibe mir fremd" — wenn das nicht für den Missionar gilt, für wen soll es denn gelten?

Sind die oben aufgestellten Sätze richtig, so kann es nicht schwer sein, den Zweck der Missionsschulen näher zu bestimmen. Sie haben einfach denselben Zweck, den die christliche Schule in der Heimat auch hat, nur insofern modifizirt, als wir in der Heimat auf Kirchenboden, draußen aber auf Missionsboden stehen.

1) Wie wir durch eine christliche Schulbildung unsre Kinder nicht bloß für den Himmel zu erziehen, sondern auch für ihr irdisches Berufsleben gehörig vorzubereiten wünschen, so möchten wir durch die Missionsschulen auch der uns zugänglichen heidnischen Jugend für Zeit und Ewigkeit einen Segen bringen. Daß hiezu die christliche Schule didaktisch, pädagogisch und religiös das geeignetste Mittel ist, wird wohl kein Vernünftiger bezweifeln. Sieht man, wie in Afrika die Kinder faullenzend herumlungern und den lieben, langen Tag nichts zu hören oder zu sehen bekommen, was sie veredeln oder bessern könnte, so ist es einfach ein Gebot der Nächstenliebe, sich ihrer erzieherisch anzunehmen. Oder sieht man in Indien, wie die heidnischen Schulmeister ihre kleinen Zöglinge mit den raffinirtesten Strafen belegen, oft bloß weil sie den schuldigen Schulreis nicht rechtzeitig gebracht haben, und wie bei alledem doch nichts rechtes gelernt wird, oder in China, wie in jedem Dorf die liebe Jugend zum papageimäßigen Hersagen der Sprüche des Confucius und nebenbei auch zum Götzendienst gedrillt wird, so ist's wiederum eine einfache Pflicht der Menschenliebe, diese Lämmer nicht dem Wolf zu überlassen, sondern sie dem Heiland zuzuführen. Und das gilt nicht bloß für die Schulen niederen Grades, es gilt auch für die höhern Gymnasien und Colleges, wie man sie in Indien hat. Oder dürfen wir kein Mitleid haben mit den heidnischen Jünglingen, die da in den Regierungsschulen mit aller möglichen Wissenschaft angefüllt werden ohne jede religiöse Unterweisung? Sagt man, das ist nicht Sache der Mission, dazu mögen sich besondere Vereine bilden, so sage ich: das ist ein alberner Wortstreit. Alles, was die heimatliche Kirche oder Christenheit thut, um der

Heidenwelt moralisch und religiös zu Hilfe zu kommen, d. h. ihr die Segnungen des Evangeliums zuzuwenden, fällt unter den Gesichtspunkt der Mission, und die verschiedenen christlichen Schul- und Erziehungsgesellschaften, an denen es ja nicht fehlt, sind mir ganz ebenso gut Missionsgesellschaften wie alle andern.

2) Aber die Missionsschule erfüllt auch einen ganz direkten Missionszweck. Sie verkündigt das Evangelium in der denkbar gründlichsten und nachhaltigsten Weise einem sehr wichtigen und sonst kaum zu erreichenden Theil der Bevölkerung. Sollen wir das Evangelium aller Kreatur verkündigen, so dürfen wir es doch nicht bloß den Erwachsenen und nicht bloß dem Bazar- und Gassenpublikum predigen, wir müssen es auch den Kindern, und auch den höheren und gebildeteren Ständen bringen, und diese Letzteren sind in Indien, China und Japan fast nur durch die höheren Schulen zu erreichen.

3) Streit kann nur darüber sein, ob als Hauptzweck dieser Schulen die Bekehrung der Zöglinge oder die mehr sauertaigartige Beeinflussung des ganzen Volkes anzusehen ist. Das Eine schließt ja das Andre nicht aus, aber es ist doch von großer Wichtigkeit, auf was man den Nachdruck legt. Sind die Missionsschulen in erster Linie Bekehrungsanstalten, so ist der Maßstab für die Beurtheilung ihres Werthes oder Unwerthes die Zahl der daraus hervorgegangenen Getauften; ist aber ihr Hauptzweck die wegbahnende und luftreinigende Beeinflussung ganzer Gesellschaftsschichten, so darf nicht in erster Linie auf die Bekehrungen, sondern auf die allgemeine pädagogisch-didaktische Leistungsfähigkeit der Missionsschulen gesehen werden. Ja, im letzten Grunde muß man sagen, eine planmäßige und einigermaßen umfassende Betheiligung der Mission am Unterrichtswesen läßt sich nur auf dieser breiteren Basis befriedigend rechtfertigen.

Betrachtet man die Schulen in erster Linie als Bekehrungsanstalten und legt den Hauptnachdruck nicht darauf, daß die in denselben mitgetheilte Bildung etwas an und für sich Gutes und, auch abgesehen von den Einzelbekehrungen, nützliches, dem Reich Gottes bahnbrechendes ist, so kommt man nie recht über den Vorwurf hinweg, daß die Missionsschulen nur eine Lockspeise sind, durch welche man unter einem falschen Vorwand die jungen Heiden im Netz des Christenthums zu fangen sucht. Man thue nicht, wie

wenn hiedurch die Missionsschulen ihres eigentlich evangelistischen Charakters entkleidet und von der Stufe der direkten Missionsarbeit auf die der indirekten herabgesetzt würden. Ist denn die Reise- und Bazarpredigt wirklich immer eine so direkte Missionsarbeit, wie man sich vorzustellen geneigt ist? Ja, ist's auch nur das Charakteristische oder Wünschenswerthe für diesen Zweig der Missionsarbeit, daß sie auf sofortige Bekehrung der für sie erreichbaren und von ihr berührten Heiden losgeht? Wo christliche Erkenntniß schon verbreitet ist, da hat freilich der Erweckungsprediger leichtes Spiel mit seiner sogenannten direkten Seelenrettungsarbeit; wo das aber nicht der Fall ist, wie lange muß da oft gepredigt, erklärt und auf allerlei Umwegen das geistige Ohr der Zuhörer geöffnet werden, bis sie auch nur einigermaßen begreifen, was der Missionar eigentlich von ihnen will, was Bekehrung ist und was sie thun müssen, um selig zu werden! Bei Licht betrachtet, ist daher der Unterschied zwischen der Predigt- und zwischen der Schulthätigkeit gar nicht so groß. Beide sind nur Wegbereiter für den, welcher kommen muß, wenn die Herzen mit Feuer und mit Geist sollen getauft werden.

Was endlich den Erfolg der Missionsschulen betrifft, so könnten wir ein langes Register von Zeugen dafür beibringen. Hören wir an erster Stelle wieder den Missionar Baierlein. Im Jahr 1874, d. h. 20 Jahre nach der oben citirten Auslassung, sagt er von den Leipziger Missionsschulen in Indien: „In allen diesen Schulen haben auch die Kinder der Heiden Zutritt, und ob auch direkte Bekehrungen nur selten aus ihnen hervorgehen, so dienen sie doch dazu, die Kenntniß des Christenthums auch in manche Heidenfamilien zu bringen, denen es sonst vielleicht ferne bliebe, und in den Herzen der jungen Heiden eine Zuneigung zur Mission zu erwecken, die oft noch in späteren Jahren hervortritt.“

Der Oxforder Sanskritgelehrte Prof. Williams, der selbst wiederholt in Indien war, läßt sich also vernehmen: „Es mag wahr sein, daß der bloße Bibelunterricht oft nur zerstörend, nicht auch aufbauend gewirkt hat; aber allmählich und unmerklich flößt er eben doch Grundsätze ein, die mit den pantheistischen Ideen, mit welchen der Hindugeist gesättigt ist, unverträglich sind. Wenn er nicht immer sofort den wahren Glauben an die Stelle des falschen setzt, so legt er doch den Grund für den künftigen Glauben an einen persönlichen Gott.“

Pfarrer E. Buß bezeichnet es als einen methodisch sehr glücklichen Griff, daß die neuere Mission so viel für den Unterricht der Jugend gethan, und fährt dann fort: „Unleugbar sind von ihren pädagogischen Bestrebungen die wohlthätigsten Wirkungen auf die intellektuelle und moralische Entwickelung mancher Völker ausgegangen..... Durch die von Heidenkindern besuchten Schulen wird unvermerkt der Same des Evangeliums in die Massen des Volkes getragen..... Hätte die Mission nichts anderes geleistet, als daß sie in den verschiedensten Theilen der Erde kulturlosen und halbgebildeten Völkern Schulen gab, so hätte sie sich schon damit den bleibenden Dank der Menschheit verdient. Nach Jahrhunderten noch werden die betreffenden Völker die segenbringende Wohlthat dieser Missionsstiftungen preisen."

Nun zum Schluß noch einige praktische Winke:

1) Christen- und Heidenschulen dürfen nie miteinander vermischt, sondern müssen möglichst auseinander gehalten werden. Heiden- und Christenkinder dürfen nicht nach ein und demselben Plan behandelt und unterrichtet werden. Die Christen- oder Kirchenschulen haben den Zweck: a) die getauften Kinder zu rechten Gemeindegliedern zu erziehen und dadurch mitzuwirken zur religiösen, moralischen und ökonomischen Hebung der jungen Gemeinden; b) aus ihrer Zahl die von Gott Berufenen zu Dienern der Kirche und Mission heranzuziehen, d. h. sie zu Schulmeistern, Evangelisten und Pastoren auszubilden. Der zweite Zweck kann nur erreicht werden, wenn außer guten, rein christlichen Volksschulen auch ebenso rein christliche Sekundar- oder Mittelschulen da sind, so daß die künftigen Prediger und Lehrer nicht etwa religionslose Regierungsschulen zu besuchen oder mit Heiden und Muhammedanern zusammen unterrichtet zu werden brauchen. Alle diese Christenschulen müssen sich aller und jeder, selbst der bloß negativen und erlaubten Akkommodation an die Vorurtheile der Heiden enthalten. Es ist ein Mangel des englischen und amerikanischen Missionsschulwesens, daß die beiden Arten von Schulen nicht scharf unterschieden werden.

2) Unter Heidenschulen oder Missionsschulen im engeren Sinne verstehen wir alle diejenigen Schulen, welche für Heiden

errichtet sind, um sie, indem man sie in verschiednen Fächern, namentlich in abendländischen Wissenschaften, und möglichst nach abendländischer Methode unterrichtet, zugleich mit der christlichen Religion bekannt zu machen und so die Bekehrung der Einzelnen und des Volkes herbeizuführen. Gewisse Akkommodationen an heidnische Vorurtheile und Gewohnheiten sind hier zulässig, z. B. die Anstellung heidnischer Lehrer; die Errichtung besonderer Schulen z. B. für Brahmanenmädchen, die, wenn sie mit andern Kindern zusammen sein müßten, nie und nimmer in eine Schule kommen würden; die Anwendung landesüblicher, wenn gleich an und für sich didaktisch zu verwerfender Methoden; die Aufnahme gewisser Gegenstände in den Unterrichtsplan, welche den betreffenden Volksklassen nun einmal werthvoll sind, auch wenn sie von christlich-pädagogischem Standpunkt aus keinen Werth haben.

3) In einem Lande, wo bereits heidnische Schulen existiren, knüpfe der Missionar an diese an und suche sie unter seinen Einfluß zu bringen. Meist wird er sie schlecht mit Büchern und andern Lehrmitteln versehen, den Lehrer gering bezahlt und übel berathen finden. Er biete ihm christliche Schulbücher an, ja gebe ihm eine monatliche Zulage zu seinem Gehalt unter der Bedingung, daß er von Zeit zu Zeit die Schule visitiren und die Kinder examiniren dürfe. Man veranlasse den heidnischen Schulmeister weiter, sich eines vernünftigen Lektionsplans zu bedienen und helfe ihm überhaupt nach, so viel er sich helfen läßt. Bald wird er merken, daß durch die Verbindung mit der Mission seine Schule nicht verliert, sondern gewinnt, und am Ende selbst eine Art Missionsgehilfe werden. In Tinneweli hatte Rhenius eine Menge solcher Schulen, die er möglichst regelmäßig besuchte und die ihm vielfach als Anknüpfungspunkte für die Heidenpredigt dienten. Warf man ihm vor, es sei doch nicht recht, heidnische Lehrer im Missionsdienst zu haben, so antwortete er mit Luther: „Wo wir nicht mit Rossen pflügen können, da müssen wirs eben mit Eseln thun," und machte ruhig weiter nach seiner Art. Die heidnischen Eltern sahen, daß der Missionar es gut meine mit ihren Kindern, daß unter seiner Einwirkung die Schulen sich hoben, und wurden immer freundlicher gestimmt. Allmählich wurden dann die heidnischen Lehrer durch christliche ersetzt, und jetzt hat die englisch-kirchliche Mission in Tinneweli hunderte von Lehrern und Lehrerinnen,

ohne daß ein einziger Heide darunter wäre! Man sei also nicht zu radikal in der Durchführung des Grundsatzes, daß die Mission eigentlich nur mit christlichen Schulmeistern arbeiten sollte; jedenfalls nicht im ersten Stadium der Mission. Oft ziehen die heidnischen Eltern eben einen heidnischen Lehrer vor und schicken zu ihm ihre Kinder, während sie einem Christen, zumal einem Fremden oder einem aus andrer Kaste, sie nicht anvertrauen würden. Jedenfalls ist ein guter Heide besser als ein schlechter Christ. In China hatte Hanspach eine Zeitlang 138 heidnische Schulen mit 1500 Schülern unter seiner Leitung. Er lieferte den Schulmeistern christliche Bücher, ließ durch sie den Katechismus und biblische Geschichte lehren, besuchte selbst die Schulen, gab mit Hilfe von großen Bildern biblischen Anschauungsunterricht und zahlte dem Schulmeister monatlich eine bestimmte Summe, wenn die Kinder im Examen gut bestanden. Die Dorfbewohner bewillkommten ihn als einen Wohlthäter, und hie und da entstand eine kleine Gemeinde. Mangel an Zeit, an Kraft und Geld machten leider dem schönen Anfang ein Ende. Aber von andern Missionaren in Indien wie in China wird dieses System heute noch mit dem besten Erfolge angewendet. Allein in Niederbengalen steht die Vernacular Education Society auf diese Weise mit 153 heidnischen Elementarschulen in Verbindung, die von christlichen Wanderlehrern ein paar Mal wöchentlich besucht und mit biblischem Unterricht bedient werden.

4) Gleichzeitig sei aber der Missionar darauf bedacht, an der Stelle der heidnischen, in didaktischer und pädagogischer Beziehung ungebildeten Lehrer christlich gebildete zu setzen. Sind noch gar keine Christen vorhanden, so nehme er heidnische Jünglinge, etwa die Söhne des einen oder andern Schulmeisters, und suche sie zu tüchtigen Lehrern heranzubilden. Sind sie zwei bis drei Jahre unter seinem Einfluß gewesen, so werden wohl immer einige von ihnen selbst Christen werden, die Andern werden wenigstens dem Christenthum freundlich gestimmt werden.

5) Das dritte Stadium ist dann, daß man rein christliche Schulmeister gewinnt und direkt im Missionsdienst anstellt. Doch ist es zu empfehlen, daß auch diese christlichen Schulmeister nicht ganz und gar im Missionssold stehen, sondern wenigstens einen Theil ihres Gehaltes nur in Gestalt von Grants for results erhalten. Sonst werden sie leicht faul und gleichgiltig.

6) Für Schulen dieser Art ist das Minimum von Christlichkeit, das verlangt werden muß: a) ein Gebet zum Anfang der Schule, b) Unterricht in der biblischen Geschichte, c) Auswendiglernen einer gewissen Anzahl von Bibelsprüchen.

7) In einem Dorf, wo bereits eine heidnische Schule besteht, vermeide die Mission es, eine christliche Konkurrenzschule zu errichten, sonst wird der heidnische Schulmeister zum Feind, der schon Mittel finden wird, die Missionsschule zu ruiniren.

8) Bei allen Elementarschulen ists von der größten Wichtigkeit: a) daß sie regelmäßig vom Missionar oder dessen Stellvertreter inspicirt und examinirt werden, b) daß der Missionar auch am Unterricht sich regelmäßig betheilige, d. h. womöglich jede Woche ein bis zwei Musterlektionen gebe, c) daß mit den Lehrern, Heiden wie Christen, ein Fortbildungskurs gehalten werde. Eine Stunde wöchentlich, ein Tag monatlich, drei bis vier Tage jährlich ist für diesen Zweck nicht zu viel.

9) Sehr wichtig ist ferner, daß diese Schulen nicht einfach nach europäischem Muster, sondern mit liebevoller Berücksichtigung der Landesbedürfnisse eingerichtet werden. Man erziehe die Kinder ja nicht für Lebensstellungen, die ihnen stets verschlossen bleiben werden oder überhaupt in ihrem Lande noch gar nicht existiren. Wo die Leute später keine Gelegenheit haben, das Gelernte zu verwerthen, werden sie undankbar, anspruchsvoll und gemeinschädlich. In Afrika liegt hierin eine der größten Schwierigkeiten des ganzen Missionswesens. In Indien, China und Japan ists viel leichter. Man achte nur auf die häuslichen Verhältnisse der Leute und auf das, was in den heidnischen Schulen getrieben wird. Manche Missionsschule ist schlecht besucht und schlägt aus den Eltern kaum ein Zehntel des Schulgeldes heraus, das sie einem Heiden zahlen würden. Warum? Ists etwa Haß gegen das Evangelium? O nein! Die Eltern kümmern sich herzlich wenig um die Religion, die da gelehrt wird; aber es werden die Dinge nicht gelehrt, die sie schätzen und brauchen. In Indien ist Rechnen eine Hauptsache; es muß aber praktisch, nicht systematisch getrieben werden. Wenn die Kinder auf der Schiefertafel Millionen addiren lernen, so hat das gar keinen Werth für sie; sie müssen mit den Summen und den Rechnungsweisen vertraut werden, die in den indischen Bazars täglich vorkommen. Sie müssen ferner

lernen, Briefe und Bittschriften, Pacht- und Kaufverträge, Rechnungen und Quittungen und ähnliche Schriftstücke abfassen, wie sie im proceßsüchtigen Indien auch für den gemeinen Mann von großer Bedeutung sind. Ferner werden die heidnischen Klassiker hochgeschätzt. Kommen diese in der Missionsschule gar nicht vor, so lesen die Schüler sie doch und die Mission beraubt sich des Einflusses, den sie bei dieser Gelegenheit durch gereinigte Textausgaben, vernünftige Auswahl und pädagogische Erklärung des Gelesenen auf die jungen Gemüther ausüben könnte.

10) Sobald als möglich muß von den Kindern ein Schulgeld erhoben werden. Im Anfang ist das meist nicht möglich; in China bei den Mädchen überhaupt nur schwer zu erreichen. Viele Eltern brauchen ihre Kinder zu Hause, selbst wenn sie noch klein sind. Sie dafür zu entschädigen, daß sie die Kinder in die Schule schicken, ist keine Sünde, sondern eine Wohlthat. Hat doch in China ein Missionsarzt seinen ersten Patienten dafür bezahlen müssen, daß dieser sich von ihm operiren ließ! Mit festen, steifen Regeln, die meist weder aus der Liebe noch aus der Weisheit kommen, ist da nichts anzufangen. Die Erfahrung hat gelehrt, daß selbst da, wo anfangs die Mission und nicht die Schüler ein „Schulgeld" zahlte, nach einiger Zeit doch ganz normale Zustände hergestellt werden konnten, sobald einmal die Eltern den Werth der Schulbildung schätzen gelernt hatten.

11) In Schulen, welche direkt von der Mission errichtet sind und ihr gehören, darf keine Rücksicht auf Götzenfeste und andre heidnische Feiertage genommen werden. Kein Kind erhält Erlaubniß, an solchen Tagen die Schule zu versäumen; doch wird auch keins dafür gemaßregelt, wenn es wegbleibt.

12) Alle diese Elementarschulen erfüllen ihren Zweck nur halb, wenn sie nicht vom Reiseprediger und Evangelisten als Anknüpfungspunkte benutzt werden. Jede Schule muß eine Art Außenstation, ein evangelischer Lichtpunkt für die ganze Umgegend sein, ein Ort, wohin Wahrheitsucher gewiesen werden können, und wo Jedermann, wenn er will, weiteren Aufschluß über den christlichen Glauben erhalten kann. In jeder Schule sollte daher auch ein kleines Depot von Traktaten, Bibeltheilen und christlichen Schulbüchern sein.

13) Sehr wichtig ist, daß der Missionar und der christliche Lehrer ihre Schüler nicht als Heiden oder Muhammedaner, sondern einfach als Menschenkinder behandeln. Nicht polemisiren gegen ihre Religion und väterliche Weise, überhaupt möglichst wenig sagen, was ihre Liebe oder ihre Achtung vor den Eltern untergraben könnte! Auf schnelle Bekehrung und selbständigen Uebertritt der Kinder hinarbeiten, ist nicht weise und kann unter Umständen geradezu ein Unrecht sein. Bekehrungen, d.h. Uebertritte vereinzelter Personen, namentlich jugendlichen Alters, sind nur dann erwünscht und von Werth, wenn sie nicht allein völlig aus eigenster Initiative der Betreffenden hervorgehen, sondern auch der äußeren Verumständung nach die Garantie einer gesunden Weiterentwicklung für die von ihrer Familie und dem Volksganzen sich Losreißenden gewähren.

14) Englisch oder eine andre fremde Sprache kann in diesen Elementarschulen nur ganz ausnahmsweise gelehrt werden. In Indien mögen ein paar Sanskritwörter und -Verse, sowie die geläufigsten englischen Ausdrücke und Phrasen für praktische Zwecke zugelassen werden.

15) Dagegen versäume der Missionar die Gelegenheit nicht, in diesen Schulen seine Sprachkenntniß zu erweitern. Manche Missionare bezeugen, daß wenn sie in der Heidenpredigt es zu irgendwelcher Fertigkeit gebracht haben, sie das ihrer Schulthätigkeit verdanken.

So viel über die Missionsheidenschulen niederen Grades, welche ich für eins der billigsten und wirksamsten Missionsmittel halte, durch das fast jeder Missionar seine Thätigkeit und Nützlichkeit leicht vervielfältigen kann. Was die höheren Schulen betrifft, wie die Anglo-Vernacular und English Schools bis hinauf zu den Colleges, wie wir sie namentlich in Indien haben, kann ich mich kurz fassen.

1) Vor Allem möchte ich noch einmal die Wichtigkeit auch dieses Zweiges der Missionsarbeit betonen, nicht bloß für Indien, sondern auch für China und Japan. Es wäre engherzig und kurzsichtig im höchsten Grade, wollten wir von derselben uns ausschließen und damit auf eine christliche Beeinflussung des höhern Geisteslebens dieser in einer mächtigen Reformbewegung stehenden Völker verzichten.

2) Andrerseits muß gesagt werden, daß englische und amerikanische Gesellschaften hie und da des Guten zu viel gethan und namentlich darin gefehlt haben, daß sie durch Errichtung von mehreren mit einander rivalisirenden Lehr-Anstalten am gleichen Ort auch auf diesem Gebiet in eine gewisse Konkurrenzmacherei gerathen sind. Weniger wäre manchmal mehr. Als ein bedeutsamer Fortschritt ist daher das Uebereinkommen zu begrüßen, das die Freischotten, die Englisch-Kirchlichen und die Wesleyaner getroffen haben zur gemeinsamen Arbeit an der christlichen Hochschule in Madras.

3) Für diese Anstalten, wie auch für die Elementarschulen, ist ein Anschluß an das in den englischen Kolonien bestehende Regierungsschulsystem nicht nur nicht zu meiden, sondern sehr zu wünschen. Es erwächst daraus nicht allein der Missionskasse eine ganz bedeutende Erleichterung, sondern es thut der Mission überhaupt gut, auf diesem Wege in Fühlung mit dem öffentlichen Leben und so zu sagen mit der Welt zu bleiben. Es bewahrt das vor Einseitigkeit und frommen Uebertreibungen. Auch giebt es sowohl unter den eingebornen Arbeitern, als auch unter den Missionaren selbst bequeme Herren, welche eine Kontrole und Anspornung, die nicht brüderlichen, sondern offiziellen Charakter hat, recht gut brauchen können.

4) Vor zwei Gefahren haben sich die Vorsteher und Lehrer gleich sehr in Acht zu nehmen: vor übertriebenem Jagen nach wissenschaftlich glänzenden Examensergebnissen bei Vernachlässigung des Religionsunterrichtes und des Missionscharakters der Anstalt überhaupt, andrerseits aber auch vor einseitiger Betonung des Religiösen auf Kosten des Wissenschaftlichen. Die Bibel, welche in diesen Anstalten schon wegen des herrschenden Sprachen-Gemisches meist englisch gelesen werden muß, darf nie mißbraucht werden zu grammatischen Uebungen oder litterar-historischen und antiquarischen Belehrungen. Andrerseits soll aber auch der wissenschaftliche Unterricht nicht dazu gebraucht werden, fromme Betrachtungen anzustellen oder apologetische Beweise für das Christenthum an den Haaren herbeizuziehen. Alles kommt auf den Geist der Schule und insbesondere auf die Liebe, Güte und Freundlichkeit an, welche der Vorsteher gegen alle Schüler, gegen die Großen und Kleinen, gegen die Vielversprechenden und gegen die weniger Hoffnungsvollen gleichermaßen an den Tag legt.

5) Wenn ein Missionar nur in der Bibel unterrichtet und alle übrigen Lektionen von andern Lehrern gegeben werden, so kommt nicht viel dabei heraus. Derjenige Lehrer, welcher überhaupt die meisten Fächer giebt und also den größten Einfluß auf die betreffende Klasse hat, sollte auch der Religionslehrer sein. Die Achtung und das Vertrauen, das er sich als wissenschaftlicher Lehrer erworben hat, kommt dann auch dem Religionsunterricht zu statten. Denn es ist doch nicht wohl möglich, einen Lehrer, dem man eben noch wie einem Orakel zugehört hat, fünf Minuten später — wenn er von Religion spricht — für einen närrischen Fanatiker zu halten.

6) Wie in den niederen Schulen, so muß auch in den höheren der Besuch der Religionsstunden nicht minder obligatorisch sein als der aller andern. Das ist nicht bloß aus missionspolitischen, sondern aus rein pädagogischen Gründen eine absolute Nothwendigkeit. Von einer Vergewaltigung der Gewissen oder gar von einem listigen Betrug zu reden, ist lächerlich. Jeder Hindu, Muhammedaner oder Buddhist, der seine Kinder in eine Missionsschule schickt, weiß ganz gut, was dieselbe will, und da er mindestens ebenso gescheidt zu sein pflegt als wir, so brauchen wir ihn wohl kaum gegen uns selbst in Schutz zu nehmen.

7) Mit den ausgetretenen Zöglingen muß der Missionar möglichst in Verbindung bleiben. Gute Dienste leistet nach dieser Seite hin z. B. das Madras Christian College Magazine, eine Zeitschrift, durch welche Lehrer und Zöglinge der dortigen christlichen Hochschule in geistigem Verkehr miteinander bleiben. Auch sollten die Vorsteher solcher Anstalten den reisenden Missionaren die Namen und Adressen ihrer früheren, über das Land hin zerstreuten und wahrscheinlich in allerlei Aemtern stehenden Zöglinge mittheilen, damit diese sie besuchen und das in ihnen glimmende Glaubensfünklein immer wieder anfachen, andrerseits aber auch von ihnen bei ihrer Sämannsarbeit sich Vorschub leisten lassen.

8) Ueberaus wünschenswerth ist es, daß für die höheren Schulen tüchtige Fachmänner — ordinirt oder unordinirt — aus Europa gesandt werden. Die Missionshausbildung genügt dazu nicht.

Soweit das Referat. Aus der daran sich anschließenden, sehr lebhaften Diskussion heben wir Folgendes heraus:

Inspektor Zahn: Ich bin ganz altmodisch für Einzelbekehrung. Auf die Kirche kann man sich zur Rechtfertigung der systematischen Missionsschulthätigkeit nicht berufen, denn die Kirche hat überhaupt eine Menge von Dingen in die Hand genommen, die sie nichts angiengen. Ich glaube gar nicht, daß die Schule eine Aufgabe der Kirche ist. Es ist historisch so geworden; aber wo ist im Mandat der Kirche etwas von der Schule gesagt? Wir brauchen aber diesen Umweg zur Motivirung der Schulthätigkeit gar nicht. Versuchen wir im Ernst alle Völker zu Jüngern zu machen und Jedermann Buße und Glauben zu predigen — was vielleicht auch kein so übler Ausdruck für den Missionszweck ist — so merken wir bald: wir können gar nicht recht an die Leute herankommen, wenn wir nicht Schule halten. Die Schule ist eine Brücke zu den Herzen. Aber man vergesse nie, daß das eine indirekte Arbeit ist. Es ist eine Krankheit in der Mission, wenn die Missionare sagen: die Jugend ist unsere Hoffnung! Schule halten ist nur eine Hilfsthätigkeit, ja gewissermaßen nur ein nothwendiges Uebel in der Mission. Die Bekehrungen durch die Heidenschule sind sehr zweifelhafter Art. Man kann ja in den Knaben und Mädchen wohl den Wunsch nach der Taufe wecken; aber später fallen sie wieder ab. Man bringt so Kinder in die Kirche hinein in einem Stadium der Entwicklung, wo sie noch nicht recht wissen, was sie thun. Die schottische Schulmission ist überhaupt keine Mission. Ich bedaure, daß wir in den Missionsschulen so viele ordinirte Männer haben; es wäre besser, man würde Schulmeister und Pädagogen aussenden für diesen Zweck. Die Mission hat nur Ein Ding zu treiben. Alles andere ist Nebenwerk. Wie ein Missionar diese oder jene Industrie oder auch eine neue Pflanze einführt, so kann er auch eine Schule gründen, weil er eben da ist und allerlei an ihn herantritt. In seinem eigentlichen Beruf aber liegt das nicht. Die Heiden sagen oft: wir sind zu alt, lehret unsere Kinder! So kriegt man Schüler. — Sehr starke Bedenken habe ich gegen die Anstellung heidnischer Lehrer. Es handelt sich doch auch um ein Bekenntniß und man darf ja nicht in den Augen der Heiden den Unterschied oder vielmehr den Gegensatz zwischen Heiden und Christen dadurch verwischen, daß man ungetaufte Lehrer anstellt. Paulus wollte sich auch nicht von einer besessenen Wahrsagerin als Knecht des Höchsten ausrufen lassen. Ganz einverstanden bin ich damit, daß man in den Schulen

nur das treibe, was landesmäßig von Nutzen ist. Aber in Afrika kann die Schule kaum etwas lehren, was in diesem Sinne nützlich wäre. Die Verhältnisse sind eben so, daß man ohne Schulbildung gerade so gut wegkommt als mit derselben. Als wir ein Rechenbuch für unsere Schulen herausgaben, habe ich darauf gedrungen, daß alle Beispiele aus dem praktischen Leben der Afrikaner genommen würden. Aber es war ganz erstaunlich wenig, was sich da sammeln ließ. — Mit Schulgeld dränge man die Leute nicht zu früh und nicht zu sehr. In der Christenheit giebt's ja auch nur sehr wenig Schulen, welche wirklich von den Eltern der Schüler bezahlt werden. Die meisten werden vom Staat oder aus alten Stiftungen unterhalten. Wichtig ist's, daß die Lehrer auch die Eltern der Kinder besuchen. Dadurch bekommt die Mission allerlei Fäden in die Hand. In unsre Krüstenschule sind Kinder aus 16—18 verschiedenen Orten. Diese werden besucht und es wird darauf angelegt, die Herzen der Eltern zu bekehren zu den Kinder.

Direktor Hardeland: „Ich bin ein Mensch, nichts Menschliches bleibe mir fern" — ist ein sehr gefährlicher Missionsgrundsatz. Wir haben ja einen ganz bestimmten Auftrag: Prediget das Evangelium aller Kreatur. Weiter hat die Mission oder die Kirche in der Mission nicht zu gehen. Sie hat eine Heilsaufgabe, nicht eine Kulturaufgabe. Die Kulturwirkungen sind etwas Nebensächliches und Zufallendes. Aber gewiß ist's unter Umständen erlaubt, auch Heidenschulen zu gründen. Wir haben faktisch 3—4 solche Heidenschulen. Die höhern Missionslehranstalten in Indien haben aber auch mich sehr unangenehm berührt. Wenn da Jünglinge mit dicken Götzenzeichen auf der Stirne an Johannis 6 sitzen und ganz korrekt über das Brod des Lebens u. s. w. Antworten geben, so macht das doch einen eigenthümlichen Eindruck, auch wenn man so wenig hochkirchlich ist, wie wir Leipziger. Einmal bat mich ein junger Heide dringend um eine englische Bibel. Ob er wisse, was in der Bibel enthalten sei? Jawohl, wie Gott seinen eingebornen Sohn gesandt habe u. s. w. Ob er nun wünsche, Weiteres hierüber zu lesen und zu lernen? O nein! er wünsche die Bibel bloß, um daraus Englisch zu lernen! — Wollten wir alles mögliche Gute und Nützliche in die Hand nehmen, so würden wir bald aufhören, eine Mission zu sein.

Professor Plath: Das Thema hätte eigentlich lauten sollen: Vertheidigung des indischen Schulwesens. Ich sehe die Schule auch nur als einen Nothbehelf an, wo sonst nichts zu machen ist. Der alte Missionar Dr. Wenger in Kalkutta sagte mir: „Die Bekehrungen, die aus dem Kreise der Tausende unsrer Schüler hervorgehen, sind an Zahl äußerst gering. Unsere große Freude aber ist, daß wir die Männer, die durch unsere Schulen gegangen sind, als sittlich ernste Menschen kennen." Das ist freilich schon etwas werth.

Dr. Grundemann. Man streitet doch nur gegen die höhern englischen Heidenschulen. Gegen die Arbeit der Vernacular Education Society dürfte doch kaum etwas einzuwenden sein.

Dr. Schreiber: Junge Heiden in die Geheimnisse des christlichen Glaubens einzuführen, schickt sich nicht. Auch entsprechen die Resultate der aufgewandten Mühe durchaus nicht.

Direktor Reichel: Im Himalaja haben wir mehrere Heidenschulen. Viel Bekehrungen gehen aus ihnen nicht hervor. Aber ein englischer Offizier, der einen eingebornen Führer bei sich hatte, bemerkte mit Verwunderung, daß derselbe den buddhistischen Pagoden, an denen sie vorbeikamen, keinerlei Verehrung erwies, und als er ihn nach dem Grunde fragte, stellte sich's heraus, daß der Betreffende in einer unsrer Schulen gewesen und dort von der Nichtigkeit des Buddhismus war überzeugt worden! Auch ist nicht zu übersehen, daß den Heiden diese Schulen ein Dorn im Auge sind. Hesse definirt: die Mission sei nicht Seelenwerbung, sondern Durchsäurung des Volkes mit dem Evangelium. Diese Definition widerspricht ganz und gar der Praxis unserer Brüdermission. Aber es kommt viel auf die verschiedenen Arbeitsgebiete an und vor allem auf die Zeit und Stunde des Herrn, wie auch auf die verschiedenen Gaben der verschiedenen Gesellschaften. Obgleich wir nach dem Prinzip der direkten Seelenwerbung gehen, wird uns z. B. in Surinam ein ganzes Volk in die Arme geworfen und wir sind genöthigt, auf einmal nach ganz anderen Grundsätzen als den bisherigen zu handeln. Und da ist uns die Schulthätigkeit, namentlich in der Stadt Paramaribo, von großem Nutzen.

Direktor Wangemann. Im Ganzen und Großen muß ich den Ausführungen Hesse's beistimmen und mich darüber verwundern, daß man ihn nicht besser verstanden hat. Was er z. B. über die Liebe sagte, war doch nicht von bloßer Philanthropie gemeint.

Dr. Gundert. Das Referat hat die Sache etwas zu breit vor uns hingelegt, wie wenn jedes gute Werk schon Missionswerk wäre. Diese moderne Art hat mich schon stutzig gemacht. Ich habe z. B. keine besondere Freude daran, wenn in Ländern, wo sonst schon für Aerzte gesorgt ist, eine medicinische Mission angefangen oder auch, wenn die Mission von der Welt für Allerlei gelobt wird, was ihr einen Eindruck gegeben hat von der Vorgeschrittenheit der Missionare. Aber darum sage ich doch: wer die Gabe hat, auch das allerhöchste Wissen den Heiden zu bieten, der thue es nur, und wer in der Liebe Christi medizinische oder chirurgische Dienste leistet, der thut gewiß nicht Unrecht. Aber als Norm möchte ich es nicht aufstellen, daß man so vielerlei Gutes thue. Jeder thue im gegebenen Augenblick was er kann oder am Ende auch was er muß, auch wenn er es vor Menschen nicht alles so auseinanderlegen oder rechtfertigen kann. Auch die Leiter der schottischen Mission haben doch je und je Bedenken, ob die Kräfte und Summen in den hohen Schulen so wohl angelegt sind, zumal wenn sie sehen, wie viel mehr im Kafferland geleistet wird durch Missionare, die im Volk selber stehen. Nicht als ob die Schularbeit in Indien unnöthig oder gar unerlaubt wäre. Aber die Zeit ist kurz und die Aufgabe riesengroß. Da müssen wir uns immer wieder konzentriren. Und das Nöthige ist doch schließlich nur Eins.

Dr. Drost: In unsrer holländischen Mission haben wir eigentlich keine Heidenschulen. Aber als unser Miss. Grafland vor einigen Jahren aus der Minahassa heimkam, brachte er einen jungen Eingebornen mit, der ein erstaunliches, industrielles Geschick hatte und schon auf dem Dampfschiff allerlei wunderbare Artikel fabrizirte. Jetzt ist er wieder in seiner Heimat, nachdem er in Holland ausgebildet worden, und lehrt nun am Schullehrerseminar allerlei Nützliches und Praktisches. Wir hoffen dadurch auch die guten Früchte des Christenthums unter die Masse zu bringen. Auch haben wir seit einiger Zeit eine Erziehungsanstalt für die Töchter der Häuptlinge mit 23 Kost- und 9 Tagschülerinnen. Zwei holländische Damen, in deren Wahl man sehr glücklich gewesen ist, sind als Lehrerinnen hinausgegangen, und das Ganze steht unter der Aufsicht unsrer Missionare. Nun werden auch die Häuptlingstöchter mit dem Evangelium bekannt.

Es folgte nun ein Referat von Dr. Schreiber über:

2. Die Fortschritte in den Anforderungen an die Gemeinden aus den Heiden in Bezug auf Selbständigkeit und Mitarbeit am Missionswerke.

Obwohl ich mir vollkommen bewußt bin, daß mein heutiges Thema sich auf's engste berührt mit dem von mir vor vier Jahren hier an derselben Stelle behandelten, da es im Grunde nur ein, und zwar wohl das wichtigste Stück, in dem wir von den Engländern und Amerikanern lernen können, unter einem ganz bestimmten Gesichtspunkt noch einmal behandelt, so hoffe ich doch, es wird wenigstens keinen in der Missionspraxis stehenden verdrießen, daß ich noch einmal hierauf zurückkomme, weil er wissen wird, nicht nur wie überaus wichtig die zu behandelnde Frage ist, sondern auch wie viele und große Schwierigkeiten für die Leiter einer Missionsgesellschaft gerade auf diesem Gebiete liegen.

Von den Fortschritten in den Anforderungen, die man an die jungen Christengemeinden aus den Heiden stellen darf und stellen muß in Bezug auf Selbständigkeit und Mitarbeit am Missionswerk, läßt sich in dreifacher Weise reden. Nämlich erstlich gibt es einen solchen Fortschritt — oder sollte ihn doch wenigstens geben — in jeder 1) einzelnen Gemeinde, sodann 2) auf jedem Missionsgebiete, wo man mit der Zeit auch in erst neu gegründeten Gemeinden ganz anders verfahren und von Anfang an höhere Anforderungen stellen kann, und endlich hat ein solcher Fortschritt offenbar 3) in der ganzen evangelischen Mission und in den dieselbe beherrschenden Vorstellungen stattgefunden. Es versteht sich ja natürlich von selbst, daß dieser letzte Theil bei weitem der wichtigste ist. Indeß sind doch auch die beiden ersten zu einem richtigen Verständniß der ganzen Frage unentbehrlich.

I. Wie schon der Apostel Paulus sich veranlaßt gesehen hat, um allen bösen Verdacht, als ob er mit seiner Arbeit selbstsüchtige Zwecke verfolgte, von vorne herein abzuschneiden, sich in Achaja z. B. so zu stellen, daß er von den Neubekehrten gar nichts annahm zu seinem eigenen Unterhalt, sondern sich lieber von seiner eigenen Hände Arbeit nährte; so kann auch jetzt ein Missionar im Anfang

einer Missionsarbeit in diesem Stück kaum sorgsam genug sein, um den Leuten unwiderleglich zu beweisen, daß er nicht seinen Vortheil, sondern ihr Heil sucht, um allmählich dem infolge des Verhaltens anderer Europäer nur allzu begreiflichen Mißtrauen zu begegnen und die von den Heiden und namentlich von seinen Gegnern überall verbreiteten übeln Gerüchte zu entkräften. Er wird also, was seine Person und den eigenen Unterhalt betrifft, gar nichts von den Neubekehrten fordern, ja, wo es sich um die ersten Anfänge auf einem Missionsgebiete handelt, wird er sogar kaum umhin können, die ersten Schulen und Kapellen auf seine eigene oder seiner Gesellschaft Kosten zu bauen. Weiter sollte er aber, meiner Meinung nach, unter allen Umständen nicht gehen. Alles was man solchen, die Christen werden wollen, an äußern Vortheilen und Geschenken bietet, kann nur da entschuldigt werden, wo sie der Uebertritt zum Christenthum in ihrem Besitzthum wesentlich geschädigt hat, und sollte selbst da nur mit großer Vorsicht geschehen, weil es gar zu leicht die ganze Bewegung trübt und scheinbar große Erfolge auf unsolider Grundlage aufbaut.

Namentlich aber erschwert ein solches Reischristenthum, sowie jede unweise Liberalität, den ersten Bekehrten gegenüber ganz ungemein die Schritte, die ein jeder Missionar, dem der Herr es mit seiner Arbeit gelingen läßt, doch später einmal thun muß, um nämlich die entstehende Gemeinde zur Selbstständigkeit und zum Selbstunterhalt zu erziehen. Wer diese Eventualität von Anfang an sich klar gemacht hat, der wird sich ganz gewiß hüten, seine Christen durch häufige Geschenke zu verwöhnen und ihnen verkehrte und sehr bedenkliche Anschauungen über die unbegrenzten ihm zu Gebote stehenden Geldmittel beizubringen, denn das würde er hernach bitter zu bereuen haben.

Schon an sich nämlich wird es überall eine schwierige und delikate Sache sein, wenn man die heranwachsende Gemeinde von der Verpflichtung zu überzeugen sucht, daß sie allmählich finanziell auf eigenen Füßen stehen und für sich selbst sorgen müssen. Die Sachlage ist ja freilich klar genug, daß nämlich wir europäischen Christen allerdings die heilige Verpflichtung haben, den Heiden Gottes Wort und Missionare zu senden, aber ganz und gar nicht verpflichtet sind, die neu sich bildenden Christengemeinden nun auch noch, wer weiß wie lange, zu unterhalten. Natürlich muß der Missionar hier langsam und

mit Bedacht vorgehen, muß erst suchen ein Verständniß der Sachlage und dieser ganz selbstverständlichen Verpflichtung in einer jeden Christengemeinde zu wecken, ehe er irgend welche Anforderungen stellt und sorgsam jeden Schein vermeiden, als ob für ihn persönlich irgend welcher Vortheil dabei im Spiele wäre. Vielleicht wird trotz alledem durch diesen durchaus nothwendigen Fortschritt, für den es gilt, überall den richtigen Zeitpunkt zu finden, eine gewisse Krisis in der Gemeinde herbeigeführt werden; aber dieselbe wird da nicht nur ganz ungefährlich, sondern sogar ganz heilsam sein, wo die Arbeit von Anfang an in gesunder, richtiger Weise betrieben worden ist. Wenn trotzdem dann doch auch hier einzelne unlautere Elemente offenbar werden, die lieber ihr Christenthum im Stich lassen, als daß sie sich dasselbe nur auch ein wenig kosten lassen, so ist das für die Gemeinde selbst ja nur ein Segen.

Man wird wohl sagen dürfen, daß *man mit Belehrungen über diesen Sachverhalt und über die Verpflichtung einer jeden Christengemeinde, sich selbst zu unterhalten, kaum zu früh anfangen kann; daß man aber mit den thatsächlichen Anforderungen jedenfalls so lange warten muß, bis einerseits die Uneigennützigkeit des Missionars in der öffentlichen Meinung über jeden Zweifel erhoben ist und anderseits bis die Gemeinde so weit ist, daß ihre eigenen Organe — Aelteste oder wer sonst — die Verwaltung dieser Sache unter Aufsicht des Missionars selbst in die Hand nehmen können.*

Nebenbei bemerkt ist es ganz klar, welche Schwierigkeiten und Bedenklichkeiten es haben muß, wenn der Missionar außer seinem Beruf noch irgend welche Gewinn bringende Unternehmungen wie Handel oder Industrie etwa mit Hülfe seiner Christen betreiben soll, wie das von vielen Seiten so dringend verlangt wird. Soll etwas der Art versucht werden, so kann der Missionar seinen Schild den Heiden gegenüber kaum anders blank halten, als wenn er die ganze Unternehmung als eine Gemeinde-Angelegenheit betreibt.

Was die andre Seite, die *Mitarbeit* am Missionswerk betrifft, so glaube ich, daß man auch damit nicht zu früh anfangen kann, dieselbe den jungen Christen als eine wesentliche Seite des Christenthums und als eine der vornehmsten und heiligsten Ver-

pflichtungen derer, die gläubig geworden sind, ihren noch ungläubigen Volksgenossen gegenüber einzuprägen, und scheint es mir, daß gerade dies ein Punkt ist, wo es noth thut, daß wir, namentlich in den deutschen Missionsgesellschaften, in unsern Anschauungen einen Fortschritt machen.

II. Was wir bis jetzt nun von den Verhältnissen in der Einzelgemeinde und ihrer Entwicklung gesagt haben, das wird sich wesentlich verschieden gestalten, je nachdem, ob die neu entstehende Gemeinde überhaupt die erste oder eine der ersten auf dem betreffenden Missionsgebiet ist, oder ob sie sich nur als ein neues Glied an eine schon ausgedehntere und fest begründete Mission anschließt, gerade so wie bei sehr vielen Pflanzen auch die Entwicklung der allerersten Blätter eine wesentlich andere ist, als die der spätern. Schon das ist ja ein wesentlicher Unterschied, daß jedem später kommenden Missionar das Ansehen und Vertrauen, welches die andern Missionare bei dem Volke gewonnen haben, einigermaßen zu Gute kommt, so daß er von vorneherein etwas kühner verfahren und mehr verlangen kann, als die ersten Anfänger. Viel bedeutsamer aber ist es, daß sich inzwischen schon ein gewisser Usus in Bezug auf das, was die jungen Christen zu leisten haben, z. B. in Erbauung von Kirchen und Schulen, im Unterhalt von Lehrern und Evangelisten gebildet hat, und daß es ihm infolge dessen möglich ist, dasselbe, was in den ersten Gemeinden erst nach einer längern Entwicklung und Erstarkung des Gemeindebewußtseins räthlich und thunlich war, in seiner Arbeit gleich von Anfang an einzuführen. Wenigstens in einer gesegneten und frisch aufblühenden Mission wird solches möglich sein und geschieht nun wirklich vielfach. Wo das Evangelium anfängt in einem Volke Wurzel zu fassen, da bleibt es ja nicht aus, daß von immer neuen Orten die Bitte und das Verlangen sich kund thun, auch Lehrer zu erhalten, und wer dann an einem solchen Ort seine Arbeit beginnt, der hat einen ganz andern Boden zu bearbeiten, als der erste Missionar; er beginnt unter viel günstigern Bedingungen und wird also auch viel schneller Erfolg sehen. Dazu kommt dann noch, daß ihm aus den ältern Gemeinden auch allerlei Mitarbeiter zu Gebote stehen, seien es einzelne Christen, die mit ihm ziehen oder aus andern Gründen schon vor ihm am Stationsplatz sich niedergelassen hatten, seien es ein Aeltester oder ein Schul-

lehrer oder Evangelist, die ihm ausdrücklich zur Unterstützung in seiner Missionsarbeit zugesellt worden sind. So waren z. B. in unserer Herero-Mission auf einzelnen der neu gegründeten Stationen, wie Omburo und Otyozondjupa, neben dem Missionar einzelne erprobte Christen von den ältern Stationen von Anfang an mit in die Arbeit eingetreten und haben dem Missionar die Sache ganz außerordentlich erleichtert und die Entstehung und Entwicklung der Gemeinde auch zur Selbständigkeit sehr bedeutend beschleunigt.

In unsrer Rheinischen Mission haben wir aber kein Gebiet, auf dem der Unterschied in dem Wachsthum und der Entwicklung der Einzelgemeinde zwischen dem Anfang und der späteren Zeit deutlicher und bedeutsamer hervorträte, als in unsrer Batta-Mission. Wer den Entwicklungsgang unserer ersten Batta-Stationen genau kennt, der muß einen ganz erfreulichen Fortschritt erkennen in der Geschichte unsrer jüngsten Station. In Balige, am Toba-See, hat der Missionar z. B. von Anfang an Schulgeld erheben können und hat nach kaum zweijähriger Arbeit nicht nur eine hübsche Gemeinde und Schule, sondern auch eine von der Gemeinde selbst — mit Hilfe der Heiden — erbaute stattliche Kirche. In Pohan oder Sipahuta aber hat der Missionar nicht nur von Anfang an seine Schule und Kapelle mit Hilfe der Leute selbst gebaut, sondern hat schon im zweiten Jahr ein halbes Dutzend Filiale anlegen können, auf denen überall die, welche Christen werden wollen, sich zum Bau der Schule und Kapelle, sowie zum Unterhalt des erbetenen eingebornen Lehrers verpflichten.

III. Wenn man in einer Mission erst einmal so weit gekommen ist, dann kann die völlige Christianisirung der betreffenden Landschaft ja nur noch eine Frage der Zeit sein; aber vielleicht kommt, abgesehen von dem großen Unterschied in Bezug auf die Empfänglichkeit des Volkes und auf die dem Evangelium entgegenstehenden Schwierigkeiten, doch auch viel auf die richtigen Grundsätze an, nach denen man verfährt, um dieses Ziel und diesen Zeitpunkt zu erreichen, und ist es darum wichtig und erfreulich, daß offenbar ein Fortschritt zu konstatiren ist in den die Mission beherrschenden Grundsätzen in Bezug auf die Mitarbeit der inländischen Christengemeinden, denn auf diese kommt es dabei doch wesentlich an.

Nachdem man in der evangelischen Mission mit der Aussendung und der Arbeit von europäischen, resp. amerikanischen Missionaren begonnen hatte, war das der erste wichtige Fortschritt, daß man zu den europäischen Kräften die eingebornen hinzufügte. Obwohl diese Forderung schon sehr früh aufgestellt und allerlei Versuche in dieser Richtung schon fast überall in der evangelischen Mission gemacht worden waren, so ist der eigentliche Umschwung, durch den jetzt allmählich das Element der eingebornen Arbeiter an Zahl und auch an Qualität dem europäischen als ebenbürtig zur Seite trat, wenn nicht gar hie und da schon jenes überholt hat, doch erst im Laufe der letzten 30 Jahre eingetreten. In den fünf bedeutendsten englischen Missionsgesellschaften in Indien — um nur ein Beispiel anzuführen — gab es im Jahre 1851 bei 191 europäischen Missionaren nur 13 ordinirte eingeborne Pastore, während im Jahre 1881 den 258 europäischen Missionaren auf dem gleichen Gebiete 279 ordinirte Eingeborne gegenüberstanden.

Daß in der immer allgemeinern und immer energischeren Befolgung dieses Grundsatzes einer der wichtigsten Fortschritte in der neuern Mission besteht, darüber kann ja keine Frage sein; aber in einem Punkt gehen die Ansichten und noch mehr die Praxis, die man befolgt, sehr weit auseinander, nämlich in der Beantwortung der Frage: wer denn diese eingebornen Mitarbeiter in der Mission unterhalten soll, ob die neu gegründeten Gemeinden oder die auswärtige Missionsgesellschaft. Ich glaube, wir sind jetzt reich genug an Erfahrungen geworden, wenn wir nur von andern ältern Missionen lernen wollen, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß in der That diejenigen Recht gehabt haben, die schon vor 30—40 Jahren mit großem Nachdruck für die Nothwendigkeit des Unterhaltes der eingebornen Prediger durch die Gemeinden selbst eingetreten sind und die gegentheilige Praxis nicht nur für verkehrt, sondern geradezu für gefährlich und verderblich erklärt haben. Jene Stimmen haben damals durchaus nicht die Beachtung und Anerkennung gefunden, die sie verdienten, und zwar, wie man jetzt getrost behaupten kann, sehr zum Schaden der Missionsarbeit.

Zwar wird man ja wohl ziemlich allgemein auch schon damals es im Prinzip als richtig haben gelten lassen, daß solches das letzte Ziel sei, daß die neu gegründeten Gemeinden ihre Pastore und

Lehrer auch selbst unterhielten; aber da einerseits der europäische Missionar noch zu viel auch das Pastorat über die Gemeinden selbst in der Hand behielt und sich nur da, wo die Arbeit zu ausgedehnt war, eingeborne Gehilfen zulegte, andrerseits die eingeborenen Gemeinden meist noch klein und arm und also zum Unterhalt ihres Pastors noch nicht befähigt zu sein schienen, da außerdem wohl jeder Missionar es zehnmal leichter fand, die zum Unterhalt der eingebornen Kräfte erforderlichen Gelder irgendwie von seinen Freunden daheim, namentlich durch besondere Gaben für diesen Zweck, zu erlangen, als von seinen Neubekehrten, so ist es geschehen, daß in sehr vielen Missionen der größte Theil der eingebornen Kräfte mit auswärtigem Geld unterhalten wurde, ja daß in manchen Gesellschaften auf den Unterhalt solcher eingebornen Gehilfen jetzt größere Summen jährlich verwandt werden, als auf den Unterhalt der amerikanischen oder europäischen Missionare. Damit hängt dann auf's engste zusammen, daß, wie man aus den Statistiken vieler namentlich englischer und amerikanischer Gesellschaften ersehen kann, zwischen der Zahl der eingebornen Christen und der der besoldeten eingebornen Gehilfen ein arges Mißverhältniß besteht. Zwar so schlimm wie in der Judenmission, wo fast die Hälfte der Proselyten, wie mir scheint, Judenmissionare werden, ist es ja nirgends; aber dahin, daß bis zu 10 Prozent und mehr von ihren Bekehrten besoldete Mitarbeiter werden, haben es doch auch wohl Heidenmissionsgesellschaften gebracht.

Diese beiden Mißstände, die unverhältnißmäßig große Zahl eingeborener, von den Missionsgesellschaften besoldeter Mitarbeiter und die Vernachlässigung in der Heranziehung der Gemeinden zum Selbstunterhalt, hängen offenbar auf's engste zusammen und sind auch aus derselben Wurzel entsprossen, nämlich aus der Ungeduld, der es mit der gesunden Entwicklung zu langsam gieng; sie haben aber, wie alle aus der Ungeduld hervorgehenden Maßregeln, den Gang der Dinge nur gehemmt, statt ihn zu beschleunigen. „Es scheint eine Weise zu geben", sagt ein amerikanischer Missionsmann, Murdock, sehr richtig, „die Gemeinden zu chronischer Unmündigkeit und Unthätigkeit zu erziehen, statt sie zu eigenen Leistungen zu befähigen und ihre Kräfte zu wecken, indem man sie auf sich selbst anweist. Wahrscheinlich wäre es viel besser gewesen, wenn man in der Unterstützung der eingebornen Gemeinden und Evangelisten stets eine

weise Enthaltsamkeit hätte walten lassen und wenn die Missionare die Bekehrten sorgfältiger davor gehütet hätten, sich durch eigennützige Motive ihr Christenthum zu beflecken, indem sie finanzielle Unterstützung nur in ganz besondern Nothfällen gewährt hätten."

Es gibt wohl nicht leicht ein Missionsgebiet, aus dessen Geschichte man über diesen Punkt schlagendere Beweise beibringen könnte, als die Karenen-Mission in Hinterindien. Hier haben wir nämlich zwei benachbarte Gebiete, von denen eines, Maulmain, nach dem allgemein üblichen, oben angedeuteten System in Bezug auf eingeborene Mitarbeiter behandelt worden ist, während auf dem Nachbargebiet Baßein, wo im übrigen die Verhältnisse ganz ähnlich lagen, seit 30 Jahren andere, gesundere und richtigere Grundsätze zur Anwendung gekommen sind. Dort hatten nämlich die Missionare Abbott und Beecher die Sache nach folgenden Grundsätzen eingerichtet, welche durch den Erfolg glänzend gerechtfertigt worden sind:

1) Während alle Christen ohne Unterschied berufen sind, mit Theil zu nehmen am Werk der Mission, scheint es mehr als fraglich zu sein, ob Gott irgendwo aus seiner Gemeinde eine größere Zahl von Leuten zu ausschließlicher geistlicher Arbeit beruft, als durch die lokalen Hilfsmittel auch unterhalten werden können.

2) Ohne Zweifel untergräbt es den Einfluß und die Wirksamkeit eines Missionars, wenn er über bedeutende ausländische Gelder zu verfügen hat.

3) Es ist ein Hinderniß für den eigebornen Pastor selbst, sowie für seine Gemeinde, wenn er Geld aus dem Ausland bezieht; er wird dadurch den Heiden gegenüber in ein verkehrtes Licht gesetzt und in seiner Wirksamkeit spürbar gehindert.

4) Gerade so, wie es dem Apostel Paulus in seiner Missionsthätigkeit keinen Eintrag gethan hat, daß er Zelte webte, so wird es auch kein Schaden sein, wenn der eingeborene Pastor da, wo seine Gemeinde ihn noch nicht vollständig unterhalten kann, das Fehlende durch seiner eigenen Hände Arbeit hinzu erwirbt.

Es hat seiner Zeit den Missionar Abbott Mühe gekostet, dies System in Baßein einzuführen, und als den eingebornen Pastoren mitgetheilt wurde, daß sie von nun an ganz auf ihre Gemeinden angewiesen sein sollten, da entfiel ihnen fast der Muth; hernach aber

haben sie selbst es bezeugt, wie sie seitdem ein viel schöneres innigeres Verhältniß zu ihren Gemeinden gehabt hätten, während sie früher immer in Gefahr standen, hochmüthig zu werden. Während sich nun aber hier in Baßein die Mission sehr schön und gesund entwickelt hat, nicht nur insofern, als schon seit 1850 die Gemeinden sich selbst unterhalten, sondern auch darin, daß sie nach außen kräftig gedeihen, ist im Gebiet von Maulmain, ganz wie Abbott und Beecher es vorhergesagt, ein Stillstand eingetreten. Denn das ist fast das schlimmste an der Sache, daß dieses falsche System sich niemals von selbst zum Bessern ändert, sondern im Gegentheil je länger desto tiefere Wurzeln schlägt, indem die Christen sich immer mehr daran gewöhnen, alles von der Gesellschaft zu erwarten und nichts selbst zu leisten.

Auf's engste hängt wohl mit diesem verkehrten System, namentlich mit der ungesunden allzu schnellen Mehrung der eingebornen besoldeten Mitarbeiter, die so außerordentlich weit verbreitete Klage über den Mangel an Energie, an Enthusiasmus und an Erfolg bei den eingebornen Arbeitern zusammen. Dieser Klage, die auf der letztjährigen Konferenz in Kalkutta von Miss. Fox als eine in Englisch-Indien durchgängige zur Sprache gebracht wurde, gegenüber sprach sich ein andrer Missionar, Clifford, dahin aus, daß man in den Gemeinden der Eingebornen kaum auf Enthusiasmus hoffen könne, so lange dieselben noch durch englische Missionare und Gesellschaften regiert würden. Genau in dem Maaß, als die Gemeinden sich selbst regieren und sich selbst unterhalten, dürfe man erwarten, daß auch die geistliche Kraft in ihren Gliedern und vor allem in ihren Pastoren sich mehren werde.

Ist dies Letztere richtig, so folgt daraus, daß man mit jenem falschen Systeme der fortgesetzten Besoldung der eingebornen Pastore diesen Mißstand verewigen würde. Will man tüchtige, leistungsfähige eingeborene Mitarbeiter haben, so müssen sie nicht mehr Söldlinge der Missionsgesellschaften, sondern von den Gemeinden selbst gewählte und unterhaltene Männer sein, und außerdem muß dafür gesorgt sein, daß sie nicht, nachdem sie ihren Seminar-Kursus absolvirt haben, nun mit ihrer weitern geistigen Entwicklung sich selbst überlassen bleiben, sondern daß sie auf irgend eine Weise immer mehr vertieft und immer fester in Gottes Wort und in der Erkenntniß der Wahrheit gegründet werden.

Nun erhebt sich hier die weitere wichtige Frage: **Sollen nur die an den Gemeinden als Pastore oder Lehrer angestellten eingebornen Gehilfen von den Gemeinden unterhalten werden, diejenigen eingeborenen Evangelisten aber, die unter den Heiden zu arbeiten haben, im Solde der Missionsgesellschaft verbleiben oder müssen auch diese Letzteren von den Gemeinden unterhalten werden?**

Ich glaube kaum, daß sich diese Frage so im allgemeinen mit ja oder nein beantworten läßt. In den allermeisten Fällen werden die jungen und noch kleinen Gemeinden, die ja nun erst an die freiwillige Selbstbesteurung zum Unterhalt von Kirche und Schule gewöhnt werden müssen, zunächst noch so viel mit sich selbst zu thun haben, daß es die Ausbreitung der Missionsarbeit unnöthig und ungebührlich verzögern hieße, wenn man darauf warten wollte, bis sie selbst im Stande wären, Evangelisten in genügender Anzahl hinauszusenden und auch zu unterhalten. Es kommt aber noch hinzu, daß auf den meisten Missionsgebieten in der Regel an dafür geeigneten jungen Leuten kein Mangel ist. Ein Hinaussenden und Indienstnehmen derselben durch die Missionsgesellschaft erscheint aber um so gerechtfertigter, als ja doch auf jeden Fall die Leitung derartiger Arbeiter zunächst unbedingt wohl überall auch in europäischen, resp. amerikanischen Händen verbleiben muß. Denn darin stimmen bis jetzt wohl alle Urtheile überein, daß wo man dergleichen von Seiten der eingebornen Christen allein und selbständig unternommen hat, alle solche eigentliche Missionsunternehmungen, wenn sie auch mit großem Enthusiasmus und viel Opferwilligkeit unternommen wurden, dennoch zu keinem dauernden Resultat geführt haben. Wo sie dagegen von amerikanischen oder europäischen Missionaren geleitet werden, da haben sie ja, wie bekannt, höchst erfreuliche Resultate aufzuweisen in der Südsee und in Neu-Guinea, in Hinterindien und an andern Orten. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß man nicht auch die eingebornen Christengemeinden zu dieser Arbeit heranziehen sollte; im Gegentheil, man sollte so früh als möglich Lust und Liebe zur eigentlichen Missionsarbeit auch über die Grenzen ihrer nächsten Umgebung hinaus in ihnen zu wecken suchen, und wenn sie sich dann weiterhin zu selbständigen kleinen Missionsgesellschaften vereinigen, wie das schon mehrfach der Fall ist, desto besser. Wir dürfen ja auch gewiß hoffen, daß in nicht allzuferner Zukunft die

Gemeinden aus den Heiden so weit erstarkt und gefördert sein werden, namentlich wenn sie sich erst zu wirklichen Volkskirchen zusammengeschlossen haben, um auch ganz selbständig und ohne unsre Leitung mit Erfolg Mission treiben zu können. Ja vielleicht gibt es Völker oder wenigstens ein Volk, ich meine das japanesische, welches eine solche ganz außergewöhnliche Empfänglichkeit für das Evangelium und außerdem auch alle übrigen erforderlichen Eigenschaften besitzt, um auch diese Arbeit sofort selbständig übernehmen zu können. Man könnte im Gleichniß sagen: während sonst bei den andern Heidenvölkern eine Jahre lang fortgesetzte Zuführung an Wärme und Brennstoff erforderlich ist, um unter ihnen das Feuer des Evangeliums zur vollen Gluth zu entfachen, genügt bei diesem, wie es scheint, das einmalige Anzünden, um es lichterloh brennen und immer weiter um sich greifen zu lassen.

Solche Gedanken müssen einem kommen, wenn man von den höchst merkwürdigen Verhandlungen der im vorigen Jahre im April zu Osaka in Japan abgehaltenen Konferenz nähere Einsicht nimmt. Die Ansichten, die dort geäußert wurden und allgemeine Anerkennung fanden, stellen in der That den bedeutendsten Fortschritt, ja man möchte sagen, die höchst mögliche Stufe der an die Gemeinden aus den Heiden zu stellenden Forderungen dar. Der Referent hatte die Frage aufgeworfen: Sollte ausländisches Geld überhaupt angewandt werden? und er kann bezeugen, daß er in seiner Arbeit von Anfang an nach dem Grundsatz verfahren sei, durchaus kein fremdes Geld zum Unterhalt der eingeborenen Mitarbeiter in der Mission zu verwenden, und daß er damit die schönsten Erfolge erzielt habe. Die meisten der übrigen in Japan arbeitenden Missionare hatten allerdings bis jetzt die Praxis gehabt, für den Anfang doch auch auswärtiges Geld zum Unterhalt der Evangelisten rc. zu verwenden; aber auch von diesen sprachen sich mehrere dahin aus, daß, wenn sie jetzt noch einmal ihr Werk von vorn an beginnen könnten, sie auch ganz gewiß nach dem eben bezeichneten Grundsatz verfahren würden. Namentlich waren auch einige der tüchtigsten und erfolgreichsten eingeborenen Missionare, wie Sawajama und Kanamori, entschiedene Anhänger dieses Satzes und bezeugten, daß die Gemeinden, wo darnach verfahren worden sei, herrliche Beispiele des Erfolges darböten. Der einzig richtige Weg, um das Christenthum in irgend einem Lande einheimisch zu machen, sei der, daß man

Einheimische gewinnt und ihnen die Verantwortung auferlegt, für ihren Herrn und Meister Zeugniß abzulegen. Sobald dann die Zahl der Christen wächst, werde man auch leicht das nöthige Geld aufbringen zum Unterhalt der Pastoren und Evangelisten.*)

Ich denke, es wird den meisten lieben Freunden so gehen wie mir, daß uns nämlich diese Grundsätze ganz außerordentlich wohlthuend berühren, daß man ein Gefühl bekommt: ja, so sollte es eigentlich überall sein und so entspräche es am schönsten dem apostolischen Vorbilde und dem innersten Wesen des Christenthums. Indeß nach dem oben gesagten und ausgeführten, sowie auf Grund der wohl von uns allen gemachten Erfahrungen, werden wir doch wieder hinzusetzen müssen: es ist nicht überall möglich, nach diesem schönen Grundsatz zu verfahren, die Verhältnisse liegen dort in Japan ganz außerordentlich günstig.

Will man die Forderungen, die wir an die eigeborenen Gemeinden stellen müssen, auf eine allgemeine Formel bringen, deren Ausführung sich aber je nach den Verhältnissen sehr verschiedenartig gestalten wird, so könnte man vielleicht folgenden Ausspruch des schon oben mehrfach genannten Miss. Abbott acceptiren:

Ist es der Mission gelungen, einem Volk gebildete Pastoren und Lehrer, sowie die heilige Schrift und eine christliche Litteratur in der Landessprache zu verschaffen, so ist der Zeitpunkt gekommen, von wo an das Werk mit einheimischen Mitteln ohne Zuthun der Mission muß weitergeführt werden.**)

Diskussion:

Professor Plath: Vor acht Jahren hat uns Warneck, ja schon vor 16 Jahren hat uns Josenhans gewarnt vor dem Fieber, zu viel Eingeborene anzustellen. So gewiß durch junge Bekehrte hie und da das Christenthum mit Eifer und Erfolg in neue Kreise oder Gegenden getragen worden ist, so wenig darf man daraus ein System machen. Junge Christen sind als solche noch nicht berufen zur Ausbreitung des Evangeliums. Dazu gehört ein besonderer Grad von

*) Siehe Miss.Mag. 1883, S. 371 f.

**) Vgl. Miss.Mag. 1883, S. 455 ff.

christlicher Reife und intensivem christlichem Feuer, das nur wenigen gegeben ist. Die Zeugungskraft ist nicht dem Kindes-, sondern dem Mannesalter verliehen. Durch ungeduldiges Treiben kann viel unreines Feuer angezündet werden. Ein indischer Geistlicher sagte mir: „Wenn je eine nördliche Macht über den Himalaja kommen und alles zerstören würde, so würde doch die Kirche in Indien nicht zerstört werden; viele würden abfallen; im großen Ganzen aber würde die indische Kirche stehen bleiben und wachsen, auch wenn sie von der Mission ganz abgeschnitten wäre." Die Missionare aber sagten mir: „Wenn wir fortgehen, werden aus den eingebornen Gemeinden Kräfte erstehen, wie wir sie kaum ahnen. Bleiben wir aber, so wird die indische Kirche doch noch gesunder sich entwickeln, als infolge einer solchen Radikalkur der Fall wäre."

In der Kols-Mission geben wir die Hälfte der Pfarrbesoldung, sobald die Gemeinde die andre Hälfte selber aufbringt. Geistliche, die ganz von uns unterhalten werden, erhalten nicht Geld, sondern eine Landdotation. Sehr gefährlich aber wäre es, die jungen Gemeinden ihre Pastoren selbst wählen zu lassen. Bringt das schon bei uns so viel Schaden mit sich, wie würde es erst draußen gehen! — Wenn in manchen Missionen 10 Prozent aller Getauften im Missionssold stehen, so ist das zu viel. Im einstigen Kirchenstaat kommt auf 2—300 Einwohner je ein Priester. Das sollte uns ein abschreckendes Beispiel sein. — Was Japan betrifft, so möchte ich fragen, ob die evangelischen Missionare dort auch Konkurrenten haben. Wo solche da sind, ist die Selbständigmachung der Gemeinden fast unmöglich. Namentlich bei den Katholiken brauchen die Getauften gar nichts zu zahlen.

Dr. Grundemann. In Japan ist die nationale Spannung mit im Spiel. Auch die dortigen Christen sind fest entschlossen, ihre nationale Unabhängigkeit zu wahren und etwas für sich zu sein. So haben sie ja schon dagegen protestirt, daß irgend ein amerikanischer oder europäischer Missionar sich im neugeöffneten Korea niederlasse; das sei ihr Missionsfeld; da solle man sie allein machen lassen.

Inspektor Zahn: Mit den 10 Prozent scheint's mir nicht so schlimm zu sein. Die Bekehrten im Heidenland sind ein kleines Heer auf Kriegsfuß. Das ist ein Ausnahmezustand. Da schadet es nichts, wenn verhältnißmäßig eine sehr große Zahl der Getauften im Mis-

sionsdienst steht. Das ist sogar ganz natürlich. Für ihre kirchlichen Bedürfnisse opfern unsre bekehrten Neger viel mehr, als irgend eine Gemeinde in den europäischen Landeskirchen. Diese leben ja fast ausschließlich vom Erbe der Väter, und die preußische Landeskirche bettelt immer um staatliche Dotation. Da wollen wir doch den jungen Heidenchristen keine Lasten auflegen, die wir selbst mit keinem Finger anrühren. Wir legen viel zu viel Gewicht auf ihre Geldopfer. Heute predigen wir den Heiden umsonst und morgen sagen wir ihnen: jetzt zahlet auch! Soll wirklich das Christenthum im Lande anwurzeln, so kann es nicht so schnell gehen, und die ungeheure Kulturüberlegenheit, mit welcher der Missionar kommt, erschwert die Sache noch bedeutend. Ich rathe deßwegen: festina lente!

Dr. Schreiber: Es ist doch ein kleiner Unterschied, ob der Kirchthurm schon steht oder ob er erst gebaut werden soll. Den stehenden wollen wir ja nicht umschmeißen. Aber beim neu zu bauenden dürfen wir doch fragen, ob da nicht Fehler vermieden werden können, die bei den jetzt stehenden s. Z. gemacht worden sind. Gerade bei den von Gott reich gesegneten Missionen unter Kols, Karenen, Battas &c. ist die Selbständigmachung der Gemeinden von der größten Wichtigkeit. Achtet man nicht früh genug darauf, so geht das Gewonnene wieder verloren. An was ist die Minahassa-Mission zu Grunde gegangen? Gewissermaßen an dem zu großen Segen, den Gott gegeben hat, d. h. aber in Wahrheit an der im Anfangsstadium versäumten Selbständigmachung der Gemeinden. Werden die ersten Bekehrten Jahrzehnte lang wie kleine Kinder gehalten, welche für ihre Pflege alle Zeit, Kraft und Geldmittel der Mission in Anspruch nehmen, so steht diese rathlos da, wenn ihr ganze Massen Volks zugeführt werden. Die Aufgabe wächst ihr über den Kopf. — Warum die Gemeinden ihre Pastoren nicht selbst wählen sollen, sehe ich nicht ein.

Hr. Schuller tot Peursum: Es ist nicht wahr, daß die Minahassa-Mission zu Grunde gegangen ist. Die Regierung hat die Verpflichtung auf sich genommen, die von der Mission gesammelten Gemeinden zu versorgen. Alle früheren Missionare sind jetzt sogenannte Hilfsprediger, und für neu zu besetzende Predigerstellen liefert immer noch unser Missionshaus die meisten Kandidaten.

Dr. Schreiber: Warum hat denn Ihr Direktor Neurdenburg s. Z. einen solchen Nothschrei ergehen lassen: „Helfet uns die Mission in der Minahassa retten!"?

Dr. Drost: Das galt wohl mehr von den Schulen. Was die Gemeinden betrifft, so haben sie durch die Verstaatlichung nicht sonderlich gelitten. Wir wußten immer: die Mission hat nur ihre Zeit; dann folgt eine andere Zeit. Und wir haben das ehrliche Gefühl, nichts preisgegeben, auch keine einzige Seele preisgegeben zu haben.

J. Hesse: Man muß doch unterscheiden zwischen Staats- und Kolonialkirchen einerseits und Freikirchen andrerseits. Daß ein christlicher Staat, der Kolonien hat, nicht nur daheim, sondern auch draußen die Kirche auf seine Rechnung übernimmt, aber natürlich mit dem Anspruch, sie dann auch zu leiten, ist ja begreiflich. Die Missionsgesellschaften, die selbst freie Vereine sind, müssen es aber doch von Anfang an auf die Gründung von Freikirchen absehen. Und deßwegen können sie nicht früh genug anfangen mit der moralischen und besonders auch mit der finanziellen Selbständigmachung ihrer Gemeinden.

Was dabei herauskommt, wenn von Anfang an nach den richtigen Grundsätzen gehandelt wird, dafür ist ein glänzendes Beispiel die Geschichte der Karenen-Mission in Bassein, wie dieselbe erzählt ist in dem jüngst erschienenen Buch von Rev. C. H. Carpenter: Self-Support, illustrated in the History of the Bassein Karen Mission from 1840 to 1880; Boston: Rand, Avery and Company, 1883. Ich empfehle dieses Werk allen Missionaren und insbesondere allen Missionsleitungen auf's Wärmste. Der Verfasser, der seit 1862 selbst unter den Karenen gearbeitet hat, nimmt kein Blatt vor den Mund; mit einer bei uns fast unerhörten Offenheit bekennt er die Fehler, die gemacht worden, und gewährt einen Einblick in die innere und innerste Geschichte dieser Mission. Das Buch (442 S.) ist gut gebunden, reich illustrirt und mit einem Index versehen. Direkt beim Verfasser (Newton Centre, Mass. U. S. A.) bestellt, wird es für $ 1.10 oder 4 s. 6 d. frei an irgend eine Adresse geschickt. Wenn fünf oder mehr Exemplare auf einmal bestellt werden, ist der Preis noch billiger. Im Buchhandel kostet es 1½ $. Wer künftig in dieser Frage mitsprechen will, der muß dieses Werk studirt haben.

Dr. Schreiber bestätigt das Gesagte und empfiehlt angelegentlich das Buch, das er bereits zu seinem Referate benutzt habe.

Direktor Wangemann: Unsere südafrikanischen Verhältnisse sind besonders instruktiv, weil wir dort größtentheils frei von Konkurrenz und unabhängig von Staatskirchen haben arbeiten können. Und da hat es sich denn von selbst in der von Dr. Schreiber empfohlenen Weise gemacht. Namentlich die Gemeinde Heidelberg im Süd-Transvaal ist hierin ein Muster. Eine Gemeinde haben wir, die heruntergekommen ist, weil sie nicht rechtzeitig zur Selbstthätigkeit und zur Selbständigkeit erzogen wurde. Auf den Diamantfeldern haben wir es auf 150 Mk. pro Kopf gebracht! Und in demselben Maaß ist die innere Entwicklung vorgeschritten. Daß die Gemeinden mit der Zeit auch ihre eigenen Prediger wählen, ist ganz natürlich. Bei der Zulassung von Taufkandidaten zum Sakrament müssen sie jetzt schon ihre Meinung abgeben.

Direktor Reichel: Es giebt Verhältnisse, wo eine frühe Proklamirung dieser Grundsätze nicht möglich ist. Hätte man z. B. den Sklaven in Westindien und Surinam gesagt: Gebet für die Kirche! so hätte das geheißen: Gehet hin und stehlet! Und durch die Freiheit, die ihnen, statt in kleinen Liqueurgläsern, literweise ist beigebracht worden, sind sie in Surinam jetzt so berauscht, daß die geordnete Organisation eines christlichen Gemeinwesens überaus erschwert ist. Wir geben die Hoffnung nicht auf, aber bis jetzt ist's noch nicht recht damit geglückt. Unter den Indianern auf der Moskito-Küste dagegen geht es schön voran mit der Selbständigmachung. Hier haben die Eingebornen die infolge der Erweckung nöthig gewordenen neuen Kirchen auf eigene Kosten gebaut. In Westindien war der Uebergang von der Sklaverei zur Freiheit gesunder. Und hier ist denn auch die Christengemeinde wie eine großgewordene Tochter, die sich selbst ihr Brod verdient. Bald wird sie ganz selbständig sein. Im Jahre 1879 erhielten unsere westindischen Gemeinden zusammen noch 60,000 Mk. aus der Missionskasse. Seither sind ihnen jedes Jahr 6000 Mk. abgezogen worden; in weitern fünf Jahren wird also hoffentlich die Ablösung durchgeführt sein. Was die freiwillige Mitarbeit der Bekehrten am Missionswerk betrifft, so sind von unseren 1675 eingebornen Gemeinde- und Missionsgehilfen nur etwa 27 besoldet. Die regel-

rechten Schulmeister sind in dieser Rechnung natürlich nicht inbegriffen. Sie sind alle besoldet.

Inspektor Zahn: Dem „nicht früh genug!" möchte ich ein: „nicht zu früh!" entgegensetzen. Man errege doch ja nicht den Verdacht bei den Heiden, als verfolge die Mission selbstsüchtige Zwecke oder als heiße es bei ihr: „Sobald das Geld im Kasten klingt, die Seele aus dem Fegfeu'r springt."

Pastor Vietor: Unsere europäischen Kirchenfonds und Dotationen sind doch auch irgendwoher gekommen, d. h. irgendwann von irgendjemand gegeben worden. Eine ähnliche Opferwilligkeit, wie unsere Vorfahren sie für kirchliche Zwecke hatten, müssen wir doch auch in den Heidengemeinden zu wecken suchen. Die Heiden sind ja das Geben auch sehr gewöhnt. Für ihre Götzen und Priester bringen sie Bedeutendes auf. Wir wollen ihnen das Geben nicht abgewöhnen.

Direktor Hardeland: Jede Mission wird wohl so handeln müssen, wie's unter den gegebenen Verhältnissen eben möglich ist. Man kann allerdings nicht früh genug anfangen, aber man muß sich doch nicht aus Grundsatz in den Abgrund stürzen. Unsere indischen Christen sind meist sehr arm und von heidnischen Grundbesitzern gedrückt. Dazu hieß es bei den alten halleschen Missionaren stets: umsonst! und mit dieser Tradition ist's schwer zu brechen. Dennoch ist ein großer Fortschritt bereits gemacht. Als ich vor 17 Jahren auf meiner Visitationsreise einer Gemeindeversammlung die Pflicht des Gebens auseinandergesetzt und eingeschärft hatte, erhielt ich einen Brief, worin die eingebornen Christen mir bewiesen, daß meine Forderung ganz unbiblisch sei, denn es stehe geschrieben: Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes, so wird euch das Übrige alles zufallen; und da sie sich nun bekehrt hätten, sei es ja klar, daß ihnen auch das Übrige alles — umsonst — zufallen müsse! Jetzt aber ist keine Gemeinde mehr da, die nicht etwas beiträgt. Großes Gewicht legen wir auf die Fundation von Pastoraten, und dabei machen wir es so, daß die Mission immer eine ebenso große Summe zulegt, als die Gemeinden von sich aus aufgebracht haben, und wenn das so Gesammelte eine gewisse Höhe erreicht hat, wird es in Land angelegt. Diese Fonds wachsen sehr.

Direktor Wangemann: Im Kleinen haben wir das Gleiche in China angefangen.

Pfarrer Kinzler: Die verschiedenen Missionsgebiete können nicht nach Einer Schablone behandelt werden. Auf der afrikanischen Goldküste z. B. sind die Eingebornen vergleichsweise wohlhabend; eigentliche Arme oder Bettler giebt's dort kaum. Wer nur irgend arbeiten will, kann sich mit Leichtigkeit seinen Unterhalt verdienen und noch etwas Schönes dazu erwerben. In Indien dagegen ist die Armut vielfach zum Erbarmen groß. Viele tragen nichts als ein Schamtuch auf dem Leib, weil sie sonst nichts haben. Demgemäß sind denn auch unsere indischen Gemeinden in ihren finanziellen Leistungen am meisten zurück, die afrikanischen am weitesten voran. In der Mitte stehen die chinesischen. Aber überall ist eine Kirchensteuer eingeführt, und an Missionsfesten fallen oft sehr bedeutende Opfer. In einer afrikanischen Synode hat unser seliger Inspektor Prätorius den Schwarzen gesagt: Unsere Arbeit hat drei Stufen: auf der ersten thut die Mission alles und die Eingebornen nichts; auf der dritten thut die Mission nichts mehr und die Eingebornen alles; jetzt befinden wir uns auf der zweiten, und da arbeiten Ausländer und Eingeborne neben- und miteinander. Ihr Afrikaner habt uns verstanden und zahlet nun doch etwa den sechsten Theil von allem selbst, was ihr für eure Kirchen und Schulen nöthig habt. Das ist eine Ermuthigung für uns u. s. w. — Man fordere aber nicht zu viel. Die eingebornen Arbeiter sind von uns eben an Bedürfnisse gewöhnt worden, wie sie von den jungen Heidengemeinden unmöglich allein bestritten werden können.

Es folgten nun die Thesen Inspektor Fabri's über:

3. Die Bedeutung geordneter politischer Zustände für die Mission.

Die politische Entwicklungsstufe der Völker ist für die Arbeit der Mission und deren Erfolg von eingreifender Bedeutung. Von selbst bietet sich in dieser Richtung ein dreifacher Unterschied.

Bei unkultivirten und zugleich freien Völkerschaften ist die Mission mit innerer Nothwendigkeit auch grundlegend für eine neue und höhere Kulturentwicklung. Was von den Kulturaufgaben der Mission in neueren Zeiten mit besonderem Nachdruck gesagt wird, findet hier seine eigentliche Stätte. Die Missionare

werden, sowie ihre Arbeit Fuß gefaßt und Erfolge gezeitigt hat, nicht nur als Kultivatoren, sondern auch als Berather der Häuptlinge in öffentlichen Angelegenheiten sich erweisen müssen. Die letztere Aufgabe hat ihre besonderen Schwierigkeiten äußerer wie innerer Art. Auch wenn in solchen Gebieten in der Christianisirung eines Volkes große Erfolge durch treue Bemühungen der Missionsarbeiter erreicht werden, wird es der Missionsarbeit allein doch nicht gelingen können, ohne den Hinzutritt anderer äußerer Kulturfaktoren die sociale und politische Gesammtlage so zu heben, daß ruhige und geordnete Zustände auf die Dauer erreicht, auch der öfteren Wiederkehr blutiger Zerrüttungen gesteuert werde. Wie die Geschichte zeigt, gestaltet sich die Arbeit der Mission, soweit diese als ein Pionier der Kultur sich erweist, unwillkürlich zu einer Etappe und Vorarbeit für die Besitzergreifung einer europäischen Kolonialmacht (die Südseeinseln, Borneo, Sumatra, Südwestafrika u. s. w.). Und diese Tendenz ist eine naturgemäße, providentiell geordnete. Die Mission hat dieselbe weder unmittelbar herbeizuführen, noch, wo sie sich verwirklicht, ihr zu widerstreben. In den meisten Fällen wird sie in derselben eine Förderung des Volkes und eine Sicherung der Missionsarbeit erkennen dürfen.

Wesentlich anders ist die Lage, wo die Missionsarbeit sich unter verhältnißmäßig geordneten politischen Zuständen mit einer eigenthümlichen heidnischen Kulturentwicklung bewegt (China, Japan, die hinterindischen Staaten). Hier wird der Missionar weder die Pflicht noch das Recht haben, sich in die politisch-socialen Verhältnisse des Landes einzumengen, sondern sich darauf beschränken müssen, gegenüber etwaigen inhumanen oder sündlichen Volksgewohnheiten belehrend und warnend zunächst in den dem Evangelio zugänglich gewordenen Kreisen seine Stimme zu erheben. Von solchen Fällen abgesehen, wird er zu verkündigen haben: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers, und Gott, was Gottes ist.“ Da die Macht der europäischen Kultur diesen heidnischen Kulturstaaten weit überlegen ist und in der Gegenwart, mehr und mehr sie zersetzend, durchdringt, so wird der Sieg der europäischen Kultur auch der Anfang der Christianisirung dieser Völker werden. Die heutige Missionsarbeit unter denselben ist wesentlich Vorarbeit für diese kommende Entscheidung. Die muhammedanischen Reiche gehören gleichfalls in

diese Reihe. Auch ihre eigenthümliche Kulturentwicklung wird mehr und mehr von der europäischen zersetzt; doch ist der religiöse Fanatismus, auf den die muhammedanischen Staaten erbaut sind, noch viel kräftiger, als der der heidnischen Kulturstaaten. Dies ist der Grund, weßhalb die Mission bis jetzt unter den Bekennern des Islam keinen Boden zu fassen vermochte und man eine Christianisirung muhammedanischer Staaten erst in einer noch ferne liegenden Zukunft erwarten darf.

Wiederum eine verschiedene Stellung nimmt die Missionsarbeit in denjenigen überseeischen Gebieten ein, welche als Kolonieen in Besitz europäischer Mächte stehen. Hier kann von einer politisch-sozialen Aufgabe des Missionars nicht die Rede sein. Er mag, wo die Gesetzgebung fehlerhaft und der Ausbreitung des Evangeliums schädlich erscheint, seine Stimme in der Presse und sonst in geeigneter Weise dawider erheben, z. B. wenn die Obrigkeit des Landes dem Götzendienste oder dem Islam Vorschub leistet oder nur Schulen, in denen jeder religiöse Unterricht ausgeschlossen ist, ihre Hilfe leiht. Immerhin ist die Arbeit in einer europäischen Kolonie nicht nur am gesichertsten, sondern auch geeignet, am nachhaltigsten auf die Christianisirung des Volkes zu wirken. Die Arbeit der Mission gestaltet sich im vorliegenden Falle um so einheitlicher mit den allgemeinen Kulturfaktoren, welche durch die Beherrscher des Landes auf das Volk ununterbrochen einwirken. Am normalsten und wirksamsten ist das Verhältniß, wenn die Missionare, die in einer Kolonie arbeiten, auch von gleicher Nationalität sind mit den Beherrschern des Landes. Hat eine Nation eigenen Kolonialbesitz, so wird, abgesehen von etwaigen besondern göttlichen Fügungen, es für die Missionen stets die nächste Aufgabe sein, die in den Kolonien eigener Nationalität wohnenden Heidenvölker unter den Schall des Evangeliums zu bringen. Eigener Kolonialbesitz ist daher für die unter einer bestimmten Nation bestehenden Missionsarbeiten ebenso eine Ermunterung wie Erleichterung ihres Wirkens.

Geordnete politische Zustände sind also eine Voraussetzung größerer Missionserfolge. Und diese werden um so bedeutender sein, je einheitlicher die auf ein Volk wirkenden Kulturfaktoren mit denen sind, auf welchen die Nationalität, der die Missionsarbeiter angehören, ruht. —

Diskussion:

J. Hesse: Vor allem sollten wir von der Bedeutung, resp. von der Gefahr ungeordneter politischer Zustände für die Mission reden. Bischof Mackenzie's Mission ist s. Z. nicht nur am Klima und Nahrungsmangel, sondern wesentlich auch infolge der in Innerostafrika permanenten Bürgerkriege, Sklavenjagden, Stammesfehden u. dgl. zu Grunde gegangen. Und in derselben Gegend haben die Missionare der schottischen Staatskirche nach ihm geglaubt, die Gerichtsbarkeit selbst in die Hand nehmen, Diebe einsperren und prügeln, einen Mörder erschießen und andere Verbrecher anders bestrafen zu müssen. Es fragt sich da namentlich: soll die Mission flüchtigen Sklaven ein Asyl gewähren? und wenn sie das thut, mit welchen Mitteln soll sie dieselben schützen? Hat die Mission überhaupt das Recht — so lange ihr andere Thüren genug offen stehen — in Länder einzudringen, wo die Zerrüttung der politischen Zustände voraussichtlich die größten Schwierigkeiten bereiten wird? Gerade in Ostafrika scheint einerseits die Mission am nöthigsten und andrerseits das Recht derselben am fraglichsten zu sein.

Inspektor Zahn: Unzweifelhaft haben die Missionare das Recht, überall hinzugehen, wenn sie entschlossen sind, Märtyrer zu werden. In beiden genannten Fällen war der Fehler der, daß die Mission Regierung spielte. Die freikirchliche Mission in Livingstonia war ganz in der gleichen Versuchung, wie die staatskirchliche in Blantyre; sie hat derselben aber widerstanden. In Blantyre wollte man ein politisches Gemeinwesen gründen, und das hätte man unterlassen sollen. — Was aber sind denn eigentlich geordnete politische Zustände? Der Referent hat von dauernder Ruhe gesprochen. Einstweilen warten wir aber noch auf das unbewegliche Reich und können hier unten nur von mehr oder weniger geordneten Zuständen reden. Auch in Kolonialländern giebt's wieder und wieder Krieg. Wo es nicht geradezu unmöglich ist, das Evangelium zu predigen, da darf die Mission hingehen. Was das Verhältniß zu den Kolonialmächten betrifft, so hat keineswegs überall die Mission den Weg gebahnt. Im Allgemeinen wird's so sein: wo schon eine Kolonialmacht besteht, da kann auch die Mission leichter Fuß fassen, und wo schon eine Mission besteht, da kann wiederum die Kolonialmacht

leichter eindringen. Der Missionar kümmere sich aber um diese so wenig als möglich. Es ist ein Vortheil für ihn, wenn er seiner Nationalität nach nicht zur Kolonialmacht gehört.

Direktor Reichel: Als wir unsere Mission auf der Moskito-Küste anfiengen, stand das Land unter englischem Schutz und die politischen Zustände waren geordnet. Dann wurde England seiner Schutzherrschaft müde und schloß mit Nicaragua einen Vertrag, durch welchen dieses die Oberhoheit erhielt. Seither regiert nun der Moskito-Häuptling, der nichts weniger als ein Landesvater ist, wieder mit großer Willkür. Die Missionare sind genöthigt, ihm bei der Verwaltung der Finanzen zu helfen und kommen dadurch in manche Verlegenheit, ohne die geringste Vergütung zu erhalten. Ein Missionar hat Postmeister werden müssen. Das sind kuriose Verhältnisse. Und zu allem kommt noch hinzu, daß das jesuitische Nicaragua einen Versuch um den andern macht, das Ländchen ganz zu annektiren. Die Lage ist also die: wir sind aus geordneten in zerrüttete politische Zustände gekommen. Sollen wir nun aufpacken und fortziehen? Gewiß nicht! — Auch im Kafferland sind wir mit unseren Stationen der vorschreitenden Kolonialmacht immer um einen Schritt voran gewesen.

Direktor Wangemann: In Blantyre haben die Missionare sich eine Macht zugeeignet, die ihnen als Aposteln nicht zukam. Der Herr hat seine Jünger ausgesandt wie Lämmer mitten unter die Wölfe. Wenn die Missionare so als Lämmer in ein Land kommen, werden die Wölfe sie nicht fressen. Der Herr wird sie schützen. Und wenn Er es will, so müssen sie eben ihr Leben lassen. Wenn ein Missionar ermordet wird, so ist das ja kein Schade, sondern eine Aussaat, deren Frucht nicht ausbleiben wird. Wo Noth ist, da ist auch Missionsboden, und wo irgend eine Thür sich aufthut, da dringen wir ein. Unsere Station Bethanien, die jetzt 50 Jahre besteht, wurde unter ganz ungeordneten politischen Zuständen gegründet. An die Bauern-Regierung im Transvaal haben wir lange — ohne den geringsten Schutz dafür zu genießen — bedeutende Steuern zahlen müssen. Die Annexion durch die Engländer war uns daher sehr willkommen. Jetzt ist aber wieder der alte Zustand da; doch kann ich bezeugen, daß die Bauern-Regierung allmählich erstarkt und wir im Transvaal vielleicht bald ebenso geordnete Zustände haben werden, wie im Oranje-Freistaat. Wir

haben Wege und Straßen im Lande gebaut, sind von der Regierung auch oft genug gelobt worden. Ersetzt aber hat man uns nichts, und tüchtig Steuern gezahlt haben wir auch. Das alles ist aber — wie gesagt — ganz in der Ordnung, wenn wir nur sind wie die Lämmer mitten unter den Wölfen.

Dr. Schreiber: Es giebt zwei Arten der politischen Entwicklung. Entweder kommen die betreffenden Völker unter europäische Regierungen oder aber bringen sie es zu selbständigen politischen Gestaltungen. Das letztere ist natürlich das Wünschenswerthere. Die Kolonialregierungen helfen meist gar nicht zur Christianisirung der Heiden. Am besten kommt die Mission weg, wenn sie immer um einen kleinen Schritt der Kolonialmacht vorangeht. Da hat sie von dieser noch ein wenig Schutz und ist doch frei von ihren schlechten Einflüssen. In Silindung z. B. liegt hierin ein Grund des Gelingens. Jedenfalls aber gilt der Mission: die Hand rein ab von allen kolonialen Bestrebungen! Ein nettes Büchlein, das in diese Fragen hineinspielt, ist das bekannte „Dreizehn Linden." Ich möchte es bei dieser Gelegenheit in Erinnerung bringen.

Professor Plath: Die Frage, ob die Mission auch das Recht habe, in Länder einzudringen, wo politisch alles drunter und drüber geht, war wohl nur eine rhetorische, um die Diskussion in Fluß zu bringen. Die Missionsgeschichte zeigt ja, daß die Friedensboten sich nie vor dergleichen gefürchtet haben. Valentin und Severin z. B. haben sich getrost in die Wirren der Völkerwanderung gestürzt. Jüngst hat der Hermannsburger Schröder sein Leben gelassen im Zululand. Sein Tod war doch gewiß keine Strafe für seine Kühnheit, sondern eine Gnade, daß ihm gegeben ward, als Märtyrer zu sterben. Wir brauchen mehr Heldenmuth und Märtyrersinn bei unsern Missionaren. Josenhans hat einmal gesagt, das Schwerste in der Erziehung künftiger Missionare sei eben das, ihnen den Heldenmuth einzuflößen. Der tiefste Grund der Schwierigkeit liegt eben darin, daß wir selbst nicht viel Helden- und Verleugnungssinn haben. „Löwen, laßt euch wiederfinden, wie im ersten Christenthum ꝛc.!"

J. Hesse: Christus hat uns doch nicht bloß als Lämmer ausgesandt, sondern auch als Hirten. „Wer nicht fechten will, der soll auch nicht Hirte sein" steht unter einem Bilde David's auf

der Marienburg. Steckt darin kein Körnlein Wahrheit? Ist es der Mission unter allen Umständen verboten, sich an der Herbeiführung besserer politischer Zustände zu betheiligen? — Die Missionsgeschichte lehrt, daß die Kirche bei ihrer Ausbreitung meist dem Gang der Weltreiche gefolgt ist. Die Apostel sind über das römische Reich nicht hinausgegangen und Paulus hat sich wiederholt auf sein römisches Bürgerrecht berufen. Auch Severin arbeitete noch auf römischem Boden. Im Mittelalter ist die Mission großentheils dem Gang des fränkischen und deutschen Reiches gefolgt. Die Anfänge der evangelischen Mission verdanken wir der holländischen und englischen Kolonialmacht. Zum Martyrium bleibt immer noch Gelegenheit genug.

Dr. Gundert: Man vergesse nicht, wie die neueste evangelische Mission angefangen hat, und rede nicht so, wie wenn die Mission nur zu wählen hätte, wo sie hin will. Als die Londoner Missionsgesellschaft anfieng, war alles verschlossen und es fragte sich nur: Wohin kann man gehen? Und da war dann Tahiti das einzige Plätzlein, das sich fand. Dahin wurden die ersten Londoner Missionare gesandt, ohne daß man vorher die dortigen politischen Zustände untersucht hätte, wohl aber mit der Weisung, sich von aller Politik fern zu halten. Da hat die neuere Mission angefangen mit einem ganz unvorbereiteten sich hineinstürzen in eine unbekannte ferne Inselwelt. Jetzt steht uns freilich alles offen und man kann wählen. Aber es wird doch immer eine Leitung Gottes dabei sein, wenn irgendwo eine neue Mission begonnen wird.

Professor Plath: Ich möchte Hesse bitten, den Sehwinkel aufzugeben, von welchem aus er angefangen hat, in die Mission zu sehen. Gestern hat er bloß von Indien geredet; heute sagt er: wir dürfen nur in Kolonialländer gehen! — Wir müssen einen höhern Standpunkt einnehmen und nicht bloß von da aus urtheilen, was wir selber am besten kennen und was uns am nächsten liegt. Ist z. B. die Kongo-Mission unberechtigt? Darf man sich nicht in's Innere Afrika's wagen?

Inspektor Zahn: Die Kongo-Mission ist ja gerade ein Beispiel von dem, was Hesse wünscht. Da wird im großen Stil Missions-, Handels- und Kolonialpolitik getrieben. — Schon Dr. Livingstone ist ein Beispiel davon, wie man aus pietistischer Enge in humanistische Weite hineinkommen kann.

Direktor Reichel: Man kann nicht genug betonen: der Missionar darf kein politischer Agent sein. Ob er über die Grenzen einer Kolonie hinausgeht oder nicht, der Herr muß ihn führen; und seine Regel lautet: „Mein Reich ist nicht von dieser Welt!" Ueber diesen Punkt giebt es ein Büchlein, das ich allen Anwesenden wieder in Erinnerung bringen und empfehlen möchte, ein Büchlein, das den Nagel auf den Kopf trifft; ich meine: „Die Stellung des Christen zur Politik" von — Missionsinspekor Dr. Fabri!

Inspektor Looyen: Es ist richtig, daß die Mission als solche keine politischen und Kultur-Aufgaben hat; thatsächlich hat sie aber doch überall einer höhern Kultur Bahn gebrochen.

Inspektor Fabri: Es sollte nun auch etwas über den zweiten Theil der Thesen, also über die Stellung der Mission zu den heidnischen Kulturstaaten gesagt werden.

J. Hesse: Was China und besonders Japan betrifft, kann man wohl kühnlich behaupten, daß die Mission wesentlich zur Aufschließung dieser so lang verschlossenen Länder beigetragen hat. In Amerika wurde um die Oeffnung Japan's für die Mission gebetet, lange ehe Commodore Perry's Kriegsschiffe die Entscheidung herbeiführten. Und der Mann, welcher Perry's Expedition als Dolmetscher begleitete, war ein chinesischer Missionar Dr. Williams, der schon 1837 mit einigen schiffbrüchigen Japanern in ihre Heimat gefahren war und von ihnen ihre Sprache gelernt hatte. Ueberhaupt übt wohl der Missionsgeist und der Missionstrieb der evangelischen Christenheit im Verborgenen größern Einfluß auf den Gang auch der Politik aus, als man leicht nachweisen kann.

Direktor Hardeland: Ich stimme den Thesen bei. Die Mission hat nicht direkt einzugreifen in die Politik. Gebet Gott was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist!

Dr. Schreiber: Daß der christliche Einfluß auf heidnische und muhammedanische Kulturstaaten zersetzend wirke, gilt doch wohl schwerlich von Japan und China, so wahr es von der Türkei sein mag. Schlimm aber ist, daß mit dem Christenthum zugleich auch das Antichristenthum in diese Länder eindringt.

Inspektor Zahn: Was man Christianisirung der Völker nennt, ist nicht Kirchenziel. Sammlung der Gemeinde und Vorbereitung auf's Kommen des Gottesreiches, das ist unsere Aufgabe. — Daß der Islam so unbekehrbar sei, ist noch nicht erwiesen.

Direktor Frick empfiehlt die Beiträge zur Nordischen Missionsgeschichte von Voß als Beleg dazu, wie schon in alter Zeit Kultureinflüsse zugleich christianisirend gewirkt haben.

Inspektor Zahn: Dies gilt doch nur bei rohen Völkern. Bei den heidnischen Kulturvölkern ist die Gefahr größer. Da werden gleich auch Renan's Schriften und noch schlimmere Sachen eingeführt.

Professor Plath: In Indien haben die Eingeborenen die deutschen Missionare lieber, als die englischen, weil sie nicht zur Nation ihrer Beherrscher gehören.

Dr. Drost: In der Minnahassa hatte einer unsrer früheren Missionare, der jetzt Hilfsprediger ist, sich in den Zeitungen gegen die indische Regierung ausgelassen und ihr wegen einigen traurigen Vorkommnissen tüchtig die Ohren gefegt. Das wollte aber die Regierung sich nicht thun lassen. Er durfte nicht bleiben, wo er war, und darauf hat er repatriirt, womit uns im Augenblick nicht eben gedient war. Es ist doch immer mißlich, wenn Missionare sich auf Politik einlassen.

Direktor Hardeland: In Indien sind wir doch sehr dankbar für die englische Regierung. Diese hat ja dort die muhammedanische abgelöst und das war für die Masse des Volkes eine Wohlthat. Ich habe nicht gefunden, daß den englischen Missionaren ihre Arbeit dadurch erschwert wird, daß sie Engländer sind. Nur sind sie etwas steif. Ein Missionar sollte auch aus seiner Haut fahren können. Unsere Mission befindet sich sehr wohl unter englischem Regiment und dankt Gott dafür. Gegen die viel angefochtene Ilbert Bill z. B. hat unsere Mission als solche unmöglich protestiren können.

Dr. Gundert: Ich hätte nichts dagegen, wenn nach der Ilbert Bill alle unsere europäischen Diebe und Mörder auch von eingebornen Richtern verhört und verurtheilt würden.

Es wurden nun Dr. Warneck's Thesen über Mission und Kirchenregiment in der Abwesenheit des Verfassers von Inspektor Zahn vorgelesen:

4. Mission und Kirchenregiment.

1) Die Thatsache, daß im Laufe der letzten Jahre in Aufsätzen und Broschüren, wie auf Konferenzen und Synoden von nicht genügend sachkundigen Missionsfreunden für eine Verkirchlichung der Mission plaidiert worden ist, die der Sache, welcher sie dienen will, schweren Schaden bereiten müßte, macht es nothwendig, daß von kompetenter Seite ein Votum in dieser Angelegenheit abgegeben werde, damit die öffentliche Meinung eine sachlich richtige Direktive erhalte.

2) Die Frage nach einer gewissen Verkirchlichung der Mission, die für die Arbeiten der innern Mission eine viel brennendere als für die der äußern ist — hat natürlich für zweierlei Kreise gar keinen Werth: 1) für diejenigen freikirchlichen, innerhalb deren die Heidenmission thatsächlich Kirchensache ist und 2) für diejenigen — ich möchte fast sagen — außerkirchlichen, welche sich innerhalb der Bereiche ungläubiger Kirchenregimente befinden. Ueberhaupt ist auch diese, wie so viele Missionsfragen, nicht gleichmäßig für alle Kreise innerhalb des Protestantismus zu entscheiden, sondern bedarf der Individualisirung.

3) Die bisherige geschichtliche Entwicklung der protestantischen Missionsthätigkeit, die ihren Ursprung fast nirgends amtlichen Kirchenorganen verdankt, ist im Ganzen nicht in einem kirchenfeindlichen Sinne verlaufen; im Gegentheil, es hat sich — mit geringen Ausnahmen — im Laufe der Jahrzehnte ein immer freundlicheres Verhältniß zu den amtlichen Kirchenorganen herausgebildet; eine Thatsache, für welche Gott hoch zu preisen ist.

Aber nachdem die Scylla der Entkirchlichung der Mission glücklich vermieden worden, scheint jetzt eine Gefahr vorhanden: in die Charybdis einer Verkirchlichung hineinzusteuern; wenigstens laufen die in Nr. 1 erwähnten Stimmen darauf hinaus.

4) Die Uebertragung der Missionsleitung 2c. auf die landeskirchlich-regimentlichen Organe, wie sie u. a. die bekannte Büttner'sche Broschüre in einer allerdings sehr allgemeinen und unklaren Weise empfiehlt, ist eine utopische Schwärmerei. Abgesehen davon, daß die Verpflanzung eines in der Luft der Freiheit groß gewordenen Werkes in die Luft der landeskirchlichen Bureaukratie einer Verkrüppelung des Baumes gleich käme — so fehlen dem landeskirch-

lichen Regiment auch die rechten Hände, in welche die so komplizirte, arbeitsreiche und speziellste Sachkunde erfordernde Missionsleitung gelegt werden könnte. Dazu ist die Verwirrung gar nicht abzusehen, welche entstehen müßte, wenn die Frage entschieden werden soll: an welches Kirchenregiment die einzelnen Gesellschaften übergehen sollten oder wie man diese einzelnen Gesellschaften in einen einzigen Organismus verschmelzen wollte.

Kurz: sobald man die in der Idee ja ganz ansprechende Verkirchlichung der Heidenmission, d. h. ihre einheitliche Leitung durch die amtlichen Organe der großen Kirchenkörper realisiren will, erheben sich im einzelnen sachliche Schwierigkeiten, die unüberwindbar sind. Innerhalb der protestantischen Christenheit kann es nie eine einheitliche Congregatio de propaganda fide geben.

5) Es ist eine besondere göttliche Leitung darin zu erkennen, daß gerade durch die Heidenmission eine freie Assoziation in die protestantischen Kirchengemeinschaften eingeführt worden ist. Jede amtlich organisirte Kirche bedarf auch der freien Arbeit zu einem gesunden Leben. Das Kirchenregiment soll diese freie Arbeit pflegen, in gewissen Grenzen überwachen, aber sie nicht annektiren.

6) Hieraus ergeben sich gegenseitige Pflichten: a) für die Missionsleitungen: Fühlung, resp. ein freundliches Verhältniß zu den kirchlichen Behörden nach Möglichkeit anzustreben; diese Behörden von dem Stande ihres Werkes in Kenntniß zu erhalten; einige ihrer Vertreter (Generalsuperintendenten) als Ehrenmitglieder in ihren Vorstand zu wählen, ihnen einen Blick in den Bildungsgang der Missionszöglinge zu gewähren; bezüglich der Sammlung von Missionsbeiträgen ihre Mitwirkung zu erbitten u. dgl. mehr; b) für die Kirchenregimenter: sich über den Stand derjenigen Missionsgesellschaften genau zu informiren, welche innerhalb ihres amtlichen Bereiches ihre heimatliche Gemeinde haben; die ihnen untergeordneten kirchlichen Organe (Pastoren, Presbyterien, Synoden) zu veranlassen, die Heidenmissionssache mit Ernst zu pflegen, und die Wege anzugeben, auf dem das geschehen muß; bei den Kandidaten des Predigtamts in den amtlichen Examinibus sich zu vergewissern, ob sie über die Geschichte der Ausbreitung des Reiches Gottes die nöthigen grundlegenden Kenntnisse besitzen; auf den Universitäten darauf hinzuwirken, daß die Studenten sich diese Kenntnisse aneignen 2c.

7) So entschieden einzutreten ist für den freiheitlichen Charakter der Heidenmission, so läßt sich doch nicht verkennen, daß derselbe auch eine Reihe von Schattenseiten und Schwächen an sich trägt, gegen welche eine möglichste Korrektur um so mehr in ernstliche Erwägung gezogen werden muß, als die großgewordene Mission heute viele der Institutionen kaum noch verträgt, welche vor einem halben Jahrhundert passend sein mochten, da das Werk noch in den Kinderschuhen stak. Ich begnüge mich jedoch bezüglich der mancherlei Punkte, die hier zur Sprache zu bringen wären, nur einige in der Form von Fragen namhaft zu machen.

8) Wie ist der Zersplitterung und der leider immer noch vorhandenen gegenseitigen Konkurrenz und Proselytenmacherei innerhalb der protestantischen Missionsgesellschaften möglichst zu wehren? Eine Frage, welche auch gegenüber der systematischen römischen Eindrängung und Propaganda von der größten praktischen Bedeutung ist. Soll auf einer demnächstigen allgemeinen Missionskonferenz nicht Antrag auf Einsetzung einer allgemeinen (freien) Missionsbehörde (gleichsam eines Missions-Oberkirchenraths) gestellt werden?

9) Was wird aus den heiden-christlichen Gemeinden, welche die einzelnen Gesellschaften sammeln? An welche heimatlichen Kirchenkörper schließen sie sich an, bis die Zeit gekommen zu einer selbständigen Kirchenbildung? Unter wessen Leitung stehen sie, wenn die eigentliche Missionsarbeit unter ihnen beendet ist? Liegen hier nicht Nöthigungen vor, die heimatlichen Kirchenleitungen mit dieser Frage wenigstens vorläufig bekannt zu machen?

10) Ist es wünschenswerth, unsern seminaristisch gebildeten Missionaren das Recht einer Anstellung im heimischen Kirchendienst zu erwirken, falls sie aus zwingenden Gründen (und mit einem guten Zeugniß ihres Vorstandes) genöthigt sind, das Missionsfeld zu verlassen?

11) Ist in Disziplinarfällen eine Appellinstanz, die über dem Missionsvorstande steht, den Missionaren, welche sich ungerecht behandelt glauben, einzuräumen? — Da die sog. General-Versammlung diese Instanz nicht bilden kann, wer soll sie bilden? Das oberste Kirchenregiment? Der General-Synodal-Vorstand?

Wie mir scheint, eine sehr wichtige Frage, deren Lösung ebenso im Interesse der Missionsdirektoren, wie der Missionare liegt.

12) Ist es nicht wünschenswerth, daß die Wahl des Missionsdirektors und seiner theologischen Mitarbeiter dem Kirchenregiment offiziell angezeigt werde?

13) Ebenso, daß das Kirchenregiment einen speziellen Einblick in das Rechnungswesen erhalte? Mir scheint, daß auch in diesem Punkte die Zeit der Naivität vorbei ist. Auch der öffentlichen Meinung gegenüber ist es gut, wenn eine Behörde (am liebsten eine kirchliche) eine gewisse Mitaufsicht über das Kassenwesen führt.

14) Endlich: ist nicht zu beantragen, daß auf der Provinzial- und ganz besonders auf der General-Synode ein Tag der Besprechung über Missionsangelegenheiten gewidmet werde?

Diskussion:

Inspektor Fabri: Wenn gleich unsere kirchlichen Verhältnisse gegenwärtig nicht so schlimm sind, so glauben wir doch, daß der Zusammenbruch des Landeskirchenthums bevorsteht und dann das Prinzip der Freiwilligkeit (voluntary principle) die neue Grundlage bilden wird. Die Mission aber steht bereits auf einem vorgeschritteneren Standpunkt als der ist, den die Landeskirchen noch einnehmen. Eine Verkirchlichung der Mission unter den gegenwärtigen Umständen wäre daher ein Rückschritt und ein Unglück. Darüber sind wir im Allgemeinen wohl einig. Doch über Einzelnes kann man ja verhandeln, z. B. über den Vorschlag einer Appell-Instanz.

Direktor Wangemann: Bis vor drei Jahren hatten wir die Ordnung: Jeder Missionar, der sich im Gegensatz gegen seinen Vorstand an irgend eine Behörde wendet, ist eo ipso entlassen. Und in der Aufrechterhaltung dieser Ordnung hat uns das Consistorium und der Oberkirchenrath unterstützt. Wenn je ein Missionar an diese Behörden appellirte, sandten sie uns die betreffenden Schriftstücke zu und erklärten, daß dergleichen außerhalb ihrer Kompetenz liege. Sie haben auch wirklich zu wenig innere Berührung mit der Mission, um in solchen Sachen entscheiden zu können. Was die Kirchenbehörden thun können, ist, daß sie eine sonntägliche Fürbitte und eine jährliche Landeskollekte für die Mission anordnen,

ritenfond auch Missionare zulassen u. dgl. Wendet aber
inem Vorstand zerfallener Missionar sich an eine Kirchen-
o ist das ungefähr ebenso, wie wenn ein Uebertreter des
es an den Minister des Unterrichts appelliren wollte.
ektor Fabri: Ich glaube, daß ein organischer Zusammen-
Mission mit dem Kirchenregiment, sei es an welchem
wolle, unmöglich ist. Die Behörde einer Territorialkirche
solche doch nicht mit Freikirchen oder freien Genossen-
offizielle Verbindung treten, zumal wenn es sich um eine
überseeischen Landen handelt. Vor 18 Jahren habe ich
nit Mitgliedern unsrer Consistorien und des Oberkirchen-
über verhandelt, ob nicht unsere Capischen Gemeinden
mit einer deutschen Kirchenbehörde in Verband gebracht
nnten; aber es stellte sich als unmöglich heraus. Noch
r ist eine Rekursinstanz für Disziplinarfälle. Wollte je eine
örde als Schiedsgericht zwischen einen Missionar und seine
treten, so müßte sie ja doch durch den angegriffenen
der Inspektor selbst sich von A bis Z über alles infor-
en! Zur Sache wäre sie also vollständig abhängig von
ten Urtheil nach diesem Vorschlag Warneck's vermieden
l.

i je ein Bedürfniß dieser Art vorläge — mir ist das nur
egnet — so wäre es immer noch besser, eine ganz freie
llige Rekursinstanz zu haben, z. B. einen Ausschuß unserer
en Missionskonferenz, meinetwegen mit Beigabe von
isten.

tor Hardeland: Auch in unseren Kreisen werden
laut, daß das bis jetzt so ein halber Zustand sei und daß
das Kirchenregiment als solches die Mission in die Hand
llte. Dann sei erst das Ideal erreicht. Aber ich sehe
ein, wie ein Kirchenregiment den Beruf haben soll, un-
Mission zu treiben. Jedes Kirchenregiment ist gesetzt nur
bestimmte historisch gewordene Landeskirche. Darüber
es gar keinen Beruf. Zu seinem Beruf gehört höchstens
s, wenn anders es selbst recht steht, über die heimatliche
ätigkeit innerhalb seines Sprengels wacht, also z. B.
t, daß von seinen Pastoren auch dieses Stück christlicher
t nicht übersehen, sondern im Gehorsam gegen Gottes

Wort getrieben werde. Die Missionsvorstände stehen der Mission gegenüber ganz mit derselben göttlichen Vollmacht da, wie irgend ein Kirchenregiment gegenüber der betreffenden Landeskirche. Wir in der Leipziger Mission wüßten auch gar nicht, unter welches Kirchenregiment wir uns stellen sollten, denn wir sind nicht auf Ein Land beschränkt, sondern sind ökumenisch. Eine Rekursinstanz ist auch als Ding der Freiwilligkeit nicht denkbar. Denn meist handelt es sich um die intimsten persönlichen Sachen, über welche Fernerstehende gar kein Urtheil haben können. Die erste Rekursinstanz vom Direktor ist natürlich das Komité. Darüber hinaus geht es aber nicht. Natürlich kann da Unrecht geschehen. Aber Unrecht geschieht ja auch von Kirchenbehörden. Ich glaube, daß Missionare hierin durchaus nicht schlimmer gestellt sind, als irgend ein Pastor in der Heimat.

Inspektor Zahn: Eine Verkirchlichung unserer Missionen ist ein Unding. Denn sie sind zustandegekommen durch einen revolutionären Akt. Daß man hintennach sucht, diese Thatsache aus der Welt zu schaffen, das begreife ich; aber es geht einfach nicht. Wir treiben Mission, ohne einen kirchlichen Beruf dazu zu haben. Die Kirchen haben diesen ihren Beruf vernachlässigt und da sind die Gesellschaften auf den Schauplatz getreten. Und auf diesem irregulären Weg ist schon manches Große und Gute in der Welt zustandegekommen. Ueberdies haben wir alle es mit mehreren Kirchen und Kirchenregimentern zu thun, und eine deutsche Nationalkirche giebt es ja einstweilen noch nicht. Auch sind wir der Landeskirche einen Schritt voraus und würden einen Rückschritt thun, wollten wir uns von ihr irgendwie einregistriren lassen. Einige von Warneck's Vorschlägen scheinen sehr plausibel. Wir wollen uns aber hüten, den kleinen Finger zu geben; sonst wird uns die ganze Hand genommen. Die Lust zu regieren ist sehr groß, auch bei den Kirchenregimentern. Die Missionare würden viel schlechter fahren unter einem Kirchenregiment, als unter einem Kommittee. Diese Kommittee's haben zwar fürchterlich viel Macht, und wenn nicht alles auf Liebe und Vertrauen beruhte, so wäre es schrecklich. Aber wie soll man's anders machen? Schließlich muß doch immer Jemand das letzte Wort haben. Aber man denke sich: wenn die Kommittee einen Missionar entlassen hat und die Rekursinstanz sagt: er muß bleiben! — Das wäre ja ein Unsinn.

Inspektor Fabri: Wo ein Bedürfniß auftaucht, da kann man sich ja schon helfen. In einer gewissen Sache bei uns wurden z. B. Vertrauensmänner aus der Generalkonferenz zu den Kommittee-Berathungen zugezogen.

Direktor Wangemann: Unsere Kirchenbehörden sind einfach Schöpfungen der Noth-Bischofsgewalt des Landesfürsten. Weil Luther das Bischofsamt nirgends unterzubringen wußte, hat er die Landesfürsten gebeten, dasselbe zu übernehmen, und sie haben dann manches mit dazugenommen, was eigentlich nicht darin lag. Jedenfalls sind unsere Kirchenbehörden keine rein kirchlichen Instanzen. Die Mission aber ist aus dem allerinnersten christlichen Leben herausgeboren, aus jenem Kampf der sich entschuldigenden und verklagenden Gedanken, aus jener Buße heraus, die zum Leben führt. Wer in diesem gewaltigen Herzenskampf gelernt hat, daß in keinem andern Heil ist, als im Namen Jesu, den treibt es, auch den armen heillosen Heiden das Heil zu bringen. Und dieses edelste aller revolutionären Principe muß aufrecht erhalten werden gegen alle geschichtlichen Bildungen.

Professor Plath: Es sind zwei Worte gefallen, die mich trotz aller sonstigen Uebereinstimmung zu einem Protest nöthigen: 1) Es ist gesagt worden, wir seien den Landeskirchen um einen Schritt voraus. Ich glaube, wir dürfen doch über den Mutterschooß, in dem wir sitzen, nicht so geringschätzig urtheilen. 2) Ich gebe nicht zu, daß die Mission durch eine Art Revolution entstanden sei. Ich nenne die Mission eine Evolution, nicht eine Revolution. Auch ist die erste evangelische Mission nicht ohne Mitwirkung eines Kirchenregiments (des dänischen) in's Leben getreten; und überhaupt sind Kirchenregiment und Mission nicht inkommensurabel.

Inspektor Fabri: Was das Missionsrechnungswesen betrifft, so hätte es keinen Zweck, irgend eine Behörde tiefer in dasselbe blicken zu lassen. Ein Staatsbeamter ist ganz unfähig, eine Missionsrechnung zu verstehen. Dazu gehört jahrelange Uebung und genaueste Sachkenntniß. Deßwegen hat ja auch jede Comité eine besondere Finanzkommission.

Direktor Hardeland: Wenn hier ein Bedürfniß bleibt, das durch den gedruckten Rechnungsauszug nicht befriedigt wird, so schicken wir unsere Jahresrechnung der Reihe nach an den einen oder andern Zweigverein zur Revision.

Inspektor Zahn: Darin liegt durchaus nichts Verächtliches, wenn wir sagen: Wir sind der Landeskirche voraus. Daß sie gerade unsere Mutter sei, ist für mich nicht eben ein geläufiger Ausdruck. Dieser Muttername kommt doch einer anderen, als der jeweiligen Landeskirche zu. Deswegen ist's auch gar nicht so schlimm, wenn die Mission gegen diese letztere in ein revolutionäres Verhältniß getreten ist, wenn z. B. Pastor Jänicke Kinder der Landeskirche auf seine Hand zu Heidenboten ausbildet und diese dann von englischen Bischöfen ordiniren läßt!

Direktor Reichel: Ich nehme das Wort nur um zu erklären, warum ich schweige. In der Brüdergemeine deckt sich die Missionsbehörde mit der Kirchenbehörde. Aber das ist etwas ganz anderes, als das, wovon wir hier reden. Denn die Brüdergemeine ist eben eine Freikirche. Wer da frei ist, der suche nicht gebunden zu werden!

Dr. Drost: Auch in Holland ist diese Frage durch Dr. (?) angeregt worden, von dem einige sagen: er ist gut, andere aber: er führet das Volk irre. Er erklärt: es ist nicht recht, daß ein Missionsverein Missionare ordinirt und aussendet; alle geistliche Arbeit ist Kirchenarbeit und alle Liebesthätigkeit ist Sache des Diakonats. So hat denn seine kleine Gemeinde als solche zwei Missionare auf sich genommen und sie auch eingesegnet.

---

5. Die wachsende Zahl protestantischer Missionsheerde.

Referat von Professor Plath.

Inmitten des Nachsinnens über die Aufgabe, die wachsende Zahl der protestantischen Missionsheerde zu besprechen, warf ich mir die Frage auf, von welchem Standorte aus und unter welchen hauptsächlichsten Gesichtspunkten derselben am füglichsten gerecht zu werden sei. Ist sie geschichtlich zu lösen, geschichtlich in dem gewichtigeren Sinne genommen, daß man auch den Gründen nachforscht, warum alles so gekommen sei? Oder hat man mehr auf das Gebiet der Praxis zu treten und zu erwägen, welche Folgen für das Leben der Gegenwart sich aus der geschichtlichen Entwickelung ergeben? Oder aber, da eine wesentlich praktisch gehaltene Erörterung, wenn sie nur ein wenig in die Tiefe geht, unwillkürlich in eine theoretische

umschlägt, — ist es die Theorie, welche wir bei der Angelegenheit vornehmlich aufzufassen haben, so daß wir unser Auge für die Aussicht in die Zukunft schärfen wollen? Sicherlich wird nichts von dem allem vernachlässigt werden dürfen, vielmehr haben wir sowohl historisch als auch praktisch als theoretisch hierbei zu denken. Allein über dem allem steht mir, daß es eine sittliche Frage sei, welche uns beschäftigen soll, eine von hervorragend sittlicher Bedeutung nicht nur für uns, sondern für die weitesten Kreise der Christenheit.

„Der Christenheit" sage ich mit vollem Bedachte. Denn wenngleich die Beschränkung auf die Protestanten vorliegt und auch bei ihnen nur diejenigen berücksichtigt zu sein scheinen, welche mit der Mission in irgend welcher Weise zusammenhängen, so braucht man nur einen raschen Blick auf diejenigen zu werfen, welche außer uns noch Christen sind, sowie sich darauf zu besinnen, welche Bestrebungen bei uns gleichfalls das Wort Mission, es bleibe dahingestellt mit welchem Rechte, auf ihre Fahnen schreiben, und man erkennt: wir werden bei der Behandlung unseres Gegenstandes auf Grundgesetze des Wachsens des Reiches Gottes geführt werden, welche nicht für uns allein Geltung haben. Allerdings kann von Missionsheerden nach dem modernen Wortverstande und von einer wachsenden Zahl derselben bei denjenigen Kirchengemeinschaften, welche herkömmlich — leider nur sie — den schönen Namen „katholisch" führen, eigentlich nicht die Rede sein, insoweit die straffe Zusammenfassung der dortigen Missionsverhältnisse eine der unsrigen entsprechende Entwicklung auszuschließen den Eindruck macht. Da es indessen ein Unding ist, daß die bezügliche Straffheit eine Hochgradigkeit, welche jede Elastizität der Bewegung unmöglich macht, thatsächlich erreichen sollte, so darf man von vorne herein erwarten, daß das Entstehen neuer Missionsbestrebungen sich drüben nur in andere Formen verkleide, wie denn ja in Rußland auch einige freie Missionsgesellschaften dem heiligen Synod sich mit ihrer Hilfe zur Verfügung gestellt haben, wie innerhalb der Kirche von Rom das Aufkommen neuer Orden auf eine ähnliche Fruchtbarkeit wie bei uns hindeutet, wie endlich in römisch-katholischen Ländern bei der stetig umfangreicher werdenden Aufgabe, gegen die sociale und moralische Noth der Massen anzukämpfen, gleichfalls immer mehr bis dahin nicht gekannte Vereine ins Leben treten und fortdauern. Und dies ist das zweite große Feld, auf welches soeben hingewiesen wurde. Die wachsende

Zahl der Heerde der sogenannten inneren Mission, wie z. B. die Begründung von provinziellen Arbeiterkolonien, von Diakonissenhäusern und Brüderanstalten, von Rettungshäusern u. s. w. bietet augenscheinlich nach mehr als einer Seite hin Erscheinungen, Erfahrungen und Forderungen, welche sich den auf unsrer Seite zu besprechenden als Licht gebend beigesellen.

Es werde gleich vorab hinzugefügt, daß es für das Urtheil über das Wachsen der Anzahl solcher Mittelpunkte nicht gleichgiltig, vielmehr von vorweg bestimmendem Einflusse ist, ob derjenige, welcher urtheilt, überhaupt in unmittelbarer Weise an dem Ausrichten einer einzelnen Missionsthätigkeit, sei es dieselbe vorbereitend, sei es sie ausführend, betheiligt ist, bezüglich betheiligt gewesen ist oder nicht; ja, wenn das erste der Fall sein sollte, ob er an einem Werke früheren oder späteren Datums mitgearbeitet hat, soll heißen, ob seine Theilnahme einer so zu nennenden erstgeborenen Mission oder einer nachgeborenen, einer, die ein gewisses Feld vor einer andern einnahm, oder einer, welche hintendrein entstanden und nebeneingekommen ist, angehört. Sollte da nicht der am idealsten unparteiische Kritiker der ganzen Entwicklung derjenige sein, dessen Thätigkeit der Sache voll und warm und fruchtreich gewidmet ist, ohne daß er jemals einer einzelnen Mission besonders gedient hat? Immerhin möglich! Allein ich achte, auch diejenige Vorbereitung werde nicht verworfen, welche darin beruht, daß jemand eine Reihe von Jahren an einer der älteren Stiftungen zu wirken berufen gewesen und dann dazu geführt worden ist, einer der nach und neben ihnen begründeten zu dienen, insofern ihn das vor Einseitigkeit bewahrt und ihm ein Durchdenken der Frage von mehreren Punkten aus ermöglicht.

Ein solcher hat außerdem vor demjenigen, der unserer Frage nur auf dem Studienwege begegnen wollte, dies voraus, daß er dem Zunehmen der Anzahl protestantischer Missionsheerde, wenngleich aus der Ferne, aber doch immer als Zeitgenosse mit noch anderer Theilnahme als andere fernstehende zugeschaut hat. Handelt es sich doch für uns jetzt nur um eine Erscheinung der Gegenwart, nicht etwa weiter zurückliegender Vergangenheit.

Dieselbe bietet in Wahrheit einen Anblick, wie er in der ganzen hinter uns liegenden Zeit protestantischer und auch allgemein christlicher Missionsgeschichte niemals so vorhanden gewesen ist. Wir

sehen eine ganze Anzahl von Nationen, deren Glieder allermeist oder zum großen Theile Protestanten sind, in der Weise an dem Gewinnen von Heiden, Juden und Muhammedanern und an dem Durchwirken großer heidnischer Völker mit christlicher Erkenntniß und europäisch-amerikanischem Kulturleben thätig, daß eine stattliche Schaar einzelner entweder gar nicht oder nur sehr lose unter einander zusammenhängender Bemühungen im Gange sind. Unter allen diesen verschiedenen protestantischen Volkskörperschaften zeigen fünf oder sechs die hervorstechende Eigenthümlichkeit, daß sich bei ihnen nicht nur bisher alles keineswegs einheitlich entwickelt hat, sondern daß die Vielgestaltigkeit andauert und sich vermehrt; ja ein Volk scheint in dieser Beziehung auf die Palme Anspruch haben zu sollen, da innerhalb desselben in kaum zehn Jahren drei neue Missionsausgänge begründet worden sind. Und ist das kein anderes als das unsrige, das deutsche Volk.

Nicht als ob wir unter allen protestantischen Nationen wirklich diejenigen wären, welche in solchem Evolutionsprozesse an der Spitze marschirten! Das zu können, fehlen uns schon von vorne herein Kolonieen und Geld, zwei wesentliche Momente, nämlich Kolonieen mit Heiden und für das Reich Gottes flüssiges Geld. Nein, sonder Zweifel ist auch in diesem Stücke, wie in vielen andern, welche die Mission angehen, England und immer wieder England dasjenige Land, in welchem die protestantischen Quellorte in wachsender Zahl aufgebrochen sind und noch aufbrechen. Ihm reiht sich selbstverständlich Schottland an, sowie die über die ganze Erde verbreitete englische Diaspora. In den nordamerikanischen Freistaaten hat dieselbe den Grundstock zu einer originalen nicht nur politischen, sondern auch kirchlichen Neugestaltung gebildet, an welchen sich krystallinisch auch Formationen deutsch-christlichen Lebens ansetzten und noch ansetzen, welche gleichfalls der Fürsorge für die Mission zu gute kommen. Denken wir sodann an die numerisch ein wenig zurückstehende protestantische Christenheit Hollands, so hat sie in der Erzeugung ihrer acht verschiedenen Missionsheerde geradezu erstaunliches geleistet, so zu sagen. Desgleichen kommt die schwedisch-lutherische Kirche mit ihren Bildungen in Betracht. Wir Deutsche indessen haben neuerdings, wie bemerkt, geleistet, was die andern so doch nicht geleistet haben, daß nämlich ein Zeitraum eines Jahrzehntes genügt hat, um einer Dreizahl von selbständigen Bestrebungen

zum Dasein zu verhelfen, der Schleswig-holsteinischen Mission, der von Neukirchen in der Rheinprovinz und derjenigen, welche sich den Namen einer „allgemeinen evangelisch-protestantischen" beigelegt hat. Und es sei gerade hier ausdrücklich hervorgehoben, daß es sich bei dem allem lediglich um die Einwirkung auf die Heiden handelt; das Gründen neuer Gesellschaften für Israel scheint vorläufig ganz zum Stillstand gekommen zu sein, das für die Muslim noch gar nicht recht unter uns begonnen zu haben. Die rasch gemusterte Vielzahl indessen legt unmittelbar die Frage nahe, welches denn die Grundkräfte der Vervielfältigung sein möchten, nach denen solches alles sich so entwickelt hat.

Bevor wir dieselben einzeln darlegen, halte ich die Vorbemerkung nicht für überflüssig, daß wir uns von vorneherein jedes unwohlwollenden Rückschlusses, sowie aller falschkritischen Hintergedanken geflissentlich enthalten wollen, wenn wir sie auf bestimmte Persönlichkeiten oder Kreise von Persönlichkeiten anzuwenden Veranlassung haben. Um diese letzten zwei Wurzeln handelt es sich ja erfahrungsmäßig bei der Begründung eines jeden neuen Missionsheerdes. Entweder ist ein einzelner von der Sache ganz besonders angethaner Mann mit auserlesenen Gaben, sei es ein im geistlichen Amte stehender oder ein Gemeindeglied, der erste Urheber und eifrigste Fortführer, oder eine Gemeinschaft von Christen der verschiedensten Stellung, also eine christliche Kollektivpersönlichkeit giebt die Basis ab, auf welcher sich hernach alles auferbaut. Bisweilen mischt sich beides miteinander oder löst eines das andere ab, so daß ein Einzelner hernach bald auch eine zu ihm haltende Gemeinschaft findet, oder daß in einer letzteren ein Mann im Mittelpunkt zu stehen anfängt und fortfährt. Wie es aber auch dabei zugehen möge — richtet nicht, verdammet nicht! — das werden wir uns auch hier gesagt sein lassen müssen. Wir haben sonst Grund genug, bei der Missionsarbeit der Gefahr pessimistischer Gemüthsstimmung zu erliegen. Lassen wir uns bei der Kritik den Optimismus der Liebe bei allem Heraussagen der Wahrheit nicht rauben und den Satz des „lutherischen Katechismus," der das „alles zum Besten kehren" empfiehlt, nicht abhanden kommen!

So viel ich erkennen kann, beruhen die Veranlassungen, welche dazu führen, daß neue Missionen entstehen, entweder vorwiegend in den Verhältnissen der christlichen Heimat oder besonders

in denen der Missionspraxis draußen unter den Heiden oder auch in einer, sei es bewußten, sei es instinktiven Durchdringung beider Ursachsarten. Für die erste sei es erlaubt, den zusammenfassenden Ausdruck „religiös-kirchlicher Lokal-Patriotismus“ zu gebrauchen, nämlich einmal im edelsten Sinne des Wortes und zweitens in der inhaltsvollen Anwendung, daß jeder Theil des Ausdruckes seine besondere Anwendung erlaubt, daß nämlich sowohl aus religiösen als auch aus kirchlichen Beweggründen, als aus lokalen Beziehungen, als gar aus einer Form patriotischer Neigungen und Bestrebungen die Ansätze zu Missionsneugestaltungen sich herausentwickeln. Es würde uns zu weit führen, wollten wir mit Beispielen belegen, wo und wie das sich im einzelnen gestaltete, daß der Wunsch nach religiös anders fundirten Missionsförderern und Missionaren auch einen neuen Ausgangspunkt für dieselben herbeiführte, wie die konfessionellen, die staatskirchlichen, die kirchenpolitischen und andere Meinungen denselben Erfolg hatten, oder wie die Parole: „Dieses unser besonderes Vaterland muß seine besondere Mission haben!“ unter vielen zündete, daß eine neue Mission begonnen wurde. Und wie daheim immer größere Mannigfaltigkeit der Gründe, so draußen nicht weniger! Da wird irgend ein großes Heidenland mit seinen Millionen oder ein kleines mit seiner originellen Heidenschaft dem allgemeinen christlichen Wohlwollen nahe gebracht, und neue Missionen entstehen für dasselbe besonders. Oder die Methode des Ausrichtens scheint an dieser oder jener Stelle Blößen zu bieten, welche nicht bedeckt werden, wenn nur die bestehenden Werke sich fortsetzen; warum da nicht etwas besonderes begründen und neue Bahnen einschlagen, da denn die einen beispielsweise mehr durch das Vorleben eines frommen Bauernlebens, die andern durch wissenschaftliche Vorträge wirken wollen u. s. w. Wie leicht ließen sich diese groben Striche durch noch weitere Gedanken auseinanderlegen, daß ich so sage, in genauere Linien scheiden, da uns die Fundamentirung neuer Missionen noch reichlicher motivirt entgegentreten sollte. Allein Halt! Weit dringlicher ist die Frage, ob denn die verschiedenen Anregungen, welche wir aufwiesen, von fortwirkender und fortzeugender Kraft sind, soll heißen, ob sie fortbestehen oder sich vielleicht auch noch vervielfältigen können, so daß wir gewärtig sein müssen, die Zahl protestantischer Missionsheerde noch weiter wachsen zu sehen.

Um bei uns in Deutschland zu beginnen, so ist bekannt, daß nach dem Lossagen Hermannsburgs von der hannöverischen Landeskirche im Schooße der letzteren alles Ernstes berathen worden ist, ob nicht von dem Herrn der Wink vorliege zur Begründung einer hannöverischen Mission. Weniger allgemein bekannt dürfte sein, wie mannigfach die Regungen innerhalb einer der größeren Missionshilfsgesellschaften — der Name sei gestattet — nämlich der von Ostpreußen vorhanden gewesen sind und noch sind, aus diesem Stadium, auf welchem ja mehrere unserer jetzigen Missionsgenossenschaften im Anfange auch standen, herauszutreten und der Verselbstständigung zuzustreben. Ganz im Verborgenen ist die Stiftung eines Deutschrussen in St. Petersburg geblieben, welche mit einer bedeutsamen Klausel einer unserer deutschen Missionsgesellschaften übergeben ward. Dieselbe lautet: „Sobald organisirte evangelische Missionsarbeit, sei es durch eine besondere Missionsgesellschaft oder durch Organe der evangelischen Kirche von der hohen Obrigkeit in Rußland gestattet wird, so wird das Stiftungskapital mit den nicht verbrauchten Zinsen dem alsdann bestehenden Organe dieser Missionsarbeit mit der Bestimmung übergeben, die Zinsen zur Ausbildung von Missionaren entweder im Reiche selbst oder in andern Ländern ...zu verwenden." Ja, es ist hinzugefügt worden: „Da der Stifter die Organisirung einer eigenen evangelischen Missionsarbeit in Rußland in Aussicht genommen .... und da unsere thätige Theilnahme — es folgen eine Reihe von Unterschriften — an dem vorliegenden Werke schon den Keim einer solchen Organisation in sich birgt, so wollen wir stets darauf bedacht sein, Mittel und Wege zu suchen, die zu jenem Ziele führen können." Solche Stimmen erschallen aus Rußland. Ob auch aus andern Landen, wo es eine protestantische Diaspora gibt, oder aus dem von uns noch nicht genannten Norwegen, Dänemark und Finnland im Norden und der Schweiz im Südwesten unseres Vaterlandes? Wir wissen es nicht, möchten es aber mehr für möglich als für unmöglich erachten.

Haben sich in England wiederholt neue Gesellschaften für besondere Länder gebildet, wiewohl die alten bereits in denselben ihre Arbeit begonnen hatten — ist es wahrscheinlich oder unwahrscheinlich, daß sich, wenn unser Deutschland einmal durch Friedensschlüsse in den Besitz von überseeischen Kolonieen kommen wird, dann junge Vereine aufmachen sollten, um mit frischer Kraft an die bis

dahin nicht gekannten Aufgaben zu gehen, das Tochterland auch innerlich durch die stärksten Bande mit dem Mutterlande zu verbinden?

Sollten ferner Männer wie Goßner, Harms, Knak, Doll — um nur heimgegangene zu nennen — unsern Kirchengemeinschaften nicht auch fürder bescheert werden? Wie die eine Synode drüben jenseits des Oceans, welche sich die evangelische Synode von Nordamerika nennt, unlängst einer andern eine indische Missionsarbeit abgenommen hat und dadurch zur Begründung eines Missionsheerdes geführt worden ist, was hindert es, daß solches sich nicht noch oft wiederholt? Können die Zeiten nicht wiederkehren, da, um einen Ausdruck Wallmanns zu gebrauchen, Missionsbestrebungen zu den noblen Passionen gekrönter Häupter gehören? Nebenbei gesagt, auch die Senate der freien Städte könnten ja bisweilen auch hierin die Stelle eines Fürsten einnehmen! Es ist ferner durch nichts gehindert, daß das hallische Waisenhaus seine alte Arbeit, die es nach dem Erlöschen der Beziehungen zu Dänemark und England nicht weiter fortsetzte, wieder aufnehme. Der Gedanke des Philosophen Leibnitz, Religion mit Wissenschaft zu verbreiten, kann auch noch in anderer Form als jetzt bei dem allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereine wieder aufwachen. Welch ein weites Feld steht auch für die Begründung von Frauenmissionen offen, welche Lehrerinnen hinaussenden, die sich draußen an die Missionen ihrer Heimat und nicht an die anderer Völker anlehnen! Oder um noch zwei Möglichkeiten hinzustellen — ein Mann, der Mission und Missionsverwaltung genau kennt, weist darauf hin, wie bei unserer bisherigen Praxis immer nur einer es ist, in dessen Hände alle Fäden zusammenlaufen, während andere Mitarbeiter mehr zur Seite stehen; wäre es nicht möglich, Missionen zu begründen, an denen mehrere sich an allem betheiligten, so daß so zu sagen das konsistoriale vor dem episkopalen vorwiegend würde? Oder ein Vanderbilt mit seinen 200 Millionen Dollars oder ein anderer christlicher Krösus würde dazu erweckt, allein für sich eine christliche Mission zu begründen! Ja, wer will es auch nur ausdenken, welch' ein Reichthum neuer Prinzipien im Schooße der Zukunft verborgen liegen! Macht doch unsere Zeit und die Entwicklung des Protestantismus als Ganzes wahrhaftig nicht den Eindruck, als ob wir schon auf den Höhepunkt gelangt seien, sondern vielmehr den, daß es noch ein weiteres Blühen und Sichentfalten in üppiger Fülle geben werde.

Aber ich weiß, daß sowohl unser gegenwärtiger Stand als auch dieses Zukunftsbild nicht mit demselben günstigen Auge von verschiedenen Männern, welche die Zeichen der Zeit zu deuten versuchen, angesehen wird. Während alle zugestehen, daß wohl „Bewegung das Grundphänomen der ganzen Natur“ und demgemäß Entwickelung und immer reichere Entfaltung des Grundphänomen der Geschichte, auch der protestantischen Missionsgeschichte sei, sehen die einen in dem jetzt geschichtlich gewordenen und noch werdenden nichts als unorganische Mißbildungen, die andern organische Gestaltungen. Hier heißt es: „Protestantischer Subjektivismus und Individualismus! Herkömmliche Zerfahrenheit, Zersplitterung und Zerflossenheit! Falschverstandene freiheitliche Reichsunmittelbarkeit, deren Ende ein rand- und bandloser Independentismus bildet!“ Auf der andern Seite beruft man sich darauf, daß, wo wirkliche Lebenskraft vorhanden ist, auch eine immer größere Mannigfaltigkeit der Bildungen, ein immer reicheres Wachsen, Schwellen, Aufbrechen, Blühen und Fruchtbringen sich finde, denn es gelte auch für dieses besondere Gebiet, was jener erleuchtete Theologe von dem Ganzen gesagt hat: „Die kirchlichen Bewegungen hinterlassen in dem Baume des Gottesreiches immer bleibende Ringe, während der Lebenssaft in seiner Cirkulation nach oben dringt, um frische Reiser zur Gesundheit der Heiden zu treiben.“ Dadurch lassen sich aber die Gegner nicht schlagen. Was die einen Kirchengesundheit, relativ ideales Erstarken und Sichentfalten, ja Gradmesser der Lebenskraft nennen, das bezeichnen die andern als Kirchenkrankheit, unideales Atomisiren, hochgradige Fiebersymptome. Für die letzteren hat die ganze Frage nach dem Wachsen der protestantischen Missionsheerde mehr ein pathologisches Interesse, mit dem Wunsche im Hintergrunde, daß ihm doch Halt geboten werde, während die Diagnose anderer darauf zielt, die göttlichen Gedanken, welche sich in diesem Entwicklungsgange als kräftig erweisen, verstehen zu lernen. Wer aber die größere Wahrscheinlichkeit, richtig zu sehen, auf seiner Seite habe, werden wir schwerlich entscheiden können, bevor wir gehört haben, wie beide genauer für ihre Stellung plädiren, mit andern Worten: bevor wir das Für und das Wider ausführlicher dargestellt haben, kann das Verdikt nicht abgegeben werden. *Was spricht demgemäß für die immer reicher werdende Zahl protestantischer Missionsheerde? Und was spricht dagegen?*

Es sollte nicht geleugnet werden, daß durch die Zahlvermehrung der Missionsausgänge eine Reihe von Segnungen beschert werden, die entweder ungegeben geblieben oder nicht in dem Maaße gegeben worden wären, hätten die Neubegründungen nicht stattgefunden. Hören wir doch auf das unmittelbar aus dem Leben gegriffenen Wort: „Als wir unsere Mission noch nicht hatten, gieng es mit der Sache bei uns so lahm; jetzt ist es frisch geworden." Die mannigfachsten Interessen wurden eben vervielfältigt, ich möchte sagen, potenziert. In der That liegt in dem Bewußtsein, für etwas originales zu sorgen und dafür mit verantwortlich zu sein, eine ganz besondere Kraft. Wie wenn einer das Hochgefühl hat, ein Stück Land als sein Eigenthum unter den Füßen zu haben oder Hausbesitzer zu sein, wie wenn einer die erste Furche durch Neubruchland zieht oder sich Mauern erstehen sieht, oder bei irgend einer herrlichen Sache der erste ist, welcher sie in Besitz nimmt! Und zwar werden Gaben und Kräfte entwickelt, welche vielleicht bis dahin sich auch an einem anderen Missionswerk entwickeln und verwerthen konnten, vielleicht aber verborgen blieben, nun aber sich frei entfalten, die Schwingen regen und ungedachtes leisten. Verharrte auch bei uns alles in möglichster Einheitlichkeit, so würden die verschiedenen nationalen Christengemeinschaften lange nicht so durcharbeitet, durchfurcht und durchwühlt werden. Die verschiedenen Einzelbestrebungen gewinnen auch neue Freundeskreise, wenngleich sie auch in den alten sich manche Sympathieen erwerben. Missionare und Missionsmittel stellt eine so von verschiedenen Seiten in Angriff genommene Volkskörperschaft, glaube ich, entschieden mehr als eine einheitlich für die Missionsarbeit interessirte. Fast jedes Mal ist, wenn eine neue Bestrebung bei uns entstand, geklagt worden: „Nun werden diese und jene alten Missionen empfindlich geschädigt werden und wahrscheinlich zurückgehen," und jedes Mal war es der Pessimismus, welcher so gesprochen hatte. Oder ist die Basler Mission, welche einst außer der Brüdergemeine die einzige deutsche Mission war und aus ganz Deutschland unterstützt wurde, dadurch zurückgegangen, daß nach und nach so viele andere entstanden? Nein, hier walten geheimnißvolle Kräfte: wer da hat, dem wird gegeben. Dann aber entsprechen den zahlreicher gewordenen Ausgängen die zahlreicher werdenden Missionsarbeitsfelder. Denn das ist ja die Krone, welche bei jeder Neugründung vorschwebt und erstrebt wird, daß ähnlich wie in der

Mutterkirche etwas eigenes und selbstständiges erreicht ist, nun auch ein gleiches draußen in Sicht und in Angriff genommen werde, eine Tendenz, gegen die sich wenig wird einwenden lassen. Kurz, das Wachsen der Zahl der protestantischen Missionsheerde ist für die christliche Heimat und für die Heidenwelt segensvoll — warum ihm also entgegentreten wollen!

Solche Anschauungen werden idealistisch und überschwänglich gescholten; ein gesunder Realismus, so sagt man, hat sie zu bekämpfen. Derselbe macht dabei gewöhnlich auf dreierlei aufmerksam, was gegen die Vermehrung der Missionscentren spreche. Der erste Grund ist von den materiellen Interessen hergenommen. Die schon bestehenden Missionen haben Mühe und Noth, die zur Ausrichtung ihrer Arbeit nöthigen Mittel zusammenzubringen, und ihr wollt durch andere Missionen ihnen noch mehr entziehen, indem ihr Zuflüsse, welche ihnen bisher wurden, anderswohin leitet. Und seht ihr denn nicht, wie die Sache durch mehrere Verwaltungen nur vertheuert wird, zumal wenn die später begründeten denselben Apparat wie die früheren verwenden und für Missionshäuser und Seminare und Inspektoren und Expeditionen ein großes Maaß der im ersten begeisterten Anfange willig gegebenen Missionsgaben gebrauchen? Auch will erhalten und fortgeführt werden, was einmal begründet ist: Habt ihr da wohl überschlagen, was der Thurmbau kosten wird? Ja, wo soll denn schließlich alles herkommen, um sämmtliche protestantische Missionen nicht krebsgängig werden, sondern in gutem Fortschritte bleiben zu lassen, wenn ihre Zahl sich nach den bisherigen Proportionen vermehrt? Gäbe das nicht einen Fortschritt ins Unendliche, und wenn auch nicht einen Krieg aller gegen alle, so doch einen Kampf um's Dasein, welcher zu den größten Unzuträglichkeiten führen müßte!

Diesem, von der materiellen Seite hergenommenen Grunde, tritt ein zweiter zur Seite, den ich den psychologischen nennen möchte. Er wird durch das ominöse Wort Konkurrenz angedeutet. Da die Vorsteher und Gönner und Glieder der verschiedenen neben einander bestehenden Missionen keine Engel noch Heilige, sondern nur Menschen, sündige Menschen sind, so werden ihre Herzen von alle dem angefaßt, was in jedem andern irdischen Verhältnisse Konkurrenten ansicht. Mit Grund und ohne Grund lassen sich da bekanntlich die Herzen zu Gedanken, Worten und Werken reizen, die

llig fremd waren, so lange sie nichts von so eigenthümlicher
t wußten. Erfahrungsmäßig entstehen Friktionen der Geister
n Lagen, und Irritationen, deren man sich und andere kaum
g hielt. Namentlich da, wo die einzelnen protestantischen
n in demselben Lande nicht durch kirchliche Schranken, noch
ereinbarungen, die sich auf ihre örtlichen Quellgebiete be-
on einander geschieden sind, sondern im wesentlichen auf
n Glaubensgrunde ruhen, derselben Kirchengemeinschaft an-
und auf dieselben Kirchenprovinzen als auf ihre Basis an-
sind, liegt bei der herkömmlichen Oeffentlichkeit unsrer An-
eiten die große Gefahr so überaus nahe, daß nicht nur Bitterkeit
fremdung einkehrt, sondern daß in den allerverschiedensten
bisweilen fein versteckt und maskirt aber doch erkennbar,
n indessen ganz unverhüllt und offenbarlich das eine hervor-
as man den „heiligen Brotneid" genannt hat. Würde das
ht dahinten bleiben, wenn es im Schooße der protestantischen
icht alles so ungeordnet sich entwickelte?
dlich weist man von dieser Seite her auf den Umstand hin,
n Beginne neuer Missionen immer erst so viel Lehrgeld
verden müsse, nicht gerade in klingender Münze, wiewohl
s vorkommt, vielmehr nach dem bekannten griechischen Worte,
lchem niemand ungehauen erzogen wird. Es vergehen doch
ine Reihe von Jahren, ehe solch ein vom Stapel gelaufenes
n in das richtige Fahrwasser hineinkommt, und nicht wenige
schon in den Hafen zurück, um nach einem vergebenen Aus-
en neuen zu beginnen. Solche Fehler und Verluste könnten
n werden, sagt man, und die Kräfte, welche in diesem Falle
vergeudet werden, hätten, bestehenden Werken zugewandt,
Segen gebracht. Auch kann es ja gar nicht fehlen, daß noch
ehr wie bisher schon auf den Missionsfeldern Kollisionen
einzelnen protestantischen Gemeinschaften entstehen werden,
mit der Zersplitterung und Zerrissenheit so weiter fortgeht
her. Wo sollen alle die einzelnen Missionen und Missiönchen
ben? Schon jetzt ist man fast — so hat man sich geäußert —
egenheit, wenn man gefragt wird, wo auf der ganzen weiten
ne neue protestantische Mission einen Anfang machen solle.
n sehr leicht Verlegenheit des Reichthums an protestantischen
sheerden die Verlegenheit des Mangels an protestantischen

Mutterkirche etwas eigenes und selbstständiges erreicht ist, nun auch ein gleiches draußen in Sicht und in Angriff genommen werde, eine Tendenz, gegen die sich wenig wird einwenden lassen. Kurz, das Wachsen der Zahl der protestantischen Missionsheerde ist für die christliche Heimat und für die Heidenwelt segensvoll — warum ihm also entgegentreten wollen!

Solche Anschauungen werden idealistisch und überschwänglich gescholten; ein gesunder Realismus, so sagt man, hat sie zu bekämpfen. Derselbe macht dabei gewöhnlich auf dreierlei aufmerksam, was gegen die Vermehrung der Missionscentren spreche. Der erste Grund ist von den materiellen Interessen hergenommen. Die schon bestehenden Missionen haben Mühe und Noth, die zur Ausrichtung ihrer Arbeit nöthigen Mittel zusammenzubringen, und ihr wollt durch andere Missionen ihnen noch mehr entziehen, indem ihr Zuflüsse, welche ihnen bisher wurden, anderswohin leitet. Und seht ihr denn nicht, wie die Sache durch mehrere Verwaltungen nur vertheuert wird, zumal wenn die später begründeten denselben Apparat wie die früheren verwenden und für Missionshäuser und Seminare und Inspektoren und Expeditionen ein großes Maaß der im ersten begeisterten Anfange willig gegebenen Missionsgaben gebrauchen? Auch will erhalten und fortgeführt werden, was einmal begründet ist: Habt ihr da wohl überschlagen, was der Thurmbau kosten wird? Ja, wo soll denn schließlich alles herkommen, um sämmtliche protestantische Missionen nicht krebsgängig werden, sondern in gutem Fortschritte bleiben zu lassen, wenn ihre Zahl sich nach den bisherigen Proportionen vermehrt? Gäbe das nicht einen Fortschritt ins Unendliche, und wenn auch nicht einen Krieg aller gegen alle, so doch einen Kampf um's Dasein, welcher zu den größten Unzuträglichkeiten führen müßte!

Diesem, von der materiellen Seite hergenommenen Grunde, tritt ein zweiter zur Seite, den ich den psychologischen nennen möchte. Er wird durch das ominöse Wort Konkurrenz angedeutet. Da die Vorsteher und Gönner und Glieder der verschiedenen neben einander bestehenden Missionen keine Engel noch Heilige, sondern nur Menschen, sündige Menschen sind, so werden ihre Herzen von alle dem angefaßt, was in jedem andern irdischen Verhältnisse Konkurrenten anficht. Mit Grund und ohne Grund lassen sich da bekanntlich die Herzen zu Gedanken, Worten und Werken reizen, die



Missionsfeldern zur Folge haben. Kurz — nicht Neugründungen, sondern wenn nicht Unionen und Fusionen, woran übrigens auch gedacht und gemahnt wird, so doch wenigstens Stillstand in dieser Entwicklung! das ist das Endurtheil solcher mit Vorliebe durch den Ehrentitel der Nüchternheit sich zierenden Erwägungen, deren Gewicht ich nicht im mindesten verkenne, auf welche jedoch eine Replik zu geben geboten ist.

Zuvörderst werde daran erinnert, daß wir es hier nicht irgend mit einer Entwicklung zu thun haben, welche durch Menschen gemacht und durch ihren Willen nach einem Plane herbeigeführt wäre; sondern das alles ist so unter Gottes des HErrn Walten geworden. Wer will also Halt gebieten, wer eine rückläufige Bewegung veranlassen? So lange keine zwingenderen Gründe als menschliche Wünsche und Theorien vorliegen, also noch keine klar erkennbaren Willensäußerungen von oben, wird es so weiter gehen wie bisher. Zudem haben fast alle auf kirchlichem Gebiete vollzogenen Unionen und Fusionen ihre großen Mißlichkeiten, ja, gewöhnlich folgen ihnen neue Sonderbildungen auf dem Fuße nach; vielleicht also würde die Einigung einiger Missionsheerde nur die Entstehung einiger neuer zur Folge haben. Für das selbständige Fortbestehen einer bestimmten einzelnen führte ein juristisches Mitglied eines Missionsvorstandes einmal den formalen Grund an: „Der König hat uns Korporationsrechte verliehen; wir haben einfach kein Recht, unsere korporative Selbständigkeit wieder aufzugeben, sondern müssen mit aller Kraft dieselben auszunutzen streben.“ Wer ferner die Klage, man könne um Missionsarbeitsgebiete in Verlegenheit kommen, ernst nimmt, der ist über die Heidenschaft der Welt und ihre Wohnsitze schlecht orientiert. Platz und Gelegenheit genug für Tausende protestantischer Missionen auf lange Zeit ist noch vorhanden. Wahr ist freilich — auch unter den Heiden immer etwas neues anfangen zu wollen, birgt eine eigenthümliche Gefahr in sich; auch mit dem Rathe selbst des erfahrensten Missionars ist dem nicht vorgebeugt, während mit dem Entschlusse, sich mit der Wahl eines Arbeitsfeldes unter die Fittige einer schon bestehenden Mission zu begeben, schon eher mancher Schaden abgewandt werden könnte. Aber wenn gleich ohne das ein Anfang gemacht und mancher Rückschlag erlebt ist — auch dann noch sollte bei einem Abwägen des Gewinnes und Verlustes sich die Schale nach der ersten Seite hin wenden, weil zuvor

erfahrene Schläge zu nachfolgendem Segen zu gereichen pflegen. Was ferner die Anfechtungen der Seelen durch die Konkurrenz anlangt, so müßte es doch mit schlechten Dingen zugehen, wenn von uns Christen der Teufel nicht auch hier aus dem Felde sollte geschlagen werden können. Vor allem werde Takt, nicht menschlicher, natürlicher, sondern von Gott dem heiligen Geiste gewirkter Takt, erbeten, damit in den schwierigsten Verhältnissen nichts gedacht, geredet, geschrieben, gedruckt und gethan werde, was nicht aus dem Glauben stammt und wider die Liebe verstößt! Und dazu den weltklugen Rath für alle Konkurrenten: „Bekümmert euch nicht um einander, sondern laßt euch einander gehen und werft euch nicht zum Richter der Handlungen des andern auf, vielmehr befehlt sein und euer Handeln dem Gerichte des HErrn!" Konkurrenten können auch ohne den heiligen Brotneid in der Mission im Segen wirken. Und was ist es auch mit den zu der Sache nothwendigen Mitteln? Ist schon irgend eine protestantische Mission wegen Mangel an Geld zu Grunde gegangen und hat ihr Wirken einstellen müssen? Das hallische Werk ist am Rationalismus hingesiecht, nicht an Geldmangel. Missionsnahrungssorgen weichen der gewissenhaften Anwendung der goldenen Regel: „B e t e u n d a r b e i t e! eines Spruches, welcher nicht aus zwei, sondern aus drei Worten besteht!" Und steht dieses ganze Gebiet nicht auf einer niedereren Stufe als ein andres? Sind wir nicht vielmehr mit unsrer protestantischen Missionsentwicklung bereits in das Stadium gekommen, in welchem man weniger um auskömmliche Mittel, als um tüchtige Missionare zu sorgen Veranlassung hat? Ich gestehe zu, daß es nicht ganz leicht ist zu erfahren, daß Persönlichkeiten und Kreise, die der von mir vertretenen Sache bisher ihre besondere Liebe zugewandt hatten, mit einem Male ein eigenes Werk begründen wollen: ich werde um Rath gefragt und rede ab, indem ich auf die großen Schwierigkeiten hinweise. Geschieht aber trotzdem, was beabsichtigt war, und ich befinde mich bei ihnen fast gegenüber dem Nichts, dann lege ich die Hand auf den Mund und weiß, daß unser Gott, wenn die einen Quellen für mich zu fließen aufhören, mit größester Leichtigkeit andere aufthun kann. Und endlich, gesetzt auch den Fall, daß zwei Verwaltungen mehr kosten als eine — wollen wir wirklich allen den andern Segen, der durch die Vielgestaltigkeit der Missionsheerde hier und draußen gegeben ist, an den paar tausend Mark messen? In weltlichen An-

gelegenheiten mögen die Gesetze der Sparsamkeit zu möglichster Centralisation der verschiedensten Bestrebungen führen! Kirche und Mission kennen höhere Gesichtspunkte: „Der das Leben hat gegeben, wird auch Unterhalt bescheeren." Vor dem HErrn gelten die mannigfachen Förderungen, welche durch reichere Missionsentfaltungen innerhalb der Christenheit und unter der Heidenwelt gewirkt werden, weit mehr, als das Minimum von Mammon, welches vielleicht dadurch mehr zur Verwendung kommt, daß die Zahl der Missionsheerde eine größere wird.

Deshalb wird es zuletzt darauf ankommen, daß bei der Begründung eines neuen Missionsausgangspunktes die betreffenden Christen nach ernster Gewissensprüfung vor unserm Gott gewiß werden, daß Er solches haben will. Dies sagen wir als unser Schlußwort. Wir mögen nun vorher so ernst und so eindringlich wie möglich auf die großen Schwierigkeiten der Fortführung hingewiesen, darum, daß man sich lieber erst zehn Mal besinnen als solch einen Schritt thun sollte, dringend gebeten und vielleicht gar bestimmt abgerathen haben — in gewissem Sinne gilt doch hier auch: „Der Thaten Ausgang ist ein Gottesurtheil." Die zunächst von Neubildungen Berührten, vielleicht Geschädigten, pflegen, weil sie die unmittelbaren Wirkungen empfinden, nicht gleich freudig solchen Schritten zuzuschauen; aber die Nachwelt segnet vielleicht die Folgen derselben, und wo einst ein Stabbruch statt hatte, werden die Wirkungen hernach gepriesen. Darum, wo nur immer innerhalb der protestantischen Kirchengemeinschaft ein einzelner frommer Mann sich von seinem Gotte dazu geleitet weiß, etwas neues zu beginnen, wo ein Kreis frommer Christen die Führung ihres Gottes in derselben Richtung spüren, da nicht weiter lange mit Fleisch und Blut berathen, sondern im Glauben zugefahren und fröhlich und getrost ans Werk gegangen im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Wer aber davon hört, spreche mit dem größesten Heidenmissionar, welcher aus dem ersten christlichen Missionsheerde hervorgieng: „Daß nur Christus verkündiget werde allerlei Weise! ... So freue ich mich doch darinnen und will mich auch freuen!"

---

iskussion:

Inspektor Zahn: Uns ist eine große Ueberraschung zu Theil
den. Wir hatten erwartet, man würde mit der ganzen Autorität
unserer Konferenz von der Gründung neuer Missionsheerde
en, und nun hat der Referent das Gegentheil gethan! Ich
, wir haben in Deutschland jetzt genug Missionsgesellschaften.
erlin, Barmen, Dresden u. s. w. sich von Basel abzweigten,
ch der Gedanke zu Grunde, daß eine territoriale Scheidung
enswerth sei. Das ist ein berechtigtes Motiv. Auch Tren-
n aus dogmatischen oder konfessionellen Gründen, so sehr
meinestheils bedaure, sind doch subjectiv ethisch berechtigt.
Scheidung aus missionsmethodischen Gründen aber ist
die Geschichte bis jetzt nicht gerechtfertigt. Als Goßner sein
anfieng, wollte er eine sich selbst ernährende Handwerkermission;
t in der Goßnerischen Mission alles wesentlich ebenso wie in
andern. Als Harms anfieng, wünschte er durch christliche
een zu missioniren; aber das ist jetzt auch von den Hermanns-
n aufgegeben. Diese methodischen Gründe sind also hinfällig
den.

Wir haben einfach kein Recht, uns ohne die triftigsten Gründe
ner älteren Gesellschaft zu trennen und etwas Neues, Eigenes
ngen. Auch der Erfolg heiligt das Mittel nicht. Gott wendet
ie Sünden und Irrwege der Menschen oft zum Guten. Und
jem Fall fragt es sich erst noch: wäre der Segen nicht noch
gewesen, wenn man sich nicht getrennt hätte? Jede Theilung
Art ist auch eine Theilung und somit eine Schwächung der
esmacht, die hinter einer Mission steht. Auch der Sinn
Missionsfreunde wird dadurch verderbt. Anfangs begeistert man
r das Neue, kommen aber die Jahre der Langweiligkeit, dann
us. Der Geschmack ist verwöhnt worden. Es kommt eben
blos auf den Fond an, den ein einzelner Gründer hat, sondern
auf den Fond, den die ganze Missionsgemeinde haben muß.
das Missionsinteresse in einer Provinz einen gewaltigen Auf-
g nehmen kann, ohne daß eine neue eigene Mission gegründet
das kann man an Sachsen sehen.

Dr. Schreiber: Plath hat uns in eine schlimme Lage gesetzt,
er erklärt, die Vertreter der erstgeborenen Gesellschaften hätten

eigentlich gar nicht mitzureden! — Die meisten Christen in Deutschland sind doch schon engagirt und das Neue macht sie von etwas Altem abwendig. Spittler, Goßner und Doll (Neukirchen) wollten alle ungelehrte Missionare haben. Aber in Neukirchen hat man nach drei Jahren schon das Griechische angefangen. In Barmen besann man sich z. B. 10 Jahre lang, bis man diesen Schritt that! Bei Obstbäumen darf man auch nicht zuviel Zweige aufkommen lassen, wenn sie recht tragen sollen. So ein Wasserschößling schießt furchtbar schnell auf, trägt aber zur Gesundheit und Fruchtbarkeit des Baumes nichts bei. Wir haben jetzt Zweige genug. Das Beispiel der Holländer sollte uns warnen. Denen gebührt ja noch vor Deutschland die Palme. In 10 Jahren sind dort drei bis vier neue Gesellschaften entstanden, und im Ganzen sind's jetzt wenigstens zehn! Davon haben manche nur ein bis zwei Missionare. Das ist eine Verschwendung von Energie und von Verwaltungskosten.

Direktor Reichel: Ich bin in der glücklichen Lage, zu einer Gesellschaft zu gehören, die Niemand auf die Füße getreten ist. Wenn es, wie Eugen Richter behauptet, gute Revolutionen giebt, so haben wir das Beispiel einer solchen gegeben. In der französischen Schweiz bin ich Augenzeuge von der Entstehung eines neuen Missionsheerdes, der Mission romande, gewesen. Da wurde aber zuerst Basel, Paris und die Brüdergemeine um Rath gefragt. Die letztere hat durch mich entschieden zu-, nicht abgerathen. Und seither ist dort im Waadtland, in Neuchatel und Genf das Missionsinteresse ganz bedeutend gewachsen, eine neue blühende Mission in Südafrika ist entstanden, und doch ist den älteren Gesellschaften kein Abbruch geschehen. Freilich, vor unnöthiger Zersplitterung und besonders vor allem Strohfeuer muß gewarnt werden. Aber sollte es in Deutschland wirklich Zeit sein, jetzt schon zu einem Stillstand oder Rückzug zu blasen? Schreiber sagt: alle Christen seien für die Mission bereits in Anspruch genommen. Aber ach, wie wenig ist das der Fall! Wie viele Gegenden und wie viele Tausende giebt es noch, die kaum etwas von der Mission auch nur wissen! Wie viel fehlt noch, bis auf den Kopf der evangelischen Bevölkerung auch nur 5 Mark jährlicher Missionsbeiträge kämen! Jetzt sind's in manchen Ländern kaum ebensoviele Pfennige!

Inspektor Grönning: Wir Brecklumer sind jung, unerfahren und grün. Aber was ist besser: das grüne oder das dürre Holz?

In Schleswig stand das Missionsinteresse ziemlich unter Null, bis Pastor Jensen sein Werk anfieng. Was ihn dazu trieb, waren nicht konfessionelle oder methodische Fragen, sondern einfach „die Noth der Jesuslosen Seelen.“ Wenn ein Mann diese Noth empfindet, wie wir sie in dem Grade nicht empfinden, haben wir dann das Recht, darüber abzusprechen, ob der Betreffende kompetent sei, eine neue Mission zu gründen oder nicht? Er hat auch das Feuer der Kritik nicht gescheut; er ist zu den Generalsuperintendenten gegangen und hat ihnen die Sache vorgelegt. Sie haben Nein gesagt. Das ist natürlich immer die erste Antwort. Aber jetzt sind die Herren im Consistorium mit Leib und Seel für unsere Mission und fördern sie handgreiflich. Den älteren Gesellschaften haben wir meines Wissens nie entgegengearbeitet. Auf einem Missionsfeste, das ich besuchte, kamen 500 Mk. zusammen und diese wurden bis auf den letzten Pfennig an die ältere Gesellschaft gesandt, in deren Gebiet der Festort lag. Wäre es nicht das Beste, die älteren und die jüngeren Gesellschaften würden sich in ein brüderliches Kartellverhältniß zu einander setzen? Ueber unsere Brecklumer Mission ist schon viel Falsches gesagt und geschrieben worden. Warum erkundigt man sich nicht an der Quelle?

Dr. Drost: Die Rotterdamer sind wahrlich Niemand auf die Füße getreten, wohl aber sind andere uns auf die Füße getreten. Und doch müssen wir sagen: wir wünschen das Geschehene nicht ungeschehen zu machen. Anfangs hatten wir von Mißtrauen und Verdacht zu leiden. Das hat sich aber mit der Zeit wieder gelegt. Was das Theilen der geistigen Macht betrifft, die hinter der Mission steht, so steht bei uns hinter der Mission die eine große Geistesmacht der Liebe Christi in der Gemeinde selbst, und diese ist durch die Vermehrung der heimatlichen Missionsheerde bedeutend gewachsen. Das hat sich auch finanziell gezeigt. Also wir haben uns überzeugt: ja nicht selbst neue Missionen machen wollen; wenn aber aus dem Drang des Herzens oder der Umstände solche entstehen, dann auch nicht allzusehr davor erschrecken, sondern mit Paulus sich freuen über alles, was nur geschieht zur Verkündigung des Namens Christi.

Inspektor Zahn: Mit jenem Wort hat Paulus doch nicht diejenigen rechtfertigen wollen, welche Christum um Haß und Haders willen verkündigten. In die Herzen können wir ja nicht hineinsehen. Aber soviel können wir doch sagen, ohne jemandem Unrecht zu thun:

wenn jemand meint, er habe soviel Mitleid mit den Heiden wie die andern alle nicht, so ist das noch kein Grund, eine neue Mission anzufangen. Kann denn dem Verlangen nach Seelenrettung nicht auch durch Mitarbeit am Bestehenden genügt werden?

Direktor Reichel: In Betreff des Kartellverhältnisses möchte ich Grönning unterstützen. Was die von ihm beklagten falschen oder ungenauen Darstellungen des Sachverhalts betrifft, so laufen überall Irrthümer mit unter. Erst gestern bin ich interpellirt worden wegen 16 Millionen Mark, die angeblich die Brüdergemeine in Amerika erhalten habe. Das ist unangenehm, weil man dann ohne Grund beneidet wird. Es ist mir daher lieb, zu Protokoll zu geben, daß wir jene 16 Millionen nie erhalten haben und daß wir Gott dafür danken. Mit solchen Summen würde unser Werk aufhören, ein Glaubenswerk zu sein.

Dr. Schreiber: Wir dürfen nicht den Eindruck aufkommen lassen, als sei durch unsere Konferenz der Grundsatz gutgeheißen worden: je mehr neue Gesellschaften, desto besser! Neue Missionsheerde sind ja sehr erwünscht; aber warum muß denn jeder Missionsheerd zu einer selbständigen Gesellschaft werden? Mein Ideal ist auch Dislocirung, und ich gönne es jeder Gemeinde, daß sie ihren eigenen Missionar habe; aber warum kann das nicht im Anschluß an eine bestehende Gesellschaft geschehen? Die älteren Gesellschaften sind jetzt durch jahrzehnte lange Erfahrung gereift und besser als je in der Lage, allerlei Fehler zu vermeiden; auch hat sich ihre Arbeit draußen von Jahr zu Jahr vergrößert. Aber fast in demselben Maße, als dies der Fall ist, werden sie in der Heimat verkürzt und beeinträchtigt. Das ist nicht wie es sein sollte.

Pfarrer Kinzler: Wir in Basel meinen auch, des Dinges sei jetzt genug in Deutschland. Est modus in rebus, sunt certi denique fines. Mit der französischen Schweiz ist es etwas ganz anderes: die sind eben französisch und dazu freikirchlich. Aber andere machen uns unter der Flagge „Mission", mit der sie viele täuschen, eine sehr unschöne Konkurrenz. Unsere Einnahmen allerdings haben nicht abgenommen, sondern steigen immer noch. Aber den Umstand, daß aus solcher Konkurrenz jener sehr unheilige Brotneid und noch manche andere Versündigung entsteht, möchte ich doch nicht so gering angeschlagen wissen, wie der Herr Referent es gethan. Manch schweres Aergerniß ist hier gegeben worden, das wohl hätte vermieden werden können.

Inspektor Grönning: Es giebt doch ein Gefühl für die Noth der Heiden, das so stark und eigenartig ist, daß ihm nur durch eine direkte eigene Thätigkeit genügt werden kann. (Eine Stimme (?): „so kann ja der Betreffende selbst Missionar werden!") Es ist nicht die Art der Revolution, lange zu fragen. Und was den eben citirten lateinischen Spruch betrifft, so möchte ich das

denique betonen: die festen Grenzen, über die man nicht hinaus soll, kommen endlich einmal, aber nicht gleich.

J. Hesse: Die Revolution, die wir alle meinen, ist ja nichts anderes als die Erweckung, welche überall die Mutter der Mission gewesen ist. Und da kann man allerdings fragen: hat nicht der, welcher in der Heimat eine Erweckung zu Stande bringt, eben damit auch das Recht, eine eigene Mission anzufangen? All die neuen Missionsheerde sind ja zugleich Sitze einer so oder anders gearteten Erweckung. Aber freilich, noch schöner wäre es, wenn nach Dr. Schreibers Wunsch das Neue sich dem Alten anschließen würde. Nur liegt in jeder neu entstehenden Missionsanstalt doch auch ein Vorwurf gegen die älteren Gesellschaften, daß sie irgendwie oder wo es haben fehlen lassen, daß es ihnen nicht angelegen gewesen oder nicht gelungen, in den betreffenden Kreisen das Missionsinteresse zu wecken. Thut das dann ein anderer, so ist's begreiflich, daß dieser andere dann auch die Sache in der Hand behalten will. Was die 16 Millionen Mark betrifft, so wundert es mich sehr, daß die Brüdermission für ihren Nichtbesitz danken sollte. Ich glaube, wir sollten froh sein, wenn endlich auch in Deutschland die Zeit kommt, wo für die Heidenmission nicht blos Pfennig- und Markweise, sondern auch Millionenweise gegeben wird.

Inspektor Fabri: Ich habe nicht gemerkt, daß die neuen Gesellschaften den alten eigentlich Abbruch gethan hätten. Es wäre kein idealer Zustand, wenn wir nur ein bis zwei Gesellschaften hätten. Die verschiedenen Richtungen müssen eben auch in der Mission ihren Ausdruck finden. Aber hie und da ist man hierin auch zu weit gegangen. Nicht jeder Unterschied, der in der Heimat berechtigt ist, berechtigt auch zu einer neuen Missionsgründung. Und was nun die nicht aus dogmatischen oder methodischen Motiven, sondern einfach aus einer neuen Erweckung hervorgegangenen Missionen betrifft, so habe ich doch auch Fälle beobachtet, wo die betreffenden Personen, welche einen wirklichen göttlichen Auftrag zu haben glaubten und in bester Meinung vorgiengen, entschieden über das Maß der ihnen von Gott gewordenen Gabe und Aufgabe hinausgegangen sind. Jedenfalls ist der blose brennende Trieb, der Noth der Heiden zu Hilfe zu kommen, keine genügende Legitimation zur Gründung einer neuen Gesellschaft oder einer neuen Anstalt. Diese beständige Vermehrung neuer selbständig aussendender Missionsheerde führt auch zu eigenthümlichen, sehr zweifelhaften Konsequenzen. So bin ich sehr erstaunt gewesen über die Aeußerung des Referenten: wir können noch tausend deutsche Missionare mit Leichtigkeit unterbringen. Wie ist das gedacht? Wie soll das gemacht werden? Wo sollen diese tausend hingehen? Sehe ich recht, so steht es in der Heidenwelt nicht so. Natürlich, wenn man überall Pastorate gründen will, dann geht es schon; sollen aber unsere Brüder apostolische Evangelisten sein, so weiß ich bei

der heutigen Gesammtlage nicht, wie verständiger Weise die Zahl der Missionare bedeutend vermehrt werden könnte. Sie kann nach Gottes Willen nur vermehrt werden auf dem Wege des gesetzmäßigen Wachsthums. Deswegen erkläre ich mich auch gegen die 16 Millionen und gegen die 5 Mk. meines Freundes Reichel. Ich glaube, er hat gegen Hesse Recht, obgleich ich auch nicht gegen die hunderttausende bin. — Was Neukirchen betrifft, so sind viele Separatisten da, die der Landeskirche schroff gegenüberstehen. Aber Pastor Doll gieng auch von dem ganz unzureichenden Gesichtspunkte aus: „Es giebt so viele Heiden, und so wenig Missionare!“ Man gewahrt immer wieder: aus der Geschichte lernen die Menschen nichts, sondern immer nur aus eigener Erfahrung.

Dr. Schreiber: Neue Erweckung: neue Mission! Gut, aber daraus folgt noch nicht, daß eine neue Gesellschaft entstehen muß. Wo wäre das näher gelegen und berechtigter gewesen, als bei Volkening im Ravensbergischen?! Aber es ist nicht geschehen. Man ist in der Barmer Mission geblieben und Gott hat seinen Segen darauf gelegt. Man zeige mir ein Land, wo das Missionsinteresse schöner gewachsen ist, als hier.

Direktor Reichel: Wie eine Schwarzwälder Uhr stehen bleibt, wenn kein Gewicht daran hängt, so erlahmt auch eine Mission, wenn keine finanzielle Noth sie mehr drückt. Wenn bei uns die Liebe, der Eifer, die Freiwilligkeit etwas einzuschlafen drohen, dann schickt der Herr einen Orkan, der ein paar Kirchen umwirft, oder ein anderes Unglück — und der Eifer lebt wieder auf. Eine Mission führt ein gesunderes Leben, wenn sie statt mit Millionen mit Witwenscherflein auskommen und recht fleißig an der Thür des reichen Herrn droben die Betglocke ziehen muß.

Inspektor Zahn: Hesse wünscht eben einen Zustand, wo es als eine Noth empfunden wird, wenn wir nicht Millionen jährlich kriegen. — Gegen das Schlußwort des Referats muß ich noch einmal protestiren. Aber darin hat der Referent Recht: es ist eine sittliche Frage. Jeder neue Gründer also frage sich: thue ich auch recht, wenn ich etwas Eigenes anfange? ist das wirklich meine Pflicht? Wenn ernstlicher so gefragt würde, hätten wir weniger neue Missionen.

Professor Plath: Als ich in Berlin meine Arbeit meinem Kollegen vorlas, sagte er: Das ist eine oratio pro domo, und ich bin mir dessen auch bewußt, daß ich die nachgeborenen Gesellschaften habe in Schutz nehmen wollen. Aber dagegen verwahre ich mich, daß in meinem Schlußwort eine Aufmunterung liege, nun recht viele neue Gesellschaften zu gründen. Von manchen Einwürfen muß ich auch sagen: es ist etwas daran. Namentlich was von der Zersplitterung der Geistesmacht gesagt wurde, die hinter einer Mission stehen muß, wenn sie in der Kraft Gottes ihr Werk ausrichten soll, kann nie genug

beherzigt werden. Das Geld ist dagegen eine Nebensache. Aber warum soll nicht ein Pastor und eine Gemeinde nach verschiedenen Richtungen hin thätig sein? Die Liebe und auch die Leistungsfähigkeit wird dadurch nur vermehrt. Auf das bisher Geschehene blickend, habe ich nicht den Muth, irgend einer unserer Neubildungen gegenüber zu sagen: es ist ein Unrecht, es hätte nicht geschehen sollen. Das Wort Aergerniß hat mir wehe gethan. Der Selbständigkeitstrieb ist doch auch etwas Gutes, von Gott in ein Menschenherz Gelegtes. Aber freilich, in leichtfertiger Selbstgewißheit darf hier nicht gehandelt werden, sondern nur nach reiflichster Prüfung vor Gott. Ob etwas ein unfruchtbarer Wasserschößling ist oder ein wohlberechtigter Zweig am Baum, darüber kann nur der Herr entscheiden. Unsere Sache aber muß es sein, einander brüderlich zu unterstützen, nicht einander zu richten und zu verachten. Und da freue ich mich von Herzen, jetzt zum Schluß Gott danken zu können dafür, daß wir über dies delikate Thema so im Geist des Friedens und der Einigkeit haben verhandeln können. Ihm sei Lob und Preis dafür!

---

6. Welche Modificationen, resp. Einschränkungen sind bei der Anwendung des Lepsius'schen Standard-Alphabetes in der Missions-Litteratur nöthig?

Von Dr. Schreiber.

Zum Eingang möchte ich bemerken, daß niemand die Besorgniß zu hegen braucht, als ob ich mich hier auf irgend welche gelehrten Untersuchungen über den Werth oder Unwerth des Standard-Alphabetes von Lepsius einlassen und damit ein uns allen doch mehr oder weniger unbekanntes Gebiet betreten wollte. Nichts liegt mir ferner als das. Aber ich meine, nachdem seiner Zeit von einer Reihe auch kontinentaler Missionsgesellschaften — z. B. der Baseler, Herrenhuter, Barmer und Pariser — öffentlich erklärt worden ist, daß sie für die Schriften ihrer Missionare in vorher ungeschriebenen Sprachen dieses Standard-Alphabet annähmen, und nachdem wir erst vor anderthalb Jahren auf's Neue durch eine Zuschrift des bekannten Missionsfreundes und Sprachforschers Robert Cust an dieses Versprechen erinnert worden sind, ist es doch wohl an der Zeit, sich einmal über diese Angelegenheit zu besprechen und in Bezug auf einen, wie ich glaube, sehr wichtigen aber bisher fast übersehenen Punkt zu einer Verständigung zu gelangen.

Nämlich so viel ist von vorneherein klar, daß die Missionsgesellschaften bisher jenes Versprechen schlecht gehalten haben. Ich will hier heute andere Gesellschaften nicht anklagen, sondern nur von der Rheinischen reden. In den litterarischen Arbeiten unserer Missionare herrscht nichts weniger als Gleichheit und Einmüthigkeit. Während in einigen älteren Publikationen,

wie z. B. einer im Jahr 1867 gedruckten Punti-Uebersetzung des Lukas-Evangeliums das ganze Lepsius'sche Alphabet mit 23 Vokalzeichen und einer bedeutenden Anzahl besonderer Konsonantenzeichen und Accenten angewandt worden ist und ähnliches auch in dem 1866 gedruckten Nama Neuen Testament des Miss. Krönlein und dem Nias Evangelium Lucä des Miss. Denninger vom Jahre 1874, sind dagegen in unsern neuern Niasi'schen Uebersetzungen der biblischen Geschichte und einzelner Theile des Neuen Testaments nur noch ganz wenige Reste davon übergeblieben und in dem Herero Testament des Miss. Brinckeh vom Jahr 1879 ist gar keine Spur mehr davon zu finden. Ich vermuthe nun, ähnlich, wenn auch vielleicht nicht ganz so schlimm, wird es wohl mit den Publikationen anderer Missions-Gesellschaften auch bestellt sein.

Nun hat sich ja freilich Prof. Lepsius selbst in den einleitenden Erläuterungen zu seinem Alphabet (S. 45) schon dahin ausgesprochen, daß natürlich keine Sprache alle seine diakritischen Zeichen, wie sie in einem vollständigen Alphabet vorkommen müssen, erfordern würde, während vielleicht andere Sprachen noch weitere eigenthümliche Zeichen nöthig machen möchten. Darum sei es nothwendig, daß das System hinreichende Elasticität besitze, um alle dergleichen Einschränkungen und Erweiterungen zu gestatten ohne Aenderung seiner wesentlichen Prinzipien, ja es könnte vielleicht Fälle geben, wo von dem betr. Gelehrten wesentliche Abweichungen für angezeigt befunden würden. Damit ist aber noch keineswegs der jetzige Zustand gerechtfertigt, der vielmehr deutlich darauf hinauszulaufen scheint, daß man allmählich ganz von der Anwendung des Standard-Alphabetes absieht. Aber will ich nun eben einfach es für unsere Pflicht erklären, daß wir, was wir damals versprochen haben, nun auch halten und also allen unsern Missionaren streng gebieten sollen, in Zukunft stets das ganze Standard-Alphabet anzuwenden? Ganz und gar nicht! vielmehr möchte ich einer nur sehr beschränkten, aber allerdings auf festen Regeln beruhenden Anwendung desselben das Wort reden. Mir scheint nämlich bis dahin ein einfacher und doch sehr tiefgreifender Unterschied in dieser Sache vielfach übersehen zu sein. Wenn es sich darum handelt, irgend eine Sprache für solche Leute, die sie nicht sprechen und kennen, zu schriftlicher Darstellung zu bringen, so ist gewiß das Standard-Alphabet von Prof. Lepsius ganz ausgezeichnet geeignet, alle Laute und Eigenthümlichkeiten dieser fremden Sprache wiederzugeben. Darum sollte es in allen solchen, sei es gedruckten oder schriftlichen, Proben von bis dato noch unbekannten Sprachen zur Anwendung kommen, welche für Sprachforscher von Fach berechnet sind, weil diese natürlich nur auf Grund einer solchen gleichsam photographisch genauen Wiedergabe der Sprache im Stande sind, ihre Forschungen über Wesen, Verwandtschaft und Unterschiede derselben in gründlicher Weise anstellen zu können.

Also wo unsere Missionare für die Linguisten Europas etwas schreiben wollen, da mögen sie nur ja den ganzen diakritischen Apparat in Anwendung bringen. Wir sollten aber nicht vergessen, daß unsere Missionare ihre Bibelübersetzungen, biblischen Geschichten und andere Bücher nicht für die Sprachgelehrten, sondern für die Glieder des betreffenden Volkes selbst, also für Leute schreiben und drucken, die die betreffende Sprache als ihre Muttersprache sprechen. Es ist doch wahrlich nicht zufällig, daß kein einziges Volk auf Erden, das seine Sprache in Schrift gebracht hat, solches mit dieser Schärfe und Genauigkeit gethan hat, wie es mit Hilfe des Standard-Alphabetes möglich ist, daß vielmehr fast überall eine bedeutende Ungenauigkeit besteht, daß nur ein der Sprache Kundiger wissen kann, selbst wenn er die betreffende Schrift versteht, wie jedes einzelne Wort ausgesprochen sein will. Nachdem ich diese Gedanken schon zu Papier gebracht hatte, wurde mir eine Correspondenz des Missionar Christaller mit Prof. Lepsius über diesen Gegenstand zugestellt, aus der ich folgende mit dem hier Gesagten zusammenstimmende Bemerkungen noch einschieben möchte.

Es ist ein großer Unterschied, sagt Herr Prof. Lepsius dort, zwischen der für den Europäer nöthigen, vollständigen Bezeichnung der Töne, durch die er den Ton jeder einzelnen Silbe fixiren kann, und der für den Eingeborenen nöthigen spärlichen Bezeichnung der Töne. Ueberhaupt ist dem Prinzip der Sparsamkeit mit den Zeichen möglichst Rechnung zu tragen. „In den Lesebüchern wie in der Uebersetzung der hl. Schrift werden Sie vieles der Kenntniß oder Unkenntniß des Lesers preisgeben müssen, um nicht schwerfällig zu werden. Accente werden nur auf die nöthigsten Worte zu beschränken sein. Uebereinstimmung und Einfachheit sind schließlich immer als die durchschlagenden Motive anzusehen.“

Darf ich hinzufügen, daß Herr Christaller, wie mir scheint, bei seiner Tschi-Bibel das Prinzip der Einfachheit nicht genug zu seinem Recht hat kommen lassen, denn er hat da nicht weniger als 39 Vokalzeichen; doch ist in den später gedruckten Schulbüchern, wie ich sehe, schon eine bedeutende Vereinfachung eingetreten.

Natürlich wird man ja, wo man irgend eine Sprache zum erstenmal in Schrift zu bringen hat, das in möglichst genauer und zutreffender Weise zu thun trachten, dabei aber auch keine genauere minutiös-präzisere Wiedergabe der Sprache versuchen, als z. B. im Deutschen oder Englischen der Fall ist. So wenig wir im Deutschen oder Englischen die 3 oder 4 oder mehr verschiedenen e oder a oder i auch im Druck zu unterscheiden für nöthig erachtet haben — im Gegentheil, bei uns geht ja die Strömung in der Rechtschreibung vielmehr dahin, immer mehr Unterscheidungszeichen über Bord zu werfen — eben so wenig sollten wir es bei diesen fremden Sprachen versuchen. Es ist aber nicht nur etwas ganz überflüssiges, wenn

man in Büchern, die für der Sprache kundige Leser bestimmt sind, diese vielen die Augen verwirrenden diakritischen Zeichen — oft drei zu einem Vokal — in Anwendung bringt, und also den jungen und alten ABC-Schützen die schwere mühsame Kunst des Lesens noch unnützer Weise erschwert, was freilich schon Grund genug wäre, um sich gegen eine vollständige Anwendung des Standard-Alphabets zu erklären, sondern die Sache hat noch ein anderes kaum minder schweres Bedenken. Stellen wir uns einmal vor, daß ein Einwohner dieser guten Stadt Bremen einen deutschen Satz, genau so wie er spricht, nach dem Lepsius'schen Standard-Alphabet aufgeschrieben hätte, wie viel müßte ein schwäbischer Pastor, wenn er denselben Satz seinen Leutchen in gutem Schwäbisch vorlesen wollte, gerade an diesen Zeichen ändern? Mit andern Worten, je genauer in irgend einer Sprache ein Dialekt mit allen seinen Finessen — namentlich in den Vokalen — in Schrift oder Druck wiedergegeben ist, desto beschränkter wird auch das Gebiet, innerhalb dessen eine solche Aufzeichnung oder Buch zu gebrauchen ist. Hat man nun aber, selbstverständlicher Weise, überall die Absicht, die Bücher so zu drucken, daß sie nicht blos von den einen bestimmten Dialekt Redenden, sondern womöglich überall, so weit die Sprache reicht, benutzt werden können, so wird man auch um deswillen von einer vollständigen Anwendung des Standard-Alphabets absehen müssen.

Demnach würde man etwa zu folgenden allgemeinen Regeln für die Anwendung des Lepsius'schen Alphabets kommen:

1) Es ist unnöthig, die verschiedenen Aussprachen der Vokale auch durch Schrift oder Druck zu unterscheiden;

2) Diphtonge werden durch die entsprechenden Lepsius'schen Zeichen wiedergegeben;

3) Bei der Schreibung der Konsonanten hat das Lepsius'sche Alphabet überall da ergänzend einzutreten, wo sich irgend ein Laut, z. B. ng, nj, th u. a. nicht durch einen Buchstaben unseres Alphabetes wiedergeben läßt;

4) In wie weit Accente angewendet werden müssen, wird sich nur in jedem einzelnen Fall bestimmen lassen, doch wird auch hier eine möglichst große Beschränkung anzuwenden sein.

Nach kurzer, aber lebhafter Diskussion erklärte die Konferenz sich im Allgemeinen mit den Gedanken des Referates einverstanden.

---

7. Verschiedenes.

Außer den eigentlichen Verhandlungsgegenständen kam auf der Konferenz noch dies und das zur Sprache, was hier nur kurz erwähnt werden kann.

Direktor Frick bat im Namen des letzten Geographentags in München und namentlich im Auftrag des Herrn Prof. Kirchhoff, die verschiedenen Gesellschaften möchten dem Geographentag solche Missionare nennen, welche Lust und die nöthigen Vorkenntnisse haben, neben ihrer Berufsthätigkeit auch geographische Studien zu treiben. Pfarrer Kurze (zu Schlöben, Sachsen-Altenburg) dankte im Namen der geographischen Gesellschaft zu Jena für die von Seiten der Mission bisher gelieferten geographischen Beiträge und bat um Namen und Adressen solcher Missionare, die hiefür Talent und Zeit hätten. Er sei erbötig, jedem Missionar, der ihn darum angehe, ein Exemplar der vortrefflichen »Hints for Travellers« oder des gründlichen „Beobachter" von Kaltenbrunner, deutsch oder französisch, zuzusenden. Diese Schriften enthielten praktische Anweisungen zu allen möglichen geographischen und ähnlichen Beobachtungen.

Hierauf bemerkten einige, es sei ja erstaunlich, wie die Menschheit und neuerdings auch die Wissenschaft sich um die Dienste der Mission förmlich reiße; es gebe aber Missionen in so ungesundem Klima und mit so anstrengender Arbeit, daß es nicht recht wäre, die kranken, abgematteten Arbeiter auch noch mit wissenschaftlichen Forderungen zu belasten; die meisten hätten zu dergleichen auch nicht ausreichende Vorkenntnisse; jedenfalls sollte nur ein Minimum von ihnen gefordert werden, und zwar ein auf ein paar ganz bestimmte, klare Fragen beschränktes Minimum, zu dessen Leistung kein komplizirter Instrumenten- oder Bücherapparat nöthig sei. Andere hoben hervor, es diene manchen Missionaren, namentlich auf abgelegenen Posten und in gesundem Klima zur geistigen Anregung, ja zu einer gewissen moralischen Zucht, wenn sie neben ihrer Berufsthätigkeit auch wissenschaftlich sich nützlich machen, z.B. meteorologische Observatorien einrichten und besorgen können; viele thäten das bereits mit großem Erfolg; die Mission sei es der Heimat, resp. dem Vaterland schuldig, auch an wissenschaftlichen Bestrebungen sich zu betheiligen und durch allerlei Material dieser Art, das sie nach Europa sende, ihren Dank abzustatten für das, was doch nicht nur die pietistischen Kreise, sondern das ganze Volk für die Mission thue; das liege auch im Interesse der Mission selbst; sie widerlege dadurch den Vorwurf der Unproduktivität; es sei nicht gut, wenn sie vom allgemeinen Kulturleben sich abschließe; vielmehr solle sie dienen, wo und wie sie nur könne u. s. f. Allgemein wurde gewünscht, es möchte ein kleines geographisches Vademecum für Missionare, etwa von Pfarrer Kurze und Professor Kirchhoff, ausgearbeitet werden, worin bestimmte Anweisungen zur Anstellung einfacher Beobachtungen u. dgl. gegeben werden.

Ferner wurden noch einige Anträge (wegen Stellung billigerer Fahrpreise für Missionsreisende, Gestattung einer Landes-Missionskollekte in Preußen, Erbschaftssteuer u. dgl.) gestellt, von der Konferenz

aber abgelehnt. Eine längere Diskussion fand statt über den seit einigen Jahren eingerissenen Unfug, daß zur Befriedigung der Schaulust unserer übersättigten Großstädter Eskimos, Indianer, Samojeden, Singalesen und andere überseeische Menschen in den Thiergärten ausgestellt und dadurch allerlei sittlichen und gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt werden. Namentlich erhoben sich energische Stimmen dagegen, daß man diese armen Leute nicht nur ihre verschiedenen Künste produziren lasse, sondern sie auch zu götzendienerischen Schaustellungen mißbrauche. Mehrere Mitglieder beantragten, die Konferenz möchte als solche öffentlich gegen diesen empörenden Unfug Protest einlegen; da dieselbe aber noch nie mit offiziellen Beschlüssen an die Oeffentlichkeit getreten ist, wurde auch dieser Antrag abgelehnt.

Allgemeinen Beifall fanden einige Mittheilungen, welche Dr. Borchgrewink über die gegenwärtige Lage Madagaskars und die Thätigkeit der norwegischen Mission in der Provinz Betsileo machte.

Der Schluß der Konferenz — durch Ansprache und Gebet des Vorsitzenden — fand am Freitag Nachmittag, 23. Mai, statt. Erfüllt von dem erhebenden Bewußtsein, daß es die Sache des Reiches Gottes im eminenten Sinne ist, die wir in der Heidenmission treiben, und neu bestärkt in der Hoffnung, daß auch die Enden der Erde noch das Reich Gottes sehen und alle Kreatur Friede und Freude finden werde im Herrn, dankbar für den Segen der Gemeinschaft und den Geber aller guten Gaben preisend — so giengen wir auseinander, ein Jeder wieder an seine Arbeit.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Von Ende Januar bis Anfang März hat der Baptist Grenfall in einem Stahlboot mit 7 eingebornen Begleitern den Kongo oberhalb des Stanley Pool bis zum Aequator befahren. Fast überall waren die Eingebornen freundlich und mehr handel- als händelsüchtig. Sandbänke, Felsen und riesige Flußpferde waren die einzigen Hindernisse der Reise. Aber viel herzzerreißendes Sündenelend war zu sehen. Der Ruf „Arbeiter in die Ernte!“ erschallt daher immer lauter in den baptistischen Blättern.

— Die Unirten Presbyterianer in Schottland haben im April ein Missionsdampfschiff „David Williamson“ (58 Fuß lang, 10½ breit) nach Altkalabar hinausgeschickt, — das 25. bis 30. Missionsschiff unserer Tage!

— Ein früherer Londoner Missionar Pickersgill ist Anfang Januar als britischer Vicekonsul in Antananariwo eingezogen und von der Howa-Regierung auf's wärmste willkommen geheißen.

— Die alte Gesellschaft zur Beförderung christlicher Erkenntniß hat dem schwarzen Archidiakonus Henry Johnson 1000 Mark für eine Druckerpresse bewilligt, die in Lakodscha am oberen Niger aufgerichtet werden soll. Johnson hat christliche Schriften in 4 Sprachen: Igbira, Igara, Nupe und Ibo übersetzt.

— Die Christen in Abeokuta, 2300 an der Zahl, haben an Stelle des † John Okenla einen neuen Balogun oder Kriegshäuptling als ihren Vertreter im Rathe der Häuptlinge erwählt. Der Gewählte ist Josiah Olumide aus dem Dorf Oshielle, ein verständiger und wohlwollender Mann.

— Der bekannte amerikanische Evangelist W. Taylor ist auf der letzten bischöflich-methodistischen General-Konferenz zum Missionsbischof für Liberia geweiht worden.

Japan.

— Die russische Mission zählte im vorigen Jahre 7217 Bekehrte, 13 Priester, 93 Reiseprediger, 90 Kirchen, 277 Bethäuser, 2 Katechistenschulen und 1 Priesterseminar mit 48 Zöglingen. Im Jahr 1882 wurden allein 1255 Personen getauft.

— In Goma hat ein bekehrter Arzt für die Versammlungen der Christen sein Haus eingeräumt. Einer seiner Nachbarn war ein eingefleischter Spieler. Jetzt hat er ihn für ein neues Leben gewonnen, und jedermann staunt über diese Bekehrung. Die Frau des frühern Thunichtgut aber erklärte dem Missionar: „Ich warte nicht auf's Seligsein, bis ich in den Himmel komme; ich habe jetzt schon himmlische Seligkeit."

— Der neuangekommene Bischof Poole schreibt unter Anderm: „In einigen hiesigen Kirchen befolgt der Missionar die Landessitte und auch ich mußte meine Schuhe ablegen. Der Fußboden ist mit dicken, weichen Matten bedeckt und die Gemeinde hockt um ein Metallbecken, in welchem ein Kohlenfeuer brennt. Wenn das Evangelium verlesen ist, macht der Vorleser eine Verbeugung gegen die Gemeinde und diese gegen ihn. Beim Singen ziehen sie je zwischen zwei Verszeilen den Athem ein, was sich ganz kurios ausnimmt. Im Redenhalten sind sie sehr stark. Am Tage meiner Ankunft erhielt ich eine Reihe von Besuchen und mußte eine Menge Begrüßungsreden anhören. Neulich machte ich dem Provinzialgouverneur meine Aufwartung, und er, der Heide, versicherte, durch die Einführung des Christenthums hätten sich die Zustände in seinem Bezirk sehr gebessert. Vor den Kirchen hängen große Papierlaternen, auf denen die Stunden des Gottesdienstes angezeigt sind. Die Zahl unserer Christen ist nicht groß, aber unter ihnen befinden sich einige sehr

würdige Männer. Durch sein Klima und die Eigenart des Volkes ist Japan ein besonders günstiges Arbeitsfeld und ich glaube, daß Gott Großes im Sinne hat für dies Land. Die Japaner besitzen zwar nicht gerade die Eigenschaften, die eine Nation wirklich groß machen, sind aber ein aufgewecktes, begabtes und interessantes Völkchen, und viele der Bekehrten haben sich durch ihre Lauterkeit und ihren Eifer hervorgethan."

— Im März d. J. ist das amerikanische Missionsseminar in Kijoto mit einer Erweckung gesegnet worden, die nicht von außen gemacht wurde, sondern wie von selbst die Zöglinge, deren es 160 sind, ergriffen hat. Da sie in ihrer Muttersprache kein Wort fanden, das ihre nun gemachte Erfahrung ganz zum Ausdruck bringt, haben sie das Wort revival in dieselbe aufgenommen!!

— In und um Imabari geht es auch schön voran. Als neulich der heidnische Führer der japanischen Volkspartei, Herr Itajaki, dorthin kam und politische Versammlungen hielt, erwarteten die Gegner des Evangeliums, das Christenthum werde nun seinen Todesstoß erhalten. Herr Itajaki selbst aber war so eingenommen von einer Rede des Pastor Ise, daß er sich öffentlich zu Gunsten des Christenthums erklärte: so lange Japan nicht christlich sei, werde es auch den abendländischen Nationen nie ebenbürtig sein!

Korea.

Drei junge Koreaner sind in die methodistische Hochschule zu Schanghai eingetreten: ein Neffe des Königs, ein Sohn des Premierministers und ein Sohn eines Militär-Mandarinen.

— Die amerikanischen Presbyterianer haben am 24. April einen jungen Dr. Heron als Missionsarzt nach Korea abgeordnet. Er soll einstweilen in Japan koreanisch lernen, um dann, sobald als möglich, nach Korea zu gehen und dort ein Spital zu gründen.

Indien.

In Kalkutta wurde im März d. J. ein begüterter Bengale, Nimai Tschandra Gangali, ein alter Schüler Dr. Duff's, getauft. Er war längst im Herzen ein Christ gewesen, hatte aber den Muth zum Uebertritt nicht. Da hört er, auf einem Bahnhof den nächsten Zug erwartend, wie der heidnische Stationsmeister einem kürzlich getauften Jüngling zuspricht, doch wieder zum Hinduismus zurückzukehren, und die Festigkeit, mit welcher der Jüngling bei dieser Gelegenheit den Heiland bekennt, macht solchen Eindruck auf ihn, daß er sich sofort an Missionar Hector in Kalkutta wendet und am Sonntag darauf öffentlich übertritt!

— Die Unirten Presbyterianer aus Amerika haben v. J. im Pandschab 536 Erwachsene und 222 Kinder getauft. Ihre Gemeinden zählen jetzt zusammen 1132 Glieder.

— In Gudscherat hat Major Tucker mit seiner Heilsarmee die Bekehrten der irisch-presbyterianischen Mission dermaßen „erweckt", daß die Missionare sich genöthigt gesehen haben, öffentlich dagegen zu protestiren.

— Der Maharadscha Holkar von Indor hat auf's neue erklärt, daß er den Missionaren nicht gestatten könne Straßenpredigten zu halten; nur in ihrem eigenen Hause dürften sie christlichen Gottesdienst halten, und solche, die es wünschen, christlich unterrichten, Minderjährige bloß mit Erlaubniß ihrer Eltern. In Indor dürfen Hindus, Muhammedaner, Brahmaisten, Parsis, Dschains 2c. 2c. treiben, was sie wollen; nur das Evangelium soll verboten sein!

— Die Anhänger Kesab Tschander Sen's erklären jetzt, ihr großer Meister sei auch nach seinem Tode noch ihr Führer und Mittler, ohne persönliche Beziehung zu ihm sei's unmöglich, die „neue Religion" anzunehmen oder zu besitzen. Manche vergöttern ihn geradezu.

— In Nordindien kommt die Mode auf, daß Missionare, von je 12 Jüngern begleitet, predigend herumreisen, möglichst das „Beispiel Jesu" nachahmend. Namentlich der methodistische Missionar Knowles in Audh macht es so; ebenso der Methodist Meik in Kalkutta. Das Singen spielt dabei eine große Rolle. Im Krischnagar-Distrikt sollen infolge der Wirksamkeit Meik's 140 Personen bekehrt worden sein. Die englisch-kirchlichen Missionare daselbst unterstützen ihn.

— Ueber das Predigerseminar der englisch-kirchlichen Mission in Lahore ist uns ein interessanter Bericht zugekommen, der von März 1882 bis December 1883 reicht. Vorsteher war in dieser Zeit Dr. H. U. Weitbrecht, zweiter Lehrer Missionar C. H. Merk, dritter Lehrer der Eingeborne Dinanath, der nicht nur Hebräisch und Griechisch, sondern auch theologische Lektionen gab, selbst ein früherer Zögling des Seminars. Ordinirt wurden 4, als Laienevangelisten angestellt 6 Zöglinge. Gegenwärtig sind noch 8 im Seminar. Der Unterricht ist ein sehr gründlicher und wird zum Theil nach deutschen Büchern, wie J. Müller über die Sünde und Dorner's Dogmatik, gegeben. Am 24. Februar 1883 wurde das vom † Missionar Gordon gestiftete und nun seinem Gedächtniß geweihte Seminarkirchlein eingeweiht. Skulpturen, welche Heiden und Muhammedanern Anstoß geben könnten, sind vermieden worden; im Uebrigen aber fehlt es nicht an künstlerischem Schmuck. Auch auf die äußere Würde und Feierlichkeit der Gottesdienste wird mit Bewußtsein Nachdruck gelegt. Die Bazarpredigt, an welcher die Seminaristen theilzunehmen pflegen, wurde einmal durch einen jungen Muhammedaner gewaltsam unterbrochen und dabei Dinanath öffentlich insultirt. Eine Klage vor Gericht hatte den Erfolg, daß 1) der Uebelthäter — ehe noch der Richterspruch erfolgte — öffentlich um Verzeihung bat und daß 2) seither keine Störungen mehr vorgekommen sind. Im April 1882

wurde die Anstalt durch einen Besuch des Gouverneurs Sir Charles Aitchison beehrt, der ein warmer Missionsfreund ist. Dr. Weitbrecht hat außer auf's Seminar einen bedeutenden Theil seiner Zeit auch auf literarische Arbeiten und auf Geschäfte im Senat der Pandschab Universität verwendet. Jetzt ist er nach Batala versetzt worden, Missionar Merk nach Khanpur, in Nord-Sindh.

— In Rangun hat am 20. März der amerikanisch-baptistische Missionar Dr. Bennet seinen 80. Geburtstag gefeiert. 1830 kam er nach Maulmein, hat also — zwei Besuche in Amerika abgerechnet — 54 Jahre in Barma zugebracht. In 5 Sprachen hat er die ersten Bücher gedruckt und herausgegeben.

— In Maulmein ist 70jährig die Witwe des Missionars Haswell gestorben nach 48jähriger Arbeit in Barma.

— Im Januar hat der Bischof von Rangun die anglikanische Karenenmission visitirt und 498 Personen konfirmirt, einige Evangelisten eingesetzt, Konferenzen gehalten u. s. f. Auf einer der letzteren wurden Beschlüsse gefaßt gegen das Schnapstrinken, gegen allerlei abergläubische Gebräuche, die auch bei Christen noch üblich sind, gegen das Betelkauen und Schwatzen während des Gottesdienstes u. s. f. Die mehr als 4000 Bekehrten dieser Mission gehören verschiedenen Stämmen an, die in ewiger Fehde mit einander leben, halten aber jetzt als Glieder Eines Leibes Frieden. Ihre Kirchen und Schulen bauen sie ganz aus eigenen Mitteln, und letztes Jahr trugen sie noch 1900 Mark für Missionszwecke bei. An einem Ort baten 300 Heiden um Unterricht. Der Bischof, welcher auf dieser Reise allerlei zum Theil gefährliche Abenteuer erlebte, ist sehr befriedigt vom Stand der Gemeinden.

Deutschland.

Am 4. und 5. Juni fand in Weimar die konstituirende Versammlung des Allgemeinen evangelisch-protestantischen Missionsvereins statt, dem bis jetzt ungefähr 1200 Männer und Frauen beigetreten sind und dessen Vermögen sich auf 3000 Mark beläuft. Der Großherzog hatte „in einem gnädigen Schreiben" seine Theilnahme ausgesprochen, der japanische Gesandte in Berlin gleichfalls „durch Wort und That" seine warme Theilnahme zu erkennen gegeben. Der Festgottesdienst und alle Versammlungen verliefen in befriedigender Weise. Außer den Berichten und Predigten wurden in der Hauptversammlung am 5. Juni noch folgende Reden gehalten: Geheimer Kirchenrath Dr. Hesse in Weimar: Eröffnungsrede; Pfarrer Buß in Glarus: über Entstehung, Stand und Absicht des Vereins; Professor Kirchhoff in Halle: über die chinesische Kultur und die Bedeutung der Mission in China; Professor Kesselring in Zürich: unsere Aufgaben und Aussichten in Indien mit besonderer Rücksicht auf den Brahma Samadsch; Prediger Ritter in Potsdam:

Missionsaussichten in Japan; Gymnasialdirektor Vogelsang in Mannheim: die Mission als Vorläuferin der Kolonisation; Professor Nippold in Jena: die Einigung der zersplitterten Partikularkirchen auf dem Boden gemeinsamer Missionsarbeit. Am 6. Juni fand eine Aufführung des Lutherfestspiels von Devrient „zu Ehren des Vereins“ statt. Die Statuten des neuen Vereins, welche in Weimar festgestellt und angenommen wurden, sind uns von einem Mitglied des Centralvorstands freundlichst zugesandt worden, einstweilen aber noch nicht zur Veröffentlichung. Soviel dürfen wir aber wohl verrathen, daß der Zweck des Vereins sein soll: christliche Religion und Kultur unter den nicht-christlichen Völkern auszubreiten in Anknüpfung an die bei diesen schon vorhandenen „Wahrheitselemente“, und daß er seine Aufgabe lösen will 1) durch Weckung des Missionsinteresses in den weitesten Kreisen, 2) durch Vereinigung aller derjenigen, welche Mission treiben, 3) durch Förderung des Studiums der nicht-christlichen Religionen, 4) durch Anbahnung einer regeren Diskussion der religiösen Ideen zwischen der Christenheit und der nicht-christlichen Welt, insbesondre den heidnischen Kulturvölkern, 5) durch Aussendung geeigneter Persönlichkeiten zu nicht-christlichen Völkern, 6) durch Unterstützung bereits bestehender Missionsunternehmungen, 7) durch Förderung allgemeiner Kulturbestrebungen in der außerchristlichen Welt (Kolonisation, Erd- und Völkerkunde und dergl.) und Pflege des christlichen Sinnes in den in derselben lebenden Glaubensgenossen.

Von Bekehrung, Seelenrettung, Gemeindegründung u. dergl. ist nirgends die Rede. Und eben hiedurch unterscheidet sich dieser neue Missionsverein von allen bisherigen.

Allerlei.

In London hat der berühmte Spurgeon neben allen seinen andern Anstalten auch eine Predigerschule. Als er die Zöglinge derselben in die letzte Ostervakanz entließ, gab er ihnen folgenden, auch von andern „Brüdern“ zu beherzigenden Rath mit auf den Weg: „So,“ sprach er, „ihr habt jetzt eine kurze Vakanz. Wenn ihr in Versammlungen reden müsset, so redet etwas vernünftiges; habt ihr zu predigen, so prediget so gut als ihr nur könnet. Eure Hauptaufgabe jedoch wird darin bestehen, euch recht zu erholen; aber lasset euch nicht auf Liebeleien ein, das thut keinem Studierenden gut. Bleibe jeder für sich frei und kommet zurück mit unversehrten Herzen. Gehet nur fleißig hinaus auf die Felder und Wiesen zu spazieren und zu „sinnen,“ wie Isaak that; aber hütet euch eure Augen aufzuheben nach Rebecca! Die wird schon bald genug kommen.“

— Das christliche England giebt in je 2½ Tagen für berauschende Getränke gerade soviel aus, wie in einem Jahr für die Heidenmission!

— In London allein arbeitet eine ebenso große Zahl von evangelischen Predigern, als in der ganzen Heiden- und Muhammedanerwelt zusammengenommen! Wäre London verhältnißmäßig ebenso dünn mit Predigern besetzt wie die Heidenwelt, so hätte es ihrer nur 11.

— In Mexiko zählt man jetzt 264 protestantische Gemeinden mit 13,100 Mitgliedern und 27,300 Anhängern, 4654 Sonntags- und 3086 Tagschülern, 12 evangelische Zeitschriften, 5 Predigerseminare mit zusammen 36 Zöglingen, 40 ordinirte Eingeborne, 69 Missionare (Missionars frauen eingerechnet) und 19 Missionarinnen.

— Auf S. 20, Anm. haben wir tadelnd ein rothes Reklameblättchen erwähnt, das dem „Faith Missionary“ beigeheftet war. In der neuesten Nummer dieses Blattes nun finden wir ein unumwundenes Bekenntniß des Herausgebers, daß er sich hier einer Weltförmigkeit schuldig gemacht habe, die der von ihm vertretenen Sache nicht wohl anstehe. Einer Korrespondentin, die ihm darüber geschrieben, dankt er herzlich für ihren freundlichen Vorwurf.

— Ende Oktober und Anfang November hat die „American Missionary Assocaition“ in Brooklyn ihre Jahresversammlungen gehalten, bei denen manch gutes Wort zu Gunsten der Chinesen, der Indianer und der Neger in den Vereinigten Staaten gesprochen und von schönen Fortschritten in der Arbeit berichtet wurde. Ein Haupthinderniß derselben ist der Rassenhaß und Kastengeist, der in dem großen amerikanischen Freistaat nicht weniger fühlbar ist, als in Indien oder China. — In den Schulen und höheren Lehranstalten der Gesellschaft wie Fisk University ꝛc. haben in letzter Zeit zahlreiche Erweckungen ohne viel Rumor stattgefunden, so daß mehrere hundert junge Leute sich in die betreffenden Gemeinden als Abendmahlsmitglieder haben aufnehmen lassen. Die Mai-Nummer ihres Blattes „The American Missionary“ ist voll von Berichten dieser Art.

— Die Universität Oxford hat unsern Bruder J. F. Schön für seine Uebersetzungsarbeiten in der Hausa- und andern westafrikanischen Sprachen zum Doktor der Theologie h. c. ernannt und in einer feierlichen Senats-Sitzung am 24. April zugleich mit Erzbischof Benson, dem Primas der englischen Kirche, geehrt. Als der 81jährige Missionsveteran seinen Ehrensitz neben dem Erzbischof einzunehmen im Begriff war, sprang dieser ihm mit ausgesuchter Höflichkeit bei und geleitete den zitternden Greis, wie ein Sohn den Vater, zum Stuhl — ein ergreifender Anblick, ein verheißungsvolles Omen für die afrikanische Mission.





Abendmahlsfeier der Christen im zweiten Jahrhundert.
(Aus Höcker's „Unter dem Joche der Cäsaren".)

Erinnerungen eines Missionsveteranen.

4. Erste Arbeit in Morija.

Ich habe, fährt Casalis fort, in meinem Buche über die Basutos umständlich unsere Ankunft und erste Einrichtung in Morija beschrieben. Was ich jetzt noch darüber sagen will, soll nur Zeugniß geben von der großen Güte Gottes, welche über den drei unerfahrenen Jünglingen waltete, deren Lage damals so hoffnungslos schien. Drei Jahre bedurfte es, bis wir uns nur einigermaßen erträglich für uns selbst und annähernd zweckdienlich für unsere Umgebung eingerichtet hatten, und diese drei Jahre bilden einen völlig eigenartigen Abschnitt meines Lebens. Da wir gar keine Fühlung mehr mit der civilisirten Welt hatten, so war es uns, als könnten wir auch nie mehr einen Theil derselben ausmachen. Nächst dem Umgang mit Gott war es unser gegenseitiges Vertrauens- und Freundschaftsverhältniß, das uns vor allzustarkem Heimweh bewahrte, und die Verschiedenheit unserer Charaktere und Begabung ließ keine Eintönigkeit in unserem Zusammenleben aufkommen.

Unser Senior Gosselin war eine Verkörperung von Kraft und guter Laune und sein schlichter Sinn schützte ihn glücklich vor Niedergeschlagenheit und trauriger Sehnsucht; mit Allem, was Nahrung und Obdach anbelangte, war er zufrieden; auch besaß er — wie durch eine freundliche Vorherbestimmung — die Gabe der Wilden, viel auf einmal zu vertilgen, wenn Vorrath da war, und dann, wenn es sein mußte, mehrere Tage lang zu fasten, ohne seine gute Laune zu verlieren. Es war aber nicht nur seine glückliche Naturanlage, die ihm durch die größten Schwierigkeiten und durch die fatalsten Mißgeschicke hindurch half, sondern vor allem die kindliche Einfalt, mit welcher er die Lehren und Verheißungen des

Evangeliums aufgenommen hatte. Er ließ absolut nicht gelten, daß einer sich je unglücklich fühlen könne, der den Glauben an die Erlösung durch Jesum Christum empfangen habe. Arbousset dagegen besaß jene milde innige Frömmigkeit der Herrenhuter, mit denen er in seiner Jugend verkehrt hatte; dabei aber war er ein ausgeprägter Sohn seiner Heimat Languedoc, mit feuriger Phantasie, voll rastloser Thätigkeit, voll lebhafter und tiefer Eindrücke, oft aber auch voll abenteuerlicher Plane. Zwischen diesen reichangelegten Naturen nahm ich eine Art Mittelstellung ein und eignete mir von beiden an, was der meinigen gebrach. Die uns begleitenden Hottentotten nannten mich kurzweg: „Mein Herr", während sie dem Titel „Herr" meiner Gefährten noch eine Bezeichnung vom Alter des Einen und von der scheinbaren Jugend des Andern beifügten.

Gleich nach den ersten Tagen in Morija befanden wir uns in vollständiger Einsamkeit. Adam Krotz, unser Führer, war mit seinem Gefolge abgereist; ebenso Moscheschsch, der versprochen hatte, uns später einige Jünglinge zu senden, die uns bei der ersten Arbeit helfen sollten. Nur unser Wagenlenker mit seinem Knecht war geblieben, und der Wagen selbst war unser einziges Obdach und unsere Burg. Unser Gefühl von Heimatlosigkeit wurde dadurch noch erhöht, daß Tausende von Antilopen um uns herum weideten, ohne auch nur die geringste Notiz von unserer Anwesenheit zu nehmen; schließlich aber wurden wir gewahr, daß gerade die Sorglosigkeit dieser Thiere unser großer Nutzen war, indem wir vermittelst unserer Flinten uns beständig frisches Fleisch aus ihrer Heerde verschaffen konnten. Moscheschsch hatte uns versichert, der Wald in der Nähe unseres Lagers sei frei von Löwen; aber nur zu bald sollten wir inne werden, daß er sich eine kleine Unwahrheit erlaubt hatte, um uns zu beruhigen, denn jede Nacht hatten wir Spuren von Besuchen des Königs der Wüste. Als ich eines Abends unsere Leute, (die von Moscheschsch gesandten Jünglinge waren unter der Führung seines Sohnes Molapa gekommen) zur Abendandacht versammelt hatte und eben beginnen wollte, vernahmen wir plötzlich in nächster Nähe den besondern Ton, den der Löwe unmittelbar vor dem Sprung auf seine Beute hören läßt. Unwillkürlich, oder vielmehr von Gott eingegeben, stimme ich aus vollem Hals ein Lied mit raschem Tempo an und gebe meinen Leuten ein Zeichen einzufallen. Die Macht

von zwanzig Hottentottenkehlen ist überwältigend und keine anderen menschlichen Stimmmittel sind ihr an die Seite zu stellen. Vergeblich lauschen wir nach unserem Gesang nach etwas Verdächtigem, alles ist still und trotz eifrigen Suchens mit Feuerbränden finden wir auch in der Umgebung des Lagers nichts. Am andern Morgen aber sehen wir nur zwanzig Schritte vom Lager im Sand die tiefe Spur der Tatzen des furchtbaren Feindes.

Als wir an den Bau einer Hütte giengen, hatten wir die größte Mühe, endlich einige junge Baumstämme zu finden, die wir hoffen konnten zu verarbeiten, da fast alle Bäume die wunderbarsten Verknorrungen einem geraden Wuchse vorzuziehen schienen. Mit Eifer begannen wir auch eine junge Pflanzung von Fruchtbäumen anzulegen, deren Schößlinge, sowie mancherlei Sämereien ich in Phillipville geholt. Die Hilfe von Adam Krotz, der mit seiner Familie und einigen Freunden wieder zu uns gezogen unter dem Vorwand, uns mit ihrer Kenntniß des Landes zu nützen, konnten wir wegen ihrer übertriebenen Forderungen für jede Dienstleistung nur selten in Anspruch zu nehmen uns erlauben. Die guten Leute bildeten sich ein, weil unsere Gesellschaft, die uns zu ihnen geschickt, von den uneigennützigsten Absichten beseelt sei, wir würden nun die Hände in den Schooß legen und aus der Kasse dieses „namenlosen Wesens“ unaufhörlich zu ihren Gunsten schöpfen. Mit der größten Naivität und Zuversicht kamen sie täglich, den Kochkessel der „Gesellschaft,“ das Beil oder die Säge „der Gesellschaft“ zu entlehnen, und wenn es sich um einen Arbeitslohn handelte, so begriffen sie nicht, warum wir ihrer Begehrlichkeit nicht nachkommen wollten, da das Geld ja nicht aus unserer eigenen Tasche komme. Eine Schwierigkeit entgegengesetzter Art bereitete uns Moschesch, indem er uns dringend bat, die Basutos, die er uns zur Hilfe gesandt, nicht zu belohnen. „Wenn Ihr das thut,“ sagte er, „so verderbt Ihr alles. Sie werden vergessen, daß Ihr unsere Wohlthäter seid und daß Ihr nicht für Euer, sondern für unser Wohl hier lebt. Und endlich werden sie auch verlangen, daß ich sie bezahle, wenn sie für mich arbeiten!“ — Dies letzte Wort war uns der Schlüssel zu seinem Begehren. Um all diesen Verlegenheiten zu entgehen, blieb uns nichts übrig, als eben mit unserer eigenen Person einzustehen. Goßelin, als der stärkste und gewandteste für solche Arbeit, übernahm die Bauarbeit,

während Arbousset und ich uns in die Haus- und Küchengeschäfte theilten. Jeder von uns beiden sollte eine Woche abwechselnd die Küche besorgen; dies war in so fern ein Opfer für uns, als das Eßvermögen des guten Goßelin das unsrige weit übertraf und deßhalb unsere Kocharbeit wesentlich vermehrte. Ohne böswillige Absicht meinerseits wurde ich aber bald meines Küchenamtes entsetzt, denn Arbousset, der einst gründlich Gesundheitslehre bei Rostau in Paris gehört, behauptete, jedesmal eine fühlbare Abnahme der Kräfte bei sich wahrzunehmen, wenn ich wieder eine Woche lang als Koch fungirt hatte, und so nahm er großmüthig diese schwierige Besorgung auf sich allein. Von nun an durften wir uns wohl regelmäßiger Mahlzeiten erfreuen, die nur zur Abwechslung dann und wann angebrannt oder halbgekocht waren. Wir hatten uns leicht an die Gleichförmigkeit der Nahrung gewöhnt; aber als nun unser Salzvorrath ein Ende nahm und wir Monate lang ohne dasselbe uns behelfen mußten, da erst spürten wir nachtheilige Folgen für unser Wohlsein. Weniger Sorge als die Nahrung bereitete uns unsere Bekleidung. Wir hatten uns von der nächsten Kolonie grobe, starke Kittel und lederne Beinkleider, wie die Hottentoten sie tragen, verschafft, welche allen Wurzeln und Dornen des Landes guten Widerstand leisteten; aber unmöglich war es uns, vom weißen, europäischen Hemde uns zu trennen, drum erlaubten wir uns, alle sechs bis acht Wochen ein Neues davon aus der Kiste zu nehmen, während welcher Zeit es dann beständig getragen und gewaschen wurde, bis es in Fetzen zerfiel. Mit der Zeit hatten wir auch die kleinen Vorräthe von Knöpfen und dergl. aufgebraucht, und kaum kann man sich eine Vorstellung davon machen, wie der Mangel an solchen Kleinigkeiten oft die peinlichsten Verlegenheiten herbeizuführen vermag. Es gab Momente, wo man Alles von uns hätte fordern können um einen einzigen Knopf. Oft dienten die Dornen der Mimose uns als Stecknadeln, um Kragen und Aermel damit zu schließen. Von den Hottentotten hatten wir gelernt, unsere Fußbekleidung durch Sandalen aus Antilopenhaut herzustellen.

Die Arbeit der ersten drei Jahre war überhaupt sehr anstrengend und hart; sie bestand vorwiegend in den Zurichtungen zum Baumaterial. Monate lang thaten wir nichts, als Steine ausgraben und behauen, Ton kneten und Ziegel formen, Bäume fällen zu Balken und Dielen. Keine dieser Verrichtungen aber verursachte

uns so viel Pein, als die Holzstämme der Länge nach in Bretter zu zersägen. Wir verstanden auch nicht das Geringste davon und bedienten uns dazu der englischen Säge, einer langen, biegsamen Klinge ohne Schaft, die für den Ungeübten unendlich schwer zu handhaben ist. Beständig bog sie rechts und links von der geraden Linie ab, und war sie dann stecken geblieben, so wäre sie eher zerbrochen, als daß man sie nur eine Linie hätte weiter bringen können. Dann mußten wir auf alle mögliche Weise den schweren, unglücklichen Baumstamm hin und her wenden und schieben, bis wir zuletzt alle drei uns erschöpft und außer Athem auf den Rücken legten und uns fragten, ob unsere Wirbelsäule wohl je sich von solcher heftigen Anstrengung würde erholen können. Die Eingeborenen sahen uns auf's Höchste verwundert zu und konnten sich nicht erklären, daß die Weißen sich das Leben so sauer werden ließen, nur um sich vor Sonne und Regen Schutz zu verschaffen. Eigentlich hätte die Lebensweise, die wir damals führten, unsere Gesundheit geradezu zerrütten können; aber durch Gottes Güte kamen wir ohne schwere Erkrankungen davon, und verschiedene kleine Unfälle waren ohne Bedeutung. Größere Gefahr lief dagegen unser Gemüthszustand. Geistige Anregung zwar hatten wir wohl durch allerlei Beobachtungen, durch Erlernung der Sprache und andere Studien. Auch unser Glaubensleben wurde genährt durch die täglichen Erfahrungen von Gottes gnädiger Bewahrung und durch Seines Geistes Gegenwart. Besonders stärkend und erhebend war uns der Gedanke, daß wir kraft eines direkten Auftrages Jesu Christi uns hier befanden, daß wir Vertreter Seiner Kirche sein durften in einer der guten Botschaft bis jetzt verschlossenen Gegend. Oft wenn wir auf einem einsamen Felsen stehend unsere herrlichen Choräle gesungen, erbebte unser Herz vor Freude und jubelnd riefen wir uns zu: Endlich ist auch an diesem Orte Bekenntniß abgelegt worden vom großen Namen unseres himmlischen Vaters! Auch unsere nie getrübte Freundschaft war uns ein gegenseitiger Halt. Aber für das Herz war es doch eine schwere Prüfung, daß wir erst nach Verfluß eines Jahres die ersten Briefe erhielten, die unsere Verwandten gleich nach unserer Abreise von Frankreich geschrieben hatten. Um uns solche Sendungen zukommen zu lassen, mußte man sie weißen oder schwarzen Reisenden anvertrauen, die sie zwar sorgfältig bewahrten, sie aber oft Monate lang auf irgend einer Station

zurückhielten. Im glücklichsten Fall durften wir binnen 10—12 Monaten eine Antwort erwarten, so daß unter solchen Umständen der Briefwechsel eher eine Prüfung als ein Trost war. Ich darf aber bezeugen, daß auch nicht einer von uns den leisesten Schatten von Reue darüber empfand, daß er um des HErrn willen das Theuerste verlassen hatte. Erst als die Zeit des Reisens und der ersten neuen Eindrücke vorüber war, konnten wir uns des Gefühls der Verbannung nicht erwehren. Eine geheime Melancholie bemächtigte sich meiner und ich gab mich der unchristlichen Hoffnung hin, mein Leben möchte von kurzer Dauer sein. Gosselin entdeckte meinen innern Zustand trotz meines fortwährenden Eifers zur Arbeit. Eines Abends, als wir vor unserer Hütte ausruhten, fragte er mich, ob ich nicht unten im Thalgrund eine schöne Rasenfläche bemerkt hätte. Auf meine bejahende Antwort erwiderte er, daß er gleich morgen und von nun an alle Tage eine Schaufel voll Erde an jenem Ort ausgraben werde. „Aber zu welchem Zweck?" war meine Frage. „Ich habe ausgerechnet, daß wenn ich mit dieser Arbeit fertig sein werde, du dann gerade in dem richtigen Zustand sein werdest, um in die Erde gelegt zu werden!" — „Und warum?" — „Mein Freund," sagte er mit ebensoviel Bestimmtheit als Innigkeit: „Glaubst du, ich hätte das Uebel nicht erkannt, das an dir nagt? Die kindliche Liebe ist kein Segen mehr, wenn sie das Herz entkräftet, statt es zu stärken. So jung, und schon den Tod herbeiwünschen! Wir haben ja noch nicht einmal angefangen!!" Diese mir die Schamröthe ins Gesicht treibenden Worte brachten mich wieder zu mir selbst. Ich erhob meine Seele zu Gott und bat Ihn um Vergebung, meinem tapferen Freunde aber erwiderte ich: „Die Sache ist abgethan, du hast mich wieder aufgerichtet!" Meine Muthlosigkeit hatte in der That ihr Ende erreicht, und zwar bedurfte ich dies mehr als je; denn einige Tage nach diesem Gespräch erhielt ich die Nachricht vom Tode meines Vaters. Seine ohnehin angegriffene Gesundheit war dem Abschiedsschmerz erlegen. Ich hatte eine Vorahnung davon gehabt bei seiner letzten Umarmung. Mein Herz war tief betrübt, aber nicht ohne den Trost, daß ich zuletzt doch noch den vollen väterlichen Segen zu meinem Beruf mit in die Fremde genommen, nachdem ich gerade um seinetwillen meine innere Berufung längere Zeit zurückgehalten hatte. Nicht nur meine Gefährten, sondern sogar die Eingebornen

nahmen lebhaften Theil an meinem Schmerz. Von allen Seiten strömten sie herbei, als sie vernahmen, daß wir durch eine Trauerbotschaft in Betrübniß versetzt worden waren. Moschesch schickte eine feierliche Deputation, obschon sie eigentlich nicht wußten, was wir vom Tode hielten und was sie uns deshalb sagen sollten. Am wichtigsten und überraschendsten war ihnen die Thatsache, daß wir Weißen ebenso sterblich seien wie die Schwarzen; sie gestanden, sie hätten bis dahin geglaubt, wegen unseres großen Verstandes und unserer Geschicklichkeit in wunderbaren Dingen, besäßen wir auch ein Mittel gegen den Tod. Besondern Eindruck aber machte es ihnen, daß, obschon wir also, wie sie sich ausdrückten, den Tod nicht besiegen konnten, er doch nicht denselben Schrecken für uns habe, wie für sie. Auch diente meine Erfahrung dazu, sie zu überzeugen, daß wir wirklich entschlossen waren, bei ihnen zu bleiben; hatten sie doch erwartet, ich würde diese Gelegenheit schnell ergreifen, um in die Heimat zurückzukehren.

Indessen war die Zeit gekommen, wo unser Missionsberuf eine Wirklichkeit zu werden anfieng. Nach und nach waren zu den ersten Jünglingen noch einige Familien gekommen, so daß sich um uns her unter der Leitung Letsie's, des ältesten Sohnes von Moschesch, ein Gemeinwesen von 3—400 Seelen gebildet hatte. Wir hatten, um uns den Eingebornen einigermaßen verständlich zu machen, leider einen sehr schlechten Dolmetscher, einen Mosuto, Namens Sepeami. Dieser hatte ein wenig holländisch gelernt und konnte über die Dinge des täglichen Lebens sich ordentlich ausdrücken, aber von religiösen Begriffen wußte er nichts. In dieser Beziehung bestand sein ganzer Wortschatz im Worte „Gebet.“ Ob wir von Glauben, Buße oder Bekehrung des Herzens sprachen, so sagte er den Leuten stets: „Der Missionar sagt, wir sollen beten!“ Oft machte er höchst eigenthümliche, sinnverdrehende Uebersetzungen, verleitet durch ähnlich lautende Wörter. So ließ er uns einmal sagen, der Heiland sei ein großer Sattler, weil er den holländischen Ausdruck für Heiland „Zaligmaaker“ mit „Zadelmaaker,“ Sattelmacher, verwechselte. Nach und nach bemerkten wir, daß er keine Aeußerung thun konnte, ohne eine Unwahrheit beizufügen. Glücklicherweise hatten ihn unsere Leute bald durchschaut, und das müssen sie ihm wohl mitgetheilt haben, denn eines Tages trieb er seine Albernheit und Frechheit so weit, daß er uns den Vorschlag zu machen wagte, die Leute

durchzupeitschen, um sie zu bekehren; er selbst sei bereit, die Exekution vorzunehmen! Man kann sich denken, was von unsern Ansprachen zu erwarten war, so lange wir auf eine solche Vermittlung angewiesen waren. Indessen bemühten wir uns auf's Eifrigste, uns jeden Tag einige neue Ausdrücke aus der Landessprache anzueignen, bis endlich, bälder noch als wir hofften, wir entdeckten, daß die Basutos verstanden, was wir in ihrer Sprache ihnen sagten. Alsbald wurde Meister Sepeami verabschiedet und jede freie Stunde dazu benützt, um kleine Auszüge aus der biblischen Geschichte, sowie kurze Ansprachen für den Sonntag niederzuschreiben. Wir wagten sogar 2—3 Lieder zu componiren und dieselben nach den einfachsten Melodien unsere Leute singen zu lehren, was ihnen große Freude machte. Schwieriger war es, sie zu veranlassen, sich mit Herz und Seele mit uns im Gebet zu vereinigen. So lange wir direkt zu ihnen sprachen, konnten wir ihre Aufmerksamkeit fesseln, aber beim Gebet wähnten sie, es gehe sie nichts mehr an und führten während dessen laute Gespräche. Wir halfen uns damit, daß wir sie anhielten, uns Wort für Wort alles laut miteinander nachzusprechen. Dies gefiel ihnen, denn sie freuten sich kindlich darüber, ihre eigenen guten starken Stimmen im Chor zu hören; aber bald durften wir gewahren, daß auch Nachdenken und Verständniß sich dabei einstellten. Von diesem Augenblick an fühlten wir uns nun im Besitz der mächtigen Waffe des Wortes, und wir wurden endlich Missionare im wirklichen Sinne.

Trotz unserer vielen Einrichtungsgeschäfte ließen wir uns aber nicht abhalten, von Zeit zu Zeit nach Thaba Bossiu zu gehen, um dem Häuptling Moschesch unsere Aufwartung zu machen und ihn unserer Freundschaft und Ergebenheit auf's Neue zu versichern. Er empfieng uns stets mit sichtbarem Wohlgefallen, und ungeachtet unser mündlicher Verkehr noch sehr mangelhaft war, zeigte Moschesch sich uns immer mehr als ein bedeutender Mann, der den Titel, unter welchem seine Unterthanen ihn besangen, wohl verdiente, nämlich: Mann der Weisheit und des Verstandes. Wir glaubten anfänglich, verstanden zu haben, daß er die Absicht hege, sich bei uns anzusiedeln; aber diese Aussicht verlor sich bald. Mein fester Plan war, mit Hilfe seiner Söhne und ihrer Untergebenen eine neue Stadt in Morija zu gründen und auf diese Weise seine Unterthanen allmählig zu veranlassen, daß sie von den Höhen her-

abzögen, auf welche sie sich während der Kriege geflüchtet hatten, während er mit 2—3000 Seelen und seinen wichtigsten Rathgebern auf der natürlichen Festung, von wo er im kritischen Moment alle seine Feinde zurückschlagen konnte, bleiben würde. Thaba Bossiu sollte also ein Vertheidigungs- und Zufluchtsort bleiben bei neuen drohenden Gefahren. Je klarer uns diese Absicht des Regenten wurde, desto mehr fühlten wir die Nothwendigkeit, ihm öfters einen Besuch zu machen.

Der Mann, der uns in's Land gerufen, hatte auch das erste Recht an unseren Unterricht. Wir sahen auch ein, daß, um immer mehr mit dem Treiben und den Gewohnheiten der Basutos vertraut zu werden, wir nicht immer in Morija bleiben durften, denn da waren wir ganz zu Hause und führten so gut als möglich unsere Existenz nach eigenem Gutdünken. In Thaba Bossiu aber hatten wir keine andere Wahl, als ganz nach Landessitte zu leben. Sobald wir also der Sprache genügend mächtig geworden, beschlossen wir, daß jede Woche einer von uns der Reihe nach sich in die kleine Residenzstadt begeben sollte. Der König war sehr mit unserem Entschluß einverstanden. „Jetzt," sagte er, „seid Ihr in Wahrheit *meine* Missionare; die Zuhörer werden Euch nicht fehlen. So oft Ihr unterrichten wollt, werde ich meine Leute sammeln und darüber wachen, daß man Euch mit Aufmerksamkeit zuhört. Er hielt Wort, denn so oft wir kamen, machte sein öffentlicher Ausrufer unsere Anwesenheit bekannt, indem er auf das vorspringende Dach der königlichen Hütte stieg und mit aller Macht ausrief: „Zum Gebet, zum Gebet! Alle, Alle, auch die Kinder und die Frauen!" Im Anfang erregte die letztere Aufforderung den Unwillen der Männer, denn die Weiber zu einer öffentlichen Versammlung zuzulassen, das war doch eine noch nie vorgekommene Demüthigung für das stärkere Geschlecht. Und die armen Gerufenen? Sie ließen lange auf sich warten. Gewöhnlich schickten sie ihre Kinder in der Hoffnung, dies genüge, und die Kleinen kamen vergnügt, sich auf die ersten Plätze zu setzen, um ihre Neugierde zu befriedigen und glücklich darüber, daß sie wie Männer behandelt wurden. Aber Moschesch war unerbittlich. „Die Frauen, wo sind die Frauen?" rief er, bis die Aermsten erschrocken sich am Eingang des Hofes wie Schafe fest aneinander gedrängt aufstellten, den Rücken aber sorgsam der Versammlung zugewandt. „Sie sind da," sagte uns

der König, „fanget an!“ Und mit einem vielsagenden Blick bedeutete er die Zuhörerschaft, daß auch nicht die geringste Störung ihm entgehen werde! Die Fremden und etwaige Abgesandte anderer Stämme, die sich oft und zahlreich bei ihm aufhielten, pflegte er zu unsern Predigten einzuladen, und diese Gewohnheit, die er bis ans Ende seines Lebens übte, brachte uns in Verbindung mit Tausenden, die wir sonst nie hätten erreichen können. Abends lud uns Moschesch dann in die Wohnung einer seiner Frauen ein, wo wir mit ihm und seinen Kindern speisten. Nach beendetem Mahle machte es ihm Vergnügen, das von uns Gehörte zu wiederholen und sich manches noch besser erklären zu lassen. So entdeckte er zu seinem großen Erstaunen, daß unsere Lehre sich auf Thatsachen, auf wahre Geschichten stützte und nicht, wie er vorausgesetzt, ein Gemisch von Sagen und Gleichnissen sei.

„Glaubt Ihr denn wirklich,“ sagte er eines Abends auf die Sterne deutend, „daß da droben ein allmächtiger Gott thronet, der Alles erschaffen hat und unser Vater ist?“ „Ja, glaubst du es nicht auch?“ — „Unsere Vorfahren,“ erwiderte er, „sprachen auch von einem Herrn des Himmels, und diese großen leuchtenden Flecken (die Milchstraße) dort oben nennen wir jetzt noch „den Weg der Götter;“ aber wir glaubten, die Welt sei von jeher dagewesen und nur die Menschen und Thiere hätten einen Anfang gehabt, zuerst die Thiere, dann die Menschen; aber wir wußten nicht, wer sie in's Leben gerufen.“ — Im Allgemeinen drückte er oft die Ueberzeugung aus, daß die Alten (seine und seines Volkes Vorfahren) den unseren sehr ähnliche Anschauungen hatten und daß die Basutos nur deshalb jetzt so unwissend seien, weil sie kein „Buch“ besessen hätten, wie wir. „Seht,“ sagte er, „Alles verwildert; Alles ist heut zu Tage schlechter als früher. Ja, scheint es mir, die Thiere sogar sind weniger schön.“ Als ich ihm darauf erwiderte, daß auch wir Weißen die Illusion theilten, die Vergangenheit sei besser als die Gegenwart, nahm er dies freudig auf als neuen Beweis von der Einheit des menschlichen Geschlechts. Ueber die Existenz des Bösen hegte er mehr als pessimistische Ansichten; er sah dasselbe als ein unabweisbares Verhängniß an. Da er und sein Volk die Weißen nur durch uns hatte kennen lernen, so räumten sie den civilisirten Völkern einen hohen Rang ein, was Verstand und Tugend anbelangte; aber das Leben Jesu erschien ihnen als ein übermenschliches Vorbild.

Am Besten begriffen sie Seine Eigenschaft als Versöhner und interessirten sich hiefür am meisten, ein handgreiflicher Beweis von der Unzerstörbarkeit des Gewissens und des Erlösungsbedürfnisses bei allen Nationen. Ganz unbegreiflich und recht anstößig war es ihm, daß Völker, welche die Friedensherrschaft Jesu anerkannten, noch Krieg führen und Kriegskunst treiben mochten. Was wir ihm auch sagten von Bestrebungen zur Linderung dieses Uebels, von der Sorge für die Verwundeten, und daß die Soldaten ganz ohne persönlichen Haß handelten, erhöhte nur sein Entsetzen. Seine Entrüstung war keine Heuchelei, denn im Allgemeinen empfand Moschesch starken Widerwillen gegen Blutvergießen, sogar zum Schaden seiner Politik.

Bei diesen Besuchen in Thaba Bossiu vernahmen wir nun auch ausführlicher von den entsetzlichen Leiden, denen die Basutos vor unserer Ankunft ausgesetzt waren durch kannibalisch geführte Kriege. Verheerungen aller Art und schreckliche Hungersnoth hatten das Land entvölkert. Wir begriffen nun, warum Moschesch unsere Theilnahme für sich und sein Volk so dankbar angenommen.

Es ist nun eine lange Zeit seither verflossen und man weiß, daß Moschesch erst beim Herannahen des Todes sich als Christ bekannte. Nachdem er aber Zeugniß von tiefer Reue und lebendigem Glauben abgelegt, starb er mit dem kindlichen Ausrufe: „Lasset mich zu meinem Vater gehen; ich bin Ihm schon sehr nahe!“

Die Missionsthätigkeit der „reformirten Kirche in Amerika".

Die Missionskommittee (Board) der „reformirten Kirche in Amerika" wurde 1832 durch Beschluß der Generalsynode der „holländisch reformirten Kirche in Nordamerika", wie sie damals sich nannte, gegründet. Aber schon 1643, d. h. 3 Jahre ehe John Eliot seine Indianermission in Roxbury, Massachusetts, begann, hatte der holländisch reformirte Pfarrer Johannes Megapolensis bei Albany den Mohawk-Indianern in ihrer eigenen Sprache — mit bedeutendem Erfolge — gepredigt. Seine Amtsnachfolger setzten dies Werk fort und Bernhard Freeman, Pfarrer in Schenectady, übersetzte Bibelabschnitte und die englische Liturgie in die Mohawk-Sprache. 1796 vereinigten sich die holländisch reformirten mit den presbyterianischen und baptistischen Gemeinden Neu-Yorks zur sogenannten „Neuyorker Missions-Gesellschaft", welche jeden zweiten Mittwoch des Monats abwechslungsweise in einer der reformirten, presbyterianischen und baptistischen Kirchen zusammenkam, um Gott anzuflehen, „daß Er Seinen Geist ausgießen wolle auf Seine Gemeine und Sein Evangelium senden zu allen Völkern." Diese Gesellschaft unterhielt Indianermissionare in Georgia, Connecticut, im westlichen Neuyork und auf Long Island. Manche holländisch reformirte Geistliche und Laien betheiligten sich auch an der „Nördlichen Missions-Gesellschaft", die 1797 in Lansingburgh, N.Y., zusammentrat und bis 1830 unter den Indianern im mittleren und westlichen Neuyork arbeitete. Im Jahr 1816 vereinigten sich die Holländisch Reformirten mit den Presbyterianern und den „Associate Reformed Churches" zur Gründung der „Vereinigten Missionsgesellschaft", welche bis 1826 eine Indianermission trieb, um dann wegen Geldmangel in die große Bostoner Missionsgesellschaft aufzugehen.

Erst im Jahre 1832 kam es zur Gründung einer eigenen holländisch reformirten Mission, die im Anschluß an die Bostoner Gesellschaft so arbeitete, daß ihre Missionare das Recht hatten, auf ihren Stationen alles nach holländisch-reformirten Grundsätzen einzurichten. Diese Verbindung wurde jedoch 1857 in vollem Frieden gelöst, weil die holländisch reformirte Kirche glaubte, Gott und den Seelen durch eine ganz selbständige Mission besser dienen zu können, als in der bisherigen Konföderation. Bei der Trennung blieb ihr die Mission in Amoy (China) und in Arkot (Südindien) mit 8

Missionaren, 7 Gehilfen und 20 eingebornen Arbeitern, 7 Gemeinden mit 297 Mitgliedern, 7 Schulen mit 100 Kindern, 6 Stationen und 1 Außenstation. Seither ist eine Mission in Japan dazugekommen und im Juni 1883 waren es zusammen 12 Stationen, 128 Außenstationen, 37 Gemeinden mit 2843 Kommunikanten, die im letzten Jahr 2768 Dollar für kirchliche Zwecke beisteuerten, 95 Schulen mit 2028 Kindern, 5 Seminare mit 144 Zöglingen, 18 Missionare, 23 Gehilfen, 18 ordinirte und 156 unordinirte eingeborne Arbeiter. Entsprechend haben sich die Einnahmen vermehrt auf jährlich circa 68,400 Dollar. Im Jahr 1867 gab ein einziger Freund 56,500 Dollar. Im Jahr 1875 kam eine Frauenmissionsgesellschaft hinzu, welche auf eigene Rechnung Mädchenschulen und Anstalten unterhält.

Eine 1836 in Borneo begonnene Mission wurde 1849 wieder aufgegeben, da die Hoffnung sich nicht verwirklichte, daß die holländisch-reformirte Kirche gerade in Holländisch Indien besonders günstige Anknüpfungen finden würde. Die Regierung erschwerte noch die Mission statt sie zu erleichtern. 1844 siedelten die Brüder Doty und Pohlman von Borneo nach China über, um die Mission in Amoy zu gründen. Letzterer ertrank, ersterer starb auf dem Schiff. Die übrigen Brüder in Borneo starben allmählich aus oder kehrten nach Amerika zurück. 1847 kam Missionar Talmage nach Amoy, wo er heute noch wirkt und zwei seiner Töchter eine Mädchenanstalt leiten. Die Erstlinge, 2 alte Männer, wurden 1846 getauft; 1851 waren es 11 Gemeindeglieder, 1883 dagegen 750 in 8 Gemeinden unter 4 eingebornen Pastoren und 14 Gehilfen. Von Amoy aus sind nach und nach 18 Außenstationen gegründet worden.

Die indische Mission in Arkot wurde Anfangs der 50er Jahre vom bekannten Dr. John Scudder angefangen und von dessen Söhnen weitergeführt. Förmlich organisirt wurde sie 1853. Jetzt sind 22 Gemeinden mit 1656 Kommunikanten auf 8 Haupt- und 76 Nebenstationen da. 5 Eingeborne sind ordinirt und 128 andere, darunter 16 Frauen, thun Gehilfendienste. Dazu kommen 2 Erziehungsanstalten für Mädchen und Knaben, sowie 88 Schulen mit 1906 Kindern. Soeben ist einer der Gebrüder Scudder, Dr. William Scudder, nachdem er 11 Jahre als Pfarrer in Amerika gewirkt hat, im Begriff, auf sein altes Arbeitsfeld zurückzukehren. Seine Frau begleitet ihn. Eine Tochter ist ihnen bereits vorangezogen.

In Japan hat die reformirte Kirche die Ehre, allen anderen zuvorgekommen zu sein. Im Jahr 1859 fieng sie dort ihre Arbeit an, und 9 Jahre später (im Mai 1868) konnte Missionar Ballagh in Jokohama an zwei Jünglingen die erste öffentliche Taufe vollziehen, nachdem sein Kollege Verbeck in Nagasaki und er selbst in Kanazawa bereits einige Bekehrte privatim getauft hatten. Später wurde Dr. Verbeck von der Regierung in die Hauptstadt berufen und

mit der Leitung der kaiserlichen Hochschule betraut. Im Januar 1872 vereinigten sich die Schüler Missionar Ballagh's unter seiner Leitung, aber aus eigenem Antrieb, zur Theilnahme an der „Gebetswoche". Die Frucht hievon war eine Erweckung, die Taufe von 9 jener jungen Leute und die Gründung der ersten evangelischen Gemeinde in Japan mit 11 Mitgliedern. 1874 vereinigten die Unirten Presbyterianer aus Schottland, die amerikanischen Presbyterianer und die Reformirten ihre Bekehrten zu einer „Unirten Kirche Christi in Japan", und diese zählte Ende 1882 nicht weniger als 1914 Kommunikanten in 26 Gemeinden, wovon mehr als der dritte Theil auf die reformirte Mission kommen. In Jokohama hat dieselbe seit 1871 eine große Mädchenanstalt, deren Zöglinge aus den höheren Ständen kommen und ohne Ausnahme zahlen. Außerdem hat die reformirte Kirche sich seit dem Jahr 1869 auch einiger in Amerika studierender Japaner angenommen. Damals stellten sich nämlich zwei junge Japaner beim Missionssekretär Dr. Ferris ein mit einem Empfehlungsbrief von Missionar Verbeck. Sie stammten aus guter Familie, hatten etwa 400 Mark bei sich, waren mit Lebensgefahr aus Japan entkommen und wünschten zu lernen, „wie man große Schiffe und auch große Kanonen macht." Die Mission nahm sich ihrer an und wirkte bei der japanischen Regierung die Erlaubniß für sie aus, in Amerika bleiben und studieren zu dürfen. Ja, infolge der damals gepflogenen Verhandlungen kam es soweit, daß 500 japanische Jünglinge zu ihrer Ausbildung nach Amerika und etwa ebensoviel nach Europa geschickt wurden. Von den ersteren sind mehr als 200 durch das Missionshaus der reformirten Kirche in Neuyork gegangen, d. h. sie haben dort Rath und Anschluß gefunden (nicht Unterricht). Die 3 japanischen Stationen sind Jokohama, Tokijo und Nagasaki. Auf allen 3 Missionsgebieten haben die Reformirten sich auch an sprachlichen Arbeiten betheiligt: in Indien an der Revision der Tamil- und der Telugu-Bibelübersetzung, in China an der Uebersetzung des Neuen Testaments in den Dialekt von Amoy, und in Japan ist Dr. S.R. Brown Vorsitzender des Ausschusses für die Uebersetzung des Neuen Testamentes gewesen, welche 1881 vollendet wurde, während gegenwärtig Dr. Verbeck bei der Uebersetzung des Alten Testaments die gleiche Ehrenstelle einnimmt. Bei dieser Gelegenheit mag auch erwähnt sein, daß Dr. Van Dyck, der zusammen mit Missionar Eli Smith die hl. Schrift in's Arabische übersetzt hat — anerkanntermaßen eine der besten Bibelübersetzungen — ebenfalls der (holländisch) reformirten Kirche von Amerika angehörte.

Um in der Heimat das Missionsinteresse anzuregen, wurde im November v. J. eine große Missionskonferenz in Philadelphia gehalten, der mehrere andere in verschiedenen Gegenden gefolgt sind.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Aus Muluwa am oberen Kongo, wo die Römischen eine Mission unter den Massanse angefangen haben, schreibt Pater Moinet unter'm 22. Mai:

„Mit Freuden kann ich Ihnen sagen, daß der liebe Gott uns in einer ganz besondern Weise beisteht. So haben wir in den verwichenen Monaten die Zahl unserer Katechumenen in wunderbarer Weise anwachsen sehen; dieselbe überschritt 250 bei den Unterweisungen, die regelmäßig gehalten werden, und diese Leute kamen aus allen Dörfern der Umgegend. Wir machen uns indeß keine thörichten Hoffnungen und glauben wohl, daß die Neugierde an diesem Zulauf auch ihren Theil hat; aber es ist doch wirklich ein guter Kern von solchen vorhanden, die es ernst nehmen und das Gesetz Gottes kennen lernen und befolgen wollen. Sodann ist es nach der Erfahrung aller Missionare, die an der Bekehrung der Neger gearbeitet haben, ausgemacht, daß man diese in's Irdische versenkten Naturkinder durch äußere Dinge anziehen muß. Der selige Pater Claver trug stets Zuckerwerk bei sich und besuchte seine Kinder nie mit leeren Händen (!!). Wir folgen diesem Beispiel, und wir glauben, daß diese kleinen Auslagen nur von großem Vortheile (?) für die Seelen sein können. Unsere Süßigkeiten und guten Sachen bestehen in einer Fingerspitze voll Salz oder Tabak; zwei Dinge, nach denen der Neger sehr lüstern ist. Auch auf unsern Spaziergängen sind wir gewohnt, um diese leckeren Gegenstände angesprochen zu werden, wenn wir Eingeborenen begegnen. Ist der Bittsteller einer unserer Katechumenen, so wird er erhört; aber wenn er noch nicht zu den Unterrichtsstunden kommt, so bitten wir ihn, entsprechend unserer Sendung, am Sonntag zu kommen und das Gewünschte bei uns zu begehren."

— Für die Stationen der englisch-kirchlichen Mission in Mombas, Kisulutini, Mpuapua, Uganda 2c. ist ein neues anglikanisches Bisthum errichtet und der frühere Missionar Hannington zum Bischof ernannt worden.

— Am 23. März hat in Mühlenburg, Liberia, der amerikanisch-lutherische Missionar Day (Generalsynode) 22 Heiden getauft und David Davidson, den ersten eingeborenen Prediger, ordinirt. Da derselbe weit und breit im besten Rufe steht, waren eine Menge Leute zur Feier erschienen, die sonst nie in die lutherische Kirche kommen. Die Predigt hielt der Methodist Campbell, selbst ein Neger.

— Missionar O'Flaherty schreibt aus Rubaga, September u. Oktober 1883: „Vor einiger Zeit erkrankte des Königs Lieblingstochter an einer verzweifelten Krankheit. Eine Schaar von Lubari-Priestern und Quacksalbern sollten sie heilen. Als die Noth am größten war, wurde ich gerufen. Sie sah bereits aus wie eine Sterbende und schrie laut vor Schmerzen. Ich reinigte nun den Augiasstall, indem ich all die Lubari-Priester hinausschickte. Dann that ich, was ich konnte, für die Kranke, und Gott hat solchen Segen dazu gegeben, daß jetzt der Ruf der ‚wunderbaren Heilung' überallhin ausgegangen ist und meine Hilfe von jedermann gesucht wird. Selbst der König hat mich kommen lassen, ihm Arznei zu verschreiben. Aber das ist nicht die einzige Frucht. Die Hauptsache ist diese: vor wenig Tagen erschien eine andere Tochter des Königs mit einem Gefolge von Jungfrauen, als ich gerade mit drei Häuptlingen in ernste Gespräche vertieft war und ihr Gefolge herumstand. Kaum hieß es: ‚eine Prinzessin! eine Prinzessin!' so traten die Schaaren auseinander und die Königstochter trat auf mich zu. ‚Philipo, sagte sie, ich weiß, daß du wenig Zeit und viel zu thun hast; aber ich hoffe, du wirst meine Bitte erfüllen und mich sammt meinen Jungfrauen das Wort Gottes lesen und die Lehre Jesu Christi verstehen lehren.' Ich entließ nun meine Gäste und behielt die Prinzessin den ganzen Tag in unserem Hause. Ohne Ermüden lernte sie sammt ihren Mägden das Unser Vater und den Glauben, ja auch noch das Alphabet und die ersten Leseübungen. Auch das Frühstück und Mittagessen nahm sie bei uns ein. So gieng es mehrere Tage lang fort. Ihr Ernst und die verständigen Fragen, welche sie machte, ließen keinen Zweifel darüber, daß sie nicht nur vollkommen verstand, was ich sie lehrte, sondern, daß auch der hl. Geist ihr das Herz geöffnet. Wie ein durstiges Land sog sie die Gnadenbotschaft ein. Vor einem halben Jahr oder mehr hatte ich einmal bei Hofe die Geschichte des Auszugs der Kinder Israel aus Aegypten erzählt und schon damals hatte sie mit vier ihrer Schwestern beschlossen, sich privatim von mir unterrichten zu lassen. Mehrmals waren sie gekommen, hatten aber unterwegs immer so viel Leute aus der Nähe des Königs getroffen, daß sie sich gefürchtet und wieder umgekehrt waren, bis meine Dienstleistungen und Gebete bei der Kranken ihr Herz so bewegt, daß sie nun aller Gefahr zum Trotz offen mit ihrem Gesuch um Unterricht hervorgetreten war. Am 23. Sept. wurde sie mit fünf andern getauft. Auch der über die Pagen des Königs gesetzte Kämmerer und ein Unterhäuptling waren unter den Täuflingen. Tags darauf erschienen zwei bewaffnete Scharfrichter und forderten mich vor den König. Ich weigerte mich, mit ihnen zu gehen, bestieg aber meinen Esel, ein Geschenk des Königs, und ritt so an den Hof. Nachdem ich lange gewartet und inzwischen einige Höflinge unterrichtet hatte, fragte er mich allerlei heikle Fragen, die mich nöthigten, ihm manche

unangenehme Wahrheit zu sagen, z. B. daß er, der der Wahrheit schon so nahe gewesen, jetzt infolge seiner geschlechtlichen Ausschweifungen an Leib und Seele herunter gekommen sei und sammt seinen Großen sich gegen alle bessere Einsicht verhärte; da helfen alle äußeren Mittel nicht, die Heilung müsse von innen kommen u. s. w. Offenbar machte meine muthige Rede doch so viel Eindruck auf ihn, daß er die Taufe seiner Tochter gar nicht zur Sprache brachte. Seither bin ich noch zweimal bei ihm gewesen und noch immer hat er nichts darüber gesagt, wohl aber mir eine fette Ziege geschenkt. Die geheilte Lieblingstochter des Königs möchte auch lernen, fürchtet aber ihren Vater und einige seiner Weiber. Das Unser Vater, den Glauben und mehrere Bibelsprüche habe ich ihr auf ein großes weißes Brett schreiben müssen u. s. w."

Am 15. Jan. 1884 meldet O'Flaherty, daß er ein schweres Fieber glücklich überstanden, daß in dem letzten halben Jahr zusammen 58 Erwachsene getauft worden, daß am Weihnachtsfest mit 40 das hl. Abendmahl gefeiert wurde und daß der König, von muhammedanischen Händlern aufgestachelt, neue Schwierigkeiten mache. Miss. Ashe schreibt sehr ermuthigend über seine Schulthätigkeit und Miss. Mackay giebt eine Schilderung der Reise, die er in der „Eleonore", vom Südende des Sees nach Uganda und wieder zurück, gemacht.

— Im Zululand sieht es traurig aus. Infolge der politischen Unruhen und der kriegerischen Ausbrüche haben mehrere Missionare, darunter der englische Bischof Mc Kenzie, fliehen müssen. Die acht anglikanischen Stationen Isandhlwana, Kwamagwaza, St. Paul's, Enhlozana, Usutu, St. Andrew's, Komati und St. Augustine's zählen zusammen 520 Getaufte, darunter 109 Kommunikanten. Bei der Feier des jährlichen Gedenktags in Isandhlwana am 22. Januar waren 4—500 Eingeborne in der Kirche und hörten ganz anständig zu, bis eine Gazelle vorbeisprang und die Hälfte der Zuhörer aus der Kirche lief, ihr nachzujagen! Der Häuptling Hlubi, der Protektor der Mission, hat leider immer noch vier Weiber, von denen die vornehmste in einem europäischen Haus wohnt und Wagen und Pferde zur Verfügung hat.

— In der Jahresversammlung der englischen Universitäten-Mission am 11. Juni sagte u. A. Miss. Johnson: „Um das Leben der Eingebornen in Ostafrika, insbesondere am Njassa-See, zu verstehen, muß man eine Vorstellung haben vom Zustand ihrer Dörfer, von der Rolle, welche die Karawanen spielen, und von den Raubzügen gewisser wilder Stämme. Die Dörfer leiden an chronischer Hungersnoth; selbst für gutes Geld ist oft keinerlei Nahrung zu haben, wie ich aus schmerzlicher Erfahrung weiß; eine große Plage sind die wilden Thiere, z. B. die Hyänen, welche nicht selten Kinder stehlen und auffressen. Einmal mußte ich mit einem

Esel und einigen Schafen in einer Hütte übernachten; der Esel war sehr unruhig und schlug beständig hinten aus; am Morgen entdeckte ich, daß er alle Ursache hiezu gehabt, da eine Hyäne in der Hütte gewesen war und unter meinem Bett weg ein Schaf geraubt hatte! Uebrigens sind manche dieser Dörfer sehr groß; ich kenne eins, das 6000 Hütten zählt. Am Ostufer des Njassa-Sees liegen noch viele solche, und mit Hilfe eines Dampfboots könnten sie leicht besucht werden. Die Karawanen, welche beständig landauf und landab ziehen, üben einen demoralisirenden Einfluß aus. Selbst die Karawane eines Missionars ist ein großes Hinderniß für die Predigt des Evangeliums. Man denke sich einen Prediger, der mit 100 Lastträgern, deren jeder mehr Einfluß besitzt als er selbst, in einem Dorfe ankommt; selbst wenn sie keineswegs schlechte Subjekte sind, so setzen sie doch die ganze Bevölkerung schon durch ihre bloße Anwesenheit und noch mehr durch die Neuigkeiten, welche sie mitbringen, in Bewegung, und das, was der europäische Missionar zu sagen hat, wird kaum gehört. Gewöhnlich fehlt es aber leider an schlechten Subjekten keineswegs, und wie diese durch ihr gottloses Wesen die Wirksamkeit des Missionars zu Schanden machen, kann man sich leicht denken. Als ich daher mit des seligen Bischof Steere's Segen meine Reise von Masasi an den Njassa-See antrat, nahm ich nur vier Träger und einen Wegweiser mit mir, und selbst diese entließ ich, sobald ich in Mataka's Dorf angekommen war und ein paar Knaben um mich gesammelt hatte. Und nun vollends die Sklavenkarawanen, welche alle nur erdenklichen Laster treiben und verbreiten! Wenn ich sage, daß ich Frauen kenne, die ihren Gatten entrissen, auf der Reise an wenigstens sechs verschiedene Männer verheirathet und endlich an der Küste als Konkubinen verkauft wurden, so habe ich damit nur gesagt, was noch lange nicht das Schlimmste ist. Tausend Dinge kommen da täglich vor, die man Anstandshalber einfach nicht aussprechen kann. Ich weiß, was ich sage, denn leider bin ich genöthigt gewesen, mit einer solchen Karawane zu reisen und mit eigenen Augen all die Greuel zu sehen. Nun sind aber diese Karawanen für Afrika, was für uns die Eisenbahnen, Posten und Dampfschiffe, und es muß dahin kommen, daß sie durch christliche Einwirkung reformirt werden. Man hört zuweilen sagen, der Handel müsse dem Evangelium den Weg bereiten. Das ist eine Täuschung. Nach meiner Erfahrung richtet der Branntwein und das Schießpulver wo möglich noch mehr Schaden an als selbst der Sklavenhandel. Gegenwärtig ist der afrikanische Handel in den Händen der Araber oder unter ihrem Einfluß. In Sansibar ist eine Hindu-Firma, die jährlich ca. 4 Millionen Mark an muhammedanische Karawanenführer ausleiht. Sie würde ebenso gern an unternehmende eingeborne Christen Geld ausleihen, wenn solche da wären. Alles kommt darauf an, daß tüchtige eingeborne Christen allmählich an die Stelle

der jetzt alles beherrschenden Muhammedaner treten. Und nun noch ein Wort über die Raubzüge, wie sie von kriegerischen Stämmen beständig geführt werden. Krieg! Krieg! hieß es z. B. eines Morgens im Spätjahr 1882: die Gwangwara, ein Zulu-Stamm, hatten uns überfallen. Einige flohen auf die Berge, das Vieh wurde in Eile davon getrieben, die Weiber innerhalb der Einfriedigung so gut als möglich verschanzt und dann der Angriff erwartet. Was konnte ich angesichts all der Verwüstung, der Verwundeten und Getödteten, die bald umherlagen, und der Hilflosigkeit der Ueberlebenden anders thun, als mich zum Feind begeben und einen Versuch zur Friedensvermittlung machen? Meine eigenen Begleiter freilich unterließen nicht, die verwundeten Gwangwara, welche wir unterwegs trafen, mit ihren Speeren zu durchbohren; als ich aber allein im Lager des Feindes ankam, wurde ich freundlich empfangen; ein Jao-sprechender Junge, den ich dort fand, machte den Dolmetscher und einige Zeit darauf konnte ich ungefährdet die Gwangwara in ihren eigenen Sitzen besuchen. Sie rüsteten sich damals zu einem Angriff auf unsere Station Masasi, nahmen mich aber herzlich auf und versprachen alles Gute, wenn ich ihnen nur Schutz verschaffen könnte vor den Njika-Njika. Das sind nämlich noch schlimmere Räuber als die Gwangwara. Und auch ihnen machte ich nun einen Besuch am Nordende des Njassa-Sees. Ueberall Spuren des Kriegs und der Verwüstung! Ein schrecklicher Zustand! Wie kann da geholfen werden? Nur durch energische, nachhaltige Missionsarbeit, und für diese bitte ich um ein Dampfschiff auf dem Njassa-See. Das ermöglicht uns das Reisen ohne den Anschluß an eine Karawane, das macht den Missionar unabhängig von den Dorfpotentaten, deren einem er sich sonst als eine Art Eigenthum ergeben muß; das verschafft uns jederzeit die nöthigen Lebensmittel und setzt uns in den Stand, auch die hie und da am Seeufer stationirten Evangelisten mit solchen zu versehen; ja das trägt uns auch hinüber an's Westufer, wo die eigentlichen Quellgebiete des Sklavenhandels sind. Große Hilfe haben uns bis jetzt die Angestellten der schottischen Mission und der Glasgower afrikanischen Handelsgesellschaft geleistet. Ein eigenes Dampfschiff aber ist durchaus nothwendig, wenn auch unsere Mission in jenen Gegenden sich kräftig entwickeln soll."

Bereits ist ein Dampfschiff, wie Miss. Johnson es wünscht, im Bau begriffen. Es soll den Namen seines edlen in Ostafrika gestorbenen Kollegen „Charles Janson" tragen.

— Durch die Zeitungen ist bekannt, daß die Makololo, deren Häuptling Tschipatula von einem Weißen erschossen wurde, aus Rache allen Verkehr auf dem Schire abgeschnitten und die „Lady Njassa," das Dampfboot der obengenannten Handelsgesellschaft, in den Grund gebohrt haben. Da ist's nun erfreulich zu hören, daß

dem Personal kein Leid geschehen ist, daß in Mandala und Blantyre, den beiden Hauptstationen auf dem Weg zum See, alles wohl steht, daß der Verkehr zwischen Kilimane und den höher gelegenen Stationen auf dem Landweg via Blantyre wieder hergestellt ist und daß der englische Konsul O'Neil zur Wiederherstellung der Ruhe und des Friedens sich zu den Makololo begeben hat.

— Die Bremer Mission, welche durch den Tod der Missionare Hettenkemmer († 7. März in Ho) und Schietinger († 7. Mai auf dem Schiff vor Akkra) wieder einen schweren Verlust erlitten hat, sucht nun 1) die Zahl ihrer europäischen Missionare auf der Sklavenküste zu vermehren, da nachweislich manche Todesfälle darauf zurückzuführen sind, daß die Betreffenden mit Arbeit überbürdet waren und kein Gehilfe oder Ersatzmann ihnen zur Seite war, wenn sie krank wurden; 2) noch mehr Aufmerksamkeit als bisher auf die Gewinnung von eingebornen Evangelisten und Lehrern zu verwenden; so sollen demnächst drei junge Eweer bei Pfr. Binder in Ochsenbach eintreffen, um von ihm zu Lehrern für ihr Volk erzogen zu werden; da er selbst 12 Jahre lang auf der Sklavenküste gearbeitet hat, ist er in der Lage, sie in ihrer eigenen Muttersprache unterrichten zu können; ein andrer Jüngling aus dem Ewe-Volk, der schon seit einiger Zeit bei ihm ist, lernt die Schreinerei.

— In der Nähe von Kingwilliamstown und etwa 10 Stunden von Lovedale entfernt, liegt die anglikanische Missionsstation St. Matthäi, wo Missionar C. Taberer als Nachfolger des Missionar Greenstock nun schon seit mehr als 15 Jahren unter einer Bevölkerung von 10,000 Heiden und 5—600 Europäern im Segen wirkt. Nicht weniger als 1000 Personen sind durch ihn getauft und 623 zur Konfirmation vorbereitet worden. In einer Anstalt werden 55 Knaben und 35 Mädchen erzogen und dazu kommen noch eine größere Zahl von Tagschülern. Das Charakteristischste dieser Station aber sind die industriellen Unternehmungen, welche Missionar Taberer seit 1875 mit großem Erfolge betreibt, nämlich 1) eine Schreinerei, wo Möbel und alle möglichen Arten von Holzarbeiten gemacht werden, 2) eine Flaschnerei, der es nie an Aufträgen fehlt, 3) eine Schmiede, 4) eine Wagenmacherei und 5) eine Landwirthschaft, durch welche die Stationsbewohner mit dem größten Theil ihrer Lebensmittel versorgt werden. Unter mehreren europäischen Meistern werden hier 36 junge Leute zu tüchtigen Handwerkern herangebildet. Die Mädchen lernen waschen, glätten und nähen. Von Anfang an haben diese Arbeiten sich rentirt; in den drei ersten Monaten war der Ertrag nur etwas über 100 Mark, im letzten Jahr aber betrug er 97,680 Mark. Aber natürlich sind auch die Ausgaben der Station gewachsen. Im Jahr 1870 betrugen sie nur 5000 Mark, 1883 aber 145,160 Mark. Die Stationsgebäude, einschließlich Kirche, Schulen, Werkstätten, Wohnungen der Meister 2c.

haben allein 142,000 Mark gekostet. Davon sind 33,720 Mark durch Missionsbeiträge, 56,280 Mark aus dem Ertrag der Werkstätten und freiwilligen Gaben der Gemeindeglieder bestritten worden, der Rest ist noch nicht bezahlt und liegt als Schuld auf Herrn Taberer, hinter welchem keinerlei Missionsgesellschaft oder Kommittee steht.

China.

Zwei europäische Kolporteure der schottischen Bibelgesellschaft haben im vorigen Jahr in Nordchina 17,760 Bücher und 38,000 einzelne Bogen mit traktatartigem Inhalt, zusammen 55,760 christliche Schriften verkauft. Miss. John in Hankau erzählt mehrere Beispiele von der segensreichen Wirkung dieser Aussaat. Er selbst hat wieder sechs neue Traktate geschrieben: 1) Wie man seinem Hause recht vorstehen kann, 2) Der schreckliche rothe Zwerg (d. h. die Zunge), 3) Die Wahrheit in Betreff der Sonne, des Mondes und der Sterne.

Japan.

Infolge der Erweckungen in Japan haben die Buddhisten einen neuen Anlauf genommen zur Bekämpfung des „neuen Weges." Vorträge werden gehalten, Gesellschaften werden gegründet — alles gegen das Christenthum. Hie und da wird auch Gewalt gebraucht. In Kijoto soll ein buddhistisches Predigerseminar gegründet werden. Geld zu diesem Zweck wird gesammelt.

Andrerseits haben mehrere japanische Christen den Plan zu einer christlichen Arzneischule entworfen und sich nach England und Amerika um Unterstützung gewandt. Die wissenschaftlichen Bildungsanstalten Japans stehen so sehr unter dem Einfluß des Materialismus, daß eine derartige Schule und schließlich eine ganz christliche Universität wirkliches Bedürfniß ist. Mehrere amerikanische Missionsgesellschaften befürworten die Sache warm. Was die „Erweckungen" betrifft, so bestehen sie wesentlich darin, daß solche, die bis jetzt nur dem Kopf nach Christen waren, es jetzt auch mit dem Herzen sind und die Lehre angefangen hat Leben zu werden. In Kijoto haben 37 Schüler des Missionsseminars um die Taufe gebeten.

— In Tokijo wollen die Russen eine Kathedrale bauen, deren Kosten auf mehr als 2 Millionen Mark veranschlagt sind. Den fünften Theil dieser Summe soll die russische Regierung geben wollen!

Korea.

Drei englische Missionsbischöfe in China haben an den Erzbischof von Canterbury ein Schreiben gerichtet, in welchem sie auf Korea als auf ein neu sich aufthuendes Missionsfeld hinweisen und eine Besetzung desselben durch anglikanische Missionare befürworten. Ihrem Schreiben ist ein Brief von Sir Henry Parkes, dem Staatsmann, der den englisch-koreanischen Vertrag abgeschlossen hat, beigelegt, worin

er erklärt, daß in diesem Vertrag den Engländern, welche sich in Korea niederlassen wollen, allerdings Religionsfreiheit zugesichert sei, daß damit aber noch keine Erlaubniß zum Missioniren gegeben sei, ja daß die koreanische Regierung darauf bestehe, daß keine Bücher und Schriften in's Innere des Landes kolportirt werden, welche nicht ihre Censur passirt haben; diese Klausel sei offenbar gegen religiöse Schriften gemünzt gewesen, er habe aber nicht zugegeben, daß solche im Vertrag ausdrücklich verboten würden; es werde nun alles auf den Takt und die Weisheit derjenigen ankommen, welche zuerst in den Freihäfen zu missioniren anfangen und dann allmählich auch in's Land hinein ihre Wirksamkeit ausdehnen werden; am besten werde man den Koreanern das Christenthum wohl durch eine ärztliche Mission empfehlen.

— Zu Obigem ist zu bemerken, daß durch Missionar Roß von der Mandschurei aus mit Hilfe eingeborner Bekehrter schon seit einigen Jahren christliche Schriften in Korea sind verbreitet worden, ohne daß dadurch irgendwie der Verdacht der Regierung oder der Unwille der Bevölkerung wäre erregt worden. Was die Japaner hassen, ist nicht das Evangelium, sondern die römisch-katholische Karrikatur desselben.

Indien.

Im letzten Jahr wurden in der Guntur-Mission durch Missionare der amerikanisch-lutherischen Generalsynode 281 Männer, 253 Frauen und 542 Kinder getauft. Die Gesammtzahl aller Getauften beträgt jetzt 8682, darunter 2564 Kommunikanten. Auf die Taufe warten 257 Männer, 211 Frauen und 372 Kinder. In den Schulen sind 830 christliche und 667 heidnische Knaben, 400 christliche und 461 heidnische Mädchen. Die Zahl der Bethäuser ist 45, darunter 11 im letzten Jahr neu gebaute, die Zahl der Dörfer, in welchen Christen wohnen, 239. Beigetragen haben die Letztern 2060 Mk.

— Der bekehrte Muhammedaner Imadeddin in Amritsar ist in Anerkennung seiner bedeutenden theologischen Arbeiten vom Erzbischof von Canterbury zum Doktor der Theologie h. c. ernannt worden.

— In der neuen Kirche zu Peschawar ist neulich der Erstling Kafiristan's getauft worden: ein junger Sklave, Namens Ati, der dem afghanischen Evangelisten Seijud Schah auf seiner Reise durch Kafiristan war geschenkt worden.

— Aus Bassim berichtet die „Glaubens-"Missionarin Frln. Wheeler, daß dort am 10. März ein 22jähriger Brahmane Bhakumsing als Erstling dieser Stadt durch den eingebornen Prediger Vitoba getauft wurde. Nachdem er seit Jahren der Straßenpredigt zugehört, hatte er um die Taufe gebeten, war aber angewiesen worden, zuerst öffentlich seinen Glauben zu bekennen, hatte dies vor etwa

300 Heiden bei Gelegenheit der Straßenpredigt gethan, war dann schwer verfolgt und geplagt worden, aber standhaft geblieben. Abgesehen von fünf Waisenmädchen, war das die erste Taufe am Ort; die Einwohnerschaft ist daher in großer Aufregung. Allerlei verleumderische Gerüchte werden ausgesprengt. Die einen sagen: den Bekehrten werde ein Stück Rindfleisch in den Mund gesteckt und eine Flasche Wein in den Schlund gegossen; andere: man gebe ihnen Schweinefleisch zu essen; wieder andere: alle Christen versammeln sich und speien der Reihe nach dem Täufling in's Gesicht. Mit Rücksicht auf dergleichen Geschwätze wurde die Taufe öffentlich in einem Teich vor 500 Zuschauern vollzogen. Auch Frln. Wheeler hielt dabei eine Ansprache.

— In Bhaisdehi in Centralindien hat der „Glaubens-" Missionar Norton angefangen, die Kurku-Sprache zu lernen und in Schrift zu fassen und neben seinen Bauarbeiten Straßenpredigt zu halten. Dabei begleitet ihn sein eben erst (nach einer Herzensänderung) getauftes neunjähriges Söhnlein Ebbie. „Einmal erzählte er den Leuten die Geschichte von der Sintflut und ich dolmetschte für ihn." Welche Spielerei! — „Gestern Abend bewarfen ihn einige Hindus mit Steinen und Schmutz, während ich predigte. Er und seine Brüder fangen schon an Hindostani zu sprechen und ich bitte Gott, aus ihnen Prediger zu machen, die den Tausenden, welche hier noch in Todesschatten sitzen, das Evangelium verkündigen." Norton's Kollege Fuller baut sich ein Haus in Akote, nicht in Akola, wie Anfangs beabsichtigt war. Er hat einen „blinden Knaben" bei sich, der auch predigt und der einmal, als die Muhammedaner es gar zu arg machten mit Widersprechen und Schimpfen, „seine Fassung verlor" und Gleiches mit Gleichem vergalt, worauf Herr Fuller ihn zurechtwies, was aber den Skandal nur noch größer machte. „Gott half mir, daß ich ganz ruhig bleiben und zu allem lächeln konnte, so daß sie trotz aller Anstrengung mit mir keinen Streit kriegten; den blinden Knaben aber drohten sie zu schlagen und an einen Baum zu hängen ..... Der Junge fühlte sich sehr gedemüthigt wegen seiner Sünde ..... Ich habe dem Herrn erklärt, daß wenn Er es über sich bringen kann, mich hier steinigen zu lassen, ich bereit sei ....." Die Entbehrungen und Selbstopfer dieser „Glaubensmissionare" werden als sehr groß geschildert. Es fällt uns nicht ein, über sie zu Gericht zu sitzen; aber aus ihren eigenen Briefen bekommen wir wieder und wieder den Eindruck, daß sie mit Unverstand eifern.

Oceanien.

Als am 20. September 1871 Bischof Patteson auf der Insel Nukapu ermordet war und nicht zu den Seinen zurückkehrte, da beschloß der selbst durch einen Pfeil tödtlich getroffene Joseph Atkin, aller Gefahr zum Trotz doch an's Land zu gehen und sich über das

Schicksal seines Herrn Gewißheit zu verschaffen. Zwei Jünglinge entschlossen sich ihn zu begleiten. Der eine von ihnen hieß Karl Sapibuana, der andere Joseph Wate. Sie hatten nicht lange gerudert, da kam vom Ufer ein Kanu auf sie zu, das — mit Palmblättern bedeckt — des Bischof's Leichnam enthielt. Tags darauf wurde er bestattet; dann trat das „Südliche Kreuz" seine traurige Rückreise nach Norfolk an, und unterwegs starben am Gift der Pfeile, die sie getroffen hatten, der muthige Atkin und der ebenso treue Stephan Tarionara, jener ein Weißer, dieser ein Schwarzer. All diese Erfahrungen und vielleicht am meisten das geduldige Leiden und glaubensvolle Sterben seines Landsmannes Stephan konnten nicht verfehlen einen tiefen Eindruck auf Karl Sapibuana zu machen. Er fuhr fort fleißig zu lernen, wurde schließlich als Lehrer für seine Heimat-Insel Gaëta angestellt und hat sich hier unter allerlei Schwierigkeiten so gut gehalten, daß in der Pfingstwoche 1883 Bischof Selwyn ihn inmitten der kleinen, von ihm selbst gesammelten Gemeinde ordiniren konnte — ein neuer Beweis, daß der selige Patteson nicht umsonst für die Melanesier sein Leben gelassen.

— Wie in Hawaii, Südafrika, Guiana und anderen Ländern, so nimmt auch in Neuseeland die Zahl der chinesischen Arbeiter von Jahr zu Jahr zu. Da haben nun vor einiger Zeit die dortigen Presbyterianer angefangen, sich dieser Heiden anzunehmen. Sie sandten einen jungen Mann, Alexander Don, nach Kanton, damit er dort chinesisch lerne und dann unter den neuseeländischen Chinesen missionire. Jetzt ist derselbe zurückgekehrt und hat seine Arbeit angefangen.

— Das amerikanische Missionsschiff „Morgenstern" ist an der Insel Kusaie gestrandet, ohne daß ein Menschenleben verloren gegangen. 1869 strandete eben dort der zweite „Morgenstern." Der gegenwärtige war schon das dritte Missionsschiff dieses Namens. Ein vierter ist bereits im Bau begriffen. Derselbe soll nicht nur als Segelschiff, sondern auch als Dampfer gebraucht werden können. Die Kosten werden von amerikanischen Sonntagsschulkinder bestritten, und ihnen helfen in rührender Weise allerlei jugendliche Missionsfreunde in Kleinasien und anderen Missionsländern.

Allerlei.

Ende Mai hat die amerikanisch-baptistische Missionsgesellschaft ihre 70. Jahresversammlung gehalten. Durch einen Zusatz zu den Statuten, welcher erklärt, daß die Missionare als solche Mitglieder der Gesellschaft und nicht bloße Angestellte oder Lohnarbeiter seien, wurde eine lang verhandelte Frage zu Gunsten der Missionare entschieden. Miss. Dr. Downie aus dem Telugulande erzählte, wie dort sechs Missionare in drei Stunden ohne alle Uebereilung 2222 Bekehrte durch Untertauchen getauft hätten, womit für immer widerlegt sei,

was man so oft sage, daß die Apostel unmöglich 3000 Personen an Einem Tag hätten auf diese Weise taufen können. In einer besondern Sitzung wurde nach langer Debatte beschlossen, die bisher von Herrn G. Guinneß getriebene Kongo-Mission zu übernehmen und damit der Gesellschaft eine weitere Ausgabe von 140,000 Mk. jährlich zuzumuthen. Dieselbe hat gegenwärtig in Schweden, Deutschland, Frankreich, Spanien, Griechenland und der Türkei 870 Prediger, 541 Gemeinden und 58,573 Getaufte; in Barma, Assam, China, Japan und unter den Telugus 194 Missionare, 1682 eingeborne Prediger, 1126 Gemeinden und 112,122 Getaufte; in Afrika 429 Getaufte. In heidnischen Gebieten wurden letztes Jahr 11,716 Neubekehrte getauft, in Europa 7037.

— Durch Moody's Wirksamkeit im Westende London's ist auch ein Sohn des bekannten Maharadscha Dhalip Singh erweckt worden. Er betheiligt sich jetzt selbst an den Arbeiten der innern Mission.

— Zwei junge Geistliche, die im Dienst der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft nach Afrika hätten gehen sollen, sind zur Heilsarmee übergetreten; ebenso ein dritter Geistlicher, der auch schon für die Heidenmission in's Auge gefaßt war. Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft giebt ihnen Zeugniß, daß sie Männer von großer Frömmigkeit und Hingebung seien und bedauert um so mehr ihren Austritt. Als Beweggrund hat der eine von ihnen angegeben: „er fahre lieber mit einem Schnellzug, als mit einem Bummelzug!"

— Am 24. Juli weihte der Erzbischof von Canterbury zwei neue Bischöfe: Anson für die Diözese Assiniboia in Nordwest-Kanada und Hannington für Ost-Afrika. Während der Regierung der Königin Viktoria ist die Zahl der Kolonial- und Missionsbisthümer von 7 auf 77 gestiegen! Darunter sind etwa 20 auf nicht-englischem Boden gelegen und diese alle verdanken ihren Rechtsbestand der Parlamentsakte, durch welche s. Z. das evangelische Bisthum von Jerusalem gegründet wurde!

— Ein Bostoner Kaufherr, Namens Swett, hat der dortigen großen amerikanischen Missionsgesellschaft ungefähr eine Million Mark vermacht. Da er mehrere Schiffe besaß, die zwischen Amerika und Hawaii fuhren, hatte er Gelegenheit, näher bekannt zu werden mit der großen Umwandlung, welche auf dieser Inselgruppe die Mission zustande gebracht, und das hatte ihn für dieselbe gewonnen. Uebrigens hat er einer Gesellschaft für innere Mission ebenfalls eine Million vermacht.

— Die Missionsschule des Herrn Grattan Guinneß in London, welche vor 12 Jahren eröffnet wurde, hat bereits über 300 Arbeiter in alle Weltgegenden ausgesandt und zählt gegenwärtig 106 Zöglinge. Die Congo-Inland-Mission, welche 1877 von Herrn Guinneß gegründet und bisher von ihm geleitet wurde, ist jetzt der amerikanisch-

baptistischen Missions-Gesellschaft übergeben worden. 50 Brüder und Schwestern sind bis jetzt für diese Mission ausgesandt worden; aber nur 26 sind noch auf dem Platz, 10 sind gestorben, die übrigen krank in die Heimat zurückgekehrt. Die amerikanischen Baptisten, welche sich ein ganzes Jahr besonnen haben, bis sie diese schwierige Mission übernommen haben, gedenken jährlich ungefähr 140,000 Mk. auf dieselbe zu verwenden. Man hofft daher auf eine gedeihliche Weiterentwicklung. Unbegreiflich aber ist es uns, warum diese Mission nicht lieber den englischen Baptisten übergeben worden ist, welche ja die ersten am Congo waren und dort bereits eine Reihe von Stationen haben, zum Theil an den gleichen Orten, wie die Congo-Inland-Mission. Es wäre doch gewiß eine Ersparniß an Kosten und eine Vereinfachung in der Leitung und Verwaltung des Werkes, wenn dasselbe in Einer Hand wäre.

— Am 15. Juni wurde in der englisch-lutherischen Kirche zu Pottstown, Pennsylvanien, ein neuer Missionar für's Teluguland abgeordnet, Namens Mac Cready. Er ist in Indien von schottischen Eltern geboren, hatte sich schon als Knabe den Missionaren in Radschamandri angeschlossen und war vor einigen Jahren, von Miss. Artmann angeregt, nach Amerika gegangen, um dort zu studieren.

— Der neuesten Nummer des „Monatsblattes der Norddeutschen Miss.-Ges." entnehmen wir Folgendes: „In England sucht man jetzt durch ein Gesetz die Unglücksfälle auf der See zu vermindern. Der Minister, der dies Gesetz vorgelegt, hat sich erkundigt, wie viele Unglücksfälle denn wohl bisher vorgekommen sind, und da hat er gefunden, daß in der Dampferflotte Großbritanniens in fünf Jahren durch Schiffbruch 500 Seeleute (genau 499) ihr Leben verlieren, also jedes Jahr 100. Nicht in der Dampferflotte der ganzen Welt, sondern nur Großbritanniens, nicht auf den Segelschiffen, nicht auf den zahllosen Fischerbooten 2c., sondern nur auf den Dampfschiffen Großbritanniens, und da nicht, wenn jemand sonst verunglückt oder etwa in Westindien oder sonst einem ungesunden Klima stirbt, sondern im Schiffbruch gehen jährlich 100 Leben zu Grunde. Natürlich spricht Niemand davon, diese Dampferflotte abzuschaffen; man denkt mit Recht daran, die Zahl dieser Unglücksfälle zu vermindern, aber das Tod bringende Geschäft aufzugeben kommt Niemanden in den Sinn. Und warum sollten in der Mission, in der Arbeit, die auf die Ewigkeit berechnet ist, andere Gedanken gelten? Hundert Leben jährlich werden wohl in der ganzen über die Welt ausgedehnten Missionsarbeit nicht verbraucht, es müßte denn einmal in einer Verfolgungszeit das Blut der Märtyrer als Same der Kirche vergossen werden. Wir haben in unserer Mission ja allerdings eine starke Thränensaat thun müssen. Mit dem neuesten Todesfalle haben wir in unserer westafrikanischen Mission 35 Männer und 16 Frauen, zusammen 51 Leben durch den Tod verloren, und

wenn man die Liste dieser Namen durchsieht, wacht es im Herzen auf, wie viel mit jedem in's Grab gelegt ist. Aber das ist doch in 37 Jahren nur die Hälfte des Verlustes an Leben, den die Dampfschifffahrt Großbritanniens Jahr für Jahr bringt. Es wäre nicht billig, in der Sache des Reiches Gottes ungünstiger zu urtheilen, als in den Dingen, die dieses Leben nur angehen. Das wäre ein ungerechtes Gericht."

— Ein Dr. theol. Pierson in Philadelphia schreibt in „The gospel in all lands":

„Wahrlich, es ist Zeit, daß die Kirche Christi sich im Ernst an die Evangelisation der ganzen Welt mache als an ein Unternehmen, das nach geschäftlichen Grundsätzen, nach einem bestimmten Plan so in die Hand genommen wird, daß die verschiedenen evangelischen Gemeinschaften sich in die Arbeit theilen. Wie herrlich, wenn zu diesem Zweck ein ökumenisches Concil zusammenträte und dort ein Programm aufgestellt würde, nach welchem bis zum Jahr 1900 das Wort Gottes ohne Ausnahme allen Erdenbewohnern, einem jeden in seiner Sprache, in die Hand gegeben und jeder Seele der gekreuzigte Christus gepredigt werden sollte. Ich glaube, daß solch ein Programm ganz wohl ausführbar wäre. Wenn die Kinder dieser Welt irgend ein noch so großes, alle Länder der Erde umfassendes Unternehmen vor hätten, sie würden es in der halben Zeit durchführen, falls nur auf reichlichen Gewinn dabei zu rechnen wäre. Warum sollten die Kinder des Lichts langsamer oder träger sein? Der, der auf unsrer Seite ist, ist ja größer als alles. Von den 1000 Millionen Heiden, Muhammedanern und Katholiken, die es jetzt giebt, haben wohl an 700 Millionen das reine Evangelium noch nie gehört. Die Zahl der sogenannten Christen dagegen beläuft sich auf 4—600 Millionen. Nehmen wir nun von diesen etwa 10 Millionen als wahrhaft wiedergeborene evangelische Christen an, so kommen auf jeden derselben etwa 70 Seelen; und nimmt jeder von ihnen sich vor, daß durch seinen Dienst — direkt oder indirekt — im Lauf der 20 nächsten Jahre wenigstens 70 Ungläubige das Evangelium hören sollen, warum sollte das nicht ausführbar sein? Natürlich würde man hiezu wenigstens 10,000 neue Missionare brauchen; aber die wären ja zu haben, wenn nur von je 1000 jener wahren Christen immer Einer Missionar würde. Ferner würde man etwa 50 Millionen Mark jährlich mehr Beiträge brauchen, um den Unterhalt dieser Missionare zu bestreiten, und weitere 50 Millionen, um Druckereien und andere Hilfsmittel zu beschaffen. Aber wenn die Kirche Christi sich auf systematisches Geben legen wollte, so wäre das eine Kleinigkeit. Im Jahr 1878 haben 20 Personen zusammen 15 Millionen Mark beigesteuert, und eine Frau Stone hat im Lauf der Jahre allein von sich aus gegen 10 Millionen Mark für wohlthätige Zwecke gegeben. Daß der Herr es reichen Christen in's Herz giebt, solche Opfer zu

bringen, ist eins der aufmunterndsten Anzeichen des bevorstehenden Siegs seiner Sache. Wenn mehr gebetet, systematisch gegeben und nach den Grundsätzen der Arbeitstheilung verfahren würde, so könnte dieser Plan gewiß verwirklicht werden." (?)

Todesfälle.

Am 8. Februar starb in Rosario Missionar Lett nach 22jähriger Arbeit im Dienst der südamerikanischen Missionsgesellschaft, am 7. März Missionar Lockyer in Panama, am 29. Januar der Londoner Missionar Dalgleish nach 42jähriger Arbeit in Berbice, am 21. März Missionar Smith, 1841—72 in Ceylon; am 24. März Frau Haswell nach 48jährigem Dienst, meist in Barma; im April der früher in Ceylon thätig gewesene Dr. Cyrus T. Mills.

— Nach 45jährigem Dienst in Nordindien ist dort Frau Rudolph gestorben. Sie und ihr Mann waren ursprünglich von Goßner ausgesandt, hatten sich aber einige Jahre später der amerikanisch-presbyterianischen Mission angeschlossen. Wer sie kannte, war ihres Lobes voll.

— Auf der Heimreise von Njutschwang in der Mantschurei, wo er 15 Jahre lang gearbeitet hat, ist der irisch-presbyterianische Missionar Dr. Hunter gestorben. Nachdem er seine Gattin schon früh verloren, führte er ein einsames, von der Welt abgeschlossenes Leben, bereiste aber die ganze Mantschurei und überschritt sogar die russisch-chinesische Grenze. Ueber sein Ende, das ihn auf dem Schiff ereilte, nachdem er schon seit Jahren gekränkelt, hat der Schiffsarzt einen rührenden Bericht erstattet.

— Am 6. März starb in Uguha, Ostinnerafrika, der Londoner Missionshandwerker James Dann, erst 25 Jahre alt, der achte Todesfall in dieser jungen Mission.

— Am 25. März starb in Mpuapua, Ostafrika, Frau Stokes von der englisch-kirchlichen Mission.

— Am 22. April starb in Barmen, 80jährig, Herr Karl Friedrich Klein, langjähriger Präses der dortigen Missionsgesellschaft. Er war der Sohn eines württembergischen Pfarrers, früh an Arbeit und Sparsamkeit gewöhnt, wurde Kaufmann, lernte im Hause seines Prinzipals Röhrig zu Barmen die Kraft der göttlichen Gnade in Christo erfahren, fand dort auch seine Gattin, die jüngste Tochter der gottseligen Anna Schlatter, und wurde bald ein ebenso eifriger als weiser und demüthiger Arbeiter in der innern und in der äußern Mission. Kleinkinderschule und Jünglingsverein, Bibelgesellschaft und Presbyterium, die Evangelisation Italiens und Spaniens, wie die Bekehrung der Heiden — alles lag ihm gleich sehr am Herzen. Große körperliche Kraft, aber auch große Regelmäßigkeit im Essen und Trinken, strengste Pünktlichkeit in Geschäfts- und in Privatsachen, treues Auskaufen jedes Augenblicks, innere Sammlung bei äußerer

Unruhe, das Bedürfniß, nicht allein, sondern in Gemeinschaft mit andern zu arbeiten, daher bei jedem neuen Werk gleich Mitarbeiter zu suchen und ein Kommittee zu bilden, die Gewohnheit, wohl über seine eigenen Mißgriffe, nie über die anderer zu klagen, seine Sparsamkeit, seine Friedfertigkeit, sein Wahlspruch: „Aufschub ist der Tod des Fleißes und des Gelingens" befähigten ihn zu ungewöhnlichen Leistungen. „Das Wort Gottes war seine Richtschnur in all seinem Thun. Sein ununterbrochenes Gebetsleben war die Quelle seiner Kraft und die Gemeinschaft Gleichgesinnter seine Erholung."

— Am 22. Mai starb nach kaum zweijähriger Arbeit im Pandschab Frl. A. Norman von der englisch-kirchlichen Zenana-Mission. Ihr Vater ist General Sir Henry Norman.

— Am 29. Mai ist in England der berühmte Staatsmann und Missionsfreund Sir Bartle Frere gestorben. Seine letzten Worte waren die des 100. Psalms: „Jauchzet dem Herrn alle Welt. Dienet dem Herrn mit Freuden, kommt vor sein Angesicht mit Frohlocken."

Bücherschau.*)

Protestantische Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission. Ein Beitrag zur Charakteristik ultramontaner Geschichtsschreibung. Von D. Gustav Warneck. Erste Hälfte. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1884. Preis 3 Mk.

Von Herzen gratuliren wir dem Verfasser zur glücklichen Vollendung dieses ersten Theiles seiner so schwierigen und delikaten Arbeit, die er nicht im Interesse irgend einer Partei, sondern im Dienste der Wahrheit unternommen und mit ebensoviel Scharfsinn als Fleiß und Gewissenhaftigkeit durchgeführt hat. In durchaus objectiver, hoffentlich auch jeden aufrichtigen Gegner überzeugender Weise hat er nachgewiesen, daß die nachgerade zur Gewohnheit gewordenen römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission einfach ein Stück der systemgemäßen jesuitischen Polemik sind und in den meisten Fällen auf purer Verleumdung beruhen; daß ferner die römische Missionsliteratur einen durch und durch legendarischen, keinen historischen Charakter trägt, als geschichtliche Quelle also höchstens nur mit der äußersten Vorsicht benutzt werden kann, und

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.

endlich daß die genauere Kenntniß der römischen Mission uns die evangelische, trotz all ihrer Schwachheiten, erst recht theuer und die Arbeit für sie zur doppelt fröhlichen Pflicht machen muß. Die sechs Kapitel sind überschrieben: 1. Die römische Provokation. 2. Eine „klassische" Missionsgeschichte (Marshall). 3. Ein Wort wider Janssen. 4. Die römische Citierkunst. 5. Die apostolische Mission im Spiegel ultramontaner Geschichtschreibung. 6. Die römische Missionslegende.

Das Hinterland von Walfischbai und Angra Pequena. Eine Uebersicht der Kulturarbeit deutscher Missionare und der seitherigen Entwicklung des deutschen Handels in Südwestafrika. Von C. G. Büttner, früher Missionar in Damaraland. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1884. Preis 2 Mk.

Wer den Verfasser bereits aus früheren Publikationen kennt, wird begierig auch nach diesem Büchlein greifen, das charakteristischerweise in der von W. Frommel und Fr. Pfaff herausgegebenen Sammlung von Vorträgen erschienen ist, aber weit über das Maß eines Vortrags hinausgeht. Auf 122 Seiten werden geschildert die Küste und das Klima von Südwestafrika, die Urzustände der Herero, Bergdamara und Namaqua, die Anfänge des Verkehrs mit der Kapkolonie, die Kupferminen, die Missionskolonie Otyimbingue, die Geschichte der Barmer Missionshandelsgesellschaft und ihres Zusammenbruchs, die englische Annexionspolitik und der „Status quo." Das fesselnde Schriftchen ist ein sehr beachtenswerther Beitrag nicht nur zum Verständniß der gegenseitigen Beziehungen zwischen Mission und Kultur, sondern auch zur Klärung der gegenwärtig auf der Tagesordnung stehenden Angra Pequena-Frage. Möchten doch die in dieser Sache zum Handeln oder auch zum Reden und Schreiben Berufenen sich hier Raths erholen. Vielleicht können auch die Missionsleitungen aus den eingestreuten kritischen Bemerkungen etwas lernen.

Unter dem Joche der Cäsaren. Kulturgeschichtliche Erzählung aus der Zeit des Kaisers Hadrian und den Tagen des Verfalls Judäa's. Für die reifere Jugend von Oskar Höcker. Mit vielen Illustrationen von Professor A. Baur. Leipzig, Ferd. Hirt u. Sohn. 1884. Preis in Prachtband 5 Mk.

Ein unternehmender Verleger und ein begabter Schriftsteller haben sich vereinigt, um der reifern deutschen Jugend unter dem Titel: „Der Sieg des Kreuzes" eine Reihe kultur- und religionsgeschichtlicher Bilder von der Entwicklung des Christenthums zu bieten. Der erste Band dieses Werkes liegt uns vor, und wir bewundern das Geschick, mit welchem der Verfasser eine große Menge historischer Einzelzüge und antiquarischer Mosaikstückchen mit Hilfe seiner lebhaften Phantasie zu Einem Bilde verarbeitet hat. Anerkennen müssen wir auch die Zurückhaltung, welche er hinsichtlich

der romanhaften Elemente seiner Erzählung im wahren Interesse der „Jugend“ geübt hat, dankbar hervorheben auch die Mühe, die er sich gegeben hat, allem Konfessionellen fern zu bleiben und ganz nur den genuin christlichen Ton anzuschlagen. Aber — ob ihm das letztere wirklich gelungen ist, das ist uns mehr als einmal zweifelhaft erschienen. Beständig redet er und läßt die Helden seiner Erzählung reden von den „schönen“, den „unsterblichen“ Lehren des Christenthums; einmal ist die Rede vom „seligen Frieden, welchen die Lehre des Heilands über den gläubigen Menschen bringt“; ein andermal vom „beseligenden Bewußtsein, ein durch das Schicksal geläuterter Mensch zu sein“, wieder einmal vom „Bewußtsein eines guten Gewissens“. Seite 122 wird geradezu an den Haaren herbeigezogen „jene Wittwe, die vom Apostel Petrus zu Joppe dem Scheintod entrissen worden war!“ Wir möchten gewiß dem Verfasser in keiner Weise Unrecht thun, aber die angeführten Stellen berechtigen doch wohl zu dem Wunsche, der Verfasser möchte sich für die Fortsetzung seiner Arbeit doch noch etwas tiefer in den Geist des genuinen Christenthums versenken. Die beigegebenen Bilder sind sehr schön. Eine Probe davon theilen wir in dieser Nummer mit.

Tropicals Trials. A Handbook for Women in the Tropics (460 S.) und **On Duty under a Tropical Sun** (190 S.) von Major S. Leigh Hunt & Alexander S. Kenny, M.R.C.S.E.; A.K.C. London: W. H. Allen & Co., 13 Waterloo Place. 1883.

Das erste und umfangreichere dieser beiden groß gedruckten und schön ausgestatteten Bücher ist für Frauen, das zweite, kleinere für Männer, namentlich für Offiziere, Ingenieure u. dgl., sowie für Reisende von Fach bestimmt. Der Ton ist nicht wissenschaftlich, sondern mehr gemüthlich. Die Rathschläge sind aus der Praxis für die Praxis. Sowohl was über die Aussteuer und die Anschaffungen vor der Reise, als über die Reise selbst, die Seekrankheit und dergl., sowie über das Leben, Arbeiten, Essen, Trinken, Kranksein 2c. in den Tropen gesagt ist, hat unseren vollen Beifall gefunden. Die beiden Bücher sind ebenso lehrreich als unterhaltend, für ausziehende Missionsleute und andere Indien- oder Afrikafahrer sehr zu empfehlen. Unsrer Ansicht nach sollte nicht nur von den einzelnen Missionaren und Missionsfrauen, sondern auch von den Missionsleitungen den hier besprochenen Fragen noch viel mehr Aufmerksamkeit zugewandt werden, als bisher üblich gewesen. Wir wissen von jungen Missionsreisenden, die schon auf dem Weg nach Indien durch einen Sonnenstich schwer krank wurden, bloß weil niemand sie gewarnt und ihnen die Anschaffung eines Sonnenhuts empfohlen hatte. Und andrerseits, wieviel Unnützes und Werthloses wird oft mit hinausgenommen! Nach beiden Seiten hin können wir die oben genannten englischen Werke, namentlich das größere, zuversichtlich empfehlen.

Handbuch der theologischen Wissenschaften in encyklopädischer Darstellung mit besonderer Rücksicht auf die Entwicklungsgeschichte der einzelnen Disciplinen. Herausgegeben von Prof. Dr. Otto Zöckler. Zweite, sorgfältig durchgesehene, theilweise neubearbeitete Auflage. Nördlingen. C. H. Beck'sche Buchhandlung. 1884. Erster Band, 1. Hälfte. Preis Mk. 6.50.

Kaum ist die erste Auflage dieses überaus nützlichen Werkes vollständig erschienen, so überrascht uns bereits der Anfang einer zweiten. So hoch wir dasselbe bisher schon gehalten, so ist durch diesen raschen Erfolg unsere Ansicht von der Gediegenheit und namentlich von der praktischen Brauchbarkeit desselben doch noch bestärkt worden. Es den Theologen und Pfarrern zu empfehlen, ist nicht unsere Sache. Dagegen möchten wir alle Missionare darauf aufmerksam machen, namentlich diejenigen, welche an Prediger-seminaren oder anderen höheren Lehranstalten arbeiten, sowie die große Zahl derjenigen, welche auf einige Zeit in die Heimat zurückgekehrt sind nicht bloß um ihre Gesundheit wieder zu stärken, sondern auch um in wissenschaftlicher und religiöser Beziehung sich zu erfrischen und, womöglich, neu auszurüsten. Ihnen bietet dies Werk gerade was sie brauchen: eine klare, übersichtliche und doch nicht nur skizzenhafte Zusammenstellung dessen, was während der ersten beiden Drittel unseres Jahrhunderts durch die evangelische Theologie für Wissenschaft, Kirche und Leben ist erarbeitet worden. Anordnung und Darstellung sind von der Art, daß das Ganze ebenso gut fortlaufend gelesen, als zum Nachschlagen benutzt werden kann. Es zerfällt in drei Bände: I. Grundlegung und Schrifttheologie, d. h. a) das theologische Wissensganze — von O. Zöckler, b) die exegetische Theologie: 1. Lehre vom A. T. (Einleitung, Archäologie, Geschichte und Theologie des A. T.) von H. L. Strack und Fr. W. Schultz; 2. Lehre vom N. T. — von L. Schultze und Grau; 3. die Lehre vom Schriftganzen — von W. Volck. II. Kirchenhistorische und dogmatische Theologie, jene von Zöckler, v. Scheele, Viktor Schultze und Zeller, diese von R. Kübel, Cremer und Zöckler bearbeitet. III. Ethik und praktische Theologie, von E. Chr. Luthardt, diese von v. Zezschwitz, Harnack, Plath und Schäfer bearbeitet. Alle drei Bände zusammen kosten etwas über 30 Mk. Wer einem einzelnen Missionar oder auch einer Stations- oder Missionshausbibliothek ein Geschenk von bleibendem Werthe machen will, der greife zu diesem Buch.





Die

Bedeutung der ärztlichen Mission in China.

Schansi, einst das eigentliche Stammland, jetzt eine der nördlichsten Provinzen des chinesischen Reiches, zählt nicht weniger als 14 Millionen Einwohner. Unter diesen arbeiten neben den römischen Katholiken nur drei evangelische Missionen: die China Inland-Mission, die englische Baptisten-Missionsgesellschaft und seit 1881 auch die Amerikanische (Bostoner) Missionsgesellschaft. Hören wir, was ein Missionar dieser letzteren, der freilich noch ein Neuling in China ist, aber gerade deswegen vielleicht manches schärfer sieht und tiefer empfindet, als ein des Landes schon Gewohnter, über das Bedürfniß nach Missionsärzten zu sagen hat:

„Wenn irgend einer meiner Leser sich einbildet, daß die Chinesen im Allgemeinen nach dem Evangelium hungern und dürsten oder daß der Ruf „Komm herüber und hilf uns!" hier täglich an unser Ohr dringt, so möge er nur zu uns nach Schansi kommen. Es wird nicht lange dauern, bis er sich überzeugt hat, daß die Chinesen nichts von ihm wollen. Daß sie der Mission bedürfen, das unterliegt ja keinem Zweifel; daß sie aber nach ihr verlangen, ist leider eine Einbildung! Abgesehen von der Neugier, einen fremden Teufel zu sehen, und von der Hoffnung, ihm etwas Geld aus der Tasche locken zu können, ist dem gemeinen Mann gar nichts am Missionar gelegen; derselbe mag kommen oder wieder gehen, es ist ihm völlig einerlei. Und was die Gebildeten, insbesondere die Beamten betrifft, so wünschen sie ihn ganz entschieden fort — zum Lande hinaus. So höflich und geschmeidig die Chinesen auch sein

mögen — und daß sie hier höflicher gegen uns sind, als wir in Amerika gegen sie, das steht fest — so wären doch alle durch die Bank im Grunde froh, wenn wir wieder giengen, ja bereit, uns noch etwas zuzuzahlen, wenn wir nur gewiß gehen und nie wiederkommen wollten.

„Offene Feindseligkeit ist eine Ausnahme. Wir sind ihnen lästig, das ist alles. Hie und da begegnet man noch leisen Spuren von Dankbarkeit für die während der Hungersnoth 1877 und 1878 geleistete Hilfe. Gerade in Schansi wüthete dieselbe ja am schrecklichsten. Aber mit jenem erstaunlichen Mangel an Schlangenklugheit und Schlagfertigkeit, durch den die evangelische Kirche sich schon mehr als einmal ausgezeichnet hat, wurde jene herrliche Gelegenheit unbenützt gelassen, so daß die Frucht fast ausschließlich den Römisch-Katholischen in den Schooß gefallen ist, die doch viel weniger Anspruch darauf hatten, als wir.

„Abgesehen vom Sprachlernen und dem sich einleben in Land und Leute, ist die erste und schwierigste Aufgabe, welche wir hier zu lösen haben, die: auf irgend eine Art die Gleichgültigkeit, das Mißtrauen und die Vorurtheile des Volkes zu überwinden. Ließe sich nun irgend ein allgemein verbreitetes und ebenso allgemein anerkanntes Bedürfniß entdecken, dem wir fremden Eindringlinge abzuhelfen vermöchten, irgend eine durchaus praktische, ganz selbstlose und an und für sich wohlthätige Art der Wirksamkeit, so wäre offenbar viel gewonnen. Und ein solches Bedürfniß ist vorhanden. Von hoch und nieder, vom Literaten wie vom gemeinen Mann wird unumwunden anerkannt, daß wir an medicinischen Kenntnissen, jedenfalls an chirurgischer Fertigkeit, den Chinesen weit überlegen sind. Und sobald ein Missionar hier sich auf ärztliche Praxis einläßt, ist's aus damit, daß man nichts von ihm will und er selbst wie ein Eindringling sich vorkommt. Wer das nicht kann oder wem kein dazu qualifizirter Kollege zur Seite steht, der kann Jahre lang warten, bis er das Vertrauen und die Achtung der Heiden gewinnt. Ja, diese erwarten es geradezu, daß jeder christliche Prediger oder Lehrer, der aus dem Auslande zu ihnen kommt, auch von der Heilkunde etwas verstehe. Wie groß wird daher ihre Enttäuschung sein, wenn auf einer neu gegründeten Station kein einziger Missionar ist, der dieser Erwartung entspricht!

„Hier ist also eine Handhabe, ein Anknüpfungspunkt von um so größerer Bedeutung für uns, als auch die uns sonst so auffässigen Gelehrten und Beamten des Landes 1) das Bedürfniß der leiblichen Heilung oft genug selbst empfinden und 2) den Europäern auf diesem Gebiet vorneweg mehr zutrauen, als ihren eigenen Quacksalbern. Dazu kommt, daß gerade durch die missionsärztliche Praxis der Beweggrund unseres Kommens und überhaupt der Geist des Evangeliums den Heiden am leichtesten verständlich gemacht wird. Wie die Heilungen und Wunder, welche Jesus vollbrachte, nicht ein bloßer Beweis für seine Predigt von der Liebe Gottes, sondern in erster Linie eine Offenbarung dieser Liebe selbst waren, so verhält es sich auch mit der in Seinem Geist und in Seinem Dienst ausgeübten Heilkunst. Welche Bedeutung daher die ärztliche Mission gerade da hat, wo ein neues Arbeitsfeld in Angriff genommen wird, leuchtet ein. Wenn dieselbe zu nichts gut wäre als dazu, den Leuten zu beweisen, daß wir um ihretwillen, nicht um unseretwillen in ihre Mitte gekommen sind, so wäre es schon genug. Wer etwas davon erfahren hat, welchen Unterschied es bei der Gründung einer neuen Station in China macht, ob ein Arzt dabei ist oder nicht, der weiß, was das zu bedeuten hat. Der Missionsarzt ist gleichsam der Dolmetscher, der als Vermittler zwischen den Heiden auf der einen und seinen lehrenden Kollegen auf der anderen Seite dasteht, um durch sein Thun den unmißverstehbaren Kommentar zu liefern zu dem, was die anderen mit Worten predigen.

„Es fällt mir nicht ein, andere Zweige und Arten der Missionsarbeit, auch der vorbereitenden Missionsarbeit, verkleinern zu wollen; ich möchte nur einmal recht nachdrücklich hervorheben, daß bei Eröffnung einer neuen Mission das Heilen von Krankheiten wohl das wirksamste, nachhaltigste und fruchtbarste Hilfsmittel sein dürfte, also keine bleibende Missionsniederlassung ohne Mitwirkung eines Arztes gegründet werden sollte. Es ist erstaunlich, mit wie wenig Kenntnissen man hier schon viel ausrichten kann. Jeder Missionar sollte daher, wenn irgend möglich, etwas von Medicin verstehen, um wenigstens am Anfang seiner Wirksamkeit von diesem wichtigen Hilfsmittel Gebrauch zu machen. Auf keinem andern Weg wird er so schnell und zugleich so gründlich in persönliche Berührung mit den Leuten kommen,

sie verstehen lernen und überhaupt die für alles weitere unentbehrliche „Fühlung“ gewinnen. Und welch' selten günstige Gelegenheit hat man gerade als Arzt, im rechten Augenblick das rechte Wort zum Herzen zu sprechen!

„Nun ist's freilich wahr, daß auch eine Gefahr darin liegt. Denn haben die Leute einmal herausgefunden, daß der Missionar ihre Kranken heilen kann, so werden sie ihn dermaßen überlaufen, daß ihm wenig Zeit zu anderen Arbeiten übrig bleibt, wenn er nicht fest hinsteht. Aber das beweist ja gerade, daß keine Missionsstation ohne einen eigentlichen Arzt sein sollte. Und das ist das Zweite, was ich hervorheben möchte: der höchste Erfolg kann nur da erreicht werden, wo neben allen anderen Arbeiten auch die eines gründlich geschulten christlichen Arztes nicht fehlt. Ist ein solcher da, so brauchen die anderen Missionare nicht mehr mit Mediciniren sich zu plagen, es kommt zu einer fruchtbaren Arbeitstheilung und jeder kann nun erst recht frisch und frei seiner besonderen Aufgabe nachkommen. Unsere Mission in Schansi sollte nothwendig dieses Jahr noch wenigstens drei Missionsärzte erhalten, und im nächsten Jahr würden wir mindestens für drei weitere je eine offene Thür haben. Aber wo sind die sechs? oder auch nur die drei? Und wenn sie sich anbieten, werden die Missionsfreunde es gutheißen, daß so viele auf Ein Arbeitsfeld gesandt werden?

„Während der letzten $1^1/_2$ Jahre, die ich in Amerika war, habe ich mit 18 jungen Medicinern beiderlei Geschlechts theils mündlich, theils schriftlich verhandelt, die sich alle mehr oder weniger für die Heidenmission interessirten. Aber von all diesen habe ich nur Einen gewinnen können! Im Herbst dieses Jahres wird dieser Eine, so Gott will, zu uns nach Schansi kommen. Von einem zweiten höre ich soeben, daß er sich für den Missionsdienst entschieden hat; aber der ist nach Syrien (Beirut) gezogen. Welch' großartige, ausgebreitete Wirksamkeit aber gerade in China dem tüchtigen Missionsarzt sich eröffnet, das zeigt das Beispiel Dr. Schofield's von der China Inland-Mission. In seinem ersten Jahr hatte er 3528 Patienten (im Spital 40, in der Dispensary 3488, in ihren eigenen Häusern 0), im zweiten nicht weniger als 6707 (im Spital 105, in der Dispensary 6570, in ihren Häusern 32) zu behandeln, also fast eine Verdoppelung der Arbeit im Lauf eines einzigen Jahres!

Und durch diese seine Arbeit, ja auch durch seinen Tod hat der Frühvollendete allen künftigen Missionsärzten in Schansi auf's Wirksamste die Bahn gebrochen. Wer jetzt nachkommt, wird nicht bloße Vorbereitungsdienste, sondern eigentliche Reichsgottesarbeit zu thun finden.

„Das Bedürfniß nach tüchtigen Aerzten, das wir Missionare selbst für uns und die unseren hier haben, könnte natürlich auch noch geltend gemacht werden. Aber wie viele Amerikaner und Europäer gehen ja — um des Geldes willen — auch an Orte, wo ärztliche Hilfe oft Wochen- oder Monatelang nicht zu haben ist, und doch fällt es Niemand ein, sie extra zu bemitleiden oder gar eine Kollekte zu ihrem Besten zu veranstalten! So schweige ich denn von unserem Bedürfniß, aber nur um desto lauter meine Stimme zu erheben für das arme — Schansi. Nur von diesem habe ich reden wollen. Inwieweit meine Ausführungen auch auf andere Missionsfelder passen, darüber wage ich nichts zu behaupten."

Nun, auf das gesammte chinesische Missionsfeld wenigstens passen diese Ausführungen gewiß. Dafür könnten wir aus allen Provinzen, in welche bis jetzt Missionare gekommen sind, eine Reihe von Belegen anführen. Eins der neuesten Beispiele theilt der Newyorker „Independent" mit, wenn er berichtet: „Am 2. Decbr. vorigen Jahres kam Dr. Crews von der amerikanisch-methodistischen Mission in Tschungking, West-China, an. Sein erster Patient war ein französischer Priester. Und bald stellten zahlreiche Eingeborne sich hilfesuchend ein. In der Provinz Sztschuen ist nämlich der Aberglaube verbreitet, daß die Abendländer im Besitz vieler unschätzbarer Geheimnisse auf dem Gebiete der Heilkunde sind. Jeder europäische oder amerikanische Arzt wird daher als ein sehr großer Mann angesehen und seine Hilfe von den Kranken aller Stände in Anspruch genommen. Man darf also viel Erfolg von diesem ersten regelrechten ärztlichen Missionsversuch in Sztschuen erwarten."

Ein anderes Beispiel ist die große Insel Hainan, welche bis vor wenigen Jahren uns Abendländern fast eine terra incognita und jedenfalls der evangelischen Mission noch ganz verschlossen war. Dort hat der aufopfernde und eifrige Däne Jeremiassen durch

seine ärztlichen Dienstleistungen die Eingeborenen — Chinesen und Ureinwohner — auf eine so gewinnende Weise mit dem Christenthum bekannt gemacht, daß allerlei predigende Missionare aus England und aus Amerika sich jetzt anschicken, durch diese offene Thür einzugehen.

Gewöhnlich meint man, es sei selbstverständlich, daß die Missionsärzte den Heiden ihre Dienste ganz umsonst leisten, ja auch die Arzneien ihnen unentgeltlich liefern. Diese Meinung beruht aber auf einer ganz verkehrten Auffassung von dem, was gewöhnlich als „christliche Liebe“ bezeichnet wird. Die wahre christliche Liebe besteht nicht darin, daß alles an alle hergeschenkt wird, sondern vielmehr darin, daß unter eingehender Erwägung der obwaltenden Umstände nur mit Weisheit und im Blick auf den höchsten Zweck, d. h. auf die Rettung der Seelen, gegeben werde. Manche Heiden haben einen so sonderbaren Geschmack, daß sie von gewissen Medicamenten sich wieder und wieder bedeutende Quantitäten geben lassen, bloß um dieselben als eine Art Leckerbissen zu verschlingen. Auch ist's schon vorgekommen, daß ein Chinese, dessen gebrochener Arm vom Missionsarzt schön in hölzerne Schienen war gelegt worden, dieses Holz beharrlich als Feuerungsmaterial verbrauchte in der Erwartung, der gute Doctor werde nicht verfehlen, dasselbe immer wieder zu ersetzen! Da ist offenbar nicht bloß Taubeneinfalt, sondern auch ein wenig Schlangenklugheit durchaus am Platz. Wir stimmen daher völlig den folgenden Bemerkungen bei, welche sich in einem Brief Missionar Kammerer's finden. Derselbe plädirt nämlich auch für einen Missionsarzt, fügt aber hinzu: „Oft schadet die christliche Liebesthätigkeit ebensoviel als sie nützt, wenn sie nämlich nicht weise und gerecht geübt wird. So oft auf irgend einem Gebiet derselben, besonders wo sie systematisch betrieben wird, der letzte und höchste Zweck, das Heil der Seelen, auch nur theilweise aus dem Auge gelassen wird und man den Leuten, ich möchte sagen, blindlings aus der Noth hilft, so ist die Gefahr vorhanden, daß diese ungöttliche Liebe dem Empfänger schadet, weil er zu früh oder zu leicht oder zu unmittelbar aus der leiblichen Noth befreit wird, welche ihm von Gott zur Sündenerkenntniß auferlegt wurde. Das ist in der Mission erfahrungsgemäß überall da der Fall, wo das Aeußere derselben zu anlockend ist, wo durch Schulen und andere Einrichtungen, die von fremdem Gelde gegründet und unter-

halten werden, die Leute zu sehr aus ihren Verhältnissen herausgehoben werden. Wenn wir aus Europa nach China kommen und die Leute in ihren uns unbegreiflich primitiven Verhältnissen finden, so schließen wir sofort auf große Armut. Dieser Schluß, der meist nur relativ richtig, oft aber auch ganz falsch ist, hat in der Mission Verhältnisse herbeigeführt, die eine gesunde und wahre Missionsarbeit fast unmöglich machen, indem die Eingeborenen veranlaßt werden, aus der Mission nichts als äußere Vortheile herausschlagen zu wollen. Die Heiden haben überall und zu allem Geld; nur wenn sie vom Missionar etwas wollen, haben sie nichts. Auch unsere Christen haben überall und zu allen Zeiten Geld; nur wenn man Schulgeld, Kostgeld, Kirchensteuer von ihnen verlangt, haben sie nichts. Der erste Grundsatz des Missionsarztes sollte daher sein: Keine Arznei ohne Geld! wenn auch mit der Glosse: Keine Regel ohne Ausnahme. Auch die Bibel- und Traktatgesellschaften sind hier durch Erfahrung zu dem gleichen Grundsatz gekommen."

Diese Bemerkungen sind gewiß ebenso richtig als beherzigenswerth. Möchten sie dazu beitragen, daß nicht nur die Berufsarbeiter der Mission, sondern auch die weiteren Kreise der Missionsfreunde immer besser verstehen lernen, mit welcher Art von Wohlthätigkeit den Heiden am besten gedient ist.

Eine Fortsetzung von Hebräer eilf.

Von der Apostelgeschichte hat man schon gesagt, sie sei ein Buch, unter welchem eigentlich stehen sollte: „Fortsetzung folgt." Das Gleiche gilt auch vom herrlichen eilften Kapitel des Hebräerbriefs, diesem hohen Lied des heldenhaften, weltüberwindenden Glaubens. So gewiß der alte Gott noch immer lebt und so gewiß die ganze Kirchen- und Missionsgeschichte zurückzuführen ist auf das Wirken des erhöheten Heilands, so gewiß ist es keine Anmaßung, wenn neulich ein hervorragender englischer Missionsfreund, der vortreffliche R. N. Cust, das, was er über die afrikanische Mission in einer Konferenz zu Powys Hall zu sagen hatte, gleich-

sam in Form einer Fortsetzung von Hebräer eilf zu sagen versuchte. Wir erlauben uns, seinen Vortrag*) in freier Uebersetzung und etwas abgekürzt hier wiederzugeben.

Es ist nicht Afrika selbst, wovon ich heute reden möchte, auch nicht das Volk oder die Zustände oder die Bedürfnisse Afrikas; sondern ausschließlich von den afrikanischen Missionaren will ich reden. Sie selbst können das ja nicht thun. Höchstens ihrer Mängel und ihrer eigenen Unzulänglichkeit gedenken sie, wenn sie überhaupt je einmal von sich reden. Aber auch die Vorsteher und Leiter unserer Gesellschaften sind nicht in der Lage, unparteiisch über die Gesammtheit ihrer Missionare zu urtheilen, denn von einigen derselben wissen sie nur zu viel, von anderen so gut wie gar nichts. Wir sehen sie im Kommittee-Zimmer, wenn sie jung und voll Eifers hinauszuziehen sich anschicken, kaum recht wissend, wie schwer die Aufgabe ist, welche draußen auf sie wartet. Wir sehen sie wieder, wenn sie nach einigen Jahren nüchterner, gewitzigter und gebeugter, aber nicht weniger eifrig in die Heimat zurückkehren; und wieder einige Jahre später, wenn sie mit gebrochener Kraft zum zweiten- oder drittenmal nach Europa kommen, meist voll Heimweh nach dem Land ihrer Wahl und voll Unwillen gegen den Arzt, der ihnen die Rückkehr dorthin nicht erlauben will. Viele aber sehen wir gar nicht wieder, weil sie auf dem Kampfplatz — „geblieben“ sind.

Gar manche von ihnen sind begabte, hervorragende Männer, die in einem weltlichen Beruf es zu Reichthum und Ruhm oder im heimatlichen Kirchendienst zu Würden und Ansehen hätten bringen können, aber, gedrungen von der Liebe zu den armen Heiden, hinausgezogen sind, ihre Seelen zu retten. Und andere sind ihnen nachgefolgt. Was hat sie bewegt? Nichts anderes, als der schlichte Glaube an das Wort ihres Herren und Heilands, derselbe Glaube, auf welchen das eilfte Kapitel des Hebräerbriefes alles Große und Entscheidende in der Geschichte des Volkes Israel zurückführt. Und damit sich diese erhebende Thatsache recht tief auch unserem Gedächtnisse einprägen möge, lassen Sie mich heute die Geschichte der Bahnbrecher des afrikanischen Missionswerks kurz

*) Missionary Heroes. By R. N. Cust. London: John F. Show & Co.

darstellen als eine Art Fortsetzung zu eben jenem eilften Kapitel des Hebräerbriefs.

Durch den Glauben hat vor mehr als anderthalb Jahrhunderten die Brüdergemeine den ersten Missionar zu den armen, von den holländischen Ansiedlern wie Hunde behandelten Hottentotten nach Südafrika zu senden beschlossen. Durch den Glauben hat sich damals Georg Schmidt erboten hinauszugehen, und durch den Glauben hat er mit dem geknechteten Volke Schmach und Entbehrungen geduldig ertragen, bis Menschen, die sich Protestanten hießen, aus Furcht vor dem Zusammenbruch ihres Einflusses ihm verboten, seine ersten Bekehrten zu taufen, ja endlich ihn selbst ohne viel Komplimente nach Europa zurückexpedirten! Durch den Glauben haben 50 Jahre später (1792) die Herrenhuter drei weitere Missionare nach Südafrika gesandt, welche auf den Ruinen des einst von Georg Schmidt bewohnten Hauses die Station Gnadenthal errichteten, nachdem sieben Jahre vorher dieser Nestor der afrikanischen Mission — knieend wie Livingstone und Krapf — zur ewigen Ruhe gegangen war.

Durch den Glauben sind dann auch die Londoner und die wesleyanische Missionsgesellschaft, die Kirche von England, die schottische Freikirche und die Bostoner Missionsgesellschaft in die Arbeit in Südafrika eingetreten, und durch den Glauben hat ein Moffat die Bibel in die Sprache der Betschuanen, ein Wilder sie in die der Zulus, ein Boyce, Appleyard und andere in die der Kaffern übersetzt — allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Durch den Glauben hat Moffat's Schwiegersohn, David Livingstone, sein Haus, seine Schule, seine Station aufgegeben, um seine großen Missions- und Entdeckungsreisen anzutreten, welche bestimmt waren, ein neues Licht über die ganze Südhälfte des Welttheils zu verbreiten. Durch den Glauben hat er Gefahren überstanden, Strapatzen ertragen, Verfolgung erduldet, sein theures Weib in afrikanische Erde — am Sambesi — gebettet. Durch den Glauben hat er sich durchgeschlagen bis nach Benguela an der Westküste, bis nach Kilimane an der Ostküste und endlich bis Njangwe im Norden, neue Flüsse, neue Seen, neue Stämme und neue Sprachen entdeckend. Aus den Schweißtropfen gleichsam, die da von seiner Stirne gefallen, sind wie frische Blumen all die neuen Missionen erblüht, welche in den letzten Jahrzehnten von Männern

sie verstehen lernen und überhaupt die für alles weitere unentbehrliche „Fühlung“ gewinnen. Und welch' selten günstige Gelegenheit hat man gerade als Arzt, im rechten Augenblick das rechte Wort zum Herzen zu sprechen!

„Nun ist's freilich wahr, daß auch eine Gefahr darin liegt. Denn haben die Leute einmal herausgefunden, daß der Missionar ihre Kranken heilen kann, so werden sie ihn dermaßen überlaufen, daß ihm wenig Zeit zu anderen Arbeiten übrig bleibt, wenn er nicht fest hinsteht. Aber das beweist ja gerade, daß keine Missionsstation ohne einen eigentlichen Arzt sein sollte. Und das ist das Zweite, was ich hervorheben möchte: der höchste Erfolg kann nur da erreicht werden, wo neben allen anderen Arbeiten auch die eines gründlich geschulten christlichen Arztes nicht fehlt. Ist ein solcher da, so brauchen die anderen Missionare nicht mehr mit Mediciniren sich zu plagen, es kommt zu einer fruchtbaren Arbeitstheilung und jeder kann nun erst recht frisch und frei seiner besonderen Aufgabe nachkommen. Unsere Mission in Schansi sollte nothwendig dieses Jahr noch wenigstens drei Missionsärzte erhalten, und im nächsten Jahr würden wir mindestens für drei weitere je eine offene Thür haben. Aber wo sind die sechs? oder auch nur die drei? Und wenn sie sich anbieten, werden die Missionsfreunde es gutheißen, daß so viele auf Ein Arbeitsfeld gesandt werden?

„Während der letzten $1^1/_2$ Jahre, die ich in Amerika war, habe ich mit 18 jungen Medicinern beiderlei Geschlechts theils mündlich, theils schriftlich verhandelt, die sich alle mehr oder weniger für die Heidenmission interessirten. Aber von all diesen habe ich nur Einen gewinnen können! Im Herbst dieses Jahres wird dieser Eine, so Gott will, zu uns nach Schansi kommen. Von einem zweiten höre ich soeben, daß er sich für den Missionsdienst entschieden hat; aber der ist nach Syrien (Beirut) gezogen. Welch' großartige, ausgebreitete Wirksamkeit aber gerade in China dem tüchtigen Missionsarzt sich eröffnet, das zeigt das Beispiel Dr. Schofield's von der China Inland-Mission. In seinem ersten Jahr hatte er 3528 Patienten (im Spital 40, in der Dispensary 3488, in ihren eigenen Häusern 0), im zweiten nicht weniger als 6707 (im Spital 105, in der Dispensary 6570, in ihren Häusern 32) zu behandeln, also fast eine Verdoppelung der Arbeit im Lauf eines einzigen Jahres!

Und durch diese seine Arbeit, ja auch durch seinen Tod hat der Frühvollendete allen künftigen Missionsärzten in Schansi auf's Wirksamste die Bahn gebrochen. Wer jetzt nachkommt, wird nicht bloße Vorbereitungsdienste, sondern eigentliche Reichsgottesarbeit zu thun finden.

„Das Bedürfniß nach tüchtigen Aerzten, das wir Missionare selbst für uns und die unseren hier haben, könnte natürlich auch noch geltend gemacht werden. Aber wie viele Amerikaner und Europäer gehen ja — um des Geldes willen — auch an Orte, wo ärztliche Hilfe oft Wochen- oder Monatelang nicht zu haben ist, und doch fällt es Niemand ein, sie extra zu bemitleiden oder gar eine Kollekte zu ihrem Besten zu veranstalten! So schweige ich denn von unserem Bedürfniß, aber nur um desto lauter meine Stimme zu erheben für das arme — Schansi. Nur von diesem habe ich reden wollen. Inwieweit meine Ausführungen auch auf andere Missionsfelder passen, darüber wage ich nichts zu behaupten."

Nun, auf das gesammte chinesische Missionsfeld wenigstens passen diese Ausführungen gewiß. Dafür könnten wir aus allen Provinzen, in welche bis jetzt Missionare gekommen sind, eine Reihe von Belegen anführen. Eins der neuesten Beispiele theilt der Newyorker „Independent" mit, wenn er berichtet: „Am 2. Decbr. vorigen Jahres kam Dr. Crews von der amerikanisch-methodistischen Mission in Tschungking, West-China, an. Sein erster Patient war ein französischer Priester. Und bald stellten zahlreiche Eingeborne sich hilfesuchend ein. In der Provinz Sztschuen ist nämlich der Aberglaube verbreitet, daß die Abendländer im Besitz vieler unschätzbarer Geheimnisse auf dem Gebiete der Heilkunde sind. Jeder europäische oder amerikanische Arzt wird daher als ein sehr großer Mann angesehen und seine Hilfe von den Kranken aller Stände in Anspruch genommen. Man darf also viel Erfolg von diesem ersten regelrechten ärztlichen Missionsversuch in Sztschuen erwarten."

Ein anderes Beispiel ist die große Insel Hainan, welche bis vor wenigen Jahren uns Abendländern fast eine terra incognita und jedenfalls der evangelischen Mission noch ganz verschlossen war. Dort hat der aufopfernde und eifrige Däne Jeremiassen durch

seine ärztlichen Dienstleistungen die Eingeborenen — Chinesen und Ureinwohner — auf eine so gewinnende Weise mit dem Christenthum bekannt gemacht, daß allerlei predigende Missionare aus England und aus Amerika sich jetzt anschicken, durch diese offene Thür einzugehen.

Gewöhnlich meint man, es sei selbstverständlich, daß die Missionsärzte den Heiden ihre Dienste ganz umsonst leisten, ja auch die Arzneien ihnen unentgeltlich liefern. Diese Meinung beruht aber auf einer ganz verkehrten Auffassung von dem, was gewöhnlich als „christliche Liebe" bezeichnet wird. Die wahre christliche Liebe besteht nicht darin, daß alles an alle hergeschenkt wird, sondern vielmehr darin, daß unter eingehender Erwägung der obwaltenden Umstände nur mit Weisheit und im Blick auf den höchsten Zweck, d. h. auf die Rettung der Seelen, gegeben werde. Manche Heiden haben einen so sonderbaren Geschmack, daß sie von gewissen Medicamenten sich wieder und wieder bedeutende Quantitäten geben lassen, bloß um dieselben als eine Art Leckerbissen zu verschlingen. Auch ist's schon vorgekommen, daß ein Chinese, dessen gebrochener Arm vom Missionsarzt schön in hölzerne Schienen war gelegt worden, dieses Holz beharrlich als Feuerungsmaterial verbrauchte in der Erwartung, der gute Doctor werde nicht verfehlen, dasselbe immer wieder zu ersetzen! Da ist offenbar nicht bloß Taubeneinfalt, sondern auch ein wenig Schlangenklugheit durchaus am Platz. Wir stimmen daher völlig den folgenden Bemerkungen bei, welche sich in einem Brief Missionar Kammerer's finden. Derselbe plädirt nämlich auch für einen Missionsarzt, fügt aber hinzu: „Oft schadet die christliche Liebesthätigkeit ebensoviel als sie nützt, wenn sie nämlich nicht weise und gerecht geübt wird. So oft auf irgend einem Gebiet derselben, besonders wo sie systematisch betrieben wird, der letzte und höchste Zweck, das Heil der Seelen, auch nur theilweise aus dem Auge gelassen wird und man den Leuten, ich möchte sagen, blindlings aus der Noth hilft, so ist die Gefahr vorhanden, daß diese ungöttliche Liebe dem Empfänger schadet, weil er zu früh oder zu leicht oder zu unmittelbar aus der leiblichen Noth befreit wird, welche ihm von Gott zur Sündenerkenntniß auferlegt wurde. Das ist in der Mission erfahrungsgemäß überall da der Fall, wo das Aeußere derselben zu anlockend ist, wo durch Schulen und andere Einrichtungen, die von fremdem Gelde gegründet und unter-

halten werden, die Leute zu sehr aus ihren Verhältnissen herausgehoben werden. Wenn wir aus Europa nach China kommen und die Leute in ihren uns unbegreiflich primitiven Verhältnissen finden, so schließen wir sofort auf große Armut. Dieser Schluß, der meist nur relativ richtig, oft aber auch ganz falsch ist, hat in der Mission Verhältnisse herbeigeführt, die eine gesunde und wahre Missionsarbeit fast unmöglich machen, indem die Eingeborenen veranlaßt werden, aus der Mission nichts als äußere Vortheile herausschlagen zu wollen. Die Heiden haben überall und zu allem Geld; nur wenn sie vom Missionar etwas wollen, haben sie nichts. Auch unsere Christen haben überall und zu allen Zeiten Geld; nur wenn man Schulgeld, Kostgeld, Kirchensteuer von ihnen verlangt, haben sie nichts. Der erste Grundsatz des Missionsarztes sollte daher sein: Keine Arznei ohne Geld! wenn auch mit der Glosse: Keine Regel ohne Ausnahme. Auch die Bibel- und Traktatgesellschaften sind hier durch Erfahrung zu dem gleichen Grundsatz gekommen."

Diese Bemerkungen sind gewiß ebenso richtig als beherzigenswerth. Möchten sie dazu beitragen, daß nicht nur die Berufsarbeiter der Mission, sondern auch die weiteren Kreise der Missionsfreunde immer besser verstehen lernen, mit welcher Art von Wohlthätigkeit den Heiden am besten gedient ist.

Eine Fortsetzung von Hebräer eilf.

Von der Apostelgeschichte hat man schon gesagt, sie sei ein Buch, unter welchem eigentlich stehen sollte: „Fortsetzung folgt." Das Gleiche gilt auch vom herrlichen eilften Kapitel des Hebräerbriefs, diesem hohen Lied des heldenhaften, weltüberwindenden Glaubens. So gewiß der alte Gott noch immer lebt und so gewiß die ganze Kirchen- und Missionsgeschichte zurückzuführen ist auf das Wirken des erhöheten Heilands, so gewiß ist es keine Anmaßung, wenn neulich ein hervorragender englischer Missionsfreund, der vortreffliche R. N. Cust, das, was er über die afrikanische Mission in einer Konferenz zu Powys Hall zu sagen hatte, gleich-

sam in Form einer Fortsetzung von Hebräer eilf zu sagen versuchte. Wir erlauben uns, seinen Vortrag*) in freier Uebersetzung und etwas abgekürzt hier wiederzugeben.

Es ist nicht Afrika selbst, wovon ich heute reden möchte, auch nicht das Volk oder die Zustände oder die Bedürfnisse Afrikas; sondern ausschließlich von den afrikanischen Missionaren will ich reden. Sie selbst können das ja nicht thun. Höchstens ihrer Mängel und ihrer eigenen Unzulänglichkeit gedenken sie, wenn sie überhaupt je einmal von sich reden. Aber auch die Vorsteher und Leiter unserer Gesellschaften sind nicht in der Lage, unparteiisch über die Gesammtheit ihrer Missionare zu urtheilen, denn von einigen derselben wissen sie nur zu viel, von anderen so gut wie gar nichts. Wir sehen sie im Kommittee-Zimmer, wenn sie jung und voll Eifers hinauszuziehen sich anschicken, kaum recht wissend, wie schwer die Aufgabe ist, welche draußen auf sie wartet. Wir sehen sie wieder, wenn sie nach einigen Jahren nüchterner, gewitzigter und gebeugter, aber nicht weniger eifrig in die Heimat zurückkehren; und wieder einige Jahre später, wenn sie mit gebrochener Kraft zum zweiten- oder drittenmal nach Europa kommen, meist voll Heimweh nach dem Land ihrer Wahl und voll Unwillen gegen den Arzt, der ihnen die Rückkehr dorthin nicht erlauben will. Viele aber sehen wir gar nicht wieder, weil sie auf dem Kampfplatz — „geblieben" sind.

Gar manche von ihnen sind begabte, hervorragende Männer, die in einem weltlichen Beruf es zu Reichthum und Ruhm oder im heimatlichen Kirchendienst zu Würden und Ansehen hätten bringen können, aber, gedrungen von der Liebe zu den armen Heiden, hinausgezogen sind, ihre Seelen zu retten. Und andere sind ihnen nachgefolgt. Was hat sie bewegt? Nichts anderes, als der schlichte Glaube an das Wort ihres Herren und Heilands, derselbe Glaube, auf welchen das eilfte Kapitel des Hebräerbriefes alles Große und Entscheidende in der Geschichte des Volkes Israel zurückführt. Und damit sich diese erhebende Thatsache recht tief auch unserem Gedächtnisse einprägen möge, lassen Sie mich heute die Geschichte der Bahnbrecher des afrikanischen Missionswerks kurz

*) Missionary Heroes. By R. N. Cust. London: John F. Show & Co.

darstellen als eine Art Fortsetzung zu eben jenem eilften Kapitel des Hebräerbriefs.

Durch den Glauben hat vor mehr als anderthalb Jahrhunderten die Brüdergemeine den ersten Missionar zu den armen, von den holländischen Ansiedlern wie Hunde behandelten Hottentotten nach Südafrika zu senden beschlossen. Durch den Glauben hat sich damals Georg Schmidt erboten hinauszugehen, und durch den Glauben hat er mit dem geknechteten Volke Schmach und Entbehrungen geduldig ertragen, bis Menschen, die sich Protestanten hießen, aus Furcht vor dem Zusammenbruch ihres Einflusses ihm verboten, seine ersten Bekehrten zu taufen, ja endlich ihn selbst ohne viel Komplimente nach Europa zurückexpedirten! Durch den Glauben haben 50 Jahre später (1792) die Herrenhuter drei weitere Missionare nach Südafrika gesandt, welche auf den Ruinen des einst von Georg Schmidt bewohnten Hauses die Station Gnadenthal errichteten, nachdem sieben Jahre vorher dieser Nestor der afrikanischen Mission — knieend wie Livingstone und Krapf — zur ewigen Ruhe gegangen war.

Durch den Glauben sind dann auch die Londoner und die wesleyanische Missionsgesellschaft, die Kirche von England, die schottische Freikirche und die Bostoner Missionsgesellschaft in die Arbeit in Südafrika eingetreten, und durch den Glauben hat ein Moffat die Bibel in die Sprache der Betschuanen, ein Wilder sie in die der Zulus, ein Boyce, Appleyard und andere in die der Kaffern übersetzt — allen Schwierigkeiten zum Trotz.

Durch den Glauben hat Moffat's Schwiegersohn, David Livingstone, sein Haus, seine Schule, seine Station aufgegeben, um seine großen Missions- und Entdeckungsreisen anzutreten, welche bestimmt waren, ein neues Licht über die ganze Südhälfte des Welttheils zu verbreiten. Durch den Glauben hat er Gefahren überstanden, Strapatzen ertragen, Verfolgung erduldet, sein theures Weib in afrikanische Erde — am Sambesi — gebettet. Durch den Glauben hat er sich durchgeschlagen bis nach Benguela an der Westküste, bis nach Kilimane an der Ostküste und endlich bis Njangwe im Norden, neue Flüsse, neue Seen, neue Stämme und neue Sprachen entdeckend. Aus den Schweißtropfen gleichsam, die da von seiner Stirne gefallen, sind wie frische Blumen all die neuen Missionen erblüht, welche in den letzten Jahrzehnten von Männern

der verschiedensten Kirchen und Parteien im Gehorsam gegen Gott, im Glauben an Christus, aus Liebe zu den Afrikanern und zum Andenken an Livingstone sind gegründet worden. Denn die neuen Missionen in Blantyre und in Livingstonia, am Tanganjikasee und in Sansibar — sie alle sind direkt auf seinen Einfluß zurückzuführen. Und dazu kommen die gigantischen Unternehmungen der katholischen Kirche. Als ich vor zwei Jahren in Tunis mit Kardinal Lavigerie eine Unterredung hatte und er mir versprach, daß seine innerafrikanischen Missionsstationen in Zukunft nicht mehr so unmittelbar neben die protestantischen gesetzt werden sollen, da sprach auch er mit Bewunderung von unserem Livingstone. Diesem selbst aber war es nicht gegeben, auch nur Eine Frucht all seiner Bemühungen gedeihen zu sehen. Wie einst Moses, so durfte auch er das gelobte Land nur von ferne erblicken; ja, auch das Geheimniß der Kongo- und der Nilquellen wurde erst nach seinem Tode entdeckt. Aber selbst im Tode noch hat er gewirkt, begeisternd und veredelnd auf Menschenherzen gewirkt, so daß durch den Glauben seine schwarzen Diener den Leichnam ihres Herrn von Ilala auf bisher noch unbetretenen Pfaden an die Küste trugen, gewissermaßen eine Fortsetzung seiner eigenen Entdeckungen und zugleich eine Probe davon, welcher Aufopferung, welcher Treue und welcher Leistungen auch Afrikaner fähig sind, wenn man sie nur geliebt und ihnen wohlgethan hat.

Durch den Glauben haben Krapf und Rebmann von Jahr zu Jahr auf ihrem einsamen Posten in Mombas ausgehalten und wieder und wieder einander zugerufen: Hüter, ist die Nacht schier hin? Durch den Glauben haben sie geforscht nach den gewaltigen Seen und den schneebedeckten Berggipfeln und darüber nach Europa berichtet unter dem Hohngelächter der Gelehrten. Aber Gott hat sie zu Ehren gebracht sowohl als Entdecker, wie auch als Missionare. Sie haben den Anbruch des Morgenroths noch mit Augen gesehen, haben es erlebt, daß in Mombas eine christliche Niederlassung für befreite Sklaven gegründet, mit Schiffen auf jenen großen Seen gefahren und der Kilimandscharo von Geographen bestiegen wurde; ja, mit Thränen des Dankes und der Freude hat Krapf noch jenen Aufruf Stanleys gelesen zur Gründung einer Mission in Uganda und es dann mitangesehen, wie die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft von Sansibar in's Innere vordrang und so zu verwirklichen

zu verfahren und, was wir vermögen, zur Beendigung des Krieges beizutragen, obgleich es eine Thatsache ist, daß wir seit hundert Jahren Souveränitätsrechte in Madagaskar gehabt haben.

Rainan: Wir danken Ihnen für die guten Worte in Betreff der Generosität, mit welcher Frankreich uns gegenüber zu verfahren gedenkt, und für Ihren Wunsch nach Beendigung des Krieges. Lassen Sie uns nun auf die oben erwähnten Punkte eingehen. Wir haben hier eine schriftliche Erklärung darüber in Händen, welche ich mit Ihrer Erlaubniß vorlesen will: „Die Rechte, welche Sie seit vielen Jahren in Madagaskar gehabt zu haben beanspruchen, sind — wie Sie ohne Zweifel wissen — längst von Ihnen freiwillig aufgegeben worden. Eine Bestätigung hiefür ist der Vertrag, den Sie 1868 mit uns geschlossen haben, denn derselbe wurde gemacht mit der ‚Königin von Madagaskar.‘ “

Admiral Miot: Nein, wir haben keinerlei Rechte aufgegeben. Wegen der vielen Geschäfte, die wir in Europa hatten, waren wir nur verhindert, hieher zu kommen und das in Besitz zu nehmen, was uns gehörte. Jetzt aber sind wir freier. Während wir nun in Europa so beschäftigt waren, haben Sie in Madagaskar vielleicht abgelegene Gegenden unterworfen, ohne daß wir je unsere Zustimmung dazu gegeben. Weil aber der Krieg viel Unheil mit sich bringt, so sind wir willens, das anzuhören, was Sie vorzubringen haben — falls es zum Frieden dient. Bedenken Sie das wohl; denn wir müssen von der Insel besetzen was und soviel uns beliebt. Wir können dann nach Ihnen sehen und Sie können auf unser Gebiet herüberkommen, und wir wollen Ihnen helfen bei der Regierung des Landes. Der Krieg ist etwas Schreckliches; also ziehen Sie doch Ihre Soldaten zurück aus dem Nordwesten und Nordosten und aus Tamatawe (eigentlich Mandschakandrianombana); sonst wird es den betreffenden Gegenden schlimm ergehen, denn wir sind entschlossen jeden Ort anzugreifen, wo Soldaten stationirt sind.

Rainan: Wir hören, was Sie zu sagen haben. Vorhin aber haben Sie uns gesagt, daß Sie nicht anders als generös und gerecht zu handeln gedenken!

Admiral Miot: Sie wünschen, daß wir nicht Gewalt brauchen; Sie selbst aber haben auf den Höhen da oben Soldaten, die uns beständig bedrohen; diese zu vertreiben, müssen wir doch

Durch den Glauben ist ein Samuel Crowther der Knechtschaft entrissen worden, in welche seine Brüder ihn verkauft hatten; durch den Glauben ist aus dem Sklavenjungen ein Christ, ein Lehrer, ein Wohlthäter und ein Führer seines Volkes geworden; durch den Glauben hat er allen Verächtern und Feinden der schwarzen Rasse den Beweis geliefert, daß das Geschwätz von ihrer unverbesserlichen Trägheit, von ihrem Mangel an Geist und an Bildungsfähigkeit eine — Verleumdung ist; durch den Glauben ist er der Erstling geworden all der schwarzen Prediger und Evangelisten, welche jetzt als Arbeiter in der großen Ernte den europäischen Missionaren zur Seite stehen, ja, schon hie und da angefangen haben, an ihre Stelle zu treten.

Doch genug! Wer einen Einblick bekommen möchte in das heroische Leben und Leiden unserer afrikanischen Missionare, der lese nur z. B. das Leben von Frau Hinderer in Ibadan oder von Frau Wakefield in Ribe, von Bischof Mackenzie am Schire oder von Bischof Auer in Cap Palmas — wer kann sie aufzählen die Namen all jener edlen Männer und Frauen, deren die Welt nicht werth ist, die dem niedlichen Leben in der Heimat den Rücken gekehrt und zu den armen Schwarzen sich gewandt haben, die, krank und vom Klima geschwächt, doch auf ihrem Posten geblieben, ja — nur zu oft — auf demselben gefallen sind als gute Streiter Jesu Christi, als auserwählte Zeugen seines Namens, als Menschen, die ihr Leben nicht lieb gehabt, als Apostel, die an ihrem Leibe erstattet, was noch mangelt an den Leiden Christi! Wahrlich, im Blick auf all diese Brüder und Schwestern, deren Beispiel erhebender, beschämender und läuternder auf uns wirkt, als alle Predigten der Welt, dürfen wir wohl sagen: die Heldenzeit der christlichen Kirche, das Zeitalter der Ritterlichkeit und der Selbsthingabe ist noch nicht so ganz vorüber und auch unser Jahrhundert, trotz all seines Materialismus und Unglaubens, es stellt noch immer eine schöne Zahl von Helden, die muthig hinausziehen zum heiligen Krieg.

Man höre nur die letzten Worte einiger dieser edlen Streiter. Im Angesicht des Todes haben ja die Phrasen und oberflächlichen Gefühle ein Ende. Da kommt das Innerste und Wahrste zum Vorschein. „Jesus hilf mir! Jesus hilf mir! Amen" — dies waren die letzten Worte des jungen Schweden Arrhenius, der nach jahrelangen Vorbereitungen und Mühen nur wenige Monate unter

den Gallas hatte arbeiten dürfen. — „Ist es wahr, daß ich heute heim darf?“ — so lauteten die letzten Worte des jungen Basler Missionsinspektors Prätorius, der an die Goldküste gegangen war, die dortigen Stationen zu visitiren. Er besuchte mich noch kurz vor seiner Abreise von London und versprach wiederzukommen auf seiner Rückreise. Aber er kam nicht wieder. — „Herr, Dir habe ich mich ergeben, Leib, Seele und Geist. Was ich bin und was ich habe, sollte in Deinen Dienst gestellt sein, willst Du aber statt meines Dienstes mich selbst, was gehet es mich an? Dein Wille geschehe!“ So betete sterbend der junge McCall, jener eifrigste und begabteste von all den eifrigen und begabten Brüdern, welche die Kongo Inland-Mission in den letzten sieben Jahren hinausgesandt hat. — „Lasset euch nicht entmuthigen, wenn die ersten Arbeiter fallen. Ihre Gräber werden den Nachfolgenden den Weg weisen“ — so sprach der Pariser Missionar Golaz, als er mit seiner jungen Gattin an den Senegal hinauszog, wo sie denn auch wirklich beide — nach weniger als Jahresfrist — in's Grab sanken. — „Alles ist in Ordnung; wir gehen getrost voran!“ — so schrieb der amerikanische Missionar Pinkerton wenige Tage vor seinem Ende, als er, fern von Weib und Kindern, nach zahllosen Schwierigkeiten und Enttäuschungen endlich soweit war, daß er auf Umsila's Land, das Ziel seiner Reise, losmarschiren konnte. Und er hatte Recht: war er doch in der That auf dem rechten Wege und durfte getrost vorangehen — in die ewige Heimat. Wahrlich, mit solchen Männern kann man nicht nur Afrika, sondern die ganze Welt erobern. Solche Todesfälle sind ebensoviel Siege. Solche Worte sagen uns, daß es ein Leben giebt auch nach dem Tod und mitten im Tod. Ja, diese alle sind gestorben, ohne die Verheißungen zu erlangen, die sie vielmehr nur von ferne sahen und begrüßten, und mit dem Bekenntniß, daß sie Fremdlinge und Beisassen seien auf der Erde, die da trachten nach einer besseren Heimat, das ist nach der himmlischen.

Die Zeit gebricht mir, alles durchzugehen von Schlenker und Reichardt und Schön, von Goldie und Edgerley, von Casalis, Mabille und Coillard, von James Stewart in Lovedale und seinem Namensvetter am Njassasee, von Grant und Wilson, von Ramseyer und Christaller, von Mackenzie, dem frommen Bischof, der am Schire sein Leben

ließ, und von Steere, der in Sansibar noch das letzte Kapitel seiner Uebersetzung des Jesaias vollendete und das Manuskript eigenhändig für den Drucker zurecht machte, um sich dann hinzulegen und zu sterben; von Wakefield und von New, von Mayer und von Flad, von Southon, dem Missionsarzt in Urambo, von unserem theuren und verehrten Freund Mullens, der, schon sechzigjährig, sich nicht zurückhalten ließ von der Reise nach Afrika und dessen Gebeine nun in Usagara der Auferstehung harren, und von wie vielen anderen noch!

Gar manche davon habe ich ja selbst gesehen und gekannt. Vor einigen Wochen erst in traulichem Gespräch mit diesem oder jenem — und dann auf einmal die Nachricht von seinem Tode! Wie oft, wenn ich über Afrika sinne oder nach irgend einer Auskunft fahnde über afrikanische Geographie oder Philologie und dann nach diesem oder jenem Band greife aus meiner afrikanischen Bibliothek, so tauchen plötzlich die wohlbekannten Gesichter vor mir auf; es ist, als träten sie wieder ein in mein Studierzimmer, die theuren Freunde, und als könnte ich noch einmal von ihnen selbst die erwünschte Auskunft erhalten! Ein junger Jesuit, namens Riviere, der aus Algier war vertrieben worden und in Nord-Wales eine Zuflucht gefunden hatte, korrespondirte mit mir über Afrika. Eines Tages erscheint er in London und erzählt mir, daß er Befehl erhalten, an den Sambesi zu ziehen, um dort an die Stelle eines gefallenen Kameraden zu treten. Aus Tete versprach er mir zu schreiben und gründlichen Bescheid zu geben über eine Reihe von schwierigen Fragen. Aber kein Brief von ihm ist aus Afrika gekommen; kaum hatte er die Mündung des Sambesi erreicht, so packte ihn das Fieber und machte dem jungen Leben ein Ende. So sehr ich das römische System im Ganzen wie im Einzelnen verwerfe, so kann ich doch mich freuen und Gott danken für den Eifer, für den Seelenhunger und für die Selbsthingabe der katholischen Missionare. Wollte Gott, sie gehörten zu uns!

Oft muß ich an jene berühmte Stelle in einem von Walter Scott's Romanen denken, wo für seinen Häuptling ein schottischer Gefolgsmann sammt seinen sieben Söhnen willig das Leben läßt und einer nach dem andern mit dem Rufe „Noch einer für Eachim!“ in den Tod geht. So soll es auch in der Mission sein: „Noch einer für Christus!“ Und, o, wie viel herrlicher, Gut und Blut

Admiral Miot: Aber den Vertrag von 1868 habt Ihr nicht gehalten.

Rainan: Wieso?

Admiral Miot: Euer Gesetz, Nummer 85, läuft demselben zuwider. Seid Ihr bereit, dies Gesetz zu kassiren?

Rainan: Ja, wir sind bereit, das zu thun, obschon jenes Gesetz in Wirklichkeit nicht dem Vertrag widerspricht.

Admiral Miot: In Frankreich kann jeder Ausländer, wer er auch sei, Land erwerben, wenn ein Franzose willig ist, ihm solches zu verkaufen. Die Regierung kann das nicht verbieten. Wir fordern, daß das auch in Madagaskar so sei.

Rainan: Jedes Volk hat in diesen Dingen seine eigenen Gesetze.

Admiral Miot: Wenn ein Madagasse von einem Franzosen Land kaufen will, so ist das eine Sache zwischen den zwei. Die Behörden haben dabei nichts zu thun, als den abgeschlossenen Kauf zu bestätigen.

Rainan: Was Pachtverträge betrifft, so sind wir bereit, die jeweiligen Bedingungen den Kontrahenten zu überlassen.

Admiral Miot: Sind Sie bereit, das Gesetz Nummer 85 zu kassiren?

Rainan: Ja, wenn ordentlich darüber verhandelt und eine Einigung erzielt wird.

Admiral Miot: Sind Sie bereit, eine Kriegsentschädigung zu zahlen?

Rainan: Ja, sobald wir uns über die Höhe derselben verständigt haben.

Admiral Miot: Sind Sie willens, bei Pachtverträgen den Kontrahenten volle Freiheit zu lassen?

Rainan: Ja.

Admiral Miot: — und Ihre Soldaten aus dem Norden der Insel zurückzuziehen?

Rainan: Das wäre ein großes Opfer für uns; aber wir sind bereit, darüber zu unterhandeln.

Admiral Miot: Hören Sie einige Stellen aus dem Vertrag von 1868. (Der Admiral las nun u. A. die Stelle, welche sich auf's Christenthum und auf's Schulwesen bezieht, und schließlich die Stelle, in welcher Ranawalona als Königin von Madagaskar

1. Verhandlungen zwischen Admiral Miot und Rainandriomampandry.

Admiral Miot: Wir haben Ihnen nichts zu sagen, warten aber auf die Eröffnungen, die Sie uns zu machen haben.

Rainan: Was wir zu sagen haben, steht hier auf diesem Papier, das wir mit Ihrer Erlaubniß jetzt vorlesen wollen.

Admiral Miot: Gut, wir wollen hören.

Das Dokument: „Da die Regierung der Königin von Madagaskar ernstlich wünscht, wieder auf freundschaftlichen Fuß mit der Regierung der französischen Republik zu kommen und den Krieg beendigt zu sehen, welcher den Fortschritt der Civilisation, den wir so gern in unserem Lande befördern möchten, aufhält und die Interessen der Eingeborenen, wie auch der um des Handels willen sich hier aufhaltenden Ausländer schädigt, so ist sie bereit, sich mit den Vertretern Frankreichs auf Verhandlungen einzulassen in Betreff all der von Ihnen bezeichneten Punkte, denjenigen allein ausgenommen, welcher die Unabhängigkeit der Königin von Madagaskar und ihres Reiches in Frage stellt, welche ja auch Sie selbst als Vertreter Frankreichs mehr als einmal anerkannt haben. So sind wir denn gekommen, um mit Ihnen zu verhandeln über die Zahlung einer Entschädigungssumme, über die Landkauf-Frage und über andere Punkte, an deren Entscheidung Frankreich um seiner Ehre willen gelegen sein mag. Auch in Betreff des Protektorats über das Territorium an der Nordwestküste, unter den Häuptlingen Benao und Monja, das ursprünglich das Einzige war, was Sie beanspruchten und das den Anlaß zu all den gegenwärtigen Verwickelungen gegeben hat, sind wir bereit, uns auf Unterhandlungen einzulassen. Die Vertreter Frankreichs müssen also erkennen, daß wir nicht leere Worte machen wollen, sondern daß es uns aufrichtig und ernstlich daran liegt, uns der Freundschaft Frankreichs auf's Neue zu versichern, denn, wie das Obige zeigt, ist die madagassische Regierung bereit, auf jede billige Forderung einzugehen, welche Frankreich seiner Ehre schuldig zu sein glaubt."

Admiral Miot, nachdem er das Dokument in Empfang genommen: Sie haben gesagt, daß Sie auch über das Territorium im Nordwesten zu unterhandeln bereit seien. Was sind Ihre Bedingungen? Wir unsererseits sind erbötig, mit großer Generosität

zu verfahren und, was wir vermögen, zur Beendigung des Krieges beizutragen, obgleich es eine Thatsache ist, daß wir seit hundert Jahren Souveränitätsrechte in Madagaskar gehabt haben.

Rainan: Wir danken Ihnen für die guten Worte in Betreff der Generosität, mit welcher Frankreich uns gegenüber zu verfahren gedenkt, und für Ihren Wunsch nach Beendigung des Krieges. Lassen Sie uns nun auf die oben erwähnten Punkte eingehen. Wir haben hier eine schriftliche Erklärung darüber in Händen, welche ich mit Ihrer Erlaubniß vorlesen will: „Die Rechte, welche Sie seit vielen Jahren in Madagaskar gehabt zu haben beanspruchen, sind — wie Sie ohne Zweifel wissen — längst von Ihnen freiwillig aufgegeben worden. Eine Bestätigung hiefür ist der Vertrag, den Sie 1868 mit uns geschlossen haben, denn derselbe wurde gemacht mit der ‚Königin von Madagaskar.‘“

Admiral Miot: Nein, wir haben keinerlei Rechte aufgegeben. Wegen der vielen Geschäfte, die wir in Europa hatten, waren wir nur verhindert, hieher zu kommen und das in Besitz zu nehmen, was uns gehörte. Jetzt aber sind wir freier. Während wir nun in Europa so beschäftigt waren, haben Sie in Madagaskar vielleicht abgelegene Gegenden unterworfen, ohne daß wir je unsere Zustimmung dazu gegeben. Weil aber der Krieg viel Unheil mit sich bringt, so sind wir willens, das anzuhören, was Sie vorzubringen haben — falls es zum Frieden dient. Bedenken Sie das wohl; denn wir müssen von der Insel besetzen was und soviel uns beliebt. Wir können dann nach Ihnen sehen und Sie können auf unser Gebiet herüberkommen, und wir wollen Ihnen helfen bei der Regierung des Landes. Der Krieg ist etwas Schreckliches; also ziehen Sie doch Ihre Soldaten zurück aus dem Nordwesten und Nordosten und aus Tamatawe (eigentlich Mandschakandrianombana); sonst wird es den betreffenden Gegenden schlimm ergehen, denn wir sind entschlossen jeden Ort anzugreifen, wo Soldaten stationirt sind.

Rainan: Wir hören, was Sie zu sagen haben. Vorhin aber haben Sie uns gesagt, daß Sie nicht anders als generös und gerecht zu handeln gedenken!

Admiral Miot: Sie wünschen, daß wir nicht Gewalt brauchen; Sie selbst aber haben auf den Höhen da oben Soldaten, die uns beständig bedrohen; diese zu vertreiben, müssen wir doch

Gewalt brauchen. Sie sind selbst an allem schuld: Sie schneiden uns die Zufuhr aus dem Innern ab; was können wir da anders thun als Gewalt brauchen? Wenn Sie wirklich Frieden und nicht Krieg wünschen, warum kommen Sie dann nicht und sagen: „Wir möchten uns mit Ihnen verbünden zur Beförderung der Weisheit (Wohlfahrt? Civilisation?)? Wir würden Ihnen ja sehr gern behilflich sein. Weil Sie so lange gezögert haben, sind wir endlich mit Gewalt gekommen; und jetzt werden nicht mehr Sie Weisheit und Civilisation im Lande befördern, sondern wir werden das thun. Herr Baudais und ich haben Ihnen schon gesagt, daß wir das Wort Howa nicht streichen wollen von der Karte Madagaskars, sondern daß wir wünschen, Sie möchten sich mit uns verbünden zur Förderung von Weisheit und Civilisation auf der Insel.

Rainan: Wir hören Ihre Worte, und Frankreich ist eine berühmte, große Macht. Wäre es nicht eine Ehre für Frankreich, einen kleinen schwachen Staat, der nach Weisheit und Unabhängigkeit trachtet, in seinen Bestrebungen Freiheit zu lassen? Und was das Territorium unter Benao und Monja betrifft, welche wie Sie sagen, das französische Protektorat wünschen, so war ja das die erste Veranlassung zum Bruch zwischen uns, und wir sind bereit, darüber zu unterhandeln.

Admiral Miot: Nun, was haben Sie denn darüber zu sagen?

Rainan gab nun abermals eine schriftliche Erklärung ab, auf welche Herr Baudais, der zweite der französischen Bevollmächtigten, erwiderte: Sie, Herr Gouverneur, kommen immer wieder auf die Unabhängigkeit Madagaskar's zurück. In der Zeit von Oktober bis Februar waren wir auch ganz bereit, die Unabhängigkeit der Insel zuzugestehen; am 8. April aber wurden die Verhandlungen abgebrochen. Dann fiengen wir von neuem an zu verhandeln, und es kam abermals nichts dabei heraus. Wir sollten also jetzt nicht weiter von der Unabhängigkeit Madagaskars schwatzen.

Admiral Miot: Am 13. Mai haben wir erklärt, daß wir gekommen seien, nicht um über unsere Rechte zu verhandeln, sondern einfach dieselben auszuüben. Ich habe bisher auf Ihre Weisheit und Ihre Geschicklichkeit gerechnet, Herr Gouverneur, immer in der Hoffnung, daß dem Krieg bald ein Ende gemacht werde. Die französische Regierung würde sich sehr freuen, den Krieg beendigt

zu sehen und dann Ihr Volk den Weg der Weisheit zu führen. Wäre es nicht etwas Schönes für Sie, uns um unsere gnädige Protektion zu bitten? Wollten Sie nur auf unsere Bedingungen eingehen, der Krieg würde morgen zu Ende sein.

Rainan: Unsere Bereitwilligkeit, über Ihre ursprünglichen Forderungen zu verhandeln, haben wir schon erklärt. Jetzt aber fordern Sie noch mehr als selbst in Ihrem letzten Ultimatum.

Admiral Miot: Das alles ist jetzt vorbei. Sie sind unnachgiebig gewesen und uns ist die Geduld ausgegangen, denn dies Land gehört uns, nicht Ihnen. Sie sind nicht die wirklichen Eingebornen; Sie sind aus einem anderen Land hieher eingewandert.

Rainan: Wenn wir nicht die Eingebornen und Eigenthümer dieser Insel sind, sind dann etwa Sie es?

Admiral Miot: Ja, wir sind's. Ihr seid Howas, nicht Madagassen.

Rainan: Sie wissen ganz gut, daß wir, die wir seit Jahrhunderten hier wohnen, Besitzer des Landes von unseren Vorfahren her sind.

Admiral Miot: Ihr versteht davon nichts; wir allein wissen, wie diese Sachen sich verhalten.

Rainan: Wir sind völlig vertraut mit der Geschichte unserer Insel, und wir bitten Sie, diese Verhandlungen im Geiste der Billigkeit und Gerechtigkeit zu führen.

Admiral Miot: Das wollen wir auch; unsere Rechte aber werden wir nicht aufgeben. Ich sage Ihnen noch einmal: am 27. März hat das französische Parlament beschlossen, daß das Hoheitsrecht über ganz Madagaskar bei uns bleiben müsse, und zugleich einige Herren ernannt, welche über die Geldmittel berathen sollen, die voraussichtlich nöthig sein werden, um dieses Recht zur Anerkennung zu bringen.

Herr Baudais: Frankreich ist nicht wie Madagaskar; bei uns wird kein Geld ausgegeben, außer wenn die Regierung es bewilligt hat.

Admiral Miot: In Frankreich sendet jeder einzelne Landestheil einen Bevollmächtigten in's Parlament. Diese Bevollmächtigten machen die Gesetze und bewilligen die nöthigen Gelder für die Armee; ohne Genehmigung des Parlaments darf kein Geld ausgegeben werden; was wir jetzt thun, geschieht auf Grund der uns

gewordenen Instruktionen. Wir kennen Madagaskar schon lange, es gehört seit Jahrhunderten uns. Ich und Herr Baudais sind bevollmächtigt, die Dinge hier in's Reine zu bringen. Wollt Ihr nachgeben, so werden wir Euch helfen, die ganze Insel zu civilisiren; wollt Ihr das aber nicht, so werden wir das allein thun.

Rainan: Sie sagen, diese Insel habe schon Jahrhunderte lang zu Frankreich gehört. Erlauben Sie mir, Ihnen mitzutheilen, daß die ersten Europäer, welche Madagaskar entdeckten, die Portugiesen waren, und daß, als sie kamen, wir schon längst das Land bewohnten. Die Portugiesen behaupten nicht, daß Madagaskar ihnen gehöre; sie wissen, daß das nicht der Fall ist; Ihr Franzosen aber, die Ihr erst nach jenen mit Eurem Handel in's Land gekommen seid, behauptet, es gehöre Euch. Das setzt uns in Erstaunen. Angenommen, Ihr hattet Anspruch auf gewisse Landstücke, habt Ihr diesen Anspruch nicht aufgegeben gegen eine Zahlung von 240,000 Dollars, die wir Euch im Jahre 1865 gemacht haben? Ja oder Nein?

Admiral Miot: Wir haben Land in Madagaskar annektirt, die Portugiesen nicht.

Rainan: Sie sagen, die Franzosen seien seit Jahrhunderten mit Madagaskar bekannt und sie hätten hier Land annektirt; aber was sie annektirt hatten, das haben sie ja wieder aufgegeben; wie können Sie denn diese Ansprüche jetzt wieder erneuern, auf welche Sie 1865 freiwillig verzichtet? Sie selbst hatten damals die Souveränität der Königin vertragsmäßig anerkannt, und sie wird ihre Rechte zu wahren wissen.

Admiral Miot: „Königin von Madagaskar" ist nur ein Ehrentitel, wie die Königin von England auch Kaiserin von Indien heißt, obgleich ja nicht ganz Indien ihr gehört.

Rainan: Nein, es ist kein bloßer Ehrentitel, den Ranawalona trägt. Nach allem, was sie gethan, kommt derselbe ihr rechtmäßig zu, und vier verschiedene Nationen, die mit ihr Verträge geschlossen, haben sie ausdrücklich als Königin von Madagaskar anerkannt, ja auch der Vertrag, den Ihr selbst 1868 mit uns geschlossen habt, erkennt sie als solche an. Und thatsächlich hat sie in ganz Madagaskar ihre Herrschaft ausgeübt.

Admiral Miot: Aber den Vertrag von 1868 habt Ihr nicht gehalten.

Rainan: Wieso?

Admiral Miot: Euer Gesetz, Nummer 85, läuft demselben zuwider. Seid Ihr bereit, dies Gesetz zu kassiren?

Rainan: Ja, wir sind bereit, das zu thun, obschon jenes Gesetz in Wirklichkeit nicht dem Vertrag widerspricht.

Admiral Miot: In Frankreich kann jeder Ausländer, wer er auch sei, Land erwerben, wenn ein Franzose willig ist, ihm solches zu verkaufen. Die Regierung kann das nicht verbieten. Wir fordern, daß das auch in Madagaskar so sei.

Rainan: Jedes Volk hat in diesen Dingen seine eigenen Gesetze.

Admiral Miot: Wenn ein Madagasse von einem Franzosen Land kaufen will, so ist das eine Sache zwischen den zwei. Die Behörden haben dabei nichts zu thun, als den abgeschlossenen Kauf zu bestätigen.

Rainan: Was Pachtverträge betrifft, so sind wir bereit, die jeweiligen Bedingungen den Kontrahenten zu überlassen.

Admiral Miot: Sind Sie bereit, das Gesetz Nummer 85 zu kassiren?

Rainan: Ja, wenn ordentlich darüber verhandelt und eine Einigung erzielt wird.

Admiral Miot: Sind Sie bereit, eine Kriegsentschädigung zu zahlen?

Rainan: Ja, sobald wir uns über die Höhe derselben verständigt haben.

Admiral Miot: Sind Sie willens, bei Pachtverträgen den Kontrahenten volle Freiheit zu lassen?

Rainan: Ja.

Admiral Miot: — und Ihre Soldaten aus dem Norden der Insel zurückzuziehen?

Rainan: Das wäre ein großes Opfer für uns; aber wir sind bereit, darüber zu unterhandeln.

Admiral Miot: Hören Sie einige Stellen aus dem Vertrag von 1868. (Der Admiral las nun u. A. die Stelle, welche sich auf's Christenthum und auf's Schulwesen bezieht, und schließlich die Stelle, in welcher Ranawalona als Königin von Madagaskar

anerkannt wird.) Das — fuhr er fort — werden wir ausmerzen, denn daraus schlaget Ihr beständig Kapital gegen uns.

Rainan: Das können wir unmöglich dulden. Weder ich noch Sie lassen sich's ja gefallen, wenn die Titel, die wir tragen, nicht respektirt werden. Wieviel höherer Respekt gebührt aber der Königin! Also, auf eine solche Ausmerzung lassen wir uns nicht ein. Im übrigen können wir ja über jenen Vertrag noch weiter reden.

Admiral Miot: Wünschen Sie eine Revision desselben?

Rainan: Ja, wenn es Ihnen gefällt.

Admiral Miot: Sind Sie bevollmächtigt, die Revision vorzunehmen und den revidirten Vertrag nach Antananariwo zu senden, wenn ich ihn nach Frankreich sende?

Rainan: Sie wissen ja ganz gut, welche Vollmachten ich habe.

Admiral Miot: Vor kurzer Zeit noch waren unsere Forderungen gemäßigt; mit jeder Verzögerung aber wachsen sie. Wenn Sie nur weise und aufrichtig sein wollten, dann würden wir bald in's Reine kommen, denn wir sehnen uns nach dem Abschluß der Verhandlungen.

Rainan: Gut, was sind denn jetzt Ihre Forderungen?

Admiral Miot: Ich will Ihnen vorlesen, was Herr Baudais und ich aufgesetzt haben: „Erstens: Fortan soll Friede und Freundschaft bestehen zwischen Königin Ranawalona III. und der Regierung der französischen Republik ...."

Rainan: Wir hören.

Admiral Miot: Dies „wir hören" gefällt mir nicht. Sagen Sie Ja oder sagen Sie Nein!

Rainan: Ja; aber warum lassen Sie den Titel „Königin von Madagaskar" weg?

Admiral Miot: Wir verweigern ihr die ihr gebührende Ehre nicht; nur können wir's einmal nicht zugeben, daß sie Königin von Madagaskar genannt wird, denn in Wirklichkeit ist sie bloß Königin der Howas. Ueber gewisse Landestheile an der Westküste herrscht Ranawalona so wenig, als ich über Frankreich herrsche.

Rainan: Wir können die von Ihnen vorgeschlagene Aenderung des Titels unserer Königin nicht gestatten. Sie selbst, die Engländer und andere mehr haben sie anerkannt als Königin von Madagaskar.

soll man noch sagen, die Missionare sorgen nicht für die irdischen Bedürfnisse ihrer Pflegebefohlenen! Die Hütten der Eingebornen waren dermaßen von Ratten und Mäusen heimgesucht, daß die Leute die Ankunft der Katzen als eine wahre Gottesgabe betrachteten, und nur zu gerne hätten sie diesem kleinen Raubthier, das sofort und mit großem Erfolg der Landplage zu Leibe gieng, göttliche Verehrung bewiesen. Selbstverständlich vernachläßigten wir aber auch die eigentliche Missionsarbeit nicht. Immer fleißiger besuchten wir jetzt Thaba Bossiu, und in Morija selbst gaben wir uns große Mühe, eine regelmäßige Schule einzurichten und dem Sonntagsgottesdienst mehr Feierlichkeit zu verleihen, freilich mit wenig Erfolg. Die jungen Leute, aus welchen hauptsächlich die Niederlassung bestand, dachten nur an Jagen und Tanzen, ja zu unserer großen Qual fiengen sie mit dem Letzteren gerade in dem Augenblick an, da unser Glöcklein sie zum Gottesdienst rufen sollte. Die Zeit war noch zu kurz, als daß in Folge unserer Predigt Furcht Gottes und Haß gegen die Sünde in ihren Herzen hätte Wurzel fassen können.

Indessen gewährte uns Gott die Gnade, daß am 9. Januar 1836 ein Jüngling aus Morija sich bekehrte. Es war Abends gegen 9 Uhr, als wir in geringer Entfernung von unserem Hause Worte der Buße und der Zerknirschung zu vernehmen glaubten. Leise giengen wir in der Dunkelheit näher, um zu lauschen. Ja, es war so! Auf's Höchste überrascht und von Rührung übernommen, fielen wir weinend auf die Kniee. Es war eine wirkliche und aufrichtige Bekehrung. Sekesa ist von jenem Tage an bis an sein seliges Ende (1881) ein treuer Jünger Jesu geblieben. So begann trotz unserer Muthlosigkeit und Ungeduld unsere Predigt doch hie und da verstanden zu werden, und später baten nach und nach Hunderte um die Taufe, deren erste Eindrücke alle von jener Zeit herrührten.

Unterdessen hatten unsere Brüder Pelissier und Rolland zwei Stationen gegründet; die eine Bethulia, an den Ufern des Oranjeflusses, die andere Berseba am Caledon. Diese beiden Niederlassungen waren uns von großem Nutzen, indem sie unsere Gebiete mit den nördlichen der Kapkolonie verbanden und zugleich als Sammelpunkt für die Basutos dienten, die einst der Krieg zerstreut hatte, die aber seit unserer Ankunft sich wieder auf den Weg in das Land ihrer Väter gemacht hatten.

Marsch nach der Hauptstadt etwa stoßen werden, so nehmen Sie bei Zeiten Vernunft an. Vor einiger Zeit wurden wir von Deutschland besiegt und zahlten 1000 Millionen Dollar Kriegsentschädigung. Seien Sie weise und geben Sie nach! Sonst könnte Frankreich seine Forderungen Ihnen gegenüber am Ende noch steigern. Wenn Sie nicht nachgeben, so muß der Krieg eben fortgeführt werden.

Rainan: Nach dieser Darstellung wurde der Zwist zwischen Ihnen und Deutschland durch die Zahlung jener Summe beigelegt.

Admiral Miot: Nicht dadurch allein. Auch ein Theil unseres Gebietes mit 2,100,000 Einwohnern wurde uns genommen.

Rainan: Ja; aber dieses Gebiet hatte früher schon den Deutschen gehört, nicht wahr?

Admiral Miot: Nein, sie nahmen uns mehr weg als wir ihnen genommen hatten. Doch zurück zur Sache! Was wir vorgebracht haben, sind Präliminarien, und wir wünschen, daß Sie dieselben Ihrer Regierung übermitteln.

Rainan: Wollen Sie die Güte haben, uns eine Abschrift derselben in französischer und madagassischer Sprache einzuhändigen, damit wir sie nach Antananariwo schicken können.

Admiral Miot: Gut, wenn's Ihnen Ernst ist mit dem Wunsche nach Frieden — dies sind die Präliminarien: „Die Regierung der Königin Ranawalona III. verspricht: 1) ihre Soldaten aus dem Gebiet nördlich von Cap Bellone bis Cap St. André zurückzuziehen und sich aller ferneren Einmischung daselbst zu enthalten, 2) 600,000 Dollar zu zahlen, theils als Kriegsentschädigung, theils zur Befriedigung derjenigen französischen Privatpersonen, welche schon vor dem Krieg auf Zahlung Anspruch hatten, 3) allen denjenigen Ausländern, welche während des Krieges an ihrem Hab und Gut geschädigt worden sind, Schadenersatz zu leisten, 4) das Verpachten von Grundstücken an Ausländer in der Weise zu gestatten, daß über den Pachtzins und die Zeitdauer des Pachtvertrags niemand als die Kontrahenten selbst zu entscheiden hat, 5) den Vertrag von 1868 einer Revision zu unterwerfen.

Im weiteren Verlauf des Gesprächs erklärte Admiral Miot überdies noch, daß die Franzosen Tamatawe und Mojanga für immer behalten wollen, daß sie über die Nordwestküste nach der Hauptstadt zu marschiren gedenken u. s. w.

---

2. Die Proklamation der Königin.

Am 4. Juni waren diese „Präliminarien“ in der Hauptstadt bekannt geworden. Am 6. Juni erschien in der „Malagasy Gazette“ folgende Proklamation der Königin:

„Ich, Ranawalomandschaka, durch Gottes Gnade und den Willen meines Volkes Königin von Madagaskar und Vertheidigerin seiner Gesetze, thue euch, meinen Unterthanen, kund, daß die Unterhandlungen mit den Franzosen ihr Ende erreicht haben, da wir's nicht länger anhören können, wie sie erklären, dies Land unserer Väter gehöre nicht uns, sondern ihnen, und das schon seit alten Zeiten! Liefern wir ihnen dasselbe aus, so wollen sie zufrieden sein; thun wir das nicht, so wollen sie es mit Gewalt nehmen und uns um unsere Unabhängigkeit bringen. Infolge dieser unerträglichen Drohungen muß nun zur That werden, was wir längst mit Worten gesagt haben, daß nämlich jeder meiner Unterthanen sich ermanne und dem Feind widerstehe. Nicht wir sind es, die den Krieg wünschen; aber unsere Rechte sind gewaltsam bedroht und die Zeit zum Handeln ist gekommen. Bedenket, es ist nicht allein mein Land und mein Reich, das angegriffen wird, sondern das Land unserer Väter, das Land, das die Gräber unserer Väter, Mütter, Männer, Weiber und Kinder birgt. Wer sich jetzt nicht mannhaft erhebt, der ist ein Freund der Franzosen und unser Feind. So übet euch denn fleißig in der Kriegskunst, denn der Tag ist nicht mehr fern, an welchem ich eure Tüchtigkeit auf die Probe stellen werde; Niemand darf sich von den Exercitien ausschließen. Wenn jemand gesehen wird, der nicht exercirt, wer er auch sei, der soll vor Gericht gebracht werden und ich will ihm eine Geldbuße nach dem Werth seines Kopfes auferlegen, denn er ist ein Verräther. Jedermann hüte sich, einen Tumult zu veranlassen oder sich durch andere zu Ruhestörungen verleiten zu lassen, denn jetzt sind Ordnung und Eintracht unsere Stärke. Wo Unordnung oder Tumult sich zeigen sollte, da werde ich die betreffende Stadt zur Rechenschaft ziehen. Habet auch Acht auf die Ausländer, die noch in meinem Lande sich aufhalten, daß ihnen und ihrem Eigenthum kein Leid geschieht, denn sie sind unsere Freunde und haben nichts mit denen zu schaffen, die gegen uns Krieg führen. Nehmet diese meine Worte wohl zu Herzen, und mögen alle sich als Männer erweisen in Muth und

That, damit die Welt sehe, daß unsere Tapferkeit nicht bloß in Worten besteht. So sagt Ranawalona, Königin von Madagaskar &c. &c. &c. Dies ist in Wahrheit die Proklamation von Ranawalomandschaka, Königin von Madagaskar, sagt Rainilaiarivony, erster Minister und oberster Befehlshaber."

Sollte jemand sich darüber wundern, daß wir diesen rein politischen Dokumenten einen Platz im Missions-Magazin gewährt haben, so sei er daran erinnert, daß in den Verhandlungen der französischen Kammer über den für den madagassischen Krieg der Regierung zu gewährenden Kredit ein Bischof öffentlich erklärt hat, derselbe sei in letzter Instanz ein Kampf zwischen katholischen und protestantischen Missionaren; darum müsse er mit Energie weiter- und zu Ende geführt werden! Leider ist dieser frivole Kampf, den die katholische Kirche mit Frankreich's Hilfe nun schon seit Jahrzehnten gegen die evangelische Mission führt, eine nur allzu bedeutsame Thatsache der modernen Missionsgeschichte. Und deßhalb müssen auch wir Notiz von der Art nehmen, wie dieser Kampf geführt wird. Ueber die neuesten militärischen Ereignisse in Madagaskar, die den Howas wahrlich nicht zur Schande gereichen, findet sich das Nöthige in allen Zeitungen.

Erinnerungen eines Missionsveteranen.

Von E. Casalis.

(Schluß)

Am 17. Septbr. 1834 war unser größeres Haus in Morija unter Dach und — dankbar, daß die ermüdende Bauerei nun soweit fertig war — veranstalteten wir eine feierliche Einweihung, bei welcher zu Ehren der jungen Leute, die uns geholfen hatten, sogar eine fette Kuh geschlachtet wurde. Nun mußten wir uns aber ernstlich an die Viehzucht und den Landbau machen. Mit vieler Mühe und Noth hatten wir verschiedene Hausthiere mitgebracht. In unserem eigenen Wagen beherbergten wir Katzen und Schweine, und man kann sich denken, wie sehr diese Reisegesellschaft zur Annehmlichkeit der langen Reise beigetragen. Nun

heit. „Kein Wort mehr,“ fiel ich ihr in die Rede. Weiter wurde nicht verhandelt. — Ich erreichte die Kapstadt mit dem festen Vorhaben, wenigstens einen Monat lang den Zweck meines abenteuerlichen Besuches zu verschweigen. Bei einbrechender Nacht hielt ich meinen Einzug in die Hauptstadt, was mir sehr lieb war, denn, plötzlich in die civilisirte Welt versetzt, fühlte ich mich auf's höchste scheu und unbeholfen. Mein treuer Freund und Berather Dr. Philip empfieng mich wieder wie ein Vater und behielt mich in seinem Hause. Das Erste aber, was mir oblag, war, für anständige Kleider zu sorgen, denn meine äußere Erscheinung erregte die Heiterkeit aller Freunde. Ein liebenswürdiger Mulatte, Sohn eines Missionars, welch letzterer wie sein Kollege van der Kemp geglaubt hatte, die afrikanische Rasse durch Verbindung mit den Töchtern des Landes heben zu können, bot sich an, mir behilflich zu sein und führte mich in ein schönes Magazin mit europäischen Artikeln. Nachdem ich Alles, was ich bedurfte, ausgewählt, machte es meinem Begleiter, dem Mulatten, Freude, mir noch eine bunte, gestickte Halsbinde vorzulegen, welche ich aber mit den Worten zurückwies: „Dies ist zu schön für einen Missionar.“ — „Sie sind Missionar, mein Herr?“ frug eine junge Dame, die den Verkauf beaufsichtigte. „Kennen Sie vielleicht eine Frau Rolland, die am Oranjefluß unter den Heiden wohnt?“ — „Sehr wohl, es sind erst einige Wochen, daß ich bei ihr war!“ Während diesem Gespräch suchte ich in meiner Börse, um zu bezahlen; aber ich fand, daß ich nicht genug Geld bei mir hatte. „O das thut nichts,“ erwiderte die Dame; „man bringt Ihnen das Paquet in's Haus, und dann können Sie die Note berichtigen.“ — Ich war so bestürzt über meine Zerstreutheit, daß ich dies kurz abschlug, die Gegenstände zurückließ und sagte, ich werde sie selbst abholen. Am andern Tag früh trat ich eifrig mit der Börse in der Hand in's Magazin, suchte mein Paquet und wollte bezahlen, als die Dame des Hauses auf mich zutrat und mich frug, ob ich es sei, der ihrer Tochter von Frau Rolland gesprochen. Auf meine bejahende Antwort führte sie mich nun in einen Salon und erzählte mir hier, daß Frau Rolland vor ihrer Verheirathung wie ein Kind des Hauses hier bei ihr gewohnt habe und daß sie deßhalb sehr begierig sei, Näheres über ihr seitheriges Ergehen zu vernehmen. Ich mußte nun berichten, was ich wußte, und wurde schließlich zum Mittagessen eingeladen. Der Herr des

Als die Kommittee in Paris von der Gründung dieser Stationen Kenntniß erhielt, wurden wir angewiesen, fortan regelmäßige Konferenzen miteinander zu halten, was wir auch sogleich ausführten, Berseba als Ort unserer Versammlungen wählend. Bei diesen Verhandlungen nun wurde uns klar, daß eine zahlreiche Bevölkerung wie die von Thaba Bossiu nicht wohl auf die Dauer ohne regelmäßigen Unterricht gelassen werden dürfe schon aus Rücksicht auf den König, der nicht begreifen zu können schien, warum seine Söhne Missionare besäßen, während er selbst keine hatte. So wurde denn beschlossen, daß einer von uns ordinirten Missionaren in der Hauptstadt des Königs sich niederlassen solle. Dieser Vorschlag entsprach vollkommen meinen Ansichten, und ich bot mich dazu an. Meine Kollegen in Morija waren zwar anfangs nicht damit einverstanden, daß wir uns trennen und ich allein die Drangsale durchmachen sollte, die eine neue Ansiedlung wieder bereiten würde. Endlich aber gaben sie nach und Goßelin erklärte, er werde mir jedenfalls bei den ersten Arbeiten helfen. Unsere Einrichtung in Morija war so ganz nur auf das Nothwendigste beschränkt, daß ich nicht daran denken konnte, auch nur das geringste Werkzeug von dort mit mir fort zu nehmen, sondern mich zu einer Reise nach Colesberg entschließen mußte, um dort das Nöthigste für meine kleine Junggesellenwirthschaft anzuschaffen. Der Weg dahin führte bei meinen Freunden Rolland und Pellissier vorbei. Diese Brüder waren verheirathet. Eine tiefe Bewegung ergriff mich, als aus dem Munde ihrer Frauen die wohltönenden Laute meiner Muttersprache mein Ohr berührten; es war mir, als vernähme ich die süße Stimme meiner Mutter und meiner Schwestern. Die paar Kaufleute in Colesberg, bei denen ich die allerunentbehrlichsten Gegenstände fand, ließen mich das Sechsfache des Werthes dafür bezahlen, und die Reise selbst hatte mehrere Wochen in Anspruch genommen. Nach meiner Rückkehr verlangte Moschesch mit Ungeduld mein sofortiges Kommen nach Thaba Bossiu. Er war scharfblickend genug um einzusehen, daß Lehren wie die unsrigen eine Veränderung in den Sitten und Gesetzen des Landes zur Folge haben werden und daher ein Kampf unvermeidlich, zu dessen Beherrschung es nöthig sei, einen Missionar in seiner Nähe zu haben. Ich ließ mir dies nicht zweimal sagen, sondern begann alsbald mit Goßelin halbwegs von Thaba Bossiu das Material zum Bau einer

Hütte zu rüsten, welche wir denn auf einem Hügel am Fuße des vom König selbst bewohnten Berges errichteten. Es war Regenzeit und unter beständigen Gewitterschauern mußten wir arbeiten. Das Leinwanddach unseres Wagens war so zerrissen, daß wir in unserm armseligen Gefährt ebenso naß wurden, wie im Freien. Auch konnten weder unsere Freunde in Morija noch Moschesch uns Nahrung schicken, denn nach Landessitte bleibt Jedermann in der Regenzeit im Hause; sogar die mit der Kocherei betrauten Personen glauben sich ihres Amtes enthoben, denn um ein Feuer anzuzünden, müssen sie ja ihre schützende Hütte verlassen, und dies darf doch Niemand ihnen zumuthen! Glücklicher Weise konnten wir mit wilden Tauben unsern Hunger stillen; aber der Regen hatte uns so sehr in unserer Arbeit aufgehalten, daß Goßelin mich vor Vollendung meiner Hütte verlassen mußte; denn in Morija hatten die reißenden Gewitterströme die Mauern eines im Bau begriffenen Schulhauses und tausende von ihm geformte Ziegel zu Grunde gerichtet. Als daher der Regen einmal für etliche Stunden aufzuhören schien, verabschiedete er sich plötzlich von mir, wünschte mir Gottes Segen und ließ mich mit drei eingebornen Arbeitern allein. Nun begann für mich ein Leben, in welchem sich täglich in mehr als doppeltem Maaße alle Schwierigkeiten und Anfechtungen wiederholten, die ich je bisher durchgemacht. »Vae soli!« (Wehe dem Einsamen!) Von Morgens früh bis Abends spät erfuhr ich die grausame und trostlose Wahrheit dieser Worte. Ich sollte Schule halten, Besuche machen, predigen, den Land- und Häuserbau beaufsichtigen, meine Nahrung bereiten, meine Wäsche und Kleider flicken, Ordnung und Reinlichkeit um mich her schaffen — wie sollte ich das alles möglich machen? Es blieb mir nur die Wahl übrig, entweder zu erkennen, daß ich mich getäuscht, als ich glaubte, Gott habe mich zum Dienst in Thaba Bossiu berufen, oder aber mir eine Gefährtin zu suchen!

Diese Ueberzeugung kam mir eines schönen Morgens wie eine Eingebung von Oben. Aber anstatt mich darüber zu freuen, erbebte ich bei dem Gedanken: mich verheirathen! Ich, der ich ein Halbwilder geworden war! Und dann — wo die Betreffende finden? Wo auch nur sie suchen? Dies letztere besonders machte mir Schrecken. Ich fürchtete mich von jeher vor allem Lächerlichen, und nun sah ich mich in der Kolonie herum reisen, natürlich in

cognito, aber überall erkannt und mit boshaftem Lächeln empfangen. Doch ich erinnerte mich an Isaak und an seinen treuen Eliezer und fand, daß ich auch meine Lage mit dem Patriarchenleben vergleichen dürfe. Da mein Gemüths- und Herzenszustand mir erlaubten, kaltblütig zu erwägen, so sagte ich mir: Wenn ohne das väterliche Eingreifen des treuen Gottes mir nichts begegnet, so weiß ich, daß Er mich berufen hat, Ihm an einem Orte zu dienen, wo man, wie Paulus ohne eine Schwester bei sich zu haben, den Missionsberuf üben kann, und ich werde dann meine Kommittee bitten, mich nach Indien oder China zu versetzen. Dieser Gedanke beruhigte mich, wurde aber sogleich getrübt durch den anderen, daß ich ohne die Zustimmung meiner Mutter und ohne das Wissen meiner Kommittee überhaupt nicht an's Heirathen denken dürfe. Doch hatte ich, da ich von Natur ziemlich vorsichtig war, ihnen zwar sehr unbestimmt, aber doch schon von meinen Gefühlen geschrieben. Eine Antwort freilich war noch nicht gekommen. Unterdessen nahmen meine Verlegenheiten von Woche zu Woche zu, meine Kräfte aber ab. So brach ich denn eines Tages, mich dem Schutze Gottes befehlend, nach Morija auf, ohne zu wissen, wo meine Reise enden werde. Meine Freunde waren sehr erstaunt über mein Erscheinen und noch mehr über den Beweggrund meiner Reise. Mit der Idee waren sie einverstanden, aber die Ausführung schien ihnen unmöglich. Ich ließ sie mit verwunderten Mienen über mich berathen. Der folgende Tag war ein Sonntag. Am Schluß des Gottesdienstes, den ich hielt, sah ich einen Schwarzen heraneilen, der am Ende eines langen Stockes ein Bündel Briefe brachte. „Seht, sagte ich zu meinen Freunden, hier kommt etwas, um meinen Entschluß zu bestätigen.“ Und in der That, diese Briefe, welche mehr als sechs Monate unterwegs und tausenderlei Gefahren ausgesetzt gewesen waren, enthielten die vollkommene Zustimmung meiner Mutter und meiner Vorgesetzten zu allem, was ich zur Erleichterung in meinem Berufe thun wolle. Dieser kleine Hoffnungsstrahl ermuthigte auch meine Kollegen, und beruhigt sahen sie mich nun weiter reisen. Fünf Tage nachher war ich in Berseba bei Herrn und Frau Rolland. Hier dasselbe Erstaunen, aber doch mehr Aufmunterung; ja, Frau Rolland gestand mir sogar, daß sie Jemanden in der Kapstadt kenne, deren Namen sie mit dem meinigen sich schon zusammen gedacht habe; aber leider fehle eine feste Gesund-

heit. „Kein Wort mehr," fiel ich ihr in die Rede. Weiter wurde nicht verhandelt. — Ich erreichte die Kapstadt mit dem festen Vorhaben, wenigstens einen Monat lang den Zweck meines abenteuerlichen Besuches zu verschweigen. Bei einbrechender Nacht hielt ich meinen Einzug in die Hauptstadt, was mir sehr lieb war, denn, plötzlich in die civilisirte Welt versetzt, fühlte ich mich auf's höchste scheu und unbeholfen. Mein treuer Freund und Berather Dr. Philip empfieng mich wieder wie ein Vater und behielt mich in seinem Hause. Das Erste aber, was mir oblag, war, für anständige Kleider zu sorgen, denn meine äußere Erscheinung erregte die Heiterkeit aller Freunde. Ein liebenswürdiger Mulatte, Sohn eines Missionars, welch letzterer wie sein Kollege van der Kemp geglaubt hatte, die afrikanische Rasse durch Verbindung mit den Töchtern des Landes heben zu können, bot sich an, mir behilflich zu sein und führte mich in ein schönes Magazin mit europäischen Artikeln. Nachdem ich Alles, was ich bedurfte, ausgewählt, machte es meinem Begleiter, dem Mulatten, Freude, mir noch eine bunte, gestickte Halsbinde vorzulegen, welche ich aber mit den Worten zurückwies: „Dies ist zu schön für einen Missionar." — „Sie sind Missionar, mein Herr?" frug eine junge Dame, die den Verkauf beaufsichtigte. „Kennen Sie vielleicht eine Frau Rolland, die am Oranjefluß unter den Heiden wohnt?" — „Sehr wohl, es sind erst einige Wochen, daß ich bei ihr war!" Während diesem Gespräch suchte ich in meiner Börse, um zu bezahlen; aber ich fand, daß ich nicht genug Geld bei mir hatte. „O das thut nichts," erwiderte die Dame; „man bringt Ihnen das Paquet in's Haus, und dann können Sie die Note berichtigen." — Ich war so bestürzt über meine Zerstreutheit, daß ich dies kurz abschlug, die Gegenstände zurückließ und sagte, ich werde sie selbst abholen. Am andern Tag früh trat ich eifrig mit der Börse in der Hand in's Magazin, suchte mein Paquet und wollte bezahlen, als die Dame des Hauses auf mich zutrat und mich frug, ob ich es sei, der ihrer Tochter von Frau Rolland gesprochen. Auf meine bejahende Antwort führte sie mich nun in einen Salon und erzählte mir hier, daß Frau Rolland vor ihrer Verheirathung wie ein Kind des Hauses hier bei ihr gewohnt habe und daß sie deßhalb sehr begierig sei, Näheres über ihr seitheriges Ergehen zu vernehmen. Ich mußte nun berichten, was ich wußte, und wurde schließlich zum Mittagessen eingeladen. Der Herr des

Hauses hatte großes Interesse für alle Werke des Reiches Gottes, und sein Haus war ein Sammelpunkt für alle ernsteren Christen der Stadt. Bald stand es mir fest, daß seine Tochter dasselbe Mädchen sei, von welchem Frau Rolland, ohne den Namen zu nennen, mir gesprochen, dessen Gesundheit aber nicht gut sei. Soviel ich nun bemerken konnte, sah sie jetzt sehr gesund, wenn auch etwas zart aus und besaß Herz und Verstand, wie ich es mir nur wünschen durfte. „Dies genügt," sagte ich mir beim Fortgehen, „der Weg ist mir gezeigt und die Thüre geöffnet; aber ich will bei meinem ersten Vorsatz verharren und ein bis zwei Monate warten, zusehen und beten!"

Gott verschaffte mir ein Mittel, um diese Zeit auf eine für mich fruchtbare und vielleicht auch für Seine Sache förderliche Weise zu verbringen, indem ein eifriger holländischer Evangelist, Vogelgesang, mich aufforderte, an seiner Arbeit unter den zahlreichen von den Sunda-Inseln eingewanderten Malajen theil zu nehmen; eine Aufforderung, der ich gerne Folge leistete, dabei aber immer mehr mich überzeugte, wie der Islam ebenso sehr die Vernunft irre leitet, als er das Herz verhärtet. Unterdessen hatte ich meine große Angelegenheit nicht vergessen. Sechs Wochen genügten, um die guten Eindrücke des ersten Tages in jeder Beziehung zu bestätigen. Wie ich es erwartet, so hatte Gott alles für mich geordnet und mich wie bei der Hand geführt. Nach zwei Monaten civilisirten Lebens zog ich wieder in die wilden Regionen des Lessuto nicht mehr allein, wie ich gekommen, sondern in Begleitung einer jungen Christin, deren Namen bis dahin Sarah Dyke gewesen war. Am 13. April 1836 war durch einen Prediger der Kapstadt unsere Verbindung geschlossen worden. Auf einer kleinen Brigg verließen wir die Heimath meiner lieben Frau. Der Wind war uns entgegen und führte uns sehr weit gegen St. Helena hin. Unter großen Anstrengungen gelangten wir nach acht Tagen endlich wieder in die Tafelbai, wo wir zu ankern genöthigt waren. Meine Frau konnte deßhalb unerwartet für zwei Tage wieder ihre Eltern sehen, was ihr große Freude, aber auch erneuerten Abschiedsschmerz verursachte. Weder dieser letztere übrigens, noch die stürmische Meerfahrt hatte den Muth meiner Sarah erschüttert; erst in Port Elisabeth, wo uns Missionar Robson und Frau freundlich empfiengen, hatte ihre Tapferkeit den schwersten Kampf zu bestehen. Frau

Robson glaubte in der besten Absicht, sie gut auf ihren künftigen Beruf vorzubereiten, indem sie meiner jungen Frau alle die Entbehrungen, Drangsale und Schrecken mittheilte, die sie selbst einst als Gattin des Missionar Williams unter den Kaffern auszustehen gehabt, und dies Schreckensbild wurde dann noch durch die Beschreibung des frühzeitigen Todes von Missionar Williams und der Lage seiner Witwe, die den Sarg eigenhändig hatte herstellen müssen, auf's Unbarmherzigste vollendet. Die gute Dame dachte nicht an die mögliche Wirkung ihrer Erzählung. Dies war aber auch das erste und letzte Mal, daß ein Zweifel das Herz meiner lieben Frau berührte, obschon sie selbst später durch unzählige Glaubensproben geführt wurde. — Auf unserer Durchreise empfieng uns Frau Rolland natürlich mit der größten Freude, und endlich in Morija angekommen, hatte uns Goßelin einen herzlichen Willkomm bereitet; freilich nach *seiner* Weise. Mit Stentorstimme rief er uns seinen Gruß entgegen, drückte uns die Hand und bot uns Wasser zur Erfrischung an. Dann hieß er uns an den Tisch sitzen, wo Tassen mit schwarzem Kaffee und eine kalte Schafskeule bereit standen. Hierauf übergab er meiner Frau einen Schlüsselbund mit den Worten: „Dies ist, um unsere Vorrathskisten zu öffnen und zu schließen; ich hoffe, Sie haben genug mitgebracht, um dieselben zu füllen, denn sie sind leer. Ich übergebe Ihnen mit Freuden die Haushaltung."

Am andern Morgen hatten die Basutos in Morija die Genugthuung, mit Muße die erste weiße Frau zu betrachten, die sich in ihrem Lande gezeigt. Zuerst zögerten sie; aber bald konnten sie dem Reiz nicht widerstehen und ohne die Grenzen der Ehrfurcht zu verletzen, näherten sie sich ihr so viel als möglich, und jeder ihrer Züge wurde einer nach dem andern besprochen. Hauptsächlich bewunderte man ihre großen blauen Augen, die Feinheit ihres Mundes, die Weiße ihrer Haut, die von der Ocker-gefärbten Hautfarbe der Damen des Landes allerdings sehr abstach. Auch ihre Kleidung wurde gehörig studirt. Nichts war so herrlich, wie das Muster ihres Kleides! Und doch dabei kein Schmuck, kein Halsband, kein Ohrgehänge, höchstens einige Ringe am Finger. Auch bei unserer Mahlzeit drängte sich das Publikum so nahe als möglich herzu und war auf's Höchste verwundert, daß wir der Frau den besten Platz gaben, daß bald wir sie, bald sie uns bediente und daß wir Sorge

trugen, ihr die besten Stücke zu wählen. „Sie ißt wie ein Vogel," hörten wir sagen, „nach jedem Bissen einen Tropfen Wasser! Sie sind zum Erstaunen, diese Weißen, sie machen nichts wie die übrigen Menschen! Aber es ist dennoch nett zum Ansehen!" — Weniger überraschte es, daß meine Frau das Geschirr wusch und abräumte. Auch bei der Arbeit wurden wir beobachtet. Als wir unsere Hacken und Schaufeln nahmen, um im Garten zu arbeiten, setzte sie sich in den Schatten in unsere Nähe und strickte. „O," riefen da die Weiber, „sie kann nicht schaffen wie wir! Aber sie macht doch etwas, was kann das sein? Zeige es uns. Wie fein ist dieses Geflecht und wie schnell geht es. Bei uns verstehen nur die Männer zu flechten." Der Schluß dieser Beobachtungen war dann stets: „Die weiße Frau ist weniger stark, aber sie ist viel angenehmer anzusehen; sie ist wie die Königin. Man wird sie ohne Zweifel deßhalb so gut pflegen, um sie länger zu erhalten!" Der weibliche Theil der Bevölkerung fühlte nun gleich, daß ihm nun auch zu Theil geworden war, was ihm bis dahin gefehlt, nämlich ihr eigener Missionar. Bald brachten die Weiber der Neugekommenen ihre kranken Kinder und baten um Rath. Auch strömten jetzt die Frauen zum Hause Gottes, wohin wir ihnen bis dahin umsonst den Weg gewiesen, und bald waren *sie* in der Mehrzahl. Weil »Madame« in die Kirche gieng, so mußte auch für sie dort etwas zu holen sein. Zudem konnte Madame lesen und schreiben, so gut wie ihr Mann und war also fähig Bücher zu machen, wie er. Und wenn sie Bücher machen kann, so weiß sie Alles, nichts ist ihr zu schwer!

Während meiner langen Reise war meine neue mit so viel Mühe erbaute Hütte bei Thaba Bossiu abgebrannt. Der treue Goßelin bot sich nun an, uns dafür ein solides Haus von Stein und Ziegel zu bauen, aber er brauche wenigstens ein Jahr zu seiner Vollendung; deßhalb sollte meine Frau und ich einstweilen in Morija bleiben, während Arbousset eine ähnliche Reise wie kurz vorher ich unternehmen wollte. Er that dies wirklich und kehrte zu unser aller Freude mit einer Jugendfreundin meiner Frau zurück.

Endlich im Juni 1838 kam der Zeitpunkt, da wir uns trennen mußten. Goßelin blieb noch eine Weile mit mir in Thaba Bossiu; aber ich mußte Arbousset verlassen, den vielgeliebten Kollegen, dessen Gesellschaft mir ganz unentbehrlich geworden war. Durch die fünf Jahre gemeinsamer Arbeit waren wir auf's Innigste mit einander

verbunden. Auch schmerzte es mich, mich von der jungen Gemeinde zu entfernen, welche inzwischen auf's Erfreulichste zugenommen hatte.

In Thaba Bossiu empfieng uns Moschesch mit großer Freude. „Gehe," sagte er zu dem Gesandten eines fernen Häuptlings, „sage deinem Herrn, daß in Thaba Bossiu jetzt ein Bethaus sei, wo ich lerne, daß die Macht in der Weisheit besteht, und nicht in der Zahl des Viehes." — Diese gute Stimmung war im Orte allgemein. Wir benützten sie, um eine Kinderschule einzurichten, die stark besucht wurde. Mehrere Erwachsene kamen ebenfalls, um bei uns lesen zu lernen. Die Zahl der Zuhörer war von Anfang an 200—250. Moschesch stieg jeden Sonntag sehr sauber gekleidet von seinem Berg herunter, um der Predigt beizuwohnen. Er speiste dann bei uns zu Mittag, wobei er alle Regeln des Anstandes und der Höflichkeit befolgte. — Mit Bedauern sahen wir den Augenblick kommen, da Goßelin, unsere tägliche Hilfe, uns verlassen mußte. An seine Stelle aber trat Herr Hamilton Dyke, ein Bruder meiner Frau. So gestaltete und ebnete sich alles durch Gottes Freundlichkeit auf's Beste.

Beinahe 20 Jahre haben meine Frau und ich mit einander gearbeitet. Nur ein einziges Mal während diesen langen Jahren erlaubte sie sich einen Besuch in der Kapkolonie. Um den Preis vieler Kämpfe und Anstrengungen haben wir eine Kirche sich bilden sehen, in welcher, wie oben gesagt, die Frauen die Mehrzahl ausmachten; ein großer Theil dieser armen, bis dahin so rohen und verachteten Geschöpfe hatten das Wort Gottes lesen, verstehen und sogar Anderen erklären gelernt. Zahlreiche Tauf- und Abendmahlsfeste haben wir miteinander geleitet, indem sie meinen Ermahnungen die Lehren ihrer Erfahrung beifügte und den Täuflingen zeigte, wie sie ihre Kleider zur Aufnahme in die Christengemeinde verfertigen, und das Brot zum heiligen Mahle bereiten sollten. Wie oft haben wir zusammen die Kranken und Sterbenden besucht, wo sie den Leidenden hilfreich beistand und die widerlichsten Wunden eigenhändig verband.

Die theure, muthige Freundin und Gefährtin, die mir in die Wüste gefolgt, sie ruht nun unter den Trauerweiden von Morija. Hier hatte sie ihre Arbeit begonnen und hier entschlief sie im Herrn den 17. Juni 1854. Ihre letzte Krankheit hatte sie sich 1850 am Kap zugezogen, da ich sie mit unsern Kindern zurückgelassen, während ich in

Frankreich war, um durch Vorträge das Interesse für die Mission wieder anzufachen, das in Folge der Revolution gar sehr nachgelassen hatte. Als die Basutos vernahmen, daß „die Mutter von Eugène“ (Ma-Eugène) — so wurde sie seit der Geburt ihres ersten Kindes genannt — in den Himmel gegangen sei, strömten sie von allen Seiten herbei. Die Häuptlinge kamen zu Pferd, hielten ehrfurchtsvoll vor dem Missionsgehöfte und warteten, bis an sie die Reihe kam, ein letztes Mal die Züge derjenigen zu sehen, die auch von ihnen „Mutter“ genannt wurde. Entferntere ließen durch Boten inständig bitten, man möchte mit der Beerdigung so lange als möglich warten, damit auch sie die „Mutter“ noch einmal sehen könnten! Schon war der äußerste Termin überschritten, den ich zur Beerdigung bestimmt hatte, als die Stirne der Verstorbenen stets noch mit Thränen und Küssen bedeckt wurde, und dies in einem Lande, wo der Schrecken, den der Tod einflößt, so groß war, daß man ein Haus für alle Zeiten als unbewohnbar ansah, wenn je ein Leichnam nicht durch eine der Thüre entgegengesetzte Oeffnung war entfernt worden! Nach meiner Ansprache am Grabe meiner Geliebten ergriff Moschesch das Wort und sprach: „Häuptlinge und Volk! Nachdem unser Missionar schon so oft am Grabe ihm Fernstehender geredet, spricht er heute am Grabe seiner eigenen Gefährtin und wie immer spricht er von Auferstehung und Leben. Er hat uns gesagt, daß vor ihrem Ende sie die Zuversicht ausgesprochen, das Evangelium werde noch in unserem Lande triumphiren. Vielleicht ist das eine Weissagung. Lasset uns stets daran denken: daß wenn sie auch nicht Bücher geschrieben wie ihr Mann, so hat sie uns doch den Weg gezeigt, den wir gehen sollen!“

Einige Zeit nach dem Heimgang derjenigen, die meine Hilfe und meine Wonne gewesen, wurde ich nach Frankreich berufen, um die Leitung des Missionshauses in Paris zu übernehmen. Dies wäre mir unmöglich gewesen, wenn Gott nicht meinem treuen Freund, Herrn Jousse, und seiner Frau in's Herz gegeben hätte, mich in Thaba Bossiu zu vertreten. Sie haben es mit äußerster Hingebung gethan. Unter ihrer Pflege hat die Kirche rasch zugenommen und meine geliebte Station ist eine der blühendsten und schönsten unserer ganzen Mission geworden. Möge sie und die andern jungen Gemeinden fortfahren, uns zu erbauen durch ihre Glaubenseinfalt, und zunehmen alle Tage an Weisheit und Kraft, um dereinst als selbstständige

Kirche den Missionsberuf von sich aus und mit den ihr eigenen Gaben auszuüben und so das Reich des HErrn fördern zu helfen in diesem Afrika, das man mit so viel Recht den schwarzen Erdtheil benannt hat.

Dies ist mein Hoffen und meine Zuversicht, und stets wird es mich mit Dank gegen Gott erfüllen, daß er mich zu den Basutos gesandt hat.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Am Charfreitag, den 11. April 1884, ist das erste Märtyrerblut in Bolubedu (Station Medingen) in Nordtransvaal geflossen. Der christliche Häuptling Khashane, der sich seit 10 Jahren durch seinen Bekennermuth ausgezeichnet und manche seiner Landsleute für den Glauben gewonnen hatte, wurde sammt seinem treuen Knecht David von den Heiden erschossen. Näheres über diese „schmerzliche Siegesbotschaft" in der nächsten Nummer.

— Die Nachrichten aus Uganda reichen bis zum 1. April. Alles stand wohl und mehrere neue Taufen hatten stattgefunden.

— In Mpuapua hat Missionar Cole das erste Büchlein in der Ugogo-Sprache gedruckt, eine kleine Sammlung von Gebeten und Liedern, die er und sein Kollege Price übersetzt oder verfaßt haben.

— In Sierra Leone hat das gelbe Fieber wieder gewüthet. Am 2. Juli erlag demselben auch der Regierungskaplan Sparks, ein warmer Freund der Mission.

— Am 15. Februar wurde die Joruba-Stadt Okeodan von den Dahomeern zerstört und 2—3000 von ihren 6000 Einwohnern theils getödtet, theils in die Sklaverei geschleppt. Der englisch-kirchliche Katechist Andreas Sanu mit Frau und 5 Kindern konnte fliehen und bekam dabei die wunderbarsten Durchhilfen Gottes zu erfahren. „Seine Geschichte", schreibt der eingeborne Geistliche Coker aus Badagry, „zeigt deutlich, daß Gott immer bei den Seinen ist und daß Er ihre Gebete hört und erhört." Sanu selbst mußte mehrere Tage im Busch zubringen, entkam aber schließlich nach Lagos, seine Frau mit den Kindern nach Badagry.

Die ganze Joruba-Mission zählt jetzt 2352 Kommunikanten und beinah 5000 „Anhänger". Letztes Jahr wurden 147 Erwachsene und 248 Kinder getauft. In 33 Schulen sind 1842 Schüler. Die

Beiträge der eingebornen Christen für die Besoldung ihrer Pastoren, für Kirchenbau und Reparaturen, für die Schulen, für die Mission 2c. beliefen sich auf 60,760 Mark!

— Dr. E. Mähly, der vor zwei Jahren in Begleitung des † Inspektors Prätorius nach Afrika gesandt wurde, um die Stationen der Basler Mission auf der Goldküste in gesundheitlicher Beziehung zu untersuchen und, wo möglich, diese oder jene Mittel zur Erhaltung des Lebens und der Gesundheit unserer Brüder ausfindig zu machen, ist mit einem großen, von ihm gesammelten Beobachtungsmaterial, gesund und fröhlich wieder in Basel angekommen. Wir sind überzeugt, daß die Vorschläge, welche er in Betreff der Ausrüstung, Kleidung, Nahrung, Wohnung, Lebensweise, Reisemittel 2c. der Missionare zu machen hat, von erheblichem Nutzen sein werden. Ueberdies hat er während seines Aufenthalts in Afrika eine Reihe von schwerkranken Geschwistern mit großer Aufopferung behandelt und gepflegt, überall die Stationsapotheken in guten Stand gesetzt, auch den Eingebornen vielfache ärztliche Hilfe geleistet und auf mancherlei Weise der nun durch unsern Missionar Dr. R. Fisch zu eröffnenden ärztlichen Mission vorgearbeitet. Die Bewunderung der Eingebornen hat er zuletzt noch im höchsten Grade durch eine an Frau Huppenbauer glücklich vollzogene Amputation erregt. Daß einem Menschen ein Bein abgenommen wurde, ohne daß es ihm das Leben gekostet, das hatten sie noch nie gesehen. Wiederholt kamen sie, um sich durch den Augenschein zu überzeugen, daß Frau Huppenbauer auch wirklich lebe (resp. esse)! Anfang September sind auch Geschwister Huppenbauer, von einem schwarzen Predigerseminaristen begleitet, glücklich in Basel angekommen.

Japan.

Am 22. Juni eröffnete Missionar Green mit den eingeborenen Predigern Omija, Ono, Sagita und Kato wieder eine Reihe von christlichen Vorträgen in einem Theater zu Omijadori in Kijoto. Etwa 500 Personen waren erschienen. Von Anfang an hörte man lautes Schimpfen über die Christen. Kaum waren die Ansprachen zu Ende, so stand ein Buddhistenpriester auf und fieng an mit den Rednern zu disputiren und sie sehr unpriesterlich herunterzumachen. Doch gieng man in ziemlicher Ruhe auseinander. Am nächsten Abend versammelte sich ein viel größeres Auditorium, meist Handwerker und Taglöhner. Der erste Redner, Jebihara, wurde mit einem Schauer von Schimpfworten begrüßt; der zweite, Baba, mußte seine Ansprache abkürzen; der dritte, Tsudschi, wurde so laut und so beharrlich unterbrochen, daß er nicht weiter reden konnte und die Polizei gerufen werden mußte. Nun kam der letzte Redner. Aber kaum war er fertig, so sprangen etwa 20 Männer auf die Rednerbühne, löschten die Lampen aus und fielen mit dem Ruf „Hauet

die Christen! Schlagt die Verräther todt!" über die Missionare her. In diesem Augenblick erschien ein Polizei-Inspektor und befahl der Versammlung auseinander zu gehen. Trotzdem dauerte es eine Stunde, bis es den bedrängten Rednern gelungen war, das Theater zu verlassen, und auf der Straße wartete ihrer ein neuer Angriff: Aushängeschilde, Backsteine und andere Dinge wurden nach ihnen geworfen, so daß sie nur mit genauer Noth, verwundet und völlig erschöpft, ihre Wohnungen erreichten. Am nächsten Abend fanden dann buddhistische Vorträge im gleichen Theater statt. Die Redner meinten zwar, man solle die Vertreter der fremden Religion nicht mit Schlägen und Steinwürfen bekämpfen, Verbrecher jedoch seien sie, die der verdienten Strafe nur deßwegen entgehen, weil die Regierung sie schütze. Bald verlautete denn auch, 20 Männer seien bereit, das Gericht an den Christen zu vollziehen. Die meisten Versammelten hatten Steine bei sich in ihren Sacktüchern und einer soll ein Messer in der Hand gehabt haben." So berichtet die China Mail.

— Der anglikanische Missionar Foß schreibt u. A.: „Neulich ist ein junger Japaner zu uns gekommen, der 10 Jahre lang im Ausland, namentlich in England, zugebracht hat. Mit seiner Muttersprache ist er daher noch nicht ganz au fait, zumal da während seiner Abwesenheit das Japanische manche Wandlungen erfahren hat und namentlich eine Menge neuer religiöser und theologischer Ausdrücke sich darin gebildet haben. Er ist nun als englischer Lehrer für die jüngeren Klassen unsrer Schule angestellt und wird hoffentlich bald als japanischer Prediger gute Dienste leisten. Es ist ein gutes Zeichen, daß, nachdem der Bischof ihm zugesprochen, er möchte sich doch so bald als möglich wieder der Landessitte anbequemen, er sogleich seinen Schnurrbart rasiert und die japanische Tracht wieder angenommen hat. — Unsere Schule hat infolge eines neuen Regierungserlasses gelitten, wonach alle jungen Männer vom 20. Jahr an sich zu vierjährigem Militärdienst stellen müssen. Nur die Zöglinge gewisser höherer Regierungsschulen sind ausgenommen. Das hat natürlich viele unserer Schüler veranlaßt, in die eine oder andre dieser Anstalten einzutreten, um der Konskription zu entgehen. Auch zwei unsrer besten Predigerseminaristen sind angefochten wegen dieser Sache. — Neulich stieß ich auf einen etwas komischen Beweis dafür, daß unser Predigen doch hie und da auf guten Boden fällt. Im Dorfe Monoje Mura besuchte ich einen Mann, der dort eigentlich dem Christenthum die erste Thür geöffnet, unserem Evangelisten ein Predigtlokal verschafft und ihm sonst geholfen hat. Er begleitete mich auf einen Spaziergang in die Nähe der Dorfschule, um mir einen dort stehenden prächtigen Fichtenbaum zu zeigen. Vor der Schule sahen wir ein roh gearbeitetes Gestell, an welchem mehrere Schreibhefte zum Trocknen aufgehängt waren. Die japanischen Schulkinder nämlich nähen ihre Schreibhefte aus ein paar Bogen alten

Papieres zusammen und beschreiben die Blätter dann so lange mit ihren Schriftzeichen, bis dieselben ganz schwarz sind, ja auch auf die so geschwärzten Blätter tragen sie immer wieder neue Buchstaben und Zeichen auf, die — obgleich mit schwarzer Tinte auf schwarzes Papier geschrieben — doch ganz leserlich sind, so lange die Tinte noch nicht getrocknet ist. Aber eben des Trocknens sind diese überfleißig benützten Schulhefte gar sehr bedürftig. Daher jenes Gestell bei der Schule, das unser Freund uns mit der Bemerkung zeigte, er habe es gestiftet, und zwar aus einer Summe Geldes, die ihm geschenkt worden, die er aber nicht für sich selbst habe verwenden wollen. Warum nicht? Vor einiger Zeit hatte ich über die Nächstenliebe gepredigt und von einem Landmann erzählt, der mit eigener Lebensgefahr einigen anderen das Leben gerettet und durchaus keine Belohnung dafür hatte nehmen wollen. Das hatte Eindruck auf unsern Freund gemacht. Einige Zeit darauf half er ein Feuer löschen und erhielt dafür — wie das in Japan üblich ist — von der Polizei eine Geldbelohnung. Diese wollte er anfangs nicht annehmen; als sie ihm aber aufgenöthigt wurde, da verwendete er sie in der oben beschriebenen Weise zum Besten der Dorfjugend! Seither hat er wieder bei einer der häufigen Feuersbrünste löschen helfen, sich aber der Belohnung dadurch entzogen, daß er seinen Namen gar nicht in die betreffende Liste aufnehmen ließ, — auch eine Frucht unserer Predigt!"

Indien.

In der „Madras Mail" plädirt ein gewisser Muttuswami Pillay für Industrieschulen, in welchen die jungen Leute den halben Tag Wissenschaften treiben, den andern halben aber Handwerke lernen sollen. Die Missionare hätten das höhere Unterrichtswesen ganz der Regierung überlassen und dafür recht viel Elementar- und Arbeitsschulen gründen sollen. „Wenn die Dinge so weiter gehen, werden nie selbständige christliche Gemeinden zu Stande kommen. Wollte die Mission aber ihre Christen und überhaupt die Eingeborenen in allerlei Handarbeiten unterrichten, so würden wir ohne Zweifel nach 12 Jahren schon christliche Gemeinden haben, welche nicht nur finanziell auf eigenen Füßen stehen, sondern auch selbst Missionare in andere Länder senden." Der enthusiastische Verfasser, der ein sehr geschraubtes Englisch schreibt und den gegenwärtigen Generalgouverneur nur den „Gerechten" und den „Gesegneten" nennt, schlägt seinen Landsleuten vor, 60 Millionen Mark als einen Gedächtnißfond zu Ehren des † Prinzen Leopold zusammenzulegen und aus den Zinsen die gewünschten Industrieschulen zu gründen und zu erhalten!

— Im „Independent" schildert der methodistische Prediger Ram Tschandra Bose die Europäer und Halbeuropäer in Indien als „eine neue Kaste", deren Anmaßung, Selbstüberhebung, Stolz und

Engherzigkeit der Ausbreitung des Evangeliums ein weit größeres Hinderniß in den Weg lege, als das alte brahmanische Kastensystem; namentlich sei es ein Unsinn, die Hindus durch die halbeuropäischen sogenannten Anglo-Indier bekehren zu wollen, die meist noch übermüthiger als die Engländer selbst auf die ihnen doch in allen Stücken überlegenen Eingebornen herabsehen. Die zurückhaltende, kühle Stimmung, welche unter den eingebornen Christen gegen die Europäer herrsche, sei völlig gerechtfertigt: es sei unter ihrer Würde, immer nur als Schwanz der Europäer betrachtet und behandelt zu werden. Eine wahre Erquickung dagegen sei es, zu beobachten, mit welch neuem Vertrauen ihre heidnischen Landsleute zu den hervorragenderen Hindu-Christen dadurch erfüllt worden seien, daß diese, — wohl manchen Missionaren zum Trotz — so entschieden für die Ilbert Bill einzutreten den Muth gehabt! (Vgl. S. 49 ff. dieses Jahrgangs: „Ein großes Hinderniß.")

— In Kalkutta erregt ein heidnischer Prediger Aufsehen, von dessen Theologie das Folgende als Probe dienen mag: „Manche fragen vielleicht, warum wir Götzen anbeten. Genau genommen, ist das eine thörichte Frage, denn die Hindus beten nie ein Bild als Gott an, sondern betrachten das Bild nur als ein Hilfsmittel ihrer Andacht, so daß ihre Anbetung dem im Bild wohnenden Gott, nicht dem Bild als solchem gilt. Sonst würden sie den Götzen vor und nach der Anbetung ja nicht wie ein bloßes Stück Holz oder Stein behandeln. Die einzige Bedeutung eines Götzenbildes liegt darin, daß es die Gedanken sammelt und die Andacht erweckt. Doch muß ich hinzufügen, daß ich die Art von Götzendienst für die höhere halte, bei welcher der Götze wirklich als Gott verehrt wird. Ich meine nicht, daß bloß dieser oder jener Götze so verehrt werden soll, sondern alle. Wenn ich bedenke, daß Menschen, Thiere, Würmer, Insekten, Steine, Erde, Wasser und alle Wesen auf, über und unter der Erde unabtrennbar mit Gott zusammenhängen, daß Festes und Flüssiges von Gott erfüllt ist und alles Sichtbare von seinem Leben durchdrungen ist; wenn ich glauben kann, daß das alles Schiwa ist, wenn ich nichts als von ihm verschieden und ihn als von nichts geschieden betrachte, wenn ich erkenne, daß er voll ist von der Welt und die Welt von ihm — dann bin ich erst ein wahrer Götzendiener. Aber zu dieser Stufe bin ich noch nicht gelangt .... Mögen alle Götter gewähren, daß wir alle solche Götzendiener werden!"

— Im „Lahore Christian Chronicle" wird als beste Missionsmethode für Indien eine Art Nachahmung des Fakirthums empfohlen: beinahe 3 Millionen hinduistische, muhammedanische und buddhistische Fakire durchziehen Jahr für Jahr das Land und üben einen Einfluß auf Vornehme und Geringe, auf Arme und Reiche, der unberechenbar groß ist; wäre es nicht am Platz, wenn auch wir Christen eine Schaar von Brüdern und Schwestern hätten, die der

Welt entsagen und nicht bloß mit Worten, sondern auch durch ihr Leben predigen? — Dem gegenüber erinnert der „Bombay Guardian" daran, daß er schon im Januar 1849 alle indischen Missionare durch ein Cirkular aufgefordert habe, ihre Besoldungen und ihr bequemes Leben aufzugeben und so zu leben, wie nach Matth. 10 die Sendboten Christi leben sollen, daß dies aber etwas ganz anderes sei, als das indische Fakirthum, dem 1) die Bettelei für verdienstlich; 2) das Arbeiten und Familienleben für unheilig; 3) das Ceremonialgesetz für wichtiger als das Sittengesetz gelte u. s. f. Er hat Recht.

— Vor einiger Zeit war es gewissen muhammedanischen Fanatikern in Kalkutta gelungen, eine Anzahl europäischer Vagabunden durch Bestechung und ähnliche Mittel zum Islam zu „bekehren". Allabendlich wurden diese Abgefallenen auf dem „Wellington Square" triumphirend dem Publikum vorgeführt und zugleich das Christenthum angegriffen. Aber der Triumph ist von kurzer Dauer gewesen; der Haupteiferer, ein Mulwi, bekennt sich jetzt offen zu Christo und predigt täglich gegen Muhammed, und ein zweiter Mulwi, der als Dolmetscher bei jenen „Bekehrungen" mit thätig war, hat sogar die Taufe angenommen. Jene „Bekehrten" selbst aber sind fast alle — verschwunden. So kann aus Bösem Gutes kommen.

— Der „muhammedanische Prediger- (oder Missions-) Verein" zu Bombay hat Anfang August einen „Hohenpriester" als Prediger ausgesandt zur Bekehrung der Ungläubigen. — In manchen Gegenden Indiens, z. B. in der Stadt Peschawer, vergeht kaum ein Freitag, an welchem nicht Neubekehrte in die Moschee aufgenommen werden. Aber natürlich sind diese „Bekehrungen" nur ganz äußerlicher Art.

— Der englisch-kirchliche Missionar Jones in Ceylon ist sammt seiner Frau und einem Knecht in große Lebensgefahr gekommen durch Stechäpfel (Datura), die ihnen in einer Speise waren beigebracht worden!

— Der merkwürdige Fakir-Evangelist, von dem wir auf S. 16 f. erzählt haben, heißt Kali Tscharan. Durch seine Wirksamkeit ist in Assensol eine kleine Gemeinde entstanden, welche mit Erlaubniß des englischen Kaplans in der dortigen Kirche ihre Gottesdienste hält. Der eingeborne Geistliche Piari Mohan Rudra taufte dort neulich ein Ehepaar, das ebenfalls durch diesen merkwürdigen Evangelisten war erweckt worden. Der Mann war so eifrig im Besuch der Gottesdienste, daß er, um dieselben nicht versäumen zu müssen, in der Regenzeit wiederholt durch einen angeschwollenen Fluß schwamm.

Neuseeland.

In England weilt gegenwärtig der greise Bischof Hadfield aus Wellington in Neuseeland, zugleich einer der ältesten englisch-kirchlichen Missionare. Krankheitshalber hatte s. Z. der junge Mann seine Universitäts-Studien nicht vollenden können und mußte des-

wegen 1838 unordinirt nach Neuseeland hinausziehen, ein Mangel, dem aber schon sehr bald in Sydney durch den damaligen ersten „Bischof von Australien“ abgeholfen wurde. Das neuseeländische Arbeitsfeld der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft war damals auf den Norden der Nordinsel beschränkt. Aber nicht lange nach Hadfield's Ankunft erschien dort jener merkwürdige Mann Tamahana Te Raparahau aus dem äußersten Süden der Insel, flehentlich bittend, man möchte dort ihm und seinem Volke einen Lehrer senden. „Ich will gehen,“ erklärte da Hadfield. „Ich weiß, daß ich nicht lange zu leben habe, und ich kann dort ebensogut sterben wie hier.“ Ende 1839 kam er an seinem neuen Bestimmungsort an und gründete daselbst die Station Otaki, wo nun bald tausende ihre Götzen von sich warfen und in den christlichen Unterricht traten. Einige Jahre lang freilich (1845—49) war Hadfield so krank, daß man an sein Wiederaufkommen nicht glaubte und der 1841 angekommene erste Bischof von Neuseeland, Selwyn, schon jammerte, „für einen so wahren Christen, einen so erfolgreichen Missionar, einen so treuen Freund werde nie ein Ersatz zu finden sein,“ und einige Monate später von ihm schrieb: „Noch lebt er, und, o, wieviel Belehrung und Trost ist mir aus diesem sprudelnden Quell zugeflossen, der nun wohl bald wird versiegt sein.“ Aber der Kranke wurde gesund, erhielt 1849 die Würde eines Archidiakonus von Kapiti, trat drei Jahre später in den Ehebund mit der Tochter seines Kollegen Williams und avancirte 1870 zum Bischof von Wellington, wo er nun in erster Linie nicht mehr unter den Eingebornen, sondern an den Weißen arbeitet, aber doch immer noch von Zeit zu Zeit eine Reise in's Innere macht, um „seine Maori Kinder“ zu besuchen.

Im Ganzen gehören jetzt nicht weniger als 30,000 Maoris zur anglikanischen Kirche und auch von den übrigen 10—15,000 sind bei weitem die Mehrzahl Christen. Die abgefallenen Hauhaus und andere nicht nur mit der Kirche, sondern auch mit der englischen Regierung auf sehr gespanntem Fuß stehenden Eingebornen sind durchaus nicht zahlreich und an ihrer Wiedergewinnung wird mit Liebe und Erfolg gearbeitet. Es ist daher ein Unsinn, wenn manche Zeitungsblätter aus Veranlassung eines Besuches, den der sogenannte „Maori-König“ Tauhiao diesen Sommer zu politischen Zwecken in England gemacht hat, so geredet haben, als gehörten alle oder doch die Mehrzahl der Maoris zum Anhang dieses Parteiführers. Das von ihm beanspruchte Land am obern Waikato-Fluß ist von höchstens 5000 Eingebornen bewohnt. Etwa 1000 davon bekennen sich noch zum Christenthum, die übrigen sind abgefallen oder, sofern es jüngere erst nach dem Ausbruch des Krieges geborene Leute sind, überhaupt weder getauft noch unterrichtet. Aber auch unter ihnen hat z. B. der Archidiakonus Clarke im vorigen Jahre recht freundliche Aufnahme und viel willige Hörer gefunden. Tauhiao selbst kam ihm

herzlich entgegen; deßgleichen sein Sekretär Te Rauhiti, der Sohn eines früheren wesleyanischen Lehrers Maka, welcher jetzt eine Art Hauhau-Bischof oder Hoherpriester ist. Drei eingeborne anglikanische Geistliche wohnen und arbeiten unter diesen Leuten, und es steht in Aussicht, daß nach einigen Jahren alle wieder zur Kirche zurückkehren werden.

Was Tauhiao's Besuch in England betrifft, so hat er sich bei dieser Gelegenheit in den Freimaurer-Orden aufnehmen lassen. Daß die Königin ihn nicht empfangen hat und überhaupt sein politischer Zweck nicht erreicht worden, ist ihm sehr zu Herzen gegangen; über die ihm zu Theil gewordene Gastfreundschaft und all das Schöne, das er in England gesehen, war er aber ganz entzückt. Die Bibelgesellschaft beschenkte ihn mit einem Exemplar der heiligen Schrift. Im August hat er sich wieder nach Neuseeland eingeschifft.

Unser Bild zeigt die neuseeländische Stadt Neu Plymouth (auf der Nordinsel) in ihren Anfängen.

Todesfälle.

Am 27. April 1884 starb im Spital zu Kalkutta Frau Ward, die 1848 als Frau des amerikanisch-baptistischen Missionar Benjamin nach Tavoy in Barma ausgesandt worden war, 1855 ihren ersten Mann verloren, 1859 sich mit Missionar Dr. Ward in Assam vermählte, wo sie zuerst an seiner Seite und dann nach seinem Tode (1. August 1873 in Sibsagor) allein gearbeitet hat.

— Am 6. Mai starb in Duke Town, Westafrika, Missionar A. Roß, der früher im Dienst der Unirten presbyterianischen Kirche von Schottland stand, seit 2 ½ Jahren aber unabhängig missionirte.

— In England ist über 90 Jahre alt der frühere Londoner Missionar Edward Stallybraß gestorben. 1816—1841 war er in Sibirien unter den Burjäten thätig, für welche er in Gemeinschaft mit seinem Kollegen Swan das A. T. übersetzte. Letzteres wurde 1841 gedruckt; 1846 folgte das Neue nach; und erst vor einigen Jahren hat die russische Regierung eine neue Ausgabe dieser Bibelübersetzung genehmigt. Aus Sibirien vertrieben, lebte Stallybraß bis an sein Ende in England, theils als Lehrer, theils als Pfarrer, theils literarisch — namentlich mit Uebersetzungen im Auftrag der Bibelgesellschaft — beschäftigt. Nach dem Krimkrieg vertheilte er große Mengen heiliger Schriften an die finnischen und anderen russischen Gefangenen. In Sibirien hatte er seine Frau und zwei Kinder verloren. Die Gräber derselben sind erst neulich von Miss. Gilmour wieder besucht worden.

Allerlei.

Das „Missions-Korrespondenzblatt für die Missionsvereine der Hannoverschen Landeskirche“ schreibt über die Hermannsburger Mission: „Die Untersuchung der Verhältnisse der afrikanischen

Briefe aus China von Franz Jentzsch. Als Manuskript gedruckt zum Besten der deutschen Mission in Kanton. R. Gärtner, Berlin W., Bülow-Straße 98. Preis Mk. 3.75.

Nur mit Wehmuth kann man diese Aufzeichnungen des edlen Mannes lesen, der mit so warmem Herzen, mit so kindlicher Glaubensfreudigkeit nach China ausgezogen war, anscheinend nur um dort in kurzer Zeit viel Schweres durchzumachen und dann einsam zu sterben. Möchten dieselben recht viel Theilnahme für die China-Mission wecken und auch etliche neue Arbeiter in die Ernte locken!

Die Evangelisation der Welt, eine Möglichkeit. Eine Predigt von H. St. Brown. Aus dem Englischen von L. Rehfueß. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1884. Preis 30 Pf.

In 30 Jahren hat der Eine Paulus trotz der größten Hindernisse ganz Kleinasien und Griechenland evangelisirt. Wenn die spätere Christenheit auch nur annähernd ihrer Missionspflicht genügt hätte, so wäre dies Werk längst vollendet. Aber erst in neuerer Zeit wird wieder eifrig missionirt und schon sind die erfreulichsten Resultate erzielt. Da sollten wir allem Kleinglauben den Abschied geben. „Auf keinem andern Gebiet ist der Erfolg so sicher. Man spricht von dieser oder jener Frage als nicht in den Bereich der „praktischen Politik“ fallend; ich sage aber, daß die Evangelisation der Welt, der ganzen Welt, in den Bereich der praktischen Religion fällt. Sie ist etwas Mögliches und etwas Gebotenes, vollführen wir sie! Amen.“ Dies etwa der Gedankengang der anregenden Predigt über Röm. 15, 19.

Annunciata, die Lilie des Himalaja, und ihre Mission im deutschen Reich. Ein Weckruf zur Lösung der brennenden christlich socialen Aufgaben. Von A. Gräfin Poninska. Zwei Bände. Zweite Auflage. Leipzig, E. L. Kasprowicz. 1883. Preis 6 Mk.

Niemand lasse sich abschrecken durch den phantastischen Titel! Die romanhafte Hülle, in welche diese Schrift sich ohne Zweifel nur darum gehüllt hat, weil Tausende unserer Herren und Damen nun einmal nichts anderes als Romane lesen wollen, birgt eine höchst solide und gesunde, ja im höchsten Grade ernsthafte Lektüre. Auf alle nur erdenkliche Weise wird hier den deutschen Frauen und Jungfrauen die Pflicht an's Herz gelegt, mitzuarbeiten an den Aufgaben der inneren Mission. Die Verfasserin besitzt eine ganz außerordentliche Sachkenntniß auf diesem Gebiet und ist dadurch befähigt, nicht bloß die Noth, welcher abgeholfen werden soll, in ergreifender Weise zu schildern, sondern auch die Wege ganz en détail zu zeigen, auf denen das geschehen kann. Unseres Erachtens paßt das geistvolle Buch in erster Linie für die vornehme deutsche Damenwelt, aber auch in jedem Diakonissenhaus und mancher ähnlichen Anstalt wird es gute Dienste leisten können.

— Aus dem Bericht des Oberprokurators des heiligen Synod für das Jahr 1882 geht hervor, daß die russischen Missionare in Sibirien guten Erfolg hatten. Unter Leitung eines Archimandriten arbeiteten auf 18 Stationen 18 Geistliche und 17 Psalmensänger, unterstützt von drei getauften Lamas, die als Dolmetscher dienten. In der Biltschirsky'schen Mission wurde auf Kosten der Heiden ein Tempel erbaut, in welchem 120 Menschen getauft wurden. Auf einer anderen Station wurde auf Kosten eines Kaufmanns ein Missionshaus errichtet. In der Irkutzk'schen Mission wurden 1724 Heiden bekehrt. Im transbaikalischen Gebiet wirkten unter Leitung des bischöflichen Vikars zwei Aebte, sieben Hieromonachen, 19 Priester und mehrere getaufte Burjäten, darunter eine Frau als Lehrerin. Ungeachtet des Widerstandes der Lamaiten, konnten über 300 Heiden und Muhammedaner getauft werden. Im Gouvernement Tomsk nahmen über 400 meist muhammedanische Kirgisen das Christenthum an.

— Die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft hat vor Kurzem eine anonyme Gabe im Betrag von 155,100 Mk. erhalten.

Bücherschau.*)

Witukind. Eine Erzählung aus den Sachsenkriegen Karl's des Großen. Von G. Rapp. Zweite Auflage, bearbeitet und mit einem Vorwort begleitet von Armin Stein. Leipzig, Johann Lehmann. 1882. Preis Mk. 3.60.

Ein missionsgeschichtlicher Roman, durch welchen gezeigt werden soll, daß die Sachsen nicht bloß mit dem Schwert, wie man gewöhnlich meint, zum Christenthum gezwungen wurden, sondern daß auch hingebende Liebe und echt evangelischer Missionseifer an ihnen gearbeitet haben. Die Dichtung ist so leicht als solche zu durchschauen, und der psychologischen wie stylistischen Anachronismen sind es so viele, daß man nicht zu fürchten braucht, irgend ein Leser möchte für historische Wirklichkeit nehmen, was nur poetische Wahrheit ist, und andrerseits ist die dramatische Schilderung der Hauptpersonen wohl dazu angethan, die dürftigen Vorstellungen, die unsere „Gebildeten" von einem Witukind, Karl dem Großen, Liudger u. s. w. zu haben pflegen, in fruchtbarer Weise zu beleben.

*) Alle hier besprochenen Schriften können durch die Missionsbuchhandlung bezogen werden.



Johann Hinrich Wichern. Sein Leben und Wirken. Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt von Fr. Oldenburg. Erstes bis drittes Buch. Hamburg. Agentur des Rauhen Hauses. Preis Mk. 6.

Eine wahrhaft klassische Biographie, ihres großen Helden durchaus würdig. Wer Wichern gekannt, geliebt und verehrt hat, der wird ihn aus diesem Buche noch besser kennen, noch wärmer lieben und noch dankbarer verehren lernen. Wer ihn nicht gekannt und von seiner Wirksamkeit vielleicht nur wenig gewußt hat, der wird, wenn er dies Buch liest, in ein freudiges Staunen darüber kommen, daß ein solcher Mann unter uns gelebt hat. Und wer etwa gegen die innere Mission, wie sie von Wichern vertreten wurde, noch irgend ein Mißtrauen oder Bedenken im Herzen trägt, der wird hier überzeugt werden, daß beides — der Mann und die Sache — in eminentem Sinne Pflanzen sind, die der himmlische Vater gepflanzt hat. Ganz besonders möchten wir wünschen, daß allen Studenten der Theologie, allen Missionszöglingen und Missionaren diese glaubensstärkende und geisterfrischende Lektüre zugänglich würde. Die drei ersten Bücher reichen nur bis zur Gründung des Rauhen Hauses. Das vortreffliche Porträt Wicherns und das schöne Bild vom alten Rauhen Hause sind eine willkommene Beigabe. Voll Verlangen sehen wir der Fortsetzung entgegen.

Missions-Bibel. Zusammengestellt von P. v. Zychlinski. Zweite Auflage. Gütersloh. C. Bertelsmann. 1884. Preis 60 Pf.

Als im Jahr 1796 die Generalsynode der Kirche von Schottland durch mehrere ihr vorliegende Anträge genöthigt war, die Heidenmission zum Gegenstand einer offiziellen Verhandlung zu machen, und ein Redner die betreffenden Anträge für schwärmerisch und lächerlich, ja für gefährlich und revolutionär erklärt hatte, da erhob sich der ehrwürdige Dr. Erskine, ein zartes Männlein, von dem die Rede gieng, er sei „ganz nur Seele, gar nicht Körper", ließ sich vom Vorsitzenden die große Bibel reichen, die nach alter Sitte vor demselben auf dem Tisch lag, und las dann den Versammelten eine Schriftstelle um die andere vor von der Erwählung der Heiden und von der Pflicht, ihnen das Evangelium zu senden — freilich ohne Erfolg. Seither ist ein Umschwung eingetreten zu Gunsten der Mission; aber noch immer wäre es kein Ueberfluß, wenn manche Synoden, Pfarrer und Kirchenleiter etwas aufmerksamer als bisher die Missionsstellen der Bibel lesen und beherzigen wollten. Eine schöne und für manche Zwecke recht praktische Zusammenstellung derselben ist in dieser kleinen Missions-Bibel (48 S.) zu finden.





Auf dem Niger.

Eine neue Station in Südafrika
und ihr erster Märtyrer.*)

Etwa sieben bis acht deutsche Meilen nordöstlich von der Berliner Missionsstation Mphome in Nordtransvaal liegt das Königreich Bolubedu, dessen Unterthanen aus Knopneusen, Basuto, Bawenda und Malepa gemischt sind und das gegenwärtig von einer Königin, namens Maukhatene, beherrscht wird. Viele Jahre lang waren alle Versuche der Missionare, hier einzudringen, erfolglos geblieben. Da „begab es sich" im Jahr 1870, daß ein Mann dieses Volkes nach Wallmannsthal zu Missionar Knothe kam, hier getauft wurde und den Namen Christof erhielt. Er war einer der wenigen wirklich dankbaren Heiden, wurde Knothe's Diener und war 6½ Jahre lang nicht dazu zu bewegen, auch nur einen Pfennig Lohn dafür anzunehmen. Nur ganz selten, wenn er dringend etwas nöthig hatte, kam er mit einer geringfügigen Bitte. Bei den äußeren Arbeiten der Station war er Knothe's rechte Hand.

Dieser treue Mann nun machte im Jahre 1877 einen Besuch in seiner Heimat, um auch dort Zeugniß abzulegen von seinem Glauben an Christus. Es dauerte nicht lang, so verboten ihm die Häuptlinge das öffentliche Reden; doch seine Verwandten waren willige Hörer. Hievon benachrichtigt, fragte Missionar Knothe den demüthigen Mann, ob er nicht Lust habe, ein regelrechter Evangelist für sein Volk zu werden, worauf derselbe die Antwort gab: „Ich würde mich zwar nie getraut haben, ein so hohes Amt zu begehren; da aber du als ein Diener Gottes davon redest, so bin ich von Herzen dazu bereit; denn kein Beruf auf Erden ist diesem zu vergleichen." Im April 1880 machte er einen zweiten Besuch in Bolubedu und erlangte von der Königin die Erlaubniß, daß in

*) Nach Dr. Wangemann's Berliner „Missions-Berichten" 1882—1884.

ihrer Nähe eine Missionsstation gegründet werden dürfe. Hiezu die einleitenden Schritte zu thun, kam nun Missionar Knothe in's Land. Kaum hatte er die ersten Kraale von Bolubedu erreicht, so stieß er auf drei Männer, die an einem Fellkleide nähend sich biblische Geschichten vorlasen — fürwahr ein überraschender Anblick mitten in der heidnischen Finsterniß. Wer waren die? Wo kamen sie her? Bald hatte der Missionar es erfahren. Sie gehörten zu einem Häuptling Khashane,*) der acht Jahre vorher in Port Elisabeth gewesen und von dort als getaufter Christ zurückgekehrt war. Noch am gleichen Abend wurde Missionar Knothe ihm vorgestellt und mit heller Freude von ihm willkommen geheißen. Am folgenden Sonntag Morgen füllte sich des Häuptlings Hütte mit Andächtigen zu dem von Knothe zu haltenden Gottesdienst, und als immer mehr Leute zuströmten, mußte er draußen auf dem Hof eine zweite Predigt halten. Die zahlreiche Versammlung stahl ihm das Wort aus dem Munde. Am Abend sangen sie bis tief in die Nacht miteinander. Das dem Häuptling von seinen englischen Lehrern eingeflößte Mißtrauen gegen die lutherischen Missionare war bald geschwunden und inständig bat nun auch er um Errichtung einer Station. Nun zog Knothe weiter, fand auch bei der Königin geneigtes Gehör, suchte einen passenden Platz aus zur Anlegung der Station und begegnete überall Ausbrüchen der Freude über sein Kommen. Bisweilen gaben ihm große Schaaren das Geleit und blickten ihm dann, stille stehend, noch lange nach. Einmal sagte die Frau eines Mosuto zu ihm: „Bisher haben wir das Wort Gottes, wenn Khashane es uns brachte, gering geachtet. Kommt aber ein Missionar, so werden wir es lernen."

Nun, so schnell konnte der Gewünschte nicht kommen. Knothe selbst mußte nach Mphome zurückkehren, aber die angeknüpfte Verbindung blieb. Im November kamen drei Leute mit einem Brief von Khashane: „Wann wird der Missionar kommen?" Achtzehn Erweckte habe er bereits angefangen auf die Taufe vorzubereiten, aber es fehle eben ein Missionar. Als Antwort konnte Knothe ihnen nur den Wagen zeigen, der eben nach Natal gehen sollte, um den für sie aus Europa gekommenen Lehrer dort abzuholen.

---

*) Sein Taufname ist Swartboy Mochale.

Aber das Kriegswetter am Drakengebirge kam dazwischen. Monate lang mußten die zwei neugekommenen Brüder warten, bis sie nur in's Transvaal-Land hinein durften. In der Zwischenzeit übrigens hatte Knothe abermals einen Besuch in Bolubedu gemacht und dort soviel Heilsbegier, soviel Aufmerksamkeit und Verständniß gefunden, daß er, ganz erfüllt davon, schrieb: „Heilige Schauer vor der Liebesmacht des Sünderheilands durchwehen die Seele, wenn man sieht, wie in die dickste Finsterniß eines götzendienerischen Volkes das Licht der Gnade und Wahrheit eindringt. Ach, wie wird einem der Missionsberuf immer köstlicher, wie gern wirft man alle seine Misere, alle Sorgen und Nöthen, in welche derselbe einen sonst führt, hinter sich beim Genuß solcher seligen Freude."

Die Hauptfreude war Khashane, der muthige Bekenner und eifrige Verbreiter des Evangeliums. Zum Osterfest 1881 kam er selbst nach Mphome, um sich am Worte des Herrn und an der christlichen Gemeinschaft zu erquicken. Kaum war er wieder fort, so traf der für die neugegründete Station bestimmte Bruder Reuter*) dort ein. Aber im Oktober erst konnte Knothe ihn in Bolubedu einführen. Der Empfang war diesmal kein freundlicher. Khashane freilich und seine Leute ließen es an Aufmerksamkeit und Herzlichkeit nicht fehlen. Einige heidnische Häuptlinge aber und die Königin selbst machten Schwierigkeiten. Es werde gerade ein großes Fest gefeiert; wenn das vorüber sei, dann mögen die weißen Lehrer kommen, jetzt könne man sie nicht brauchen. Missionar Knothe aber ließ sich nicht einschüchtern; auf das früher erhaltene Versprechen sich stützend, blieb er ruhig im Lande, und am 13. Oktober 1881

---

*) Am Abend des 16. Aug. 1870 nach dem heißen Ringen bei Mars-la-tour befand sich auf dem Schlachtfeld auch Fritz Reuter, ein frischer Garde-Dragoner vom zweiten Regiment. Sein Blick haftete auf einem Zuaven, der mit entsetzlich verzerrten Zügen dem Tode entgegengieng. „Du armes Heidengesindel," dachte unser Dragoner, „mußt nun so hinfahren ohne Gott, ohne Trost, ohne Hoffnung!" Dann dachte er an seinen eigenen Tod, dankte dem Herrn für die Hoffnung eines ewigen Lebens, die auch in sein Herz gekommen, und verließ das Schlachtfeld mit dem Gelübde: „Kommst du gesund aus dem Kriege, so wirst du Heidenmissionar!" Kaum nach Deutschland zurückgekehrt, meldete er sich im Missionshaus, wurde aufgenommen und fünf Jahre darauf nach Südafrika gesandt! Vgl. „Medingen von Dr. Wangemann, Berlin 1882," ein Schriftchen, das uns leider erst während des Druckes zugegangen ist.

wurde der Grund zur neuen Station Medingen*) trotz allem gelegt. „Der Platz," schrieb damals Missionar Reuter, „ist offenbar der schönste im ganzen Lande. Er liegt hoch erhaben über der ungesunden und ansteckenden Atmosphäre; reizende Bäche sprudeln, viele kleine Wasserfälle bildend, den Berg hinab, und die Aussicht von hier ist eine wunderbar schöne. Ich kann von diesem Berge aus beinahe das ganze Land übersehen, wie einst Moses vom Nebo herab das gelobte Land."

Aber „aller Anfang ist schwer" — das bekam auch der junge Missionar gar reichlich zu erfahren. Mit der Sprache, den Sitten und Gewohnheiten der Heiden noch ganz unbekannt, wußte er oft nicht aus und ein, zumal da Christof, sein lieber Sprachmeister und Gehilfe, erst nachkommen sollte und Missionar Knothe auf seine eigene Station hatte zurückkehren müssen. Zunächst hatte er freilich genug zu thun mit äußerlichen Arbeiten und Vorbereitungen. Als strammer preußischer Kavallerist hatte er gemeint, er wolle schon in die Arbeiten der Kaffern soldatischen Schwung bringen. Jetzt mußte er bald lernen, daß der Kaffer jede Arbeit, die ein wenig stramme Energie kostet, für Mord in den Gebeinen hält, und daß er um hohen Lohn möglichst wenig leisten möchte. Da lief ihm ein Kaffer, der einen alten Soldatenrock als Lohn bekommen hatte, bald fort, weil er nach seiner Meinung denselben längst abverdient hätte; andere, die er in den Busch schickte, kamen mit einer Tagesarbeit von zwei oder drei dünnen Bäumchen zurück, so daß er die Wahrheit des Worts von Bruder Knothe kennen lernte, daß die Kaffern es machen wie ein Esel, dessen Bewegungen nur dann schneller sind, wenn er mit einem Pferd zusammen arbeitet, der aber allein eben ein Esel bleibt. Der Missionar mußte also auch hier selbst hinaus und Hand anlegen, wenn er etwas haben wollte. Denn ein Haus mußte er haben, weil die Regenzeit vor der Thür war. Er errichtet also ein großes Rondabel für sich, ein zweites

---

*) So genannt in Erinnerung an Frln. Charlotte von Meding, die in ihrem Testament der Berliner Mission ein Legat von 3000 Thalern ausgesetzt und den Wunsch ausgedrückt hatte: wie einst ihre aus dem Hannover'schen stammenden frommen Vorfahren, als sie noch katholisch waren, ihre Frömmigkeit durch Stiftung eines Klosters „Medingen" bekundet hätten, so möchte nun auch eine in Südafrika zu stiftende Station diesen Namen tragen.

für seine Stationssachen, ein drittes für seine Leute. Aber bald dringt der Regen durch die Wände; nun wird alles mit Rohr bekleidet, um den Regen abzuhalten; aber er läßt sich nicht abhalten, in der Mitte der Hütte muß eine Grube gegraben werden, in der das eingedrungene Regenwasser sich sammelt. Natürlich, die Wände bleiben feucht und ungesund, alle Sachen verderben. Der Regen hört auf; aber nun beginnen die Ameisen ihre Arbeit und zernagen alles; ein Töpfchen mit Honig muß am Tage von Ort zu Ort geflüchtet werden, bis es den Rundgang in der Hütte vollendet hat. Alles Petroleum-Gießen hilft nichts, die kleinen Plagegeister vernichten alles. Zu den Ameisen gesellen sich Schlangen. Zweimal kommt er mit diesem Gethier in so unmittelbare Berührung, daß er kaum ihrem giftigen Bisse entgeht.

Aber das alles läßt sich leicht ertragen, wenn nur nicht die abscheuliche Stumpfheit und Undankbarkeit der Heiden dazu käme, die den Lehrer so recht eigentlich als eine Milchkuh ansehen, die sie abzapfen und ausnutzen können. Da plagt ihn der Häuptling, der die Grenzen nicht genau angeben will, bis ihn der Bote aus der Hauptstadt eines Besseren belehrt. Da plagt ihn die Bettelei der Leute, die immer nur haben wollen, zumal da bald eine Hungersnoth ausbricht, die den Missionar selbst auf halbe Rationen setzt. Da plagt ihn die Undankbarkeit der Leute, denen er durch besonders glückliche Kuren Hilfe gebracht, namentlich bei äußerlichen Verletzungen selbst schwerster Art, wo der falkenhagener Samariterbalsam wahre Wunder gewirkt hat. Der eine bringt „aus Dankbarkeit“ fünf Eier, von denen der Missionar, der sich schon auf das schöne Mittagsmahl gefreut, vier verfault findet; der andere, den er geheilt hat, stiehlt ihm dafür eine Decke und will Geld von ihm erpressen, weil sein Vieh ihm das Korn vernichtet haben soll, während doch die wenigen abgefressenen Halme durch ganz anderes Vieh gefressen waren; da erlahmt ihm ein Dienstjunge, den er reichlich bezahlt hat, nach kurzem Dienst; da bringt ein anderer ein wenig Holz zum Tausch gegen Salz und verlangt dem Gewicht nach die gleiche Masse, weil das Salz dem Lehrer, der es auf dem Wagen mitgebracht hat, ja keine Mühe gemacht, während er sein Holz doch mit Anstrengung herbeigeschleppt habe.

Das Alles muß ein junger Missionar eben erst lernen, und seine Liebe zum Herrn Jesu hat das große Examen zu bestehen,

ob er darüber die Geduld nicht verlieren und seine Liebe auch ferner erweisen werde an den Undankbaren und Boshaftigen; ob er bei seinen ärztlichen Leistungen, die der Herr wunderbar segnet, sich mit dem Ruhm, er sei ein großer Doktor, genügen lasse und den Undankbaren weiter Liebe erweisen wolle. Natürlich, so weit die Liebe Christi und die Dankbarkeit über die eigene erfahrene Gnade reicht, wird er sich nicht ermüden lassen.

So geht denn neben den leiblichen Plagen von Hunger, Hitze, Regen, Ameisen, Betteleien, Undankbarkeit, Bosheit die geistliche Arbeit munter fort. Die Morgen- und Abendandachten werden mit Hilfe Christof's gehalten, die Predigten hält einstweilen Christof allein oder Khashane; im Unterrichten versucht sich der Missionar selbst, die Zahl der Lernbegierigen mehrt sich und steigt schon im ersten Vierteljahr von drei auf zehn Erwachsene. Durch den Sprachunterricht Christof's wird der Missionar je länger je mehr befähigt zum geistlichen Verkehr mit dem Volk; hie und da hat er sogar die Freude, an Einzelnen wirkliches Heilsverlangen wahrzunehmen, und auch die von Sonntag zu Sonntag wachsende Zahl der Kirchgänger erquickt ihn. So vergeht unter den körperlichen Arbeiten des Häuserbaus und des Aushebens einer 1800 Fuß langen Wasserschloot und den geistigen Arbeiten der Spracherlernung und den ersten Versuchen, mit Gottes Wort in die Heidenherzen einzudringen, das erste Vierteljahr. Das liebe Weihnachtsfest kommt heran. Soll er's auf seiner Station feiern oder die geistliche Erfrischung der brüderlichen Gemeinschaft in Mphome suchen? Predigen kann er ja noch nicht. Er überläßt das also seinem treuen Christof und macht sich etliche Tage vor Weihnachten auf den Weg nach Mphome. Wiederum schlimme Reiseabenteuer: der Wagen wirft mitten im Fluß um, alle Sachen schwimmen davon, Reuter ihnen nach, bis er das Meiste gerettet. Aber er kommt noch am Weihnachtsabend an und kann das liebe Christfest im Kreise der Geschwister auf Mphome feiern. Erquickt und erfrischt kehrt er dann auf seine Station zurück und beginnt die Rode-Arbeit im Urwald von neuem.

Und sie sollte im Ganzen einen guten Fortgang haben. Freilich hatte bisweilen der Missionar auch jetzt wieder an der Lektion zu lernen: „Du machst der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel.“ Wenn zum Beispiel die Schaaren von Mädchen mit ihren Pauken am nahen Fluß einen echten Heidenlärm voll-

führten, oder eine wandernde Truppe von Virtuosen kam, von denen der eine brüllte wie ein wildes Thier und mit Ringen und Klappern wie ein Unsinniger sich geberdete, der andere umhersprang, der dritte auf seinem Kürbisinstrument spielte, und als sie die Versicherung des Missionars, sie könnten ihn gar nicht erquicken, durchaus nicht verstehen wollten, oder auf die Frage des Missionars, warum sie solchen Lärm machten, antworteten: „Das nennen wir keinen Lärm," oder beim Gottesdienst etliche Heiden anfiengen zu schnarchen, während andere absichtlich mit ihren Heerden vorüberzogen oder, ein Liedlein brummend, vorübergiengen, oder die ringsum krähenden Hähne erst zum Schweigen gebracht werden mußten, — oder wenn die Leute mit Betteleien plagten und Wohlthat mit Undank vergalten, so mußte der Missionar für die erste Hauptlektion in Afrika „Geduld" oft nicht unbedeutende Vorstudien machen. Eine Abwechslung in solche Uebungen brachten die äußerlichen Arbeiten. Wenn zum Beispiel die Wasserleitung, welche, nachdem sie theilweise durch felsigen Grund mit Mühe ausgehoben, bereits ihre 1800 Fuß zurückgelegt und dem Missionar nicht bloß zur Berieselung des Gärtchens, sondern auch für ein Badehäuschen genügendes Wasser geliefert hatte, plötzlich sich einen unterirdischen Ausgang suchte, oder wenn das mühsam angelegte Gärtchen plötzlich von Thieren verwüstet wurde, oder wenn nach wochenlangem Genießen von süßen Kartoffeln und Käse ein glücklich beschafftes Gericht vom schwarzen Koch so lange gesotten war, bis es wieder zu Wasser geworden war, oder ein mit Freuden begrüßtes Stück Fleisch, trotzdem daß es in einem Petroleumkasten aufbewahrt wurde, schon am folgenden Tage von Maden durchfressen war, oder wenn dumpfe Luft und Ameisen die Kleider vernichteten', oder wenn Krankheiten, Fieber, Ruhr ihn die liebende pflegende Hand doppelt vermissen ließen, dann wußte sein frischer Humor jedesmal dem Dinge doch noch eine erträgliche Seite abzugewinnen. Unser Kavallerist ließ sich nicht beirren, baute sich eine luftige Veranda vor seine Kafferhütte, einen hohen Zaun wider das Gethier um sein Gehöft her, das bald aus einem runden und zwei viereckigen Häuschen bestand, er pflanzte eine lebendige Kirche, eine schattige Laube, in der sich die Hörer gern versammelten, verschaffte sich Samen zum Gemüsegarten, Apfelsinen, Bananen und Mandelbäumchen, und wandelte so sich sein neues Daheim in ein kleines

Paradies um, in welchem nur das Eine ihm Kummer machte, was der Herr schon an Adam nicht gutheißen konnte, da er sprach: „Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei!" *)

Mächtig wurde nun aber an der Sprache gelernt. Khashane half wacker beim Ausarbeiten der ersten Predigt, die am 5. Februar gehalten werden konnte; gleich am 6. wurde die zweite in Angriff genommen, und daß sie nicht vergeblich gehalten wurde, bezeugte bald ein alter Greis, der beim Schlußgebet laut schimpfend hinauslief und auf die Frage: „Was schimpfst du?" antwortete: „Es hat mich gebissen;" und auf die Frage: „Wo hat es dich gebissen?" auf sein Herz zeigte.

Die Zahl der Besucher beim Gottesdienst mehrte sich inzwischen von Woche zu Woche; auf dem 2½ Meilen entfernten Kraal von Khashane waren 30 Lernbegierige, von denen viele oft zur Station hinüberkamen; 12 Heiden kauften sich Lesebücher, und Poke, der mächtigste und einflußreichste Mann im Volk, stellte sich so freundlich, daß alle Heiden meinten, sie dürften ohne weitere Anfechtung sich zum Lehrer halten, der in Abendstunden auch Lesen, Schreiben und Singen mit ihnen übte. So ließ sich alles wohl an, bis gegen Ende März 1882 plötzlich und unerwartet ein unheilvolles Gewitter sich entlud.

Schreckliche Dürre bedrückte damals das Land.**) Wer mochte wohl schuld daran sein? Diese Frage zu entscheiden, wurden jetzt alle Häuptlinge zu einer Versammlung berufen. Und es dauerte nicht lange, so hatten sie in der That entschieden: Wer anders als die Gläubigen konnten Schuld sein an all dem Unglück? Und der Gläubigste der Gläubigen war eben Khashane, auf dem überdies noch der Vorwurf lastete, daß er die Engländer in's Land gerufen und durch

*) Dieser Einsamkeit wurde im Februar 1883 ein Ende gemacht durch die Trauung Br. Reuter's mit seiner Braut Frl. Heese.

**) Die Königin gilt zugleich als Zauberpriesterin, die Regen zu schaffen vermag, auch wenn das Land weit und breit verdorrt und der Himmel verschlossen ist. Allerdings fällt wegen der großen hier noch vorhandenen Waldungen in Bolubedu viel mehr Regen als anderswo, die Heiden aber schreiben das lediglich ihrer Mankhatene zu, die von ihren Vätern her in die tiefsten Geheimnisse eingeweiht sei und deßwegen auch Regen machen könne, wenn nicht etwa ein stärkerer Gegenzauber es verhindere.

sie dessen Bewohner mit Steuern belastet habe!*) Darüber seien die Götter erzürnt, und sie zu versöhnen sei nur dadurch möglich, daß die Gläubigen die alten Heidengebräuche wieder mitmachen und das Buch wegwerfen!

Khashane war in solchen Anfechtungen kein Neuling. Als er acht Jahre vorher von Port Elisabeth als Getaufter gekommen war, hatte er um sich drei Lernbegierige. Die Königin, um die erste Regung des Christenthums zu unterdrücken, suchte ihn zu bewegen, daß er eine zweite Frau nehme, ja sandte ihm ein schönes junges Mädchen, die dicht neben ihm wohnen mußte. Er ließ sie aber völlig unbeachtet, so daß ihr nichts übrig blieb als zurückzukehren. Darnach schickte sie ihm einen Trupp Heiden zu, die sich in seiner Nähe aufhalten, seine Erbauungsstunden überwachen und stören sollten; und wirklich erreichte sie an Khashane's Begleitern ihren Zweck: sie alle kehrten zum Heidenthum zurück! Nun lachten und triumphirten natürlich die Heiden und schalten Khashane einen Dummkopf, weil er nicht auch wieder Heide werde. Die Königin ließ ihn gewähren, weil er allein und der angesehene Poke sein Schwager war. Khashane aber blieb fest bei seinem Herrn und fuhr fort von der Liebe und Erbarmung zu zeugen, die er am eigenen Herzen erfahren hatte. Seine Gebete drangen durch die Wolken und der Geist Gottes begann das Leichengefilde zu beleben. Leute, die eben noch gespottet hatten, kamen und sprachen: Du bist der klügste Mensch, den wir kennen, du hast uns überwunden, wir waren die Dummköpfe, jetzt aber müssen und wollen wir glauben, denn wir fühlen, daß Gottes Wort Wahrheit ist.

Nachdem nun auf diese Weise sich bereits dreißig Personen um ihn geschaart hatten, nachdem sein heißes Gebet um das Kommen eines Lehrers erhört war und es sich überall im Volke zu regen begann, da erschraken die Heiden, insonderheit die Zauberer, und beschlossen, der Sache müsse unter allen Umständen ein Ende gemacht werden. Khashane sollte sein Haar wieder scheeren, heidnische Kleider wieder anlegen, das „Buch“ verbrennen und seinen Glauben

*) Einige Zeit vorher war Khashane mit drei gläubigen Mädchen bei einem Missionsfest (in Mphome?) gewesen, und diese Reise hatten die Heiden so aufgefaßt, als sei er gegangen, um die Engländer in's Land zu rufen und die drei Mädchen ihnen gleichsam als ersten Tribut zu bringen!

wegwerfen, oder aber das Land verlassen, sonst werde er getödtet! Er antwortete aber kurz und bündig: „Das Buch kann ich nicht wegwerfen, und nehmt ihr es mir, so ist doch mein Herz schon zu einem Buch geworden. Meinen Glauben werfe ich nicht weg. Lieber gebe ich mein Leben mit Freuden dahin!“ Aehnlich bekannte ein gewisser Modika seinen Glauben mit fröhlichem Muth. Die Heiden aber beschlossen, es solle von Stund an Niemand mehr zum Lehrer gehen. Man wollte ihm die paar Gläubigen, die er habe, belassen, ihn auch aus seinem Wohnort nicht vertreiben, aber neue Gläubige dürfe er nicht sammeln.

Sofort zogen sich nun sämmtliche Häuptlinge von Bruder Reuter zurück, selbst sein freundlicher Nachbar Maschеke ließ sich nicht mehr sehen. Mit finsterer Scheu giengen die Heiden an der Station vorüber. Da dieser Zustand nun auf die Dauer unerträglich wurde, beschloß Reuter, selbst nach der Hauptstadt zu reiten und Abhilfe zu suchen. Er erzählte von Sekukuni's und Ketschwajo's Schicksal und warnte vor Aehnlichem. Die Antwort war, daß etlichen Leuten Khashane's, die an der Grenze wohnten, ihre Güter mit Gewalt entrissen wurden und daß eine neue Versammlung der Häuptlinge nach der Hauptstadt berufen wurde. Sofort war auch Reuter wieder in der Hauptstadt. Poke, der erste Minister, ließ sich nicht sehen. Er war krank. Gleich nachdem er bei der ersten Versammlung für die Gläubigen ein gutes Wort eingelegt hatte, war er krank geworden und siechte nun hin, bis er später starb; wahrscheinlich hatten ihm Zauberer ein Gift gegeben. Jetzt kamen an seiner Statt zwanzig bis dreißig Häuptlinge und brachten die Antwort von der Königin: „Die Königin liebt den Lehrer mit aller Kraft, er soll auch auf seinem Platz bleiben; will er aber von der Geschichte Khashane's anfangen, so kann er gehen sammt Khashane.“

Das Ende vom Lied war, daß die Königin sich mit einer Klage an den Buren-Kommandanten Albasini wandte und die Entfernung nicht nur Khashane's, sondern auch des Missionars aus dem Lande verlangte: jener habe die Engländer in's Land gerufen und dieser führe wohl das Gleiche im Schild; habe er doch gedroht, die Engländer würden kommen und es mit der Königin auch so machen, wie früher mit Sekukuni und Ketschwajo u. s. w. Eine Untersuchung wurde beschlossen, und am 6. Juli bei Medingen das

große „Pitscho“ (Rathsversammlung) gehalten, zu welchem einerseits Herr Albasini und drei Gesandte der Königin, andrerseits Khashane und mehrere Missionare erschienen waren. Mit großem Nachdruck und lebhaften Geberden versicherten die Gesandten der Königin immer wieder: „das Buch!“ „das Buch!“ das sei die einzige und große Schuld des Khashane. Sie meinten damit den Nagel auf den Kopf getroffen zu haben, denn das sei doch augenscheinlich, daß er damit das Land verderbe und schuld sei an der großen Dürre. Den Bruder Reuter beschuldigten sie, er habe mit Krieg gedroht, weil er gesagt hatte, Gott werde die Verächter strafen, wie er Ketschwajo und Sekukuni gestraft habe. Khashane's Vertheidigungsrede war die eines treuen Zeugen, er legte ein entschiedenes Bekenntniß seines Glaubens ab: „Ich freue mich, daß ihr offen den eigentlichen Grund eurer Feindschaft gegen mich ausgesprochen habt. Als Zugehöriger meines Volks habe ich meine Pflichten erfüllt, so weit es mein Gewissen und Gottes Wort gestatteten. Erst in diesem Winter habe ich einen Ochsen an die Königin zum Geschenk geschickt; aber den hat sie zurückgeschickt mit den Worten: „Eines Christen Geschenk wird nicht angenommen!“ Meinen Glauben werde ich festhalten und auch nicht weichen, auch das Besitzthum meiner Väter werde ich nicht hingeben, so lange ihr keinen andern Grund wider mich habt, als mein Christenthum. Wenn ihr mich tödten wollt, so werde ich darum nicht fliehen; ich habe bereits die Missionare gebeten, in diesem Falle sich meiner Kinder anzunehmen und sie christlich zu erziehen!“ Das schlichte, tapfere Bekenntniß machte tiefen Eindruck auf alle Anwesenden; aber die Heiden blieben dabei, Khashane müsse das Land verlassen. Herr Albasini suchte sie zu beschwichtigen, er werde ihren Antrag der Regierung vortragen, obschon er Gewährung nicht in Aussicht stellen könne, denn die Regierung habe denselben Glauben, wie Khashane.*) Letzterem rieth er zu fliehen, damit sie ihn nicht um-

*) Nachdem wir früher so manchesmal das unchristliche und namentlich das unmissionsmäßige Verhalten der Buren-Regierung zu beklagen hatten, freut es uns doppelt, daß Herr Albasini in dieser Sache sich so wacker gehalten. Im gleichen Sinne sei hier auch des Besuches erwähnt, den im Sommer dieses Jahres der Präsident der Transvaal-Republik im Berliner Missionshaus gemacht. Von demselben haben der frühere Missionar Merensky im „Daheim“ und der Direktor Dr. Wangemann in seinen „Missionsberichten“ sehr anspre-

brächten. Derselbe blieb aber dabei, das könne und dürfe er nicht, ohne das Werk des Herrn zu schädigen.

Die Heiden waren enttäuscht und schienen sich beruhigen zu wollen. Doch gieng ein Verbot aus, daß niemand mehr die Missionsstation betreten, niemand dem Missionar etwas verkaufen oder das Wort Gottes bei ihm hören dürfe. Bruder Reuter kam in große Noth und mußte wiederholt seinen Wagen aussenden, um bei den benachbarten Stämmen sich Speise zu verschaffen. Jedesmal, wenn angespannt wurde, triumphirten die beobachtenden Feinde: „So, jetzt zieht er fort!“ Aber er zog *nicht* fort. „Du plagst uns zu sehr mit deiner täglichen Aufforderung zu glauben und zu beten“ — hatten ihm kurz vorher einige Heiden erklärt. Jetzt hatten sie Ruhe vor dieser Plage. Aber die *Gebete*, die jetzt von Medingen zum Himmel aufstiegen und von denen der Missionar seinen wenigen Getreuen erklärte: „das sind unsere Gewehre, mit denen ziehen wir in's Feld gegen all unsere Feinde bis zum letzten Augenblick“ — die konnten sie nicht hindern.

Indessen war Khashane wieder in schwere Bedrängniß gerathen. Zwar die Verlockungen, mit welchen man ihm beizukommen suchte, scheinen ihn nicht sonderlich angefochten zu haben. Man bot ihm zehn Kühe, mehrere Frauen und eine noch größere

---

chend erzählt. Hier sei nur die kurze Ansprache erwähnt, die der ehrwürdige Präsident Paul Krüger an die Lehrer, Zöglinge und sonstigen Bewohner des Missionshauses gehalten hat: „Meine Brüder, und ihr meine jungen Brüder! ich wünsche, daß ihr nie etwas anderes predigen werdet als Jesum den Gekreuzigten. Ich habe Ihn gesucht und nicht gefunden; aber Er hat mich gesucht und gefunden. Da war es mein sehnlicher Wunsch, ich wollte auch ein Prediger werden; aber der Herr hat mich andere Wege geführt. Und wenn ich euch hier heute sehe, so ist mein Herz fröhlich und mein Mund spricht: wie lieblich sind die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen! Ihr wollt ja nach Südafrika: der Herr Jesus sei mit Euch! Seid aber versichert, daß wir euch mit Freuden aufnehmen werden und daß unser Staat alles thun wird, um euch zu schützen und euer Werk zu fördern. Der Segen des Herrn sei mit Euch!“ Diese schlichten Worte wurden mit solchem Wohlwollen und zugleich mit so heiligem Ernste gesprochen, daß aller Anwesenden Augen sich mit Thränen füllten. Der Herr gebe, daß in Zukunft die Buren den Missionsberuf, den sie in Südafrika haben, richtiger auffassen und treuer ausführen, als bisher geschehen ist.

Stellung im Volke an, als er früher gehabt, wenn er nur einen einzigen Tag Gottes Wort lassen wolle; hernach könne er ja wieder glauben. Er aber erwiderte ganz ruhig: „Nachgerade solltet ihr mich doch besser kennen; zehn Jahre lang habt ihr nun vergeblich solche Sachen mit mir versucht!“ Hierüber geriethen sie in eine fast satanische Wuth, und es wurde beschlossen, ihn auf alle mögliche Weise zu plagen. Eines Tages brachten ihm Heiden die Botschaft: „Am nächsten Tage sollst du getödtet werden!“ und eine Schaar von 200 Bewaffneten, die von der Königin gegen ihn ausgesandt war, gab dieser Drohung den gehörigen Nachdruck. Khashane jedoch war nicht so leicht eingeschüchtert. Nach wie vor gieng er ruhig seinen Geschäften nach. Die Feinde beobachteten ihn. Jetzt trieb er gerade sein Vieh aus dem Kraal. Da stürmte die Schaar auf ihn ein, um, wenn auch nicht ihn zu tödten, so doch ihm all sein Eigenthum zu rauben. Gelassen blieb er stehen und sprach zu den Tobenden: „Hier ist mein Vieh, dort im Hause ist mein Gewehr, nehmt das alles, wenn ihr wollt; und hier stehe ich selbst: tödtet mich, wenn ihr Macht dazu habt; aber meinen Glauben werde ich nicht wegwerfen!“ Verwirrt und sprachlos zogen die Heiden sich zurück. Aber schon am folgenden Tage (25. Juli) kam die Botschaft der Königin: „Du bist nun ein Lehrer ohne Land.“ Er antwortete: „Sagt der Königin, daß ich damit einverstanden bin; ich will nicht herrschen, sondern Gott meinem Herrn dienen.“ Darauf wurde Land und Häuptlingschaft dem Khashane genommen und seinem blinden Onkel übergeben! Dieser bat die Heiden um Erlaubniß, nun Khashane tödten zu dürfen und dann von seiner Residenz Besitz zu nehmen. Das erlaubten sie aber nicht, ja es wurde ihnen so unheimlich in Khashanes Nähe, daß sie eilig davon zogen und nicht einmal den Bock annahmen, den ihnen der neue Gegenhäuptling zum Geschenk bot.

Für Khashane war dies eine harte Prüfung. Denn eigentlich war er gar kein abhängiger Unterthan der Königin, sondern freier Erbherr seines Landes und nur dadurch, daß freiwillige Geschenke, die er der Königin gemacht hatte, mit der Zeit die Gestalt eines Tributs erhalten hatten, überhaupt erst in die Stellung eines Unterhäuptlings gekommen. Jetzt half er Bruder Reuter bei Erlernung der Sprache und bei der Ausarbeitung seiner Predigten, sowie bei der Uebersetzung des Katechismus.

Die Heiden übten nun all ihren Haß und Zorn an den Gläubigen aus. Sie nahmen ihnen die Aecker weg, vernichteten die Saaten auf denselben, und der neue Häuptling ließ Khaşhane sagen, er würde jeden tödten, der es wagen würde, in seinem Lande zu ackern. Einen von ihnen nahmen sie gefangen, raubten ihm all sein Vieh, banden ihn an einen Baum, um ihn am andern Morgen mit Martern zu tödten. Einer seiner Freunde indeß kam über Nacht, band ihn los und rettete ihn so vom sicheren Tode. Am 25. August fieng Missionar Reuter den speciellen Taufunterricht mit einigen Gläubigen an, die durch all dieses Toben der Feinde nur um so muthiger wurden und, dem Beispiel Khashanes folgend, nun den Herrn erst recht bekannten. Ein Katechumene z. B. trug sein Lesebuch, in ein seidenes Tuch gewickelt, beständig in einem Beutel bei sich und ließ sich diesen Schatz weder durch Spott noch durch Gewalt oder Drohung entreißen. „So kann man den Herrn Jesum auch durch ein ABC-Buch bekennen." Am 15. Oktober 1882 wurden fünf Gläubige, am 29. ein sechster durch Missionar Knothe in Mphome getauft. In der Hitze der Trübsal waren sie um so schneller gereift und konnten nun mit fröhlichem Munde den Herrn preisen. Bis Ende 1883 war die Zahl der Getauften in Medingen und auf Khashane's Kraal („Modubeng", seit Januar 1884 als Außenstation zu Medingen, nicht mehr, wie früher, zu Mphome gerechnet) auf 19 Erwachsene und neun Kinder gestiegen, während 22 Neuerweckte im Taufunterricht standen, in der That eine Frucht, wie man sie bei der kurzen Dauer der Station (seit Oktober 1881) kaum zu hoffen gewagt hätte.

Kein Wunder, daß die Heiden anfiengen stutzig zu werden und eine unsichtbare Macht anzuerkennen, von der sie früher nichts geahnt hatten, eine Macht, der sich mit menschlichen Mitteln auf die Dauer nicht widerstehen lasse. Zunächst fiel Khashanes Unterthanen der gewaltige Kontrast auf zwischen dem Wesen ihres alten und dem ihres neuen Herrn, ja etliche weigerten sich entschieden, den letzteren als ihren Häuptling anzuerkennen. Da fieng auch die Königin an weich zu werden. Durch die Witwe des verstorbenen Poke, Khashane's Schwester, ließ sie diesem sagen, er möchte doch wieder zur Hauptstadt kommen und seinen Frieden mit ihr machen. Ob er das nun gethan, wissen wir nicht gewiß. Jedenfalls erhielt er durch die Vermittlung jenes Buren-Kommandanten Albasini wenigstens

einen Theil seines Erblandes und bald darauf auch seine Häuptlingswürde wieder zurück. Bereits schien sich alles wieder ganz friedlich und freundlich gestalten zu wollen, als auf einmal neue Wolken des Unheils am Himmel aufstiegen und das Haupt unseres lieben Khashane bedrohten. Am Charfreitag dieses Jahres sollte sich das Gewitter entladen.

Bei anbrechendem Morgengrauen schon brachte ihm einer seiner Jünglinge die Nachricht, ein großes Kommando von Heiden sei im Anzuge. Khashane rief das Volk zusammen. Die Heiden unter seinen Leuten aber verließen ihn fast alle; und die Christen waren größtentheils nach Mphome zum heiligen Abendmahl gegangen. So blieben ihm nur etwa 20 Getreue. Mit diesen begab er sich nun vor allem in die Kirche, um hier im Gebet sich zu sammeln. Aber noch waren sie nicht herausgekommen aus dem Gotteshause, als das Schießen begann. Eine große Streitmacht hatte das ganze Dorf umzingelt. Die fliehenden Weiber und Kinder fielen den Feinden in die Hände und wurden niedergemetzelt; andere von ihnen suchten Schutz in der Kirche. Ein Angriff der Feinde auf den Häuptlingskraal wurde zurückgeworfen, wobei auch Khashane zwei Schüsse abfeuerte. Darauf setzte er jedoch sein Gewehr nieder und rief seinen Leuten zu: „Laßt sie das Vieh rauben, wir wollen nicht weiter Menschenblut vergießen." Als trotzdem der Kampf fortdauerte, setzte er sich auf einen flachen Felsen vor die Kirche. Rings um ihn schlugen die Kugeln ein; ihn traf keine. Der feindliche Häuptling Matshäkche, der ihm gegenüber auf einem Hügel saß, höhnte und lästerte ihn: „Ha, Khashane, heute bekommen wir dich! Heute entrinnst du uns nicht!" Khashane ermahnte wiederholt die Seinen zum Gebet und betete selbst. Dann rief er den Feinden zu: „Ich weiß, daß ihr es auf mich abgesehen habt, hier bin ich! Ruft mich zu euch, so komme ich; aber warum schont ihr nicht das Volk? Ihr wißt, ich bin bereit zu sterben." Während immer noch die Kugeln flogen, rief Matshäkche zurück: „Auch jetzt kannst du ja kommen, wenn's dir beliebt," worauf Khashane erwiderte: „Aber ihr lasset ja nicht ab, auf das Volk zu schießen; so will ich hier bei ihm sterben; und mit lauter Stimme in großer Bewegung fügte er hinzu: „O mein Gott, behalte ihnen diese Sünde nicht! Mein Herr, denn sie wissen nicht, was sie thun!" Vom Berge herab

rief ihm der Heide zu: „Ja bete nur, heute hilft dir dein Beten nichts mehr." Er antwortete: „Ich bin bereit, aber hört, wir werden uns dereinst wiedersehen vor Gott." Da durchbohrte ihm eine Kugel die Stirn, er fiel lautlos zur Erde. Nachdem man schon zweimal je einen tüchtigen Schützen gewählt hatte, der Khashane auf's Korn nehmen und erschießen sollte, gelang es endlich diesem dritten, einem Knopneusen, der sich herangeschlichen und hinter einem Felsen verborgen hatte. Zur Sicherheit durchbohrte er ihm noch die Schläfe durch einen Lanzenstich, wurde aber sofort selbst von einer Kugel niedergestreckt. Auch Khashane's treuer Knecht David fiel, von einer Kugel durch die Brust geschossen, dicht neben ihm, in die Kirche hinein. Außerdem wurde von Khashane's heidnischen Leuten nur noch ein Mann erschossen, ein anderer verbrannt sammt dem größten Theil des Dorfes, ein Fremder verwundet. Die Frauen in der Kirche blieben wunderbar bewahrt, obwohl neun Kugeln durch die Wände eindrangen. Auf der Seite des Feindes waren 8 Todte und 40 Verwundete.

Modubeng, der so lieblich aufblühende Missionsplatz, war nun zerstört und den Taufkandidaten in Medingen wurde die Alternative gestellt, entweder ihren Glauben zu verleugnen oder aber das Land zu verlassen. Sechs an der Zahl mußten sie fliehen, um zwei Monate lang sammt den Modubengern in Mphome zu bleiben und dann eine neue Niederlassung an der Grenze des Landes, in Sekhopo's Gebiet, zu gründen. Nur zwei Christen, der oben genannte Christof und ein gewisser Makwase, durften in Medingen bei Bruder Reuter bleiben.

Missionar Knothe aber schließt seinen Bericht mit den Worten: „Nichts anderes war der Grund zur bitteren Feindschaft und furchtbaren Wuth der Heiden gegen Khashane und seine ihm treu verbundenen christlichen Unterthanen, als eben sein entschiedener Glaube, sein kräftiges Zeugniß und sein unsträflicher Wandel. Lange haben sie sich gescheut, Hand an ihn zu legen; endlich aber — am Todestag unseres Herrn! — haben sie ihre Furcht bemeistert und unserem theuren Khashane und dessen Knecht David zum Märtyrertode verholfen. Diese sind nun, nachdem auf dem hiesigen Kampfplatze so mancher schon um seines Glaubens willen Verfolgung, Ungemach, Spott, Raub der Güter, Schläge und Wunden erlitten — die ersten Blutzeugen Christi auf demselben. Ich freue mich von

Herzen, meinen theuren Khashane samt David dereinst mit ihrem heiligen Kreuzorden an Stirne und Brust wiederzusehn. Ihre Gebeine hoffe ich noch hieher zu schaffen und neben der Kirche zu bestatten. Vielleicht setzt die Missionsgemeinde daheim ihm ein Denkmal, etwa mit der Inschrift:

Mo cho robetsche
S. Kaschane Machale le David Setsocha
e le dijlatsi tsha pele tscha madi, tscha sethschaba sa Bolobedu,
tsche di bolaetschoecho leina la Yesus Kristus,
ka letschatschi la lejhu la chachoe, 11. April 1884.
Luc. 23, 34. — Marc. 8, 35.

Das heißt zu deutsch: »Hier ruhen Khashane und David Setsocha, die ersten Blutzeugen aus dem Volk Bolubedu's, welche um des Namens Jesu Christi willen getödtet worden sind, an Seinem Todestage, den 11. April 1884. Luc. 23, 24. Marc. 8, 35.« Möchten recht viele Christen daheim sich mit uns vereinigen zum Gebet, daß der Herr uns und unsere Heerden stärke für den weiteren Kampf, und zum fröhlichen Danke dafür, daß er unseren Heiden, nun seligen Brüdern, Treue bis in den Tod und — wie wir zuversichtlich hoffen — die Krone des Lebens gegeben, auch den anderen Bekehrten Gnade geschenkt hat, daß sie allesammt gern und willig den Raub ihrer Güter und die Verbannung aus ihrem Vaterland um seines Evangeliums willen getragen haben."

„Der Sommer ist hart vor der Thür,
Der Winter ist vergangen,
Die zarten Blümlein gehn herfür!
Der das hat angefangen,
Der wird es wohl vollenden. Amen."

Mission, Kirche und Theologie.

Referat,

vorgetragen vor den vereinigten Predigergesellschaften v. Baselstadt u. Baselland in Liestal, 2. Juni 1884.

Verehrte Herren und Freunde! Es ist meine Absicht, die uns gestellten Fragen: „Welche Aufgabe kommt gegenwärtig der protestantischen Kirche und Theologie in Bezug auf die äußere Mission zu? Wie läßt sich dieselbe praktisch am besten durchführen, und was kann gethan werden, um das Interesse dafür in weiteren Kreisen zu beleben?" ganz praktisch zu beantworten.

Ehe das geschieht, wird es aber doch wohl nöthig sein, der principiellen Frage nicht aus dem Wege zu gehen, wie sich denn eigentlich Mission und Kirche zu einander verhalten. Will man nicht beständig im Finstern herumtappen und aus einem Mißverständniß in's andere gerathen, so muß man aufhören, der Mission gegenüber mit einem unklaren, völlig proteusartigen Kirchenbegriff zu operiren, und umgekehrt muß man auch aufhören, mit dem Wort Mission sofort gewisse nicht zum Wesen derselben gehörende, meist ganz falsche Vorstellungen zu verbinden. Es dürfte deßwegen gerathen sein, mit einigen das Terrain säubernden und den Grund für alles weitere legenden Definitionen zu beginnen.

Also, was ist Kirche? Was ist Mission? und in welchem Verhältniß stehen beide zu einander?

Beide Begriffe ganz ideal und abstrakt gefaßt, abgesehen also von ihrer empirischen Verwirklichung, die ja immer nur ein Nothbehelf bleiben wird, verstehe ich unter Mission diejenige Funktion der Kirche, durch welche sie sich selbst nach außen erweitert oder fortpflanzt. Jeder lebendige Organismus hat zwei Funktionen, eine der Selbsterhaltung und eine der Selbsterweiterung oder Fortpflanzung dienende. Nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauch, der unter dem Einfluß des Staats- und Landeskirchentums Mission und Kirche nebeneinander stellt, verstehen wir unter Kirche meist

nur die Summe derjenigen Funktionen und Organe, welche sich auf die Selbsterhaltung des betreffenden Kirchenkörpers beziehen. Daher hat das Mißverständniß aufkommen können, als sei eigentlich die Mission nicht nothwendig und selbstverständlich eine Kirchensache. Freilich, wo die Kirche so sehr zu einer bloßen Selbsterhaltungs- oder Predigt-Anstalt für ein specielles Volk oder Land herabgesunken ist, wie das bei unsrem protestantischen Landes- und Staatskirchentum fast ausnahmslos der Fall ist, da muß allerdings die Mission selbständig neben ihr sich erheben als ein gleichberechtigter und ebenbürtiger Faktor des im höheren Sinn kirchlichen Lebens. Die Form, in welcher sich das historisch gemacht hat, ist die der freien Vereinsthätigkeit.

Wo also eine Staatskirche und eine Missionsgesellschaft nebeneinander arbeiten, da sollen sie sich gegenseitig achten und anerkennen und nach dem ebenso christlichen als geschäftsmäßigen Grundsatz der Arbeitstheilung einer-, der Cooperation andrerseits dem gemeinsamen Herrn dienen, bis Er kommt, um sein Königreich aufzurichten, in welchem weder Kirche noch Mission mehr sein wird. Wo relativ normale kirchliche Verhältnisse herrschen, wie z. B. in der Brüdergemeine, in den meisten evangelischen Freikirchen und — formell angesehen — auch in der römischen Kirche, da gehen die Funktionen zur Selbsterhaltung und Selbsterweiterung ganz naturgemäß von ein und demselben Körper aus, und da giebt es denn auch keine eigentlichen Missionsgesellschaften, d. h. von der sogenannten Kirche unabhängige Körperschaften, welche aus eigener Initiative die Aussendung von Missionaren und alles, was zur Fortführung des also begonnenen Werks zu geschehen hat, in die Hand nehmen.

Landeskirchen, welche auf das Territorium eines Staates beschränkt sind, der keine Kolonieen und somit keine heidnischen Unterthanen hat, kommt als solchen weder Beruf noch Pflicht zu, sich officiell und direkt an dem Werk der Heidenmission zu betheiligen. Ihrer historischen Bestimmung und ihrem rechtlichen Bestand nach sind sie Staatsanstalten zur Pflege und Aufrechterhaltung des im betreffenden Volk zu Recht bestehenden christlichen Religionswesens, nicht zugleich auch Organe zur Ausbreitung des Christentums über die Grenzen desselben hinaus. Nur solche Staats- oder Landeskirchen, die innerhalb ihres Territoriums eine größere Zahl von Nichtchristen beherbergen, wie Schweden mit seinen Lappländern

und England mit seinen 300 Millionen heidnischen Unterthanen, haben eine direkte Pflicht und ein officielles Recht zu selbständiger Heidenmissionsthätigkeit, wie denn auch thatsächlich alle die älteren protestantischen Missionsversuche von solchen Staaten ausgegangen sind, die Kolonien besaßen. Dabei ist aber immer noch fraglich, ob solche Staatskirchen wohl thun, das Missionswerk durch ihre eigenen officiellen Organe zu betreiben, weil gerade in ihrer staatlich privilegirten Gestalt die Kirche gar leicht einen mehr abschreckenden als gewinnenden Eindruck auf die Nichtchristen zu machen in Gefahr ist. Die Erfahrung lehrt, daß staatskirchliche Missionen nirgends viel ausgerichtet, sondern meist nur ein oberflächliches Namenchristentum zu Stande gebracht haben. Selbst die englische Kirche, die mehr als irgend eine andere in der Lage wäre, in officieller Weise das ganze Missionswerk in die eigene Hand zu nehmen, zieht es im Allgemeinen doch vor, durch freie Gesellschaften und Vereine zu arbeiten.

Ganz anders verhält es sich nun aber mit den evangelischen Freikirchen, welche ungehindert durch die Abhängigkeit von einem Staat und nicht gebunden an ein einzelnes Land und Volk, überhaupt besser in der Lage sind, nach der Verwirklichung des Kirchen- und Missionsideals zu streben. Sie würden eine Pflicht versäumen, wenn sie neben allen andern guten Werken, die sie treiben, nicht auch die Bekehrung der Heiden in ihr officielles Programm aufnehmen würden. Ob sie dann diese Arbeit ganz selbstständig und direkt oder im Anschluß an einen andern Organismus betreiben wollen, wird von dem Maß ihrer materiellen und persönlichen Kräfte abhängen. Was selbst kleine Gemeinschaften dieser Art auf dem Boden der Heidenmission zu leisten vermögen, das zeigt in beschämender Weise die Geschichte der Brüdermission, der schottischen, und in neuerer Zeit auch der waadtländischen Freikirche.

Kehren wir nun zurück zu solchen Staatskirchen, die mit Kolonien nichts zu schaffen haben, und suchen wir uns einmal recht zu vergegenwärtigen, was z. B. die schweizerischen Landeskirchen eigentlich sind. Streng genommen, nichts als Staatsanstalten zur Aufrechterhaltung und Pflege der im betreffenden Kanton einstweilen noch zu Recht bestehenden reformirten Religion. Einer solchen Staatsanstalt beweisen zu wollen, daß sie irgendwo in China, Persien oder Hinterindien eine Missionspflicht auszuüben habe, wäre

ein Widersinn. Höchstens könnte man sagen, sie habe die Pflicht der religiösen Versorgung der in katholischer oder heidnischer Diaspora lebenden Kantonsbürger. Ueber den Kreis ihrer eigenen Staatsangehörigen hinaus aber kommt ihr durchaus kein officieller Missionsberuf zu, und es wäre eine Kompetenzüberschreitung, wollte sie sich ex officio direkt auf die Heidenmission und auf die Gründung neuer Kirchen außerhalb ihres eigenen Territoriums einlassen.

Sofern nun aber in jeder Landeskirche doch auch ein Stück der idealen Gesammtkirche drin steckt und soweit ihre Leiter, Amtsträger und Glieder für ihre eigene Person theil haben am Gesammtleben des Leibes Christi, kommt natürlich auch ihnen ein Antheil am Missionsberuf der gesammten Kirche zu, nur können sie denselben unmöglich durch den für ganz andere Zwecke eingerichteten und bestimmten staatskirchlichen Organismus ausüben, sondern müssen sich darauf beschränken, an irgend einem schon bestehenden Missionswerk mitzuarbeiten. Dieses kann in dreifacher Weise geschehen:

1) Entweder betheiligen sie sich an der Kolonialmission irgend einer befreundeten Staatskirche, wie z. B. nicht nur viele Christen Deutschlands, Englands und der Schweiz, sondern auch das württembergische Kirchenregiment s. Z. die dänische Mission in Trankebar unterstützt haben.

2) Oder sie schließen sich dem Missionswerk irgend einer Freikirche, z. B. der Brüdergemeine an.

3) Oder sie erkennen es als ihre specielle Aufgabe, diejenige Missionsgesellschaft mit allen ihnen zu Gebot stehenden Mitteln zu unterstützen, welche ihnen national, konfessionell und lokal am nächsten liegt. Die Missionsgesellschaften sind ja gerade die auf staatskirchlichem Boden als eine durchaus berechtigte und nothwendige Ergänzung der zu bloßen Predigt-Anstalten für die Heimat zusammengeschrumpften Landeskirchen aus Noth und Liebe geborenen Organe, durch welche der innerhalb der Landeskirche vorhandene und verborgene Leib Christi seinem Ausbreitungs- u. Fortpflanzungstrieb Genüge leistet.

Und dazu kommt endlich, daß die Landeskirche als Pflegerin und Weckerin des Christenthums innerhalb der eigenen Landesgrenzen ganz entschieden die Pflicht hat, auch den Missionsgeist und das Missionsinteresse bei ihren Angehörigen zu pflegen, resp. zu wecken.

So wie die Dinge jetzt stehen, sind die Missionsgesellschaften genöthigt, neben der eigentlichen, ihnen allein zukommenden Thätigkeit unter den Heiden auch ein gut Stück Arbeit in der Heimat zu thun, indem sie nicht nur gelegentlich Missionsfeste und Konferenzen beschicken, oder durch zurückgekehrte Missionare hie und da Vorträge halten lassen, sondern auch ganz systematisch und permanent eine Reihe von sogenannten Missionspredigern anstellen und besolden, deren Aufgabe darin besteht, der schlafenden Christenheit immer wieder ihre Missionspflicht in Erinnerung zu bringen und das Missions-Kollektenwesen, sowie die Schriftenverbreitung möglichst fruchtbar zu organisiren. Das ist eine Arbeit, die von Rechts wegen den Gesellschaften durch die kirchlichen Organe, in erster Linie durch die Pfarrer, abgenommen werden sollte, und dies führt uns auf den zweiten Theil unsres Referats:

Also zuerst: was kommt den Pfarrern in Bezug auf die Heidenmission für eine Aufgabe zu?

Wo gesunde Gemeindeverhältnisse sind, da wird der Pfarrer wie der Mittelpunkt des kirchlichen und religiösen Lebens, so auch der Hauptträger des Missionslebens sein. Daß dieses sehr oft nicht der Fall ist, liegt gewiß weniger an der Mission als an den Pfarrern selbst.

Wo Jahre lang ein ungeistlicher oder doch gegen die Mission ganz gleichgiltiger Pfarrer geamtet hat, da darf sich sein Nachfolger nicht wundern, wenn die Missionsfreunde sich einigermaßen zurückhaltend oder gar oppositionell gegen die „Kirche" zu stellen scheinen. Er erwarte auch nicht, daß wenn er nun irgendwie sein Missionsinteresse bekundet hat, sofort alle Missionsfreunde sich um ihn schaaren werden. Es giebt viele Pfarrer, die am Anfang ihrer Wirksamkeit oder sonst zu irgend einer Zeit auch Missionsinteresse haben und allerlei Neues und Gutes anfangen, deren Eifer dann aber bald erkaltet. Wo das der Fall ist, da bleibt der Schwerpunkt des Missionsinteresses lieber bei diesem oder jenem Laien, der sich seit Jahrzehnten der Sache angenommen hat und fester im Orte sitzt, als der vielleicht nach einigen Jahren wieder abziehende Pfarrer. Meist würde dieser nur Verwirrung anrichten und mehr schaden als nützen, wollte er Alles in die eigene Hand nehmen und von dem Grundsatz ausgehen, daß alle religiösen Bestrebungen innerhalb der Gemeinde irgendwie von ihm geleitet sein müßten.

Ob er als Leiter oder bloß als Helfer und Berather das Missionsleben der Gemeinde fördern kann, das hängt lediglich von den Umständen und am meisten von seinen persönlichen Eigenschaften ab. Nach einem im voraus festgestellten Programm oder überhaupt nach irgendwelcher Schablone kann hier nicht vorgegangen werden.

Vor allem mache sich der neue Pfarrer genau bekannt mit den in seiner Gemeinde etwa vorhandenen Missionsvereinen und Freunden, forsche nach dem Ursprung und der Entwicklung des vorhandenen Missionslebens, verschaffe sich, wenn er das noch nicht mitbringt, ein unparteiisches Urtheil über den Charakter der in Frage kommenden Missionsgesellschaft und nehme dann nach reiflicher Ueberlegung Stellung zur Sache. In manchen Fällen wird diese eine zuwartende, vielleicht eine mehr oder weniger zurückhaltende sein müssen, in der Regel jedoch wird der Pfarrer, wenn er überhaupt selbst Missionssinn hat, sich in der Lage sehen, die vorhandenen Missionsbestrebungen mit dem ganzen Gewicht seiner überlegenen Sachkenntniß und Bildung, sowie seines pfarrherrlichen Ansehens und Einflusses unterstützen zu können. Wenn das der Fall ist, so besuche er etwaige Versammlungen des Missionsvereins, suche die Sammler und Sammlerinnen der Missionskollekte aufzumuntern und ihnen Eingang in weitere Häuser zu verschaffen, erkläre sich bereit, den etwa von Zeit zu Zeit kommenden Missionsreiseprediger im Pfarrhaus zu beherbergen und ihm seine Kanzel zur Verfügung zu stellen. Ueberhaupt bekenne er sich in Wort und That zur Missionssache. Hat sein Vorgänger das bereits gethan, so besinne er sich doppelt und dreifach, ehe er mit dieser Tradition bricht; sonst könnte er leicht eine vielversprechende junge Saat zertreten und dadurch eine schwere Verantwortung auf sich laden. Ein Feuer dieser Art auszulöschen ist leicht, es wieder anzuzünden ist schwer. Namentlich wo sich die Missionsstunde bereits eingebürgert hat, lasse man sie ja nicht wieder eingehen. Kann oder will der Pfarrer sie nicht selbst halten, so sorge er dafür oder helfe dazu, daß von auswärts Jemand komme, der das thue, oder daß der Schulmeister oder sonst Jemand am Ort diese Stunde halte. Findet der Pfarrer, daß noch gar kein Missionssinn in seiner Gemeinde vorhanden ist, so fange er damit an, in seinen Predigten und in den Kinderlehren, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, von der Mission zu reden. Und wo böte sich diese Gelegenheit nicht?

Liest man einmal mit einem durch die Missionsliebe geöffneten Blick die heilige Schrift, so wird sie einem von A bis Z zu einem Missionsbuch und das Christenthum zu einer Missionsreligion. Man denke z. B. nur an die kirchlichen Perikopen, die evangelischen wie die apostolischen, welche Fülle von Missionsgedanken enthalten sie! Wie reich sind allein die Festgeschichten und Festepisteln an Missionsworten! Nicht bloß die Mission gewinnt, wenn sie im sonntäglichen Hauptgottesdienst zu ihrem Recht kommt, auch die Predigt gewinnt, indem sie durch die Bezugnahme auf die Heidenwelt und das Missionswerk die Textauslegung vertieft und die Textanwendung praktischer gemacht wird. Und wie viel Illustrationsmaterial bietet dem Prediger die Missionsgeschichte! Doch das nur nebenbei.

Auf was es hier ankommt, ist die Pflicht des Predigers, die Mission vor die große Gemeinde zu bringen, um so den immer noch weit verbreiteten Wahn zerstören zu helfen, als sei sie eine Privatliebhaberei einiger frommer Schwärmer, eine Art überverdienstlichen Werks, das mit dem ordinären Christenthum in keinem innern Zusammenhang stehe, daher auch nur in konventikelartigen Versammlungen behandelt werde. Auch in der Kinderlehre und dem Konfirmandenunterricht gebührt der Mission ihre Stelle. Das erste Gebot, das zweite Gebot, der erste und dritte Glaubensartikel, die zweite Bitte des „Unser Vater" und der Taufbefehl geben nicht nur Veranlassung, sondern fordern es eigentlich, daß die Mission als ein zum ganzen Organismus der christlichen Lehre gehöriges Stück in den Unterricht eingefügt werde.

Aber diese mehr lehrhafte und allgemeine Art von der Mission zu reden genügt nicht. Wenn die Leute wirklich missionseifrig werden und etwas für die Mission thun und opfern sollen, so müssen sie mit ihr auch speciell bekannt gemacht werden, und hiezu giebt es drei Mittel:

1) Die persönliche Bekanntschaft mit solchen, die selbst in der Mission thätig sind, oder ihr doch besonders nahe stehen; der Besuch eines benachbarten Missionshauses, das Anschauen der dort aufgestellten Missionsbilder, Götzen und anderer aus der Heidenwelt kommenden Gegenstände, die Theilnahme an einem Missionsfest und dergleichen. Es ist gewiß nicht unter der Würde des Pfarrers, wenn er auch nach dieser Seite hin den Rathgeber, Ver-

mittler oder auch Veranstalter macht, namentlich wenn er den Schulmeister veranlaßt, einmal mit seinen Kindern ein Missionsmuseum zu besuchen oder noch besser, wenn er selbst mitgeht.

2) Das zweite ist die Verbreitung von Missionsschriften. Das Volk und namentlich die Jugend liest mehr als man zuweilen meint, und nicht immer das Beste. Daß eine wirklich gute Lektüre durch die Missionsblätter und Traktate verdrängt werde, braucht man gewiß nicht zu fürchten, auch ist die Auswahl auf diesem Gebiete nachgerade so groß, daß man bei einiger Mühe doch etwas Passendes für jede Gemeinde und für alle Altersstufen finden kann. Der Pfarrer, welcher Abonnenten sammelt für ein Missionsblatt und irgendwie ein kleines Depot in seinem Orte einrichtet, wo Missionsbüchlein und andere christliche Schriften gekauft werden können, thut gewiß nicht blos der Mission, sondern auch der eigenen Gemeinde einen Dienst, wie denn überhaupt die Verbreitung des Sinnes für die äußere Mission getrost als ein Stück innerer Missionsarbeit bezeichnet werden kann. Es sage Niemand: „In meiner Gemeinde geht das nicht" oder „unter den hiesigen Verhältnissen ist doch alles umsonst, die Leute sind zu stumpf oder zu arm," oder was dergleichen Entschuldigungen mehr sind. Man hat Beispiele genug von Gemeinden, deren Pfarrer Jahrzehnte lang solche Reden geführt haben und in welche dann ein neuer Prediger kam, der im Lauf weniger Monate eine ganze Menge von Missionsblättern anbrachte, ja eine schöne Kollekte für die Mission zu sammeln verstand. Namentlich wenn die Pfarrfrau, die Fräulein Töchter und sonst einige Freiwillige aus der Gemeinde als Helferinnen mitwirken, läßt sich erstaunlich viel auch nach dieser Richtung hin leisten. Gefallen aber einem Pfarrer die vorhandenen Missionsblätter und Traktate nicht, so mache er sich getrost daran, selbst welche zu schreiben und herauszugeben. Das hat schon mancher Geistliche gethan, zum Theil mit großem Erfolg; und warum nicht auch in die Lokalblätter je und je eine Missionsnachricht, eine Geschichte aus der Heidenwelt, einen kleinen Artikel über „Mission und Handel," „Mission und Industrie," über „die wunderbaren Veränderungen in Ostasien (Japan und Korea)," „über die Fortschritte der Kultur und Mission am Kongo," oder irgend etwas derartiges einsenden? Die Redakteure dieser Blätter werden meist froh sein, solchen Stoff zu erhalten.

3) Das dritte Mittel, und das wichtigste, zur Vermehrung des Missionssinnes und der Missionskenntniß ist das Halten regelmäßiger wohl vorbereiteter Missionsstunden. So lange ein Pfarrer das nicht versucht und wenigstens ein Jahr lang fortgesetzt hat, hat er kein Recht zu sagen, in seiner Gemeinde sei für die äußere Mission nichts zu machen. Aber freilich, wer Missionsstunden halten soll, muß auch Missionsstudien machen, nicht nur wohlwollend gegen diese Sache gesinnt sein, sondern sich auch mehr oder weniger eingehend mit ihr beschäftigen. Ja, wir müssen einen Schritt weiter gehen und sagen: kann man denn dauernd ein Herz haben für einen Zweig der Reichsgottesarbeit, wenn man mit seiner Geschichte und Entwicklung nicht auf dem Laufenden bleibt? Es giebt wohl wenige Pfarrer, die nicht aus Patriotismus oder aus irgend einem andern Interesse die Zeitung lesen. Warum lesen sie nicht auch aus Reichsgottespatriotismus die Missionszeitungen, d. h. die Blätter, die Berichte? Und wenn sie das thun, wird es ihnen leicht fallen, auch Missionsstunden zu halten. Nur der Anfang ist schwer. Hat man sich einmal ein wenig hineingearbeitet, so hat man selbst die größte Freude, ja auch für die Predigt den größten Nutzen davon.

Die Bescheidenheit verbietet es mir, eingehender und eindringlicher über diesen Gegenstand zu reden; aber da mir nun einmal das Wort in dieser Sache gegeben ist, würde ich meine Pflicht nicht thun, wenn ich nicht meine durch jahrelange, unwillkürliche Beobachtung befestigte Ueberzeugung dahin ausspräche: Erstens: an einem Ort, wo nicht regelmäßig von den landeskirchlichen Geistlichen Missionsstunden gehalten werden, hört die Mission nie auf in einer Weise und in einem Maße, wie es die Natur der Sache keineswegs von selbst mit sich bringt, als bloße Liebhaberei einiger Extrafrommen betrachtet zu werden, welche durchaus in keinem nothwendigen Zusammenhang mit dem Gesammtleben der Kirche und der Christenheit steht, und Zweitens: wenn ein gläubiger, der Mission geneigter Pfarrer gewohnheitsmäßig keine Missionsstunde in seiner Kirche hält, so kommt das wahrscheinlich daher, daß auch er selbst noch in dieser engen und einseitigen Auffassung der Mission befangen ist, ohne es selbst zu wissen. Sie ist ihm ein gutes und frommes Werk, dessen Gedeihen oder Nichtgedeihen ihn keineswegs kalt läßt, das aber in seiner theologischen

und kirchlichen Gesammtanschauung doch nicht den Platz einnimmt, der ihm gebührt. Mit andern Worten, es scheint mir bei uns zu fehlen an der rechten biblisch-wissenschaftlichen und principiellen Würdigung des großartigen Werks der Heidenmission. Sie ist auch uns noch viel zu sehr eine Privatliebhaberei, nicht eine mit unsrem ganzen theologischen Denken und christlichen Leben organisch verwachsene Sache. — Und das führt mich auf den zweiten Punkt:

Was kommt unserer Theologie, resp. unsern Theologen und Professoren, für eine Aufgabe zu in Bezug auf die äußere Mission?

Ich fürchte, hier kann der protestantischen Theologie mit Recht ein Vorwurf gemacht werden. Woher kommt bei vielen Predigern die Gleichgiltigkeit gegen und die Unbekanntschaft mit der Mission? woher bei den andern jene inkonsequente und zweideutige Haltung ihr gegenüber? Sollte hieran nicht die Vernachlässigung der Missionswissenschaft auf den Universitäten und in den theologischen Lehrbüchern schuld sein? Ich denke dabei nicht an die Theologie irgend einer Partei oder Richtung, sondern an die gesammte Theologie als Wissenschaft. Alle Parteien sind hier gleich im Rückstand, und gewiß trifft ein Theil der Schuld auch die Missionsleiter, welche nicht selten ein wahres Grauen vor allen wissenschaftlichen Erörterungen zu haben scheinen und die Fühlung mit den Universitäten geflissentlich nicht gesucht haben. Doch dürfen wir nicht vergessen, daß es Missionsinspektoren, nicht Professoren, gewesen sind, welche in neuerer Zeit die Grundsteine zu einer eigentlichen Missionswissenschaft gelegt haben. Ich erinnere nur an Inspektor Blumhardt's fünfbändige Allgemeine Missionsgeschichte der Kirche Christi, ein Werk, vor welchem auch ein moderner Gelehrter, wie Professor Nippold, nach seinem eignen Ausdruck „den Hut abzieht;" ferner an Hoffmann's und Graul's Arbeiten, dann an die verdienstvollen Leistungen Gundert's, Warneck's und anderer Männer, die wenigstens eine Zeitlang zugleich als Berufsarbeiter in der äußern Mission gedient haben. Aber ich erkenne es voll und ganz an, daß von unserer Seite noch mehr hätte geschehen sollen, und heiße es mit Freuden willkommen, daß die Gründer des neuen allgemeinen protestantischen Missions-Vereins, voran Pfarrer Buß, mit Ernst und Eifer an die wissenschaftliche Begründung und Beleuchtung

des gesammten Missionswesens sich gemacht haben. Aber in der ganzen gläubigen Theologie muß die Mission, d. h. der Missionscharakter des Christenthums und die Missionspflicht der Kirche noch viel mehr als bisher zur Geltung gebracht werden, und zwar

a) in der Exegese. — Die Schriften des neuen Testaments müssen nicht nur kritisch, philologisch, dogmatisch oder homiletisch, sondern auch missionsgeschichtlich ausgelegt werden, nicht etwa um der Mission damit ein Kompliment zu machen, sondern um das Verständniß der heiligen Urkunden selbst zu fördern. Der Römerbrief z. B. ist eine Missionsgelegenheitsschrift in eminentem Sinne, wie besonders Reuß das nachgewiesen hat, wie es in der Exegese aber noch immer nicht genug anerkannt wird. Selbst in manche kritische Fragen würde sichereres Licht fallen, wenn man den Missionscharakter mancher Schriften des Neuen Testaments mehr betonen wollte. — Luther erklärt, wo „Heiden" vorkommt, fast immer „wir Heiden." Mit dieser traditionellen Exegese muß gründlich gebrochen werden. Etwas einseitig, aber doch sehr beachtenswerth ist das Urtheil R. Stier's über diesen Gegenstand: „Wenn es überhaupt das Ziel der Exegese im Ganzen ist," sagt er, „den Bibelinhalt systematisch als göttliches Lehrwort an die Menschen zu begreifen, so fällt es in die Augen, daß die eigentliche Vollendung der Exegese nur im Erkennen der Bibel als Missionstext gefunden wird. Der Missionar hat in seiner apostolischen Stellung einen viel höheren, vollkommeneren exegetischen Standpunkt, als die gewöhnliche kirchliche Theologie. In dem Maße, als die jetzige Christenheit noch diese allgültige Missionstiefe des ihr anvertrauten Bibelschatzes verkennt, ist sie auch noch unfähig, wahrhaft apostolische, d. h. jetzt biblische Missionare zu bilden und zu senden."

b) In der Kirchengeschichte. — Wie viel liegt hier noch im Dunkeln, bloß weil nicht auch vom Missionsgesichtspunkt aus das Quellenmaterial durchforscht zu werden pflegt. Wie wenig deutliche Vorstellungen haben wir vom Gang der Ausbreitung des Evangeliums in den ersten Jahrhunderten, von der Art, wie da Heiden zu Christen gemacht wurden; und doch fehlt's nicht an Material dazu. Ich erwähne für die spätere Zeit nur des Augustin Schriften, besonders sein Liber de catechizandis rudibus. Die Missionsgeschichte des Mittelalters liegt noch mehr im Argen trotz

einzelner trefflicher Monographien, und vor allem fehlt eine gesammte Missionsgeschichte im großen Styl. Seit Blumhardt's Versuch ist darin nichts Nennenswerthes geschehen. Hier ist die wissenschaftliche Theologie der Mission wirklich etwas schuldig geblieben. Die Mission hat nicht nur selbst Geschichte gemacht, sondern auch viel neues Licht und Interesse für die alte Missionsgeschichte geweckt. Die so gegebenen Anregungen müssen noch mehr benützt werden. Was ich wünsche, sind nicht bloß besondere Vorlesungen und besondere Bücher über diesen Gegenstand, sondern namentlich auch eine gründlichere und verständnißvollere Behandlung der Mission im Ganzen der Kirchengeschichte. In den Handbüchern findet man meist nur anhangsweise und sehr dürftige Notizen darüber. Als Hauptsache werden gewöhnlich, wie in der politischen Geschichte die Kriege und Schlachten, so die kirchlichen und theologischen Streitigkeiten behandelt. Wie die einzelnen Kirchen geworden, welcher Charakter ihnen schon bei ihrer Entstehung aufgedrückt worden, und dann auch wie eine etwaige Missionsthätigkeit der einen oder andern Kirchenabtheilung auf den Gesammtcharakter derselben zurückgewirkt hat — davon ist wenig zu lesen.

c) In der systematischen Theologie. — In der Apologetik und Dogmatik muß mehr Rücksicht genommen werden auf die durch die Mission uns erschlossene Religionsgeschichte der heidnischen Völker. Hier könnte die Theologie der Mission direkt wichtige Dienste leisten, wenn in gründlichen Einzeldarstellungen gezeigt würde: wie das Christenthum alles darbietet, was z. B. der Hinduismus, der Buddhismus und die andern Religionen bloß suchen oder andeuten oder in karrikirter Gestalt aufweisen. Man tadelt vielfach unsre Missionare, daß sie nicht allgemeiner und konsequenter das Beispiel des Paulus befolgen, das er in seiner Rede auf dem Areopag gegeben; aber warum schreibt man nicht Apologien, welche sich speziell mit den heidnischen Religionen und dem Islam einlassen? Das apologetische Werk des Grotius: „De veritate religionis Christianæ“ (1627) war ein eigentliches Missionswerk und wurde auch wirklich in's Arabische, Chinesische und Malaiische übersetzt. In neuerer Zeit sind Ansätze vorhanden zu erneuter Thätigkeit auf diesem Gebiet, und die vergleichende Religionsforschung fängt an, ein Mode-Artikel und Schoßkind mancher Theologen zu werden; aber noch lange nicht genug und lange nicht zu viel ist hier ge-

schehen. In der Ethik wird meist sehr schön aus dem Gebote: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" die Verpflichtung abgeleitet, „unsere Mitmenschen an dem theilnehmen zu lassen, was uns selber das höchste Gut ist," ja die sittliche Aufgabe des Christen ganz richtig dahin definirt, daß er seinem ganzen Leben die Beziehung auf Gott zu geben und, indem er diese Gottesgemeinschaft in der Welt bethätigt und durchführt, „an der Herbeiführung des Reiches Gottes zu arbeiten habe;" auf die Heidenmission aber werden diese Grundsätze nirgends angewendet. Wo von dieser überhaupt die Rede ist, wird sie im speciellen Theil in dürftigster Weise wie ein bloßes Accidenz behandelt und keiner tieferen Begründung gewürdigt.

d) In der praktischen Theologie sollte, wie von Ehrenfeuchter, Nitzsch, Stier, Zezschwitz und einigen andern geschehen, auch die Missionsmethodik eingehender behandelt werden; in der Homiletik auch Anleitung zum Abhalten von Missionsstunden gegeben werden.

Was insbesondere die Universitätsprofessoren betrifft, so wäre dringend zu wünschen: 1) daß sie es als ihre Aufgabe erkennen, wie für alle andern Zweige der Theologie, so auch für die Missionswissenschaft ihre Zuhörer zu interessiren, zu begeistern und zum Studium auch auf diesem Gebiet anzuregen; 2) daß sie sich nicht bloß kritisch, sondern auch wohlwollend zu den vorhandenen Missionsbestrebungen verhalten, sich mit der Geschichte der neueren Mission bekannt machen und sich nicht im landläufigen Ton wegwerfend von derselben zu reden erlauben. Professoren, die sich, wie ja jedem Christen gebührt, principiell und persönlich freundlich zur Mission stellen, werden gewiß auch in die bestehenden Missionskommittee's gewählt oder sonst um ihren Rath gebeten werden, und das wäre ein großer Vortheil, wenn überall in die Missionsleitungen auch gründlich gebildete Fachmänner der theologischen Wissenschaft zu sitzen kämen. Es giebt Fragen genug in der Mission zu entscheiden, z. B. bei der Herausgabe neuer Bibelübersetzungen und Schulbücher, bei der Einrichtung von Predigerseminaren, bei der Abfassung neuer Liturgien und Kirchenordnungen, wo die Mitarbeit der Gelehrten durchaus nothwendig ist; — 3) daß sie gelegentlich auch öffentlich mehr oder minder populäre Vorträge über Missionsgegenstände halten möchten. „Paulus als Missionar," ein

„Vergleich zwischen der apostolischen und der modernen Mission.“ „Die Bedeutung der jüdischen Diaspora für die Ausbreitung des Christenthums im ersten und zweiten Jahrhundert“ und tausend andere Gegenstände aus der alten, mittelalterlichen (Columban, Gallus, Bonifacius, Ansgar 2c.) und neueren Mission würden sich vorzüglich zur Behandlung eignen und ein dankbares Publikum finden. Auch missionstheoretische Fragen (Mission und Kirche, Mission und Kolonien, Werth oder Unwerth der Missionsschulen, der ärztlichen Mission u. s. f.) könnten öffentlich besprochen werden. Das würde nicht nur das Missionsinteresse wecken, sondern auch einen heilsamen Einfluß auf die Missionsleitungen und Missionshäuser ausüben, welche jetzt ein wenig in der Gefahr geistiger Isolirung und selbstgenugsamer Abgeschlossenheit zu stehen scheinen, gerade weil sie, ohne ihre Schuld, so lange von der Wissenschaft ignorirt worden sind. Mit solchen öffentlichen Vorträgen hat der neue allgemeine protestantische Missionsverein einen dankenswerthen Anfang gemacht. Es ist ein Fehler von denen, die längst Missionsfreunde gewesen sind, daß sie diesen Weg nicht früher betreten haben. — 4) Endlich wäre sehr zu wünschen, daß die Herren Professoren sich auch der etwa bestehenden studentischen Missionsvereine annehmen möchten. Wenn in solchen Vereinen immer nur Missionare oder Missionsangestellte vortragen, so gewinnt es den Schein, als hätten diese alles Missionsinteresse und auch alle Missionskenntniß monopolisirt und als hielten die Professoren dergleichen Vereine für etwas überflüssiges oder gar schädliches.

Was endlich die Aufgabe der Kirchenbehörden gegenüber der Heidenmission betrifft, so dürfen wohl folgende Punkte genannt werden:

1) Die Aufnahme einer Missionsfürbitte in die sonntäglichen und festtäglichen Kirchengebete.

2) Die Aufnahme von Missionsliedern in's Gesangbuch.

3) Die Anordnung eines jährlich zu haltenden Festgottesdienstes und die Anordnung oder doch Gestattung einer jährlichen Kirchenkollekte etwa an Epiphanien, Himmelfahrt oder Pfingsten.

4) Die gelegentliche Empfehlung der Missionssache durch Rundschreiben oder Verkündigung von der Kanzel, wie kürzlich die evangelisch-reformirte Kirchensynode des Kantons Bern gethan hat. Es ist ein großes Verdienst dieses Ausschreibens, daß darin be-

stimmt auf eine eigene bernisch-kirchliche Mission verzichtet und der Anschluß an bestehende Missionsgesellschaften warm empfohlen wird. Es heißt dort: „Freilich bleibt es vor der Hand ein zwar viel gehegter, aber unerfüllbarer Wunsch, daß unsre Kirche mit all ihren Gliedern unter Leitung ihrer Behörden eine eigene bernische Missions-Gesellschaft mit besonderm Missionswerk bilden möchte. Zu einem irgendwie bedeutenden, selbständigen Missionsbetrieb fehlt es unsrer Kirche an Mitteln, an Personen und zur Zeit noch an der nothwendigen Einigkeit im Geist. Aus diesen und andern Gründen hat die Synode auch nicht einmal den Versuch machen wollen, sich mit einer der bestehenden Missionsgesellschaften über den officiellen Anschluß der bernischen Kirche in Unterhandlung einzulassen u. s. w."

Diese Erklärung wäre noch werthvoller gewesen, wenn sie einen Schritt weiter gegangen wäre, und ein für allemal bestimmt ausgesprochen hätte, daß eine Landeskirche als solche überhaupt weder Pflicht noch Beruf habe, in officieller Weise das Missionswerk selbst in die Hand zu nehmen.

Auch die protestantische Kirche Frankreichs erwacht zum Bewußtsein ihrer Missionspflicht. Die letzte Synode von Nantes hat (1883), angesichts der großen Erfolge wie der großen Bedürfnisse der Pariser Missionsgesellschaft, alle Gemeinden, Pastoren und Presbyterien des IV. Synodalkreises dringend aufgefordert, „sich der Missionssache eifrig anzunehmen, monatliche Missions-Gottesdienste zu veranstalten, die Sonntagsschulen dafür zu interessiren, wöchentlich sich versammelnde Damenarbeitsvereine zu fördern, die Missionsblätter zu halten und zu verbreiten, wohlbegabte und fromme Jünglinge auf den Missionsberuf hinzuweisen, Missionsbeiträge zu sammeln, durch Vorträge und andere geeignete Mittel dahin zu wirken, daß die Mission wirklich zur Gemeindesache werde."

Sehr freundlich hat sich von Anfang an die württembergische Kirchenbehörde, d. h. das königliche Konsistorium, zur Mission gestellt. Schon 1715 wurde in Württemberg eine allgemeine Kirchenkollekte für die Mission in Trankebar gehalten. Fortwährend werden Theologen und Geistliche für den Missionsdienst beurlaubt u. s. f. Aber stets hat sich das württembergische Konsistorium der officiellen Einmischung in die Angelegenheiten der Missionsgesellschaften weise enthalten. Ähnliches kann vom preußischen Oberkirchenrath gesagt werden.

5) Von den Kirchenbehörden kann ferner erwartet werden, daß sie es zurückgekehrten Missionaren erleichtern, in den heimischen Kirchendienst einzutreten. Ja, hier ist ein Punkt, wo ich es für wünschenswerth halten würde, wenn die Kirchenbehörden wenigstens in officielle Fühlung mit der Missionsgesellschaft treten könnten. Wie wäre es, wenn Vertreter des Kirchenregiments ex officio dem Examen im Missionshaus beiwohnen würden? Da könnten sie sich überzeugen, was gelehrt und gelernt wird. In Barmen findet bereits ein solches officielles Examen jedes einzelnen Zöglings statt in Gegenwart eines oder zweier General-Superintendenten.

6) Jedenfalls muß von den Kirchenbehörden darin eine Controlle ausgeübt werden, daß nicht jeder, der den Namen Missionar trägt oder sich für einen solchen ausgiebt, auf die Kanzel gelassen wird. Die von der Gesellschaft beglaubigten Missionare und namentlich die im Lande dauernd stationirten Missionsreiseprediger sollten von der Kirchenbehörde zur Abhaltung von Gottesdiensten ausdrücklich autorisirt sein und ihnen überhaupt Vorschub geleistet werden. Unbekannte und untüchtige Leute aber sollten von den Kanzeln ausgeschlossen bleiben. Hie und da ist durch Betrüger und inkompetente Missionsredner schon Schaden und Aergerniß angerichtet worden.

7) Die Examenskommissionen sollten darauf sehen, daß die angehenden und anzustellenden Pfarrer mit der Missions-Geschichte nicht ganz unbekannt sind. Wenn die Examinatoren etwa in der Kirchengeschichte die Examinanden regelmäßig auch etwas über die neuere Mission fragen würden, so würde sicher die Bekanntschaft mit der Mission unter den Studenten und Kandidaten rasch zunehmen. Ich wünsche durchaus nicht eine Vermehrung der Examensgegenstände, sondern nur etwa eine Verlegung des Schwerpunkts aus der Geschichte der dogmatischen und kirchlichen Streitigkeiten in die der Ausbreitung des Christenthums in alter und neuer Zeit.

An diesen flüchtigen Andeutungen mag es genug sein. Weiteres über diesen Gegenstand findet sich in folgenden Schriften:

J. Kündig: Kirche und Mission. Basel 1884. G. Warneck: Der Pastor als Arbeiter für die Heidenmission. Barmen 1880. (Ist vom Referenten mehrfach benützt worden.) Die Belebung des Missionssinn's in der Heimat. Gütersloh 1878. C. G. Büttner: Die Kirche und die Heidenmission. Leipzig 1883.

Aus einer Rede des Herrn Inspektor Dr. Fabri.

Am letzten Missionsfest in Barmen hat der nach 27jähriger Thätigkeit aus seinem Amte scheidende Inspektor der Rheinischen Missions-Gesellschaft, Dr. Fabri, eine Ansprache*) gehalten, der wir folgenden lehrreichen Rückblick auf die seitherige Entwicklung des Missionswesens in Deutschland entnehmen:

„Es ist die Art aller Arbeiten im Reiche Gottes, aus unscheinbaren und kleinen Anfängen allmählich emporzuwachsen. Auch unsere Rheinische Mission steht unter dem Gesetze solcher Entwicklung. Als ihre Gründer und Väter zu Ende der zwanziger Jahre im getrosten Bewußtsein, etwas dem Herrn Wohlgefälliges zu vollbringen, zusammentraten, war der leitende Grundzug, der sie vereinigte: „Die Liebe Christi dränget uns also." Es liegt in der Natur dieses Anfanges, daß nur im Kreise der Gläubigen, der Stillen im Lande, solches Beginnen einer eigenen Missions-Arbeit Verständnis und Unterstützung finden konnte. Auch die Ausführung der Arbeit selbst bewegte sich naturgemäß in einfachen Formen. Es waren zunächst nur wenige Kräfte nöthig; die Mitglieder des Vorstandes selbst beteiligten sich im Wetteifer der Liebe zwei Jahrzehnte lang mit an der Ausführung der nötigen Arbeiten. Nach Süd-Afrika hatte des Herrn Handleitung unsere ersten Sendboten geführt; der Beginn der Arbeit auf Borneo hatte sich in den dreißiger Jahren angeschlossen, eine Arbeit in China war in den vierziger Jahren gefolgt. Auf stille Gebetsvereinigung, auf monatliche Missionsstunden, auf Sammlung von Beiträgen in Freundeskreisen, auf eifrige Verbreitung der ersten, noch wenig zahlreichen Missionsblätter war im wesentlichen die Thätigkeit in jenen Zeiten beschränkt. Mit Dank und Freude wurden die Nachrichten aus der Heidenwelt begrüßt, und jede einzelne Seele, von deren Bekehrung Liebliches berichtet werden konnte, trat den heimatlichen Freunden wie ein neugefundener Bruder unmittelbar nahe. Außer dem Kreise der still und fest Verbundenen fand die Missionsarbeit noch wenig Beifall; ein unnötig und thöricht Werk erschien sie den meisten; üble Nachrede kam ihr von vielen Seiten, ja selbst kirchliche und weltliche Behörden vereinigten sich wohl, ihr Hemmnisse zu bereiten. Aber auch hier konnte der Druck nur das Wachstum der Sache fördern.

---

*) Siehe „Rheinische Missions-Berichte" 1884. September.

„Eine neue Periode beginnt mit den fünfziger Jahren. Die Erschütterungen des Jahres 1848 hatten in Staat, Kirche und Gesellschaft tiefgehende Wandlungen hervorgerufen. Eine heilsame Sammlung der Geister begann auf kirchlichem Boden. Man erkannte, daß unserem Volke das Evangelium, als eine Kraft Gottes zur Errettung, mit Nachdruck wieder angeboten werden müsse, um den Mächten des Verderbens Einhalt zu thun. Ein nie gekannter Eifer zur Rettung Verlorener, zur Linderung von allerlei Nöten, erwachte in weiten Kreisen. Auch die Missionssache erfuhr naturgemäß von dieser Bewegung Förderung und mannigfachen Segen, zunächst darin, daß die Teilnahme für sie in größere Kreise überging und sie allmählich anfieng, auch als eine Aufgabe, als eine Arbeit der Kirche betrachtet zu werden. Jetzt verbreiteten sich die Missionsfeste, deren Zahl von Jahr zu Jahr wuchs und die die Missionssache in vielen Landschaften zu einer christlichen Volkssache mehr und mehr gestalteten. Auch die kirchlichen Organe fiengen an, ihr Förderung zu teil werden zu lassen und sie als eine gute und nützliche, ja notwendige Aeußerung christlichen Lebens zu betrachten. Die Zahl der Missionsblätter vermehrte sich rasch; eine eigene Missionslitteratur begann. Aber neben dem Hocherfreulichen dieser Entwicklung traten auch Schattenseiten zu Tage. Für unsere Rheinische Mission war wohl die beschwerlichste und gefährlichste die mit dem Wiedererwachen christlichen Geistes in weiteren Kreisen Hand in Hand gehende Erstarkung konfessioneller Sonderungen. Die Rheinische Mission ist von Anfang an in ausgesprochener Weise eine Zusammenarbeit von Lutheranern, Reformirten und Unierten gewesen. Wahrhaftig, meine Freunde, es war nicht leicht, ihr diesen Charakter mit Gottes Hilfe bis heute zu bewahren. Als ich vor 27 Jahren mein Amt antrat, schien es öfter als einmal unmöglich, die bis dahin verbundenen Freundeskreise in der alten Gemeinschaft zusammen zu halten. Mußte aber unsere Mission ein streng konfessionelles Kleid anziehen, so hatte sie mit ihrer Geschichte und Entwicklung gebrochen, und würde, wenn nicht ganz aufgelöst, doch wohl nur ein kümmerliches Dasein sich erhalten haben. Wenn ich für irgend etwas im Rückblick auf die letzten 27 Jahre dem Herrn dankbar bin, so ist es für die Treue und gnädige Handleitung, die er uns nach dieser Seite geschenkt hat. Nach mannigfachen Kämpfen, die in brüderlicher Liebe zuletzt immer wieder überwunden wurden, haben wir uns seit 20 Jahren im Frieden mit der gesamten Heimatgemeinde bauen dürfen. Wenn auch vor nicht lange wieder einmal versucht wurde, dieses Band der Gemeinschaft zu lockern, so vertraue ich doch, daß die hauptsächlichsten Gefahren für unseren Bestand von dieser Seite überwunden sind. Die Gesamtlage der Gegenwart, die großen und weittragenden Fragen, die unser Volksleben bewegen, werden, wie ich hoffe und glaube, bei

aller Wertschätzung des eigenen Bekenntnisses den scharfen Geist eines trennenden Konfessionalismus mehr und mehr in Schranken halten. Daß in unserer Mission noch Reformierte, Lutheraner, Unierte in gemeinsamer Arbeit zusammenstehen, ist ja in der That nicht bloß eine Schwierigkeit für ihre Leitung, sondern auch ein Segen für ihren Bestand. Denn, wenn irgendwo im Reiche Gottes ein freier und weiter, aber im Evangelio gebundener Geist not thut, so ist es in dem Werke der Evangelisation unter den Heiden. Macht diese kirchlich freiere Stellung die Leitung unserer Mission in mancher Beziehung schwierig, so bietet sie natürlich auch besondere Aufgaben im Blick auf die Heranbildung unserer Brüder und Sendboten. Sie erheischt, daß nicht nur ein friedsamer Geist ihnen eingepflanzt werde, sondern daß die biblischen Grundgedanken vom Reiche Gottes, als der großen Heilsanstalt zur Ausführung der göttlichen Liebesgedanken, ihnen innerlich nahe treten und das Eindringen in die Grundgedanken der heiligen Schrift ihnen zu einer Lebensaufgabe werde. Nur auf dieser Grundlage werden unsere Brüder fortdauernd im stande sein, allem Streite abhold, in die auf unseren Arbeitsgebieten durch geschichtliche Entwicklung einigermaßen verschieden gestalteten, konfessionellen Typen ohne Zwang mit innerer Freudigkeit sich zu schicken und den Geist wie den Segen der Einheit in der Mannigfaltigkeit sich zu bewahren.

„Doch, mit dieser speziellen Ausführung habe ich zugleich wohl ein allgemeineres Kennzeichen der zweiten Periode unseres evangelischen Missionswesens in Deutschland charakterisiert. In dem Maße, als die allgemeinere Teilnahme der kirchlichen Kreise der Mission sich zuwandte, wurden naturgemäß auch neue, der heiligen Schrift entnommene weitere Gesichtspunkte aus dem göttlichen Reichsplane gewonnen und für die Mission verwertet. Es wurde erkannt, daß nicht nur die Pflicht christlicher Liebe zu solchem Werke treibe, sondern daß die Ausführung desselben, gestützt auf den Befehl des Herrn und die Entwicklungsgeschichte der christlichen Kirche, auch in der Ausgestaltung des Reiches Gottes auf Erden ihre bestimmte Stellung einnehme. Damit hat der Missionstrieb jedenfalls eine Erweiterung und Vertiefung gewonnen. Aufs Aeußere angesehen hat das Wachstum unserer Mission in dem letzten Vierteljahrhundert naturgemäß mannigfache Aenderungen und Erweiterungen herbeigeführt. Wie unsere Arbeitsgebiete draußen sich vergrößerten, wie zu ihnen die so bedeutsame neue Arbeit auf Sumatra und Nias sich gesellte, so erfuhr auch die heimatliche Arbeit mannigfache Erweiterung und Veränderung. Unser Missionshaus verdoppelte, ja verdreifachte seine Räumlichkeiten. Der Lehrkursus unserer Brüder stieg von vier auf fünf und dann auf sechs Jahre; auch die Zahl der Angestellten in der Heimat vermehrte sich naturgemäß; heimgekehrte Missionare wurden hier und dort als Agenten

für unsere Missionsarbeit stationiert. Vielen war solches Wachstum eine Freude, manche verfolgten dasselbe mehr mit Bedenken und Kritik. Der Herr hat aber, wie ich denke, sich freundlich zu demselben bekannt, und wenn es auch im Anblick der steigenden Bedürfnisse nicht selten durchs Gedränge ging, so hat die Hilfe zu rechter Stunde uns doch nie gefehlt.

„Habe ich mit diesen Ausführungen die Entwicklung der Missionssache im allgemeinen unter Bezugnahme auf unsere Mission in kurzen Zügen angedeutet, so möchte ich nicht unterlassen, noch darauf hinzuweisen, daß in den letzten Jahren eine neue und eigenthümliche Wendung zutage getreten ist. Ist es seit den fünfziger Jahren mehr und mehr zur Anerkenntnis gekommen, daß Mission treiben auch eine Pflicht aller kirchlichen Kreise sei, so sehen wir heute, daß die Missionsarbeit auch über die kirchlichen Kreise hinaus mehr und mehr als ein Pionier der Kultur, wohl auch der nationalen Entwicklung der Völker sich Anerkennung verschafft. Wir nehmen diese Thatsache mit Dank entgegen, ohne dieselbe zu überschätzen; denn wirklich mit Hingabe Mission zu treiben, setzt immer voraus, daß man von der Kraft des Evangelii, das den Völkern als der Weg des Heils angeboten werden soll, an sich selber Erfahrung gemacht habe.

„Uebersieht man die hier kurz angedeutete Entwicklung, so gleicht sie drei konzentrischen Ringen, die von innen nach außen in immer weiterer Peripherie sich entwickelt haben. Man hat in neuerer Zeit wiederholt versucht, den Schwerpunkt aus dem ersten und innersten Kreis zu verlegen und gesagt: die Mission muß ein kirchliches Institut werden. So hoch erfreulich es ist, wenn in weiten Kreisen die Missionsarbeit auch als eine kirchliche Aufgabe erkannt wird, so bedenklich wäre es, sie ihrer ursprünglichen, von Gott für unsere Zeit ihr gegebenen Gestalt einer freien Glaubens- und Liebesarbeit entkleiden zu wollen. Bei uns in Deutschland würde solche Umgestaltung auch schon an dem streng territorialen und landeskirchlichen Charakter unsrer Kirchen-Gemeinschaften eine unübersteigliche Schranke finden. Noch schlimmer und verkehrter wäre es freilich, wenn man glaubte, den Schwerpunkt der Mission in den dritten weitesten Kreis verlegen und sie etwa zu einem direkten Mittel nationaler oder allgemeiner Kultur-Bedürfnisse machen zu sollen. Es ist ja neuerdings unter uns ein erster Versuch gemacht worden, eine Missionsarbeit im Sinne jenes weitesten, dritten Kreises, welcher seinen Stützpunkt wesentlich in der öffentlichen Meinung sucht und findet, aufzurichten: ein deutliches Symptom, daß die Missionssache in weiteren Kreisen in letzter Zeit Interesse zu erwecken und eine gewisse Anerkennung zu finden begonnen hat. Ohne das und im Gegensatz zu den herrschenden Stimmungen der öffentlichen Meinung, würde ja von kirchlich-liberaler Seite der Versuch einer eigenen Missions-

thätigkeit schwerlich je gemacht worden sein. Ich wünsche jedem auf einem religiösen Triebe erbauten und von Menschenliebe getragenen Unternehmen gerne einen guten Erfolg; bin aber der Ueberzeugung, daß eine Missionsarbeit, wenn ihr das: die Liebe Christi dränget uns also — als Lebensnerv gebricht, lebendige Glaubens- und Geistesfrüchte nicht wohl wird gebären können.*)

„Ueberdenkt man nachsinnend diesen Entwicklungsgang, den die Missionssache in Deutschland genommen, und den ich hier in kurzen Andeutungen im Blick auf den 56jährigen Bestand unserer Rheinischen Mission beleuchtet habe, so bekommt man einen lebendigen Eindruck, daß eben auch alle Arbeiten im Reiche Gottes von der allgemeinen Kultur-Entwicklung der Gegenwart in ihrer äußeren Gestaltung mannigfach beeinflußt sind. Wie patriarchalisch in vielem Betracht waren die Gesammtlebensverhältnisse vor 50 Jahren gegenüber der immer mehr ruhelos hastenden und eilenden Gegenwart! Welcher Umschwung ist auch für die Arbeiten der Missionsleitung, für den ganzen technischen Betrieb derselben durch die außerordentliche Steigerung der Kommunikationsmittel, durch das von Jahr zu Jahr wachsende Material der geographischen, linguistischen und ethnographischen Forschungen und vieles andere herbeigeführt worden! Wie vieles muß man heute beachten und auch im Blick auf die Mission zu praktischen Zwecken in Rechnung nehmen, daran vor 40, 50 Jahren noch nicht zu denken war. Ich betone dies, meine Freunde, weil dieser Gesichtspunkt in christlichen Kreisen oft sehr übersehen wird, und daraus leicht schiefe und verstimmte Urteile erwachsen können. Kein Werk, keine Arbeit, wie geistlich sie auch ihrer Grundlage nach sein mag, kann sich in ihrer äußeren Ausgestaltung dem Grundcharakter der allgemeinen Kultur-Entwicklung entziehen, und wie unser aller Leben sich vielfach in anderen äußeren Grundformen bewegt, als das unsrer Väter vor einem halben Jahrhundert, so muß unaufhaltbar solche Veränderung auch an den Glaubens- und Liebesarbeiten, die aus dem Schoße der gläubigen Gemeinde erwachsen, sich mannigfach wiederspiegeln."

---

*) In ähnlichem Sinne hat sich auf der allgemeinen schweizerischen Prediger-versammlung zu Glarus Professor C. J. Riggenbach, der Präsident der Basler Missionsgesellschaft über „Alte und neue Mission" ausgesprochen. Sein im „Kirchenfreund" 1884 Nr. 19 mitgetheiltes Votum sei hiemit der Aufmerksamkeit unserer Leser empfohlen.

Missions-Zeitung.

Afrika.

Bischof Ingham von Sierra Leone und der Neger-Geistliche Nicol bitten dringend, es möchten doch englische Theologen sich hinauswagen in das fälschlich so genannte „Grab der Europäer," um bei der Erziehung der künftigen Lehrer und Prediger des Landes mitzuhelfen. Herr Nicol schreibt: „Ich bin überzeugt, und gewiß viele meiner Kollegen sind es mit mir: wir brauchen ein tieferes geistliches Leben in Westafrika, mehr Ernst und mehr Standhaftigkeit in unserem christlichen Bekenntniß. Und hiezu uns zu erziehen, sollten wir in unsrer afrikanischen Kirche etwas mehr Europäerthum haben. Ich meine nicht europäische Sitten, Moden und Gewohnheiten. Daß die Eingebornen europäisirt werden, wünsche ich nicht. Aber wir müssen wachsen in der Gnade, wie die englische Kirche, die deutsche Kirche und alle Kirchen Europas gewachsen sind. Und damit auch wir so auf das rechte Ziel hin wachsen, müssen wir die rechten Beispiele vor Augen haben. Sonst werden wir nie unsere Mission gegenüber der uns umgebenden muhammedanischen und heidnischen Finsterniß erfüllen können. Unser heutiges Christenthum ist, fürchte ich, ziemlich oberflächlich. Das Frommsein ist eine Modesache geworden. Aber es fehlt an Tiefe und an Kraft. Am Gambia und anderwärts sind eine Menge junger Leute aus Sierra Leone. Aber die meisten von ihnen fallen in Sünde und Schande, wenn sie kaum von Sierra Leone fort sind, manche, nachdem sie kaum zwei bis drei Monate vorher konfirmirt worden. Da thut eine gründliche, tiefgehende Erziehung unsrer jungen Leute, insbesondere unsrer jungen Prediger, Noth. Und hiezu bedürfen wir der Hilfe von Europa." Es ist schön, daß ein Neger das alles so deutlich sieht und so aufrichtig ausspricht.

— Am 13. Juni ist der „Friede" (Peace), das Missionsdampfschiff der englischen Baptisten, glücklich in die Gewässer des oberen Congo eingelaufen. „Diese große und schwierige Arbeit," schreibt Miss. Grenfell, „hat kaum drei Monate gedauert und ist ohne jeglichen Unfall weit schneller, als irgend jemand von uns zu hoffen gewagt, von statten gegangen. Achthundert einzelne Stücke, von England an den Stanley Pool gebracht, per Eisenbahn, Dampfer und Träger, nicht Ein Stück verloren, und nun das Ganze zusammengesetzt! Wahrlich, Gottes Finger weist uns — aufwärts! und vorwärts! Wie könnte ich Herz und Augen verschließen gegen die ungezählten Menschenmassen, an denen ich auf meiner Reise flußaufwärts (130 Stunden weit) selbst schon vorbeigekommen bin, und gegen die noch größeren Massen, die darüber hinaus und landeinwärts zu beiden Seiten des gewaltigen Stromes ihre Wohnsitze haben." Die Gesellschaft sucht nun wenigstens 6 neue Arbeiter für den oberen Congo.

— Im Januar 1884 haben die amerikanischen Baptisten einen ihrer Geistlichen, Baldwin aus Nordcarolina, auf eine Untersuchungsreise zu den Kabylen nach Nordwestafrika geschickt, wo er einen Kabylen und den schottisch-presbyterianischen Missionar Lamb (!) sammt dessen Frau getauft hat. Ueber Land und Leute hat er eingehende Studien gemacht.

In Marokko arbeitet außerdem die britische Bibelgesellschaft, in deren Dienst jetzt Miss. Mackintosh, früher in Syrien, und ein syrischer Kolporteur von Tandscher aus unter Juden und Muhammedanern das Wort Gottes verbreiten.

In Algerien und Oran haben schon seit längerer Zeit Judenmissionare gewirkt und seit einigen Jahren auch eine englische „Gesellschaft für die Kabylen und andere Berberstämme Nordafrikas", die jetzt auch in Tandscher ein „Haus der Hoffnung", das ihr ein englischer Offizier aus Gibraltar um die Hälfte der Baukosten überlassen hat, und einen Missionsarzt besitzt. Nach Algerien hat jetzt auch die Pariser Missionsgesellschaft einen Vertreter, den aus dem Basuto-Land zurückgekehrten Miss. Krüger, geschickt, damit er die dortigen Zustände, insbesondere die bereits bestehenden Missionen, studiere und Vorschläge darüber mache, wie nun auch die französischen Protestanten sich dort am besten nützlich machen können.

— Von den deutschen Erwerbungen in Westafrika wollen wir nur sagen, daß wir von ihnen einen ganz neuen Aufschwung des Missionssinnes in Deutschland erwarten. Dr. Nachtigal ist ein Mann, der die Mission kennt und achtet; am Kamerun treffen die Deutschen bereits eine englische Baptistenmission an; den Gründern von Lüderitz-Land haben Rheinische Missionare bereits allerlei Dienste geleistet; auch die Basler Stationen an der Goldküste und die Bremer auf der Sklavenküste sind von deutschen Kriegsschiffen besucht worden. Bereits bringen das Daheim und andere deutsche Blätter Schilderungen der neu erworbenen Gebiete, in welchen auch die Mission zur Sprache kommt. Sogar die Frankfurter Zeitung hat neulich einen recht netten, nur leider von falsch gedruckten Namen wimmelnden Artikel über die Basler Mission veröffentlicht. Ein Hauptbeförderer der deutschen Kolonialinteressen ist der frühere Missionsinspektor Dr. Fabri. In Berlin hat der Besuch der Transvaal-Gesandten und ihr Zeugniß für die Mission einigen Eindruck gemacht. Gleichzeitig sind durch Dr. Warneck's, Dr. Hübbe-Schleiden's, Pfr. Büttner's und anderer Sachkundiger Schriften auch weitere Kreise auf die civilisatorische und nationalökonomische Bedeutung der Mission aufmerksam gemacht worden. Alles das läßt doch hoffen, daß die landrattenmäßige philiströse Art, mit welcher bisher alle überseeischen und so auch alle Missionsbestrebungen in Deutschland angesehen wurden, einer großartigeren, weitherzigeren und eben deßwegen auch schon christlicheren Auffassung Platz machen wird.

Selbst daß durch das Vorgehen der deutschen Regierung die Eifersucht der Engländer erregt wird, ist für die Mission kein Schade. So freut sich Bischof Crowther und mit ihm die ganze englisch-kirchliche Missionsgesellschaft, daß durch Konsul Hewett, einen der Mission geneigten Mann, das Territorium von Bonny an der Niger-Mündung nun endlich unter britisches Protektorat gestellt worden ist.

Japan.

In Tokijo haben die Amerikanisch-Reformirten am 11. Mai durch die Einsetzung eines Aeltesten, Sudjuki, und eines Diakonen, Ariah, ihre erste Gemeinde organisirt. Dieselbe zählt 15 erwachsene Mitglieder und fünf Kinder.

— In Kobe kommt der Sohn eines Daimio täglich zu Miss. Rhees, um mit ihm in der englischen Bibel zu lesen. „Heute Morgen," schreibt Frau Rhees am 18. Mai, „hat er uns die Nachricht gebracht, daß der Premier-Minister von Japan, Fürst Ito, sich öffentlich als Christ bekannt habe..... Es ist erstaunlich, wie schnelle Fortschritte Japan in der Religionsfreiheit u. s. w. macht."

— Die Konferenz der amerikanischen (Bostoner) Missionare in Osaka hat dringend um die Fürbitte und die thatkräftige Hilfleistung der amerikanischen Missionsfreunde gebeten. Japan stehe gegenwärtig in einer großen religiösen Krisis, von allen Seiten kommen Bitten um Evangelisten, bald werden wohl die Missionare auch im Innern ganz frei reisen und sich niederlassen dürfen; man müsse das Eisen schmieden, so lange es heiß sei. Ein jetzt ausgesandter Missionar sei mehr werth als ein halb Dutzend andere, die erst fünf Jahre später gesandt werden. Es sei Gefahr im Verzug. Was geschehe, müsse sofort geschehen.

— In Kijoto haben neulich die Vorsteher eines großen Buddhistentempels, in welchem ein paar hundert junge Männer zu Priestern gebildet werden, 120 Neue Testamente und einige Kommentare dazu gekauft, die nun täglich studiert werden. Viele Priester haben in letzter Zeit den Missionaren gestanden, daß sie das Christenthum für die wahre Religion hielten, aber nicht wüßten, von was leben, wenn sie überträten. Dieser Umstand ist ein wirkliches Hinderniß. Die erste Zeitung der Stadt hat neulich einen langen Artikel über das Bedürfniß nach christlichen Schulen und besonders nach einer von Christen geleiteten Hochschule gebracht!

— In Kasaoka, 10 Stunden westlich von Okajama, hat sich eine selbständige Gemeinde organisirt, die ihren Pastor Manabe aus ihren eigenen, sehr beschränkten Mitteln besoldet. Der ganze Ort ist in einer Art religiöser Aufregung. Die Buddhisten hatten einen Redner berufen, der das Christenthum angreifen sollte; aber in seinem

ersten Vortrag so lange dabei verweilte, daß der Buddhismus nichts als ein von den Priestern erfundenes Lügensystem sei, daß ihm zur Besprechung des Christenthums kaum ein wenig Zeit übrig blieb. Der zweite Vortrag fiel etwas günstiger aus; doch sahen sich die Leute, die ihn angestellt hatten, genöthigt ihn zu entlassen und sich vor dem Publikum wegen ihres Mißgriffs zu entschuldigen.

— In Takahaschi sind Pilatus und Herodes, d. h. die Buddhisten und die Nichtsglaubenden Freunde gegen Christus geworden. Mehrmals in der Woche werden Vorträge gegen die neue Religion gehalten. In Okajama sollten neulich fünf Priester gegen das Christenthum auftreten; bei einer Mahlzeit, die ihnen vorher gegeben wurde, tranken sie aber soviel Sake, daß sie auf der Rednerbühne sich kaum aufrecht halten konnten und ausgelacht wurden. In einer anderen Versammlung wurde das Wort frei gegeben: wer etwas gegen das Christenthum zu sagen habe, solle aufstehen. Da stand ein Mann auf und bezeugte, er habe die Christen beobachtet und ihr Leben sei soviel reiner als das der Buddhisten-Priester, daß man ganz günstig für ihre Lehre gestimmt werde!

Korea.

Der amerikanisch-methodistische Missionar Dr. Maclay hat eine Untersuchungsreise von Japan nach Korea gemacht und von der dortigen Regierung die Erlaubniß zur Missionsthätigkeit erhalten: „bloß gegen die Katholiken verhalte man sich ablehnend, nicht gegen den Protestantismus." Diese überraschende Erklärung ist wohl mit dem amerikanischen Konsul Foote zu verdanken, der die koreanischen Staatsmänner seit einiger Zeit über die Bedeutung der Religionsfreiheit und die Nützlichkeit der Missionare aufgeklärt hat, welche Schulen und Spitäler gründen, die Unterthanen zum Gehorsam mahnen u. s. f.

Amerika.

Auf der Insel Trinidad hat der frühere Goßnerische Missionar O. Flex im Dienst der anglikanischen Ausbreitungsgesellschaft im März dieses Jahres eine Kuli-Mission eröffnet, wobei ihm seine durch 20jährige Arbeit in Indien erworbene Kenntniß der Hindi-Sprache vortrefflich zu statten kommt.

— Am 16. Mai wurde die Jubelkirche der Brüdergemeine in St. Thomas eingeweiht, wobei auch der dänische Gouverneur eine sehr warme die Missionsarbeit anerkennende Rede hielt. In der darauf folgenden Woche wurde jeden Abend gepredigt, am Himmelfahrtstag aber fand die feierliche Ordination der Brüder Weiß, Lichtenthäler, Niebert und Hanna zu Presbytern der Brüderkirche statt. Es sollen 2000 Menschen dabei gewesen sein; trotzdem aber herrschte die größte Ruhe und Ordnung. Die Kollekten während der ganzen Festwoche beliefen sich auf 1684 Mk.

— In Alaska sollen zwei Sendboten der Brüdergemeine, Hartmann und Weinland, eine neue Mission anfangen. In Fort Alexander fanden sie einen griechisch-russischen Priester, der recht freundlich gegen sie war, aber jene ganze Gegend als sein Missionsgebiet ansieht. Sie sind daher an die Mündung des Kuskokwim gegangen, um in Fellbooten den Fluß hinaufzufahren und dort ihr Glück zu versuchen.

Deutschland.

In Ostfriesland wurde 1834 eine „Missionsgesellschaft" gegründet, die am 18. Juni d. J. in Aurich das Fest ihres 50jährigen Bestehens gefeiert hat. Die Wurzeln derselben reichen aber ein volles Jahrhundert weiter zurück. Der erste, urkundlich bezeugte ostfriesische Missionsfreund war der im Jahr 1734 verstorbene vorletzte Fürst von Ostfriesland, Georg Albrecht, der eine Schenkung machte zu Gunsten malabarischer Kinder, die in Halle erzogen werden sollten. Die ostfriesischen Fürsten standen mit Halle in inniger Gemeinschaft, und während im größten Theile Deutschlands die Aufklärung herrschte, hatte hier im abgelegenen Winkel der evangelische Glaube noch tiefe Wurzeln, die sich besonders fruchtbar für die Mission zeigten. Zu einer festorganisirten Mitarbeit kam es aber erst in Folge der neuen Anregungen unsers Jahrhunderts, nachdem in Basel, Berlin und Barmen selbständig aussendende Gesellschaften entstanden waren. Der eigentliche Gewissenswecker war Pastor Fischer, später Superior in Forlitz, ein Mann von ebenso unscheinbarer, gebrechlicher äußerer Gestalt, wie von tiefer theologischer Bildung und von ungemeiner wissenschaftlicher Vielseitigkeit. Er warf zuerst die Frage auf: „Ob es recht sei, nur von den Bemühungen Anderer im Missionsfelde zu lesen, und nicht selbst etwas dafür zu thun?" Im Jahre 1834 wurde ein Aufruf zur Theilnahme an der Mission erlassen. Als ersten Erfolg erwartete man etwa 40 Thaler, doch es wurden beinahe 500 Thaler. Durch solche Erfolge ermuthigt, wurden die verschiedenen Kräfte vereinigt und die ganze Gesellschaft erhielt nunmehr ihre feste Organisation. — Die ostfriesische Missionsgesellschaft unterstützt verschiedene aussendende Hauptgesellschaften, ohne sich als Hilfsverein an eine einzelne bestimmt anzuschließen. Der Name Missionsgesellschaft ist dabei gleichbedeutend mit Missionsverein. Mit dem Jahr 1848 begann eine neue Entwicklungsstufe, da der Gesellschaft die bis dahin verweigerte Erlaubniß einer öffentlichen kirchlichen Feier ertheilt wurde. Da die Zahl der unterstützten Gesellschaften zu groß wurde und die Entwicklung zu sehr in die Breite gieng, wurde vor sieben Jahren beschlossen, die Goßner'sche Mission in den Mittelpunkt zu stellen und mit einem vollen Viertel der jährlichen Missionsgaben zu bedenken. Die jährlichen Missionsgaben betragen gegenwärtig 15—18,000 Mk. und die Zahl der Vermächtnisse mehrt sich von einem Jahrzehnt zum andern. Zehn Ostfriesen sind in den Missions-

dienst eingetreten, und zwar bei folgenden Gesellschaften: drei in der Niederländischen Mission, zwei in der Basler Mission, einer in der Hermannsburger Mission, einer in der Goßner'schen Mission, zwei in der Rheinischen Mission; einer wurde als hoffnungsvoller Zögling des Barmer Seminars aus diesem Leben abgerufen.

Das Neueste ist, daß ein konfessionell lutherisch gerichteter Pastor Janssen zu Strackholt, der während seiner 7jährigen Wirksamkeit an einer armen Bauerngemeinde bereits 13,000 Mk. für die Heidenmission gesammelt hat, eine Vorschule für lutherische Missionsanstalten zu gründen beabsichtigt, um Zöglinge, welche aus Ostfriesland sich dem Missionsdienst widmen wollen, zuerst vorzubilden und zu prüfen, damit dieselben um so besser vorbereitet ein Missionsseminar beziehen können. In erster Linie soll, scheint's, Leipzig bedacht werden, in der Hoffnung, daß die dortige Gesellschaft eine Mission auch in Afrika anfangen werde.

— Ein stark besuchtes Missionsfest zu Otterstedt im Bremischen erlitt eine unliebsame Störung dadurch, daß die Gensdarmerie die Kollekte konfiscirte, weil die Veranstalter nicht nachweisen konnten, daß sie die behördliche Genehmigung eingeholt hatten.

— Am 23. Sept. hat in Neustadt a. A. die erste Missionskonferenz der ev.-lutherischen Geistlichen Bayerns stattgefunden. 34 Pfarrer waren anwesend. Die Statuten, welche festgesetzt wurden, sind denen der sächsischen und der brandenburgischen Missionskonferenz ähnlich.

Todesfälle.

— Am 22. Juni starb 82jährig die Witwe des Missionars Taylor in Whanganui, Neuseeland. Acht Maori-Häuptlinge trugen ihren Leichnam zu Grabe und ein Theil der Leichenliturgie wurde von einem eingebornen Geistlichen gelesen. Auch die Witwe des 1823 ausgesandten Laien-Missionars Puckey und der Senior der Maori-Geistlichkeit Raniera Kauhia, 75jährig, sind kürzlich gestorben.

— Am 31. Juli starb in Nejur, Süd-Trawankor, der Londoner Missionsarzt Dr. Thomson nach 12jähriger unausgesetzter Arbeit, 40 Jahre alt. Neben seiner eigentlichen Berufsthätigkeit hatte er eine ganze Anzahl von Schulen gegründet.

— Am 17. September ist in Grunbach bei Schorndorf der Basler Missionar Franz Josef Mohr gestorben. 1846—1873 hat er auf der Goldküste gedient, seither als Invalide in der Heimat gelebt. Seine Vorbildung hatte er in der Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona erhalten, wo er jetzt noch als der „erste Chrischona-Bruder" bekannt ist.

— In England ist Hr. W. Ch. Jones gestorben, der zu drei verschiedenen Malen der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zusammen 2,560,000 Mk. zur Dotirung eingeborner Pastorate und Predigerseminare gestiftet hatte, sonstige Beiträge nicht gerechnet.

Allerlei.

Ein Korrespondent des „Record“ erinnert daran, daß nach dem Sieg bei Tel el Kebir General Wolseley seine Soldaten in Kairo dem heiligen „Mekka-Teppich“ ihre Huldigung habe darbringen lassen und daß von da an die Dinge in Aegypten immer schlechter und schlechter gegangen seien; ob darin nicht eine Strafe Gottes für jenen götzendienerischen Akt zu erblicken sei? — Es ist schön, daß in England doch immer wachsame Augen sich finden, die dergleichen Unfug sehen, und muthige Stimmen, die dagegen protestiren. Gerade was England eine so gewaltige Missionspflicht auferlegt, die innige Berührung mit so vielen heidnischen und muhammedanischen Staaten, das ist auch eine beständige Versuchung zur Verleugnung des christlichen Bekenntnisses, und wenn jene Pflicht soll erfüllt werden, so muß vor allem diese Gefahr erkannt und bekämpft werden. So lange das geschieht, steht es noch nicht so schlimm. Traurig aber ist es, daß so viele Christen in England mehr von politisch-kirchlichen Parteiinteressen als von einfach christlichen Grundsätzen sich beherrschen lassen. All die Dissenters, welche jetzt mit Gladstone durch Dick und Dünn gehen, würden ganz gewaltig Lärm schlagen, wenn eine konservative Regierung z. B. in der ägyptischen und in der madagassischen Frage sich so rath- und thatlos verhalten hätte, wie die jetzige liberale. Sogar Spurgeon, dem freilich Gladstone auch persönlich nahe steht, hat versichert, in der Hand dieses Ministers sei das Staatsruder auch in den schwierigsten Lagen wohlgeleitet, so daß man ganz ruhig dabei sein könne!

— Am 23. Februar wurden im „Mansion House“ zu London unter dem Vorsitz des Stadthauptes vor einer auserlesenen Gesellschaft Ansprachen über die Arbeit der südamerikanischen Missions-Gesellschaft in Feuerland gehalten, wo dieselbe nun schon 28 Jahre lang „die besten Interessen der Humanität, des Handels und des internationalen Wohlwollens“ gefördert habe. Als eigentliches Thema war aufgestellt: „Christliche Civilisation das einzig wahre Mittel zur Hebung der wilden Völker.“ Unter den Anwesenden befanden sich der Gesandte der argentinischen Republik, Mitglieder der französischen und der italienischen Gesandtschaften, Dr. Hyades von der französischen wissenschaftlichen Expedition nach Cap Horn, mehrere Schiffskapitäne, ein Bischof, viele Geistliche u. s. f. Der deutsche und der französische Gesandte hatten sich brieflich entschuldigt, der letztere zugleich seine wärmste Theilnahme und Billigung für die Bestrebungen der Gesellschaft ausgesprochen. Ebenso der italienische Gesandte, der Erzbischof von Canterbury, der Bischof von London, Lady Brassey und viele andere bedeutende Persönlichkeiten. Dr. Hahn, ebenfalls ein Mitglied der oben genannten Expedition, hatte geschrieben: „Abgesehen von der Förderung des Handels und von den Diensten, welche diese Gesellschaft den Schiffbrüchigen aller Nationen leistet, ist es eine unbe-

streitbare Thatsache, daß im ganzen Gebiet des Yaghan-Stammes die Sitten der Eingebornen unter dem Einfluß der Missionare sich bedeutend gebessert haben. Besonders in Uschuwia sind die Erfolge augenscheinlich: hier sind viele Eingeborne Christen geworden und nehmen mit Eifer an den Gottesdiensten Theil; auch habe ich viele kennen gelernt, die gern arbeiten (eine Tugend, welche vor der Ankunft der Missionare durchaus unbekannt war) und die im Ackerbau und in der Baukunst vollkommen unterrichtet sind. Es sei mir gestattet, meine aufrichtige Bewunderung für diese Pioniere der Civilisation und meine lebhafte Dankbarkeit für die von ihnen geleisteten Dienste auszusprechen." Die Redner waren der Lord Mayor, Lord Shaftesbury, der französische Capitän Le Clerc, Dr. Hyades, Senor Garcia, Admiral Noce, Sir W. Charley, der seither verstorbene Bischof Cloughton, Hr. Hughes, Vorsitzender der „Falklands-Inseln-Company" und mehrere Geistliche, darunter der Sekretär der Gesellschaft, Simpson, und Wigram, Sekretär der englisch-kirchlichen Missions-Gesellschaft. Noch nie ist wohl die civilisatorische Bedeutung der christlichen Mission so einmüthig und so nachdrücklich aus der verschiedensten Zeugen Mund bestätigt worden, als in dieser einzigartigen Versammlung. Eine Kollekte fand nicht statt. Doch waren Subskriptionslisten zum Bau eines Missionsdampfers für Südamerika aufgelegt; und am 10. Juli ist dieser neue „Allen Gardiner," der das frühere Segelschiff dieses Namens ersetzen soll, unter Gesang und Gebet vom Stapel gelassen worden. Die Feier wurde noch besonders feierlich durch ein furchtbares Gewitter und einen Platzregen, der dieselbe unterbrach. Das Schiff hat gegen 100,000 Mk. gekostet.

— Am 22. Februar lief der „Morgenstern" auf die Felsen bei Kusaie und am 6. August wurde in Bath, Maine, der neue Morgenstern vom Stapel gelassen. Le roi est mort, vive le roi! Der neue Morgenstern ist schon das vierte Missionsschiff dieses Namens, dreimal größer als das erste, doppelt so groß als das zweite und dritte, überhaupt das größte aller jetzigen Missionsschiffe — recht ein Bild des immer wachsenden Missionswerkes selbst. Die Kosten — etwa 160,000 Mk. — sind von Sonntagsschulkindern und deren Freunden aufgebracht.

— Auch der kleine Missionsdampfer „John Brown", welcher in der Mendi-Mission, Westafrika, gute Dienste leistet, ist von den Beiträgen amerikanischer Sonntagsschüler gebaut worden.

— Zum Beginn des neuen Unterrichtskurses in der Pilgermissionsanstalt auf St. Chrischona am 4. Sept. sagte Inspektor Haarbeck im Anschluß an Kol. 4, 5 u. A. Folgendes: „Wir Lehrer haben uns bemüht, den Stundenplan so einzurichten, daß alles Ueberflüssige vermieden und nichts Nothwendiges versäumt wird. Der Tisch ist euch reich gedeckt, liebe Brüder, aber nicht überladen; ihr könnt alles wohl verarbeiten..... Hütet euch in eurem Studium vor zwei Abwegen,

die von Chrischonabrüdern nicht immer vermieden worden sind. Unruhiges Haschen nach allem irgendwie erreichbaren Wissensstoff, der ungeläutert eingeheimst wird, ist vom Uebel; noch schlimmer aber ist die stolze Verachtung alles menschlichen Wissens, das doch dem Evangelium und seiner Verkündigung treffliche Magddienste zu leisten berufen ist. Wenn schon das Wissen ohne Liebe aufblähet, so bläht das Nichtwissen ohne Liebe noch mehr auf....."

— Die Pariser Missionsgesellschaft hat vom geographischen Kongreß in Toulouse das Ehrendiplom für ihre dort aufgestellte ethnographische Sammlung erhalten und bekennt, sie habe bisher selbst nicht gewußt, welche Schätze ihr kleines, dunkles Museum beherbergt habe; es fehle an Raum, es fehle überhaupt an einem rechten „Missionshaus". Möchte doch ein solches bald der Gesellschaft beschieert werden!

— Der „paulinische Missionar" William Taylor, der von der letzten Generalkonferenz der amerikanischen Methodisten zum Missionsbischof für Westafrika ernannt worden ist, hat ein Rundschreiben erlassen, in welchem er seinen „kürzesten Weg zur Rettung der ganzen Welt" beschreibt und die Versicherung giebt, daß er auch in Afrika demselben treu bleiben werde. Vor allem glaubt er daran, daß Missionare ausgesandt werden müssen, wie der Herr selbst sie aussandte, ohne Beutel und Tasche, ohne ein zweites Paar Schuhe oder einen extra Rock. Dann aber glaubt er auch an die Art Pauli, der ausgedehntere Missionsreisen machte und zu diesem Zweck von einigen seiner Gemeinden Beiträge annahm. So hat er seit 12 Jahren eine Mission in Indien geleitet, deren Arbeiter ihren Lebensunterhalt aus Indien selbst beziehen, indem nur die Kosten ihrer Uebersiedelung dahin von amerikanischem Gelde bezahlt werden. Als Frucht dieser 12jährigen Thätigkeit führt er an: „1) Abgesehen von denjenigen unsrer Bekehrten, die sich an ältere Missionen angeschlossen haben und über ganz Indien zerstreut sind, gehören zu unsrer südindischen Konferenz nach dem Census von 1883 nicht weniger als 2154 volle Mitglieder, darunter 450 bekehrte Hindus und eine kleine Zahl eigentlicher Europäer. Weitaus die Mehrzahl sind bekehrte Mischlinge oder Anglo-Indier; 2) ferner haben wir 50 ordinirte Reiseprediger, die sammt ihren Familien rein nur von indischem Geld leben; 3) dazu 57 Laienprediger, die sich selbst unterhalten und ihre Dienste unentgeltlich thun; 4) 50 Sonntagsschulen mit 357 Leitern und Lehrern, 3251 Schülern, und Bibliotheken von zusammen 3343 Bänden; 5) die Voranschläge der Prediger für ihre verschiedenen Bedürfnisse beliefen sich letztes Jahr auf 95,774 Mk., wovon 94,776 wirklich bezahlt wurden; 6) rechnet man dazu die Ausgaben für Bauten, Reparaturen u. s. f., so wurden im Ganzen eingenommen und verausgabt 334,746 Mark. 7) Wir besitzen 27 solid gebaute Kirchen und 12 Pfarrhäuser, zusammen im Werth von 722,126

Mark. An Baunnterstützung aus Amerika empfangen: 20,000 Mark; Schulden (total indebtedness): 36,718. 8) Dazu kommt, daß unser Bruder C. B. Ward 64,000 Mark für den Unterhalt, die Erziehung und weitere Versorgung seiner 70 Waisen erhalten hat, und von dieser Summe nur 2000 Mark aus England und Amerika gekommen sind."

In Mittel- und Südamerika hat Herr Taylor ebenfalls 45 Missionsarbeiter, die regelmäßig predigen und in ihren Sonntags- und Tagschulen zusammen 800 Schüler haben. Jetzt sucht er junge Leute, die bereit sind, mit ihm in den dunkeln Welttheil zu ziehen.

Bücherschau.

Der Heliandsänger. Roman von A. von der Elbe. Stuttgart. W. Spemann. 1884. Preis Mk. 6.

Dieses Buch gehört in die Reihe derjenigen Schriften, welche wir gleichsam als künstlerische Veranschaulichung und Popularisirung gewisser Partieen der Kirchen- und Missionsgeschichte werth schätzen. Aus Kingsley's Hypatia und Freytag's Ahnen z. B. wird auch der Kundige noch manche Anregung und Belehrung schöpfen. Nicht ganz so hoch wie die genannten ist der vorliegende Roman zu stellen. Doch haben wir auch ihn mit Befriedigung gelesen. Der Verfasser hat sich in anerkennenswerther Bescheidenheit das Ziel von vornherein nicht zu hoch gesteckt, es dann aber auch wirklich erreicht. Im Gewande einer durchaus anmuthigen, fesselnden und nicht allzu unwahrscheinlichen Erzählung macht er den Leser bekannt mit manchen charakteristischen Seiten der Franken, der Sachsen und der Slaven, wie sie im 9. Jahrhundert waren, und begeistert ihn zugleich für eine Mission und ein Christenthum, das — bei aller Unvollkommenheit — doch einen Mann wie den Heliandsänger hervorgebracht hat.

Des Volksboten Schweizer-Kalender. 1885. Basel, Verlag von F. Schneider.

Keine moderne Fabrikwaare, sondern gesundes, hausbackenes Brot, das für Stadt und Land, für Jung und Alt empfohlen werden kann. Aus den belehrenden und unterhaltenden Artikeln heben wir hervor „Ein lebendiges Gerippe" (über das Opiumrauchen); „Wie aus einem Räuberwald ein Kokospalmgarten wird" und „Die Rückkehr der Waldenser unter Heinrich Arnaud" — alles mit Holzschnitten reichlich ausgestattet.





Eingeborne Lehrer mit ihren Frauen an Bord des „John Williams“.

„Allerlei Gattung."

Von Th. Walz.

Es ist bekannt, daß alle, welche sich zu Christo bekehren oder auch nur äußerlich zum Christenthum übertreten, durch diesen Schritt sich mancherlei Unannehmlichkeiten und Kränkungen, ja sehr oft auch eigentliche Verfolgungen zuziehen. Das ist so nicht bloß bei heißblütigen Bhuten- und Fetischdienern oder fanatischen Moslem, sondern auch unter kaltblütigen Anhängern Buddhas und sogar bei den „sanften" Hindus, denen es doch nicht schwer fallen sollte, in ihrem von 330 Millionen wimmelnden Pantheon auch dem Christengott noch einen Platz einzuräumen. Den stolzen Brahmanen ärgert nichts so sehr, als der Anblick eines Christ gewordenen Kastengenossen, und der geringste Schudra wird sich nicht scheuen, den Brahmanen, vor dem er sonst anbetend niederzufallen pflegte, zu bespötteln, sobald dieser „Erdengott" sich öffentlich vor dem Gekreuzigten gebeugt hat. Benehmen sich chinesische Mandarinen und afrikanische Dorf-Potentaten schon für gewöhnlich nicht allzu gerecht und leutselig, so ist das noch weniger der Fall, wenn sie mit Konvertiten zu thun haben. Und selbst manchen englischen Beamten in Ostindien würde es ein gut Stück Selbstüberwindung und Verleugnung seiner diesfallsigen Grundsätze kosten, sollte er einem bekehrten Eingebornen zu einer Anstellung verhelfen. Fetischpriester und Zauberer ergreift Ärger und Ingrimm, wenn Christen ihnen über den Weg laufen. Gelehrte und andere Kulturträger, welche im Interesse der Wissenschaft oder des Handels schon Reisen gemacht oder auch keine gemacht, und Pfleglinge einer

Missionsstation gesehen oder auch nicht gesehen haben, meinen getrost, diese als Taugenichtse, Heuchler und Schurken brandmarken oder wenigstens über sie, wie über die ganze Mission, die Nase rümpfen zu dürfen, während sie sonst die Rolle freisinniger Humanitäts- und Toleranzapostel spielen und selbst an der Grenze des Kannibalismus stehende Wilde noch als unschuldige, glückliche Naturkinder schildern, ja gegen die Affen noch Regungen verwandtschaftlicher Zuneigung und Werthschätzung an den Tag legen. Fremde wie eigene Volks-, Religions-, Kasten-, Orts- und Familienangehörige, kurzum die ganze Welt hilft also dazu, daß sich an Uebertretenden und Bekehrten immer auf's Neue erfüllt jenes: „Ihr müsset gehaßt werden von Jedermann um meines Namens willen."

Aber nicht minder offenkundig ist die andere Thatsache, daß es doch immer wieder und überall zum Christenthum Uebertretende gibt. Wenn auch bald früher bald später nach dem Uebertritte manche enttäuscht oder entmuthigt wieder zurückweichen — ja obgleich in den alten Christenländern ein eigentlicher Massenabfall von Christo und Gott stattfindet, und dieser Rückfall in ein Heidenthum der allerschlimmsten Art noch dazu als großer Fortschritt gepriesen wird, daß man meinen sollte, es müßte aller Welt die Lust zum Christwerden gründlich vergehen, vergeht doch kein Tag, jedenfalls kein Sonntag, an welchem nicht Neubekehrte ihren Glauben bekennen und getauft werden!

Woher diese Erscheinung? Oder mit anderen Worten: was bewegt in allen Ländern, wo missionirt wird, die Leute zum Uebertritt? Erinnern wir uns vor allem daran, daß, wie immer die Betreffenden beschaffen sein mögen, sie doch jedenfalls Menschen sind wie wir, so werden wir wohl keinem dieser „Bekehrten" Unrecht thun, wenn wir voraussetzen, daß sie sammt und sonders an die Christen sich angeschlossen haben, weil sie hofften, auf diesem Wege irgend einem Druck, einem Unglück, einer Angst zu entgehen und dafür in einen Zustand des Friedens und Wohlbefindens versetzt zu werden. Ein Unterschied, beziehungsweise ein Gegensatz in den Motiven wird sich erst dann ergeben, wenn man genauer nachforscht, welcher Art jenes Elend ist, dem die Betreffenden durch ihren Uebertritt entgehen wollten, und insbesondre, welcher Art das Glück ist, das sie auf diesem Wege zu erlangen hofften.

Manche kommen von der Unruhe und Angst, welche ihnen das erwachte Gewissen verursacht, von Sündendruck und Schuldgefühl getrieben. Auf Andere hat allerlei Lug und Trug, Schlechtigkeit und Ungerechtigkeit ihrer Volks- und Religionsgenossen, besonders auch der geistlichen und politischen Führer, oder aber Kastenstreit, Stammesfehden, Familienzwist u. dergl. so abstoßend gewirkt, daß sie nun die Genossenschaft der Christen als etwas Besseres suchen. Bei vielen untergräbt die Entdeckung, daß ihre Religionsschriften ganz grobe geographische, astronomische, anthropologische und andere Irrthümer, oder unnütze, unvernünftige, naturwidrige, grausame Vorschriften, oder gar schmutzige, anstößige Geschichten, Lächerlichkeiten und Albernheiten enthalten, den Glauben an die Religion ihrer Väter, während die Gesittung, Wissenschaft, Kunst, Bildung, Machtstellung und Religion der Christen — welch letzterer sie mit Recht jene Vorzüge zuschreiben — ihnen die größte Achtung abnöthigt und sie mit einem gewissen Neid erfüllt, der ganz wohl auch die Veranlassung zu einer aufrichtigen Bekehrung werden kann (vgl. Röm. 11, 11. 14). Einerseits ihr eigenes menschenunwürdiges Dahinleben in Unwissenheit, Trägheit und Rohheit, besonders auch das Aufwachsen ihrer Kinder in Sitten- und Zuchtlosigkeit: andererseits die ökonomischen, intellektuellen und sittlichen Fortschritte ihrer zum Christenthum übergetretenen Volksgenossen, hauptsächlich auch die fortschreitende Hebung und Veredlung ihrer Kinder, also der ganze Segen einer Erziehung, wie sie sich eben nur in der christlichen Kirche, der christlichen Schule und der christlichen Familie findet, sowie auch der Segen christlicher Arbeitsamkeit und Industrie — das alles zusammengenommen läßt sehr Vielen den Anschluß an die Christengemeinde empfehlenswerth erscheinen.

Auch der Dankbarkeit und der Anziehungskraft, welche gute Dienste, Beweise christlicher Bruder- und Nächstenliebe, christlicher Gerechtigkeit, Redlichkeit und Wahrhaftigkeit ausüben, sind gar manche Uebertritte zuzuschreiben. Ferner wirkt oft auch direkt die Herrlichkeit des Menschensohnes, wie sie aus seiner Lebens- und Leidensgeschichte hervorstrahlt, auf diesen oder jenen als unwiderstehlicher Magnet; oder sind es einzelne Worte und Verheißungen Christi, wie Matth. 11, 28 ff; 10, 28—39; 5, 10. 11. Joh. 3, 16; 6, 37 u.s.f., wodurch hier ein reicher Jüngling, dort eine arme Witwe, hier ein unwissender Fischer, dort ein gelehrter Brahmane

ins Reich Christi gezogen wird. Zuweilen ist's geradezu ein, man möchte fast sagen, angeborener Durst nach Erkenntniß Gottes, ein Hunger nach Wahrheit, was diesen und jenen zur Bitte um christlichen Unterricht bewegt und so zum Jünger macht.

Und wie viele werden nachgezogen von übergetretenen Bekannten, Freunden und Verwandten! Die Fälle dieser Art mehren sich natürlich mit dem Wachsthum der Gemeinden von Jahr zu Jahr. Verhältnißmäßig aber auch sehr viele Arme, Kranke, Verlassene, Verstoßene, Witwen und solche, welche sich fürchten vor Fetischen und Bhuten, vor drohendem Unrecht, Vermögens- oder Freiheitsverlust, vor Vergewaltigungen, Mißhandlungen und anderem mehr, kommen, um in der Kirche Christi, diesem Universal-Asyl und General-Hospital, Schutz und Hilfe zu finden gegen Feinde, Bedränger, Verkläger, Häscher, falsche Zeugen, ungerechte Richter u. s. f.

Auf Grund all der genannten oder auch nur angedeuteten Motive kann man die um Aufnahme in den christlichen Gemeindeverband sich Bewerbenden in vier Klassen eintheilen: 1) Die Einen kommen nur aus Motiven religiöser und sittlicher, geistlicher und geistiger Art, aus reinem Herzens- und Geistesbedürfniß, aus Heilsverlangen, um — kurz gesagt — selig zu werden. 2) Andere kommen zunächst nur aus materiellen und zeitlichen Beweggründen, von irdischen Angelegenheiten und Bedürfnissen getrieben, nichts als zeitliche, leibliche Wohlthaten erwartend, aber ohne alle Heuchelei, ganz naiv. 3) Bei noch anderen findet sich ein Durcheinander oder Nebeneinander von Motiven der ersten und zweiten Klasse, wo bald die der ersten, bald die der zweiten prädominiren. 4) Endlich aber giebt es auch eine Klasse von solchen, deren Motive ganz unlauter und deren Absichten geradezu verwerflich sind. Das sind Leute, welche nichts wollen, als etwa die Protektion und den Beistand des Missionars, um auf diesem Wege Dinge zu unternehmen und Vortheile zu erzielen, auf welche sie überhaupt keinen gerechten Anspruch haben, also z. B. einer wohlverdienten Strafe oder einer schuldigen Abgabe sich entziehen, einen ungerechten Prozeß gewinnen u. dergl. Von Zumuthungen dieser Art, die Missionaren nicht gerade sehr selten gemacht werden und noch viel öfter gemacht werden würden, wenn sie — wenigstens protestantische Missionare — in derlei Beziehungen mehr Entgegenkommen zeigen würden, mögen hier zwei Beispiele mitgetheilt werden.

Bei Missionar Ashmore in Swatau (China) erschien eines Tages ein alter, sehr ehrwürdig aussehender Heide, der in großer Hast und Dringlichkeit bat, der Missionar möchte doch unverzüglich in sein Dorf kommen und dort eine Kapelle errichten; er und noch 80 Andere wünschten den Christengott zu verehren und sich in die Kirche aufnehmen zu lassen; es sei viel daran gelegen, daß dies gleich geschehe und ja kein Aufschub stattfinde. Miss. Ashmore, der schon eine unlautere Absicht witterte, fragte den so dringend Bittenden nun, ob er denn auch wisse, wie der Christengott heiße, worauf der Heide nicht ohne bedeutende Schwierigkeit die beiden Silben Ya-so (Jesus) herausbrachte und vollends in Verlegenheit gerieth, als er noch weiteres von Jesu sagen sollte. Auf die Frage, ob auch schon jemand bei ihnen gewesen sei und gepredigt habe, lautete die Antwort: Noch Niemand; sie hätten bloß von Kapellen an anderen Orten gehört, und nun möchten sie auch eine. Da um jene Zeit ein Beamter die Gegend bereiste, um die Steuern einzutreiben, fragte der Missionar den Mann, ob derselbe auch schon bei ihnen gewesen sei. Nein, hieß es; aber er werde bald kommen, und eben deßwegen ersuchen sie ihn, unverzüglich zu kommen und eine Kapelle zu errichten. Darauf gab ihm der Missionar den Rath, er möchte sogleich in sein Dorf zurückkehren und seinen 80 Nachbarn sagen, sie sollten ihre Steuerbeträge nur alsbald parat machen, damit sie dieselben entrichten könnten, wenn der Steuereinnehmer komme, denn das sei ihre Schuldigkeit. Wenn sie dann nachher noch das Evangelium hören wollten, sollten sie nur wieder von sich hören lassen; man werde ihnen dann sogleich einen Prediger schicken. Sehr enttäuscht zog hierauf der vermeintliche Wahrheitssucher ab, um nie wieder etwas von sich und seinen Genossen hören zu lassen! Missionar Ashmore bemerkt zu diesem Vorfall: weil die katholischen Missionare immer auf eine Ausnahmestellung ihrer Konvertiten hinarbeiten und allerlei Sonderrechte für sie beanspruchen und dann und wann auch etwas der Art erreichen und durchsetzen, so seien die Chinesen der Meinung, alle Missionare machen es so, und wenn man Christ werde, so brauche man am Ende auch keine Steuern mehr zu zahlen. An Orten, welche nicht mit der so allseitigen Wirksamkeit katholischer Missionare beglückt sind, kommen Aufnahmegesuche aus solchen Motiven natürlich seltener vor.

Missionar Swanson von Amoy wurde eines Tages, als er in der Kapelle eines seiner Landgemeindlein predigte, nicht wenig überrascht durch eine ganz außerordentlich große Zuhörerschaft. Nach dem Gottesdienst brachte er in Erfahrung, daß die meisten Zuhörer aus einem Dorfe seien, das gerade im Begriff sei, von einer Anzahl Polizisten oder Unterbeamten heimgesucht zu werden. Sie hätten gewünscht, bei dieser Veranlassung vorgeben zu können, sie „gehörten zur Kirche." Swanson erklärte ihnen nun auf's bestimmteste und nachdrücklichste, daß er sie in keiner Weise gegen die Beamten in Schutz nehmen werde, ja, wenn sie vor denselben sich dennoch als Christen ausgeben würden, so werde er, der Missionar, ihnen den wahren Sachverhalt verrathen. So zogen sie ab, ohne jedoch ihren Plan aufgegeben zu haben. In aller Eile richteten sie einen Raum zu einem Versammlungslokal ein, stellten etliche Bänke darein und in die Mitte ein Tischchen, auf das sie ein Neues Testament und etliche Gesangbücher, die sie sich zu diesem Zweck verschafft hatten, niederlegten. Ueber dem Eingang hängten sie ein Schild auf, welches mit großen Buchstaben die Inschrift „Kapelle" trug. Nach diesen Vorkehrungen sahen sie dem kommenden Ereigniß entgegen. Endlich stellten „die Herren" sich ein. Sogleich eilten die Dorfältesten in ihre „Kapelle", und dorthin kamen dann auch die Beamten. „Was ist das?" fragten sie. „Das ist eine Kapelle!" lautete die Antwort. „Und dort ist der Platz, wo unser Prediger sich hinstellt, wenn er von Amoy kommt!" hieß es weiter unter Hindeutung auf das Tischchen in der Mitte. Das brachte die Beamten in Bestürzung, denn wenn es sich so verhielt, so mußten sie sich allerdings mehr in Acht nehmen, als ihnen lieb war. Doch trauten sie der Geschichte nicht ganz. Sie beschlossen daher, die Leute wenigstens auf eine Probe zu stellen. „In der Kapelle wird gepredigt! Nun, könnt ihr predigen? Laßt euch hören!" Einer der Ältesten trat vor, ergriff das Neue Testament, las aus demselben vor und begann zu „predigen". Die Beamten geriethen in Verwirrung, denn sie konnten nicht beurtheilen, ob das wirklich eine Predigt war oder nicht. So fuhren sie denn in ihrem Examen fort: „In der Kapelle wird gebetet; könnt ihr beten? Laßt einmal hören!" „Ja wohl!" erklärte jetzt Einer, warf sich auf die Kniee nieder und plapperte und rasselte etwas herunter. Eine neue Verlegenheit für die Beamten! bis sie endlich auf den glück-

lichen Gedanken kamen, auch eine Singprobe anzustellen. „In der Kapelle wird auch gesungen. Könnt ihr das?" „Warum denn nicht!" hieß es; die Gesangbücher wurden herumgereicht und ein Gesang angestimmt. Aber was für einer! Jeder sang und schrie „nach eigener Melodie," daß es ein ohrenzerreißendes Gebrüll gab. Diesen Gesang erachteten die Beamten für die langen Ohren, welche der Esel mit der Löwenhaut nicht zu verdecken vermochte, fielen ganz wüthend über den improvisirten Sängerchor her, aus vollem Halse schreiend: „So, ihr wollt uns für Narren halten?!" und hieben mit ihren Bambustöcken tüchtig auf ihn ein, um sich dann in aller Ruhe an die Erledigung ihrer Geschäfte zu machen.

Natürlich lernen die Missionare die wirklichen, eigentlichen Absichten und den Charakter der Aufnahmesuchenden nicht immer so leicht und schnell kennen. Sehr oft machen lautere Leute im ersten Anfang, und noch länger, einen weniger günstigen Eindruck, als weniger lautere oder gar ganz unbrauchbare. Betrüger haben meist schon Übung in allerlei Künsten, geben Lernbegier und Heilsverlangen vor, wissen sich ins Vertrauen der Missionare zu setzen und beginnen erst von da an, wo sie solchen Vertrauens gewiß zu sein glauben, nach und nach, ganz vorsichtig auf ihr eigentliches Ziel loszusteuern. Darum ist es sehr angezeigt, dem Aufnahmegesuch gewöhnlich — keine Regel ohne Ausnahme — nicht zu eilig zu entsprechen, sondern Zeit und Gelegenheit zu suchen, die Bewerber nicht allein vorerst genauer zu studiren, sondern auch noch möglichst zu beeinflussen und zu fördern, ehe sie an- und aufgenommen oder gar durch die Taufe an die Christengemeinde gebunden werden. Der Förderung sind ja in jeder Beziehung auch die Lautersten noch gar sehr bedürftig. Fast unschätzbar ist es daher, wenn ein Missionar Mitarbeiter aus den Eingeborenen, d.h. Gemeindeälteste oder Gemeindeglieder hat, welche außer Aufrichtigkeit und Redlichkeit auch ein warmes Interesse für das Gedeihen, sowie ein gesundes christliches Urtheil besitzen. Solche Leute können ihm die wesentlichsten Dienste leisten zum nöthigen Kennenlernen, Beeinflussen, Erproben und Sichten der Neugekommenen. Selbst bei völligster Hingabe an seine Aufgabe, bei aller Einsicht und Umsicht, bei allem Scharfsinn u. s. f. wird er, der Fremdling, der nicht unter den Eingeborenen aufgewachsen ist, auch nie so recht und eigentlich unter und mit ihnen — sondern eben mehr über und neben ihnen

gelebt hat, kaum jemals auch nur annähernd so vertraut werden mit ihren bösen und guten „Seiten", wie es bei solchen Gehilfen in der Regel der Fall sein kann.

Man sollte meinen, die Thatsache, daß Übertretende und Bekehrte meistens viel Kampf, viel Kränkung und Anfeindung auszustehen haben, sollte doch naturgemäß alle unlautern Elemente vom Übertritt abschrecken und von der Christengemeinschaft fern halten. Aber dem ist nicht so. Ein Taugenichts oder Betrüger riskirt eben beim Übertritt gar nicht das, was ein tüchtiger, redlicher Mann dabei auf's Spiel setzt. Manche geben vielleicht auch etwas daran, weil sie berechnen oder hoffen, daß der Profit doch größer sein werde als der Schade. Je mehr einer beim Übertritt daran geben muß, um so mehr moralischer Werth wird ihm und seinem Schritt beizumessen sein. Doch sind auch solche, welche beim Übertritt zu guten und großen Hoffnungen zu berechtigen schienen, schließlich nur taube Ähren oder gar Unkraut geworden, während aus andern, die fast verdächtig schienen, schließlich doch etwas Rechtes geworden ist.

Wer sich über die Mission der Jetztzeit ein wegwerfendes Urtheil erlaubt, weil nicht alle Glieder der modernen Missionskirchen **seinem** Ideal entsprechen, geschweige denn Heilige und Engel sind, müßte auch über seine eigene Kirche oder Gemeinschaft, ja selbst über die erste, apostolische Kirche, gleich wegwerfend urtheilen; denn alle Kirchen hatten und haben nicht nur unvollkommene, unfertige Glieder, sondern auch ganz unlautere und arge.

Noch viel unbilliger aber wäre es, wenn über die Mission ein solches Urtheil deßwegen gefällt würde, weil die aus dem Heidenthum kommenden Taufbewerber sehr oft eben Leute sind, welche neben guten und den besten Absichten auch noch andere haben, ja welche manchmal ganz unlauter sind. Oder ist es human, billig und vernünftig, das Missions**netz** mit sammt seinem **Fang** auf den Kehrichthaufen oder gar in's Feuer zu werfen, weil letzterer nicht blos aus guten und schmackhaften, sondern auch aus unschmackhaften, todten und faulen Fischen besteht? Es wird also wohl dabei bleiben, daß der Missionar sich freuen darf, wenn, nachdem er zu den Heiden gekommen und vielleicht jahrelang ihnen nachgegangen ist, nun auch die Heiden anfangen zu ihm zu kommen. Auch die Besten unter ihnen sind ja noch Heiden, die erst zu Christen müssen

gemacht werden. An den also Gekommenen zu arbeiten, sie zu lehren, zu erziehen, sie gleichsam einzuüben und hineinzulieben in die eigentliche Gemeinde der Erlösten, das ist doch in Wahrheit erst der rechte und eigentliche Missionsdienst. Wer davor zurückscheut, der ist überhaupt kein rechter Missionar.

Dazu kommt, daß manche dieser „Gekommenen", die für ihre eigene Person eigentlich abgewiesen werden sollten, um ihrer Kinder willen doch nicht wohl in das Heidenthum können zurückgestoßen werden, dem sie nun einmal — einerlei, aus was für Motiven — wenigstens äußerlich den Rücken gekehrt haben. Wie immer der einzelne Fall auch geartet sein mag, der Missionar wird an allen, die irgendwie in seine Hände sich begeben, so lange seine Steinbrecher- und Steinhauer-Arbeit geduldig zu thun haben, bis er entweder gewiß ist, daß mit dem Betreffenden wirklich nichts anzufangen ist, oder aber bis er ihn durch den Akt der heil. Taufe dem übergeben kann, der die eigentliche Bauarbeit thut, d. h. dem Träger des Gemeinde-Amtes. Ein so sorgfältiges Arbeiten an den Taufbewerbern wäre natürlich nicht nöthig, wenn die Aufgabe der Mission darin bestünde, daß möglichst schnell und möglichst viele **„Schaubuden"** errichtet werden; ist aber ihre Aufgabe die Errichtung eines **Wohnhauses**, einer Behausung oder eines Tempels Gottes aus „auserwählten, köstlichen, lebendigen" Steinen, so braucht es Arbeit **und** Zeit. Der jüdische Tempel wurde „in 46 Jahren erbaut," am Tempel der Diana zu Ephesus soll gar 220 Jahre lang gearbeitet worden sein, und bis zur Vollendung des Kölner Doms hat es noch länger gedauert. Wäre alles Material, das dem Missionar unter die Hände kommt, von der Art und Beschaffenheit, wie es erwünscht wäre, so könnte die Arbeit nicht blos schneller, sondern oft auch befriedigender gethan werden. Aber man muß die Leute eben nehmen, wie sie sind, wie sie kommen und wie sie auch vom Herrn einem zugeführt werden. Jesus selber hat einst auch solche, die um des Brods willen oder von Krankheiten und andern Nöthen getrieben, zu ihm kamen, nicht abgewiesen, sondern allemal die Gelegenheit ergriffen, sie auf das Eine, das noth thut, hinzuweisen. Und wer weiß, wie viele unter den fünfhundert Jüngern, welche er nach seiner Auferstehung seiner Erscheinung würdigte, keine solche gewesen sind, deren erstmaliges

Kommen zu Ihm durch irgend eine Noth veranlaßt worden war?"*) Obgleich er Bitten und Wünsche aufs entschiedenste zurückwies, deren Befriedigung ihn als „Richter und Erbschichter", als bloßen Wunderdoktor oder Brodkönig u. dergl. mehr hätte erscheinen lassen, so hat er doch auch ungebeten Brod gereicht, Kranke geheilt und z. B. der Witwe Sohn von den Todten erweckt. Die einzige Triebfeder seines verschiedenen Behandelns der Leute war Liebe und Erbarmen, und sein einziges Ziel, seine einzige Absicht dabei war, die Leute aus ihren Sünden, d. h. Sündenbanden und Sündennoth zu retten und in das Königreich der Himmel zu versetzen, dessen Anbruch er den Ohren (durch Predigt) und den Augen der Leute (durch seine Thaten) verkündigte. Auch all unser missionirendes Wirken soll von der gleichen Triebfeder ausgehen und dem gleichen Ziele zustreben. Je mehr dies der Fall ist, um so richtiger und zweckdienlicher würde auch die jedesmalige Behandlung ausfallen.

Aus allem geht eben immer wieder das Eine hervor, daß die Mission kein Spiel, auch nicht bloß eine noble Liebhaberei, sondern eine Arbeit ist, die im Auftrag und unter der Führung des Herrn Jesus zu geschehen hat. „Das Himmelreich leidet Gewalt," „das Himmelreich ist gleich einem Kaufmann, der gute Perlen suchte," oder einem Weibe, das ihren Sauerteig nimmt und in die drei Scheffel Mehl hineinknetet, „bis daß es gar durchsäuert ward," ja einem Weibe, das in Geburtsnöthen ist, bis es sich freuen kann, daß der Mensch zur Welt geboren ist. Da hilft keine Theorie und keine Methode, kein Pessimismus und kein Optimismus; da hilft nur die hingebendste Liebe und die ausdauerndste Treue.

Somit haben auch Missionsfreunde die Mission anzusehen als eine Arbeit, als ein Geschäft, an dem sie sich betheiligen mit der gleichen Geduld, Liebe und Ausdauer, wie die Missionare selbst. Sonst verdienen sie ihren Namen nicht. Vogel- und Blumenfreund wird einer genannt, wenn er an Vögeln und Blumen nicht blos seine Freude hat, jene gerne sieht und singen hört und diese mit Vergnügen betrachtet und beriecht, sondern nur dann, wenn er sich auch der Mühe des Haltens, Aufziehens und Pflegens derselben

*) Und wie viele Fromme unter uns würden das sein, was sie jetzt sind, wenn sie nicht durch diese oder jene Noth vom Sinnenrausch und Welttaumel ernüchtert, zu Gott und zu Christus wären getrieben worden?!

unterzieht. Missionsfreunde sollen also die Seile, an denen sie den Missionar, diesen Taucher, in die Tiefe des Völkermeeres hinabsenden, um Perlen zu fischen, festhalten, den Händen nicht entgleiten lassen, noch weniger sie absichtlich loslassen und wegwerfen, wenn es manchmal auch lange ansteht, bis er Perlen heraufbringt und noch öfter der Fall eintritt, daß er mit leerer Hand oder nur mit Schalen ohne Perle heraufkommt. Die Fischerei wird doch betrieben, wenn auch nicht die ganze Welt mitthut und wenn auch nicht jeder Zug ein gelungener ist.

Aus der Santal-Mission.

Nach dem Dänischen bearbeitet von E. v. Engelhardt.

Der diesjährige Jahresbericht der skandinavischen Freimissionare Börresen und Skresrud über ihre Arbeit unter den Santalen giebt durchweg ein sehr erfreuliches Bild von dem gesegneten Fortschritt des Werkes unter diesem Volk. Namentlich der Eifer, mit dem die eingeborenen Christen selbst Mission treiben, ist sehr bemerkenswerth und den wenigen europäischen Missionaren von größter Hilfe. Ein gläubiger Santale betrachtet es als selbstverständlich, daß er das erkannte und gewonnene Heil nicht blos für sich behält, sondern soviel irgend in seinen Kräften steht, es auch anderen nahe bringt. Wir „Christen aus der Christenheit" könnten da viel von ihnen lernen. Keine Gelegenheit, wo sich größere Menschenmengen zusammenfinden, wird von ihnen unbenützt gelassen. In letzter Zeit hat leider auch eine Hungersnoth diesem Zwecke dienen müssen.

Missionar Börresen war nämlich durch größere Geldspenden aus Dänemark und Norwegen in Stand gesetzt worden, eine sehr nützliche, große Dammarbeit in Angriff zu nehmen, wodurch 700 Männer aus den besonders heimgesuchten Distrikten beschäftigt und vor dem äußersten Mangel bewahrt wurden. Bei der Vertheilung des Lohnes standen die Gemeindeältesten dem Missionar

zur Seite und benützten die Ruhestunden der Arbeiter, während welcher sie ihre Mahlzeiten einnahmen, ihnen das Evangelium zu predigen und ihnen zu sagen, wie unendlich viel größer das Elend sei, in das ihre Seelen versunken wären, und wie der allliebende Gott und Vater allein sie daraus befreien könne und wolle. Auf diese Art ist mancher Same in die Herzen gesenkt worden; möge der HErr, welcher Regen und Sonnenschein giebt, um die irdische Frucht zu reifen, nun auch diese geistliche Aussaat gedeihen lassen zum ewigen Leben!*)

Auch ein Lutherfest ist in Santalistan gefeiert worden. „Unsere lieben Santalen," schreibt Börresen, „hatten noch nie etwas von Luther gehört; aber jetzt gaben wir ihnen eine kurze Schilderung davon, was der HErr durch diesen Reformator gewirkt hat. Wir zeigten ihnen zuerst, wie verderbt zu seiner Zeit die christliche Kirche gewesen, wie Kaiser und Könige vergeblich gekämpft, um das römische Joch abzuschütteln, bis endlich der Herr Jesus die Sache selbst in die Hand nahm und den Mann erweckte, der des Teufels Herrschaft brechen und eine neue, geläuterte Lehre an's Licht bringen sollte. Die ganze Versammlung freute sich herzlich, dies Alles zu vernehmen, und es war in Wahrheit ein reich gesegneter Tag für uns alle. Am Nachmittag versammelten sich etwa 400 noch zu einer Tasse Thee und gemüthlichem Gespräch, und wir verlebten einige Stunden voll stiller Freude, indem wir erst mit Sonnenuntergang aufbrachen. Es war wirklich wunderbar, wie z. B. unser theurer Surdschi sein Herz in Lob und Dank vor dem HErrn ausschüttete dafür, daß Er in Seiner Gnade uns von der römischen Knechtschaft und Irrlehre befreit habe, gerade als hätte er von Grund aus die ganze Reformationsgeschichte gekannt. Er bat auch so inbrünstig darum, daß alles, was wir gehört hatten, der Santalgemeinde zur Warnung dienen möge, daß sie sich fern halte von Verirrung und daß unser HErr und Heiland sie selbst bewahren möge vor allem Uebel. Unser Katechist Pitho hielt einen ähnlichen Dankgottesdienst mit seiner Gemeinde in Dumka und ebenso unser Pastor Siram in Assam, nachdem wir ihnen theils mündlich, theils schriftlich die nöthigen Anweisungen gegeben.

*) Soeben hören wir, daß sich mit Beginn der Mais-Ernte, also nach der argen Noth, 300 Taufkandidaten gemeldet haben.

„Unsere Freunde können hieraus sehen, wie viel der Herr Jesus schon an dem Volk hier gethan hat, das vor wenigen Jahren noch im tiefsten Pfuhl der Sünde versunken war und das sich jetzt sonnt in dem Lichte Seines Angesichts. Wahrlich, wenn jemand die Wunder sehen möchte, die Gott auch in unseren Tagen noch wirkt, der komme nur einmal hieher und schaue!"

Auf einer Predigtreise nach Sultanabad fand Missionar Skrefsrud die bis dahin sehr unzugänglichen Heiden wie umgewandelt, eine Veränderung, die hauptsächlich dem Sohn eines heidnischen Häuptlings, Sibu, zu verdanken ist, der sammt seiner Frau in der Missionsschule zu Ebenezer erzogen worden ist. Er ist ein begabter Mann mit einem warmen Herzen, festem Willen, großer Energie, tiefem Gefühl und ungewöhnlichem Takt, zugleich der größte Dichter der Santal-Mission. Oft stellen sich Abends seine heidnischen Nachbarn, sowohl Männer als Weiber, bei ihm ein, um seine christlichen Lieder zu erlernen, die er mit seiner schönen Stimme ihnen vorsingt und dann Vers für Vers erklärt. Oft begleitet er selbst seinen Gesang auf seinem einsaitigen Instrument, das für ein europäisches Ohr zwar nichts weniger als wohltönend ist, für diese naiven Leute aber den lieblichsten, herzergreifendsten Klang hat. Seine Predigten sind mannhaft und eindringlich und die brennende Kraft seiner Gebete zeugt davon, in welch innigem Umgang er mit seinem Gotte steht.

Auf dieser Reise traf Missionar Skrefsrud auch mit einem Zauberer zusammen, und es gelang ihm, die Richtigkeit seiner falsch berühmten Kunst an den Tag zu bringen. „Während wir," berichtet Skrefsrud, „damit beschäftigt waren, die frohe Botschaft einer vollkommenen Erlösung in Christo Jesu zu verkündigen, war eine große Schaar irregeleiteter Männer in einem nahegelegenen Walde versammelt, dorthin getrieben durch die liebende Sorge um ihre kranken Angehörigen, in der Hoffnung, daß der sogenannte „Hexenfinder", der in der Nachbarschaft wohnte, das Geheimniß des Zaubers, welcher Ursache der Krankheit sei, werde entdecken und lösen können. Von Mitleiden für seine leichtgläubigen Opfer erfüllt, beschlossen wir, seinen Betrug an's Licht zu ziehen und ließen ihm sagen, daß wir wünschten, seine Hilfe für einen hartnäckigen Krankheitsfall in Anspruch zu nehmen, eine Nachricht, die augenblicklich die Wirkung hatte, daß er sein Haus verließ und auf Kundschaft ausgieng, so

daß wir die Vorsicht anwenden mußten, ihm einen Mann nachzusenden, der ihm überallhin folgen und ihn beobachten mußte. Er merkte wohl, daß er von uns überlistet worden, wollte aber doch seine Niederlage noch nicht anerkennen, sondern es auf einen Versuch ankommen lassen, ob er nicht doch irgendwie das Rechte treffen werde. Er muß nämlich, wenn jemand für einen abwesenden Kranken bei ihm Hilfe sucht, als Beweis dafür, daß ihm wirklich höhere Kräfte zu Gebote stehen, den Namen, Wohnort und das Leiden desselben durch seine geheimen Künste herausfinden und dann proklamiren. Sonst gelten seine Rathschläge nichts. Gewöhnlich gelingt es ihm wohl, sich durch Spionage in den Besitz des Geheimnisses zu setzen. Aber eben dies hatten wir ja verhindert und waren nun gespannt, wie er sich aus der Verlegenheit helfen werde. Wir begaben uns also mit einer großen Schaar von Leuten, die sich zusammengefunden hatten, um das Resultat mit zu erleben, in's Hauptquartier des Zauberers. Hier begann er nun seine Beschwörungen, die mehrere Stunden lang dauerten; aber obwohl ihn die Anstrengungen in Schweiß badeten, war doch alles umsonst: das Orakel blieb stumm! Um diese unerhörte Thatsache zu erklären, gestand endlich der Zauberer, er habe diesen Morgen einen Schnaps getrunken, deßwegen könne es ihm an diesem Tage nicht gelingen, worauf wir ihm erklärten, daß wir am nächsten Morgen wiederkommen würden; er möchte doch seine Götter nicht durch Branntweintrinken beleidigen, da wir eine solche Entschuldigung nicht mehr würden gelten lassen.

„Tags darauf also erschienen wir zum zweitenmal im heiligen Hain, wo bereits eine doppelt so große Menschenmenge, als gestern, sich eingestellt hatte. Wieder wurde die gleiche Komödie aufgeführt, aber auch diesmal vergeblich. Nun erklärte der arme Betrüger, alle, die nicht nahe Angehörige des Kranken seien, müßten sich entfernen, sonst würde das Orakel nicht reden. Anfangs protestirte ich gegen diesen Einfall, da es Sitte der Zauberer sei, immer inmitten der ganzen Versammlung ihre Zauberformeln auszuführen; aber um ihm keinen Schatten der Entschuldigung zu lassen, gab ich zuletzt meine Einwilligung dazu unter der Bedingung, daß die Häuptlinge als Zeugen zurückbleiben müßten. Kaum hatte die Menge sich entfernt, so ließ richtig das Orakel sich vernehmen, langsam und feierlich ein Wort um's andere herausbringend: „Der

Distrikt ist Nankar; das Dorf Salbrada; die Person Mongla und die Krankheit Magenweh.“ Kaum sah das Volk, daß das Orakel angefangen hatte zu reden, als die Neugier es trieb, immer näher zu kommen, um die Aussage selbst zu hören. Eine athemlose Stille herrschte in der Versammlung, denn alles war gespannt, nicht zum wenigsten der Zauberer selbst, ob er das Richtige getroffen oder nicht. Das Schweigen wurde dadurch unterbrochen, daß ich die zwei heidnischen Häuptlinge aufrief, denen ich vorher im Beisein der Menge einen versiegelten Brief übergeben hatte, der den Namen und die übrigen Angaben über unseren Kranken enthielt und sie bat, das Siegel zu erbrechen und den Inhalt laut zu verkünden. Derselbe lautete: „Distrikt: Sultanabad; Dorf: Borkiari; Name: Rukmin; Krankheit: Auszehrung.“ Also nicht eine einzige Angabe war richtig gewesen, sogar das Geschlecht des Kranken war falsch angegeben, da Mongla ein Männername, Rukmin aber ein Frauenname ist! Der elende Betrüger stand verwirrt und entehrt da, und während die Männer eine Fluth rasender Schimpfworte über sein unglückliches Haupt ergossen, triumphirten die Repräsentantinnen des schwachen Geschlechts über die neue Entdeckung der alten Wahrheit: Magna est veritas et prævalebit (groß ist die Wahrheit und sie wird die Ueberhand behalten). Uebrigens ließen die Männer sich nicht daran genügen, ihn auszuschelten; sie zwangen den entlarvten „Hexenfinder“, sich selbst in die Ohren zu kneifen, als Zeichen, daß er alles Wahrsagen für die Zukunft aufgebe, sowie zur Entrichtung einer schweren Geldbuße; und endlich wurde erklärt, daß kein Flecken mehr auf dem Namen eines Menschen ruhen solle, den er je als Hexe oder Zauberer bezeichnet habe. Bevor wir uns trennten, forderte ich die Leute in einer dringenden Ansprache auf, in all ihrer Noth, der leiblichen wie der geistlichen, ihre Hilfe dort zu suchen, wo sie allein zu finden sei, bei unserem HErrn und Heiland Jesus Christus. Es ist merkwürdig, wie leicht zugänglich unter solchen Umständen die Herzen der Santalen sind.“

In Assam wurde Skrefsrud auf's Angenehmste überrascht durch den gedeihlichen Stand der dortigen Kolonie. Als er vor drei Jahren mit sieben Santalen dort angekommen war, hatte er nichts als eine Wildniß vorgefunden, in welcher die wilden Thiere ihr Wesen trieben. Jetzt standen acht Dörfer da und auf fetten Weiden grasten ganze Heerden glänzenden Viehs, während auf den

wohlgepflegten Äckern eine verheißungsvolle Saat der Ernte entgegenreifte, alles so ganz anders als in Santalistan, wo gerade damals infolge langen Regenmangels der Boden wie ausgebrannt war und Menschen wie Vieh nach Wasser lechzten. Ein anderer Zug, der ihm sogleich auffiel, war das gesunde Aussehen der Kolonisten, die hier in Assam offenbar ein reichlicheres Brot essen, als ihre Brüder in dem von Wucherern ausgesogenen und nun auch noch von Hungersnoth betroffenen Santalistan. Viele von ihnen waren auch schon im Stande gewesen, die von der Regierung ihnen gemachten Vorschüsse zurückzuzahlen. Besonders erfreulich hat sich das Schulwesen entwickelt. Vormittags werden die Mädchen unterrichtet, Nachmittags die Knaben. „Die Kinder," schreibt Skrefsrud, „waren nett und rein gekleidet, und besonders die Mädchen hatten ein sehr aufgewecktes Aussehen. Sie hatten alle recht brav gelernt und in der Religion waren sie besonders gut zu Hause. Nach der Prüfung ließen wir die Kinder in's Missionshaus kommen, um ihnen die Geschenke zu übergeben, die unsere lieben Freunde in Europa ihnen zugedacht; Frau Börresen und Graf Moltke vertheilten dieselben und es war ein froher Anblick, die strahlenden Gesichter zu sehen, wie sie da standen in dem freudigen Bewußtsein, die Eigenthümer der vielen schönen Sachen zu sein. Auch die Mütter waren nicht weniger vergnügt, als die Kinder selbst. Graf Moltke hat einen großen Theil seiner Zeit darauf verwandt, die Aufsicht über das äußere Ergehen der Kolonie zu führen und hat sich ganz besonders der Schulen angenommen."

„Der moralische Zustand der Christen war ein weit besserer, als man von Leuten hätte erwarten können, die vor wenigen Jahren noch wilde Heiden waren und die nun drei Jahre lang ganz sich selbst überlassen gewesen. Ihr Pastor Siram ist ja auch ein Eingeborener. Nur einer der Ältesten, ein Mann, dessen persönlicher Wandel makellos ist, der aber ein leidenschaftliches Temperament hat und zugleich den alten Glauben an Hexen u. dergl. noch nicht hat überwinden können, hatte in herrschsüchtiger Weise den Oberhäuptling beeinflußt, sich mehrere Male eine richterliche Gewalt angemaßt, die ihm nicht zukam, und schließlich bewirkt, daß eine friedliche, christliche Frau geschlagen und aus ihrem Dorfe verjagt wurde, bloß weil sie beschuldigt worden war, eine Hexe zu sein! Dieser Fall machte natürlich eine eingehende Untersuchung nöthig;

aber es war doch tröstlich zu sehen, wie zerknirscht der Mann war, als sein Unrecht ihm vorgestellt wurde. Der Oberhäuptling, welcher einige der fanatischen Ideen dieses Ältesten in sich aufgenommen hatte, hatte sich gleichfalls sehr tadelnswerther Handlungen schuldig gemacht, indem er während Pastor Siram's Abwesenheit dessen Frau, ein wahres Muster von Sittsamkeit, mit einer Geldbuße belegt hatte, weil sie in das Haus eines unverheiratheten Mannes gegangen war, um eine früher erhaltene Unterstützung zurückzubezahlen! Auch dieses willkürliche und ungerechte Verfahren wurde mit einer kräftigen Rüge bestraft. Was Siram betrifft, so hatten er und die Ältesten in zwei Fällen von Kirchenzucht sich eine kleine Unregelmäßigkeit erlaubt, die aber befriedigend erklärt und entschuldigt werden konnte.

Am Schluß ihres Berichtes sprechen die beiden Missionare allen Wohlthätern der Santal-Mission, darunter auch dem dänischen und dem schwedischen Königshause, ihren wärmsten Dank aus. Es ist merkwürdig, wie durch ihre Berichte und namentlich durch die feurigen Ansprachen Skrefsrud's auf seiner letzten Reise durch Skandinavien bei Hoch und Nieder, bei Arm und Reich eine wahre Begeisterung für dieses Werk ist entzündet worden. Selbst arme Fischer aus der Nähe des Nordkap's in Finnmarken schicken ihre Beiträge nach Santalistan und norwegische Schiffsmannschaften beten für dies Land.

Aus Indien selbst freilich hören wir von einem ebenso sachkundigen als nüchternen Beobachter, daß auch in der Santal-Mission nicht alles Gold sei, was glänze, und daß es bei den Leitern derselben bedeutend „menschele“. Vielleicht wäre es gut, dieselben würden ihre allzu unabhängige, von den sie unterstützenden Freunden in keiner Weise kontrollirbare Thätigkeit in den Dienst irgend einer größeren Missionsgesellschaft stellen und damit auch in kirchlicher Beziehung sich auf einen klareren und festeren Standpunkt begeben. Im Uebrigen können wir uns über die ihnen geschenkten Erfolge ja nur freuen und wünschen den eifrigen Männern auch fernerhin den reichen Segen Gottes.

Die Lage in China.

Von Ch. Piton.

Viel weilen gegenwärtig die Gedanken der Missionsfreunde im fernen Osten. Ist doch in China jetzt der Krieg mit Frankreich wirklich zum Ausbruch gekommen und sind doch schon Tausende von Menschenleben demselben zum Opfer gefallen! Wie wird es da wohl den kleinen Christen-Gemeindlein ergehen, die in den letzten Jahrzehnten mit soviel Mühe gesammelt worden sind? Es ist ja bekannt, wie der dem Chinesen angeborne Haß gegen alles Fremde sich auch gegen das Evangelium und die an dasselbe gläubig Gewordenen richtet, und die Christen als Verräther an ihrem Vaterland und ihren Volksgenossen angesehen werden. „Tshiung fan“ d. h. den Fremden nachfolgen, wird darum als gewöhnliche Bezeichnung des Christ-werden's gebraucht, und jeder Ausbruch des Volkshasses gegen die Fremden trifft daher auch die eingebornen Bekehrten.

Zwar hat ja die chinesische Regierung es sich recht angelegen sein lassen, dem Volke klar zu machen, daß es sich bei dem gegenwärtigen Konflikt nur um die Franzosen handelt, daß Angehörige anderer Nationen also unbehelligt bleiben müssen. Jede Ausschreitung gegen die Angehörigen anderer Staaten würde ja nur zu neuen Verwicklungen führen und kostspieligen Schadenersatz nach sich ziehen. Daher der Eifer der chinesischen Regierung in dieser Richtung. Aber wie schwer ist es doch, den unwissenden Pöbel über den Unterschied zwischen Franzosen und andern Abendländern aufzuklären, und wie viel schwerer noch, den Fremdenhaß der überall tonangebenden „Bücherleser“, welche diesen Unterschied einfach nicht anerkennen wollen, in Schranken zu halten! Diesen Leuten sind alle Ausländer gleich sehr ein Dorn im Auge, und manche der Hochgestellten unter ihnen scheinen zu glauben, daß es nur einer wirklichen Anstrengung ihrerseits bedürfe, um sie alle aus dem Lande zu jagen. Sprach doch jüngst ein hoher Würdenträger in einer Eingabe an den Drachenthron die Ueberzeugung aus, daß in solchem Falle selbst die Hinterlader und Mitrailleusen der Fremden gegen die Bogen und Pfeile der Chinesen nichts vermögen würden!

Diese Stimmung aber ist am stärksten entwickelt in der Stadt Kanton, deren Bewohner sich durch einen besonders gewaltthätigen, rohen, anmaßenden Charakter auszeichnen, so daß nicht nur Europäer,

sondern auch ihre eigenen Landsleute sich vor ihnen fürchten. Dazu kommt, daß Kanton der Schauplatz der ersten Berührungen des modernen Abendlandes mit dem Reich der Mitte gewesen ist. In Kanton hat Jahrzehnte lang die ostindische Handelsgesellschaft den Opiumschmuggel in großartiger Weise betrieben; in Kanton hatten die ersten bewaffneten Zusammenstöße mit den europäischen Westmächten stattgefunden, wobei, wenn auch unabsichtlich, Hab und Gut der Einwohner mehr oder weniger geschädigt wurde. Kanton ist daher auch stets ein sehr harter Missionsboden gewesen. Fast in jeder bedeutenderen Straße der riesigen Stadt befinden sich Predigtlokale, wo Jahr aus Jahr ein, Tag für Tag das Evangelium verkündigt wird, und Tausende von Chinesen haben in dem dortigen Missionsspital schon unentgeltliche Pflege und Heilung gefunden. Die Erfolge aber sind nur sehr gering. Wohl sind ein paar kleine Gemeinden als Frucht all dieser Aussaat gegründet worden, von einer weiter und tiefer in's Volksleben eingreifenden Wirkung aber ist noch nichts zu spüren. Ja, nicht einmal zur Verminderung des alten Fremdenhasses scheint die Missionsarbeit etwas beigetragen zu haben, vergreift sich doch der Pöbel bei jedem Anlaß zu allererst immer an jenen Predigtlokalen!

Natürlich, daß bei dieser Stimmung das Vorgehen der Franzosen in dem so nahgelegenen Tongking, vor allem in Kanton böses Blut machen mußte! Dazu kam, daß im Frühjahr vorigen Jahres ein im Dienst des chinesischen Zollamts stehender Engländer, Namens Logan, weil er sich, in angetrunkenem Zustand, von einem Pöbelhaufen bedroht wähnte, mit seinem Revolver unabsichtlich einen vorübergehenden Chinesen erschoß, wofür ihm der englische Richter die gebührende, nach christlichen Rechtsbegriffen aber auch genügende Strafe von 7 Jahren Gefängniß zuertheilte. Nach chinesischer Anschauung hätte er aber den Tod verdient, und daß dieser nicht über ihn verhängt wurde, schrieben die Kantonesen einer unerhörten Rechtsbeugung zu Gunsten des Ausländers und zum Nachtheil ihres Volksgenossen zu. Die hieraus erfolgte Spannung sollte wenige Monate später neue Nahrung erhalten. Jeden Morgen 9 Uhr fährt ein Dampfschiff von Kanton nach Hongkong ab, und da der Verkehr ein sehr reger ist, sind die Fahrzeuge oft arg überfüllt, so daß sich die Reisenden möglichst früh einzufinden pflegen, um sich einen guten Platz zu sichern. Um den hiebei leicht entstehenden Unordnungen vorzubeugen, ist darum das Betreten des Schiffes erst von einer bestimmten Stunde an gestattet und war zu dem Zweck an dem betreffenden Tag des Monats September ein Portugiese von Macao, Namens Diaz, als Wächter des Dampfschiffes „Hankau" aufgestellt. Da geschah es, daß ein vornehmer Chinese früh Morgens schon einige Diener auf das Schiff schickte, um sich einen guten Platz sichern zu lassen. Diaz verweigerte ihnen den Zutritt. Es erfolgte eine Rauferei,

und während dieser fiel einer der Chinesen ins Wasser und ertrank! Trotz der frühen Tagesstunde verbreitete sich die Kunde, daß ein Fremder wieder den Tod eines Chinesen verursacht habe, mit Blitzesschnelle in den Straßen der Stadt und verlangte der herbeigeströmte Menschenhaufe vom Schiffskapitän die sofortige Herausgabe des wirklichen oder vermeintlichen Uebelthäters. Natürlich wies sie der Kapitän ab, und da der Pöbel nun anfieng mit Steinen auf das Schiff einzustürmen, fuhr er einfach von der Werfte weg in den breiten Fluß hinaus, worauf die Volkswuth sich gegen den schönen, besonders für die Fremden hergerichteten und ausschließlich von ihnen bewohnten Stadttheil, Schamin, wandte. Die noch der Ruhe pflegenden Europäer hatten kaum Zeit, sich und ihre Frauen an Bord einiger Dampfschiffe in Sicherheit zu bringen. Mehrere Häuser waren geplündert und dreizehn stattliche Gebäude in Brand gesteckt, ehe eine genügende chinesische Truppenmacht zur Stelle war, um den Pöbel in die Flucht zu jagen.

Neben diesen aufregenden Vorkommnissen hatte sich auch der politische Horizont, infolge der Langson-Affaire, wieder mehr verdunkelt. Bedeutende Truppenmassen wurden in Kanton zusammengezogen, meist undisziplinirtes Lumpengesindel, welches die Ordnung eher zu gefährden als zu sichern geeignet war. Die Europäer, Missionare und Kaufleute, hatten sich der größten Vorsicht zu befleißigen. Bei unvermeidlichen Ausgängen mußten sie sich die ärgsten Flegeleien gefallen lassen. Nicht nur wurde ihnen: „Haut ihm den Kopf ab", von bezeichnenden Handbewegungen begleitet, nachgerufen, sondern es wurde ihnen selbst ins Gesicht gespuckt! Geduldig mußten sie diese Beschimpfungen hinnehmen, denn die leiseste Rüge konnte ja unberechenbare Folgen haben. Ihre Vorkehrungen waren getroffen, um jeden Augenblick für eine etwa nöthig werdende Flucht bereit zu sein. Uebrigens that die Obrigkeit ihr Möglichstes, den Pöbel von Excessen abzuhalten, und gelang dies auch besser und länger, als man zu hoffen gewagt. Auch die Kunde von der Zerstörung der Flotte und des Arsenals von Futschau am 23. August 1884 durch die französische Flotte hatte zunächst keine Wirkung auf die Bevölkerung. Der französische Konsul wurde zwar sammt seinen Landesangehörigen ausgewiesen, doch mehr nur als eine Vorsichtsmaßregel, während die katholische Kathedrale von kaiserlichen Truppen beschützt wurde.

Dagegen veranlaßte die Eröffnung der Feindseligkeiten in Futschau die Obrigkeit von Kanton am 30. August zur Veröffentlichung einer Proklamation, welche den lang aufgehäuften Zündstoff in unerwarteter Weise in Brand setzen sollte. Dieselbe beginnt, wie das in China Regel ist, mit einer gemeinen Beschimpfung des Feindes, schildert die Franzosen als aller Dankbarkeit ermangelnd, jedem Rechtsgefühl zuwider handelnd und dem Willen des Himmels widerstrebend. Ihren grausamen, hochmüthigen und habsüchtigen Neigungen

folgend, verwirren sie die an China grenzenden Gegenden und fügen den Besitzungen des Reiches unbeschreiblichen Schaden zu, wodurch sie den Schutz des Himmels verwirkt haben. Um nun dies gottlose Volk unschädlich zu machen, werden eine lange Liste von Belohnungen für allerlei Kriegsthaten ausgesetzt, von 60,000 Mk. sammt einer Fasanenfeder mit Majorsrang für die Gefangennehmung des Generalbefehlhabers oder die Einlieferung seines Kopfes an bis zu 300 Mk. für die Gefangennehmung eines annamesischen Söldlings, ferner von 600,000 Mk. für das Kapern eines Panzerschiffes bis zu 600 Mk. für die Einbringung eines Ruderbootes u. dgl. mehr. Zwischen hinein und auch wieder am Schluß war ferner ausdrücklich bemerkt, daß nur gegen die Franzosen in feindseliger Weise vorzugehen sei, daß China mit allen andern Nationen im Frieden lebe und daß Angehörige derselben unbehelligt bleiben sollen. Zuwiderhandelnde würden der vollen Strenge des Gesetzes verfallen.

Der Zweck dieser Proklamation wäre nun, wie ein Korrespondent der „China Mail“ schreibt, so weit schon gut gewesen, wenn nur Jedermann sie hätte lesen und verstehen können. Unter dem Haufen, der sich um einen solchen Maueranschlag zu versammeln pflegt, sind aber gewöhnlich nur wenige, die das wirklich vermögen. Bei weitem die meisten bekommen nur so einen unklaren Eindruck, daß irgendwie etwas die „fremden Teufel“ Betreffendes gemeint ist, und da der Pöbel seit der Ankunft des kaiserlichen Kommissars Pang Guk-lang in Kanton, täglich die Austreibung derselben erwartete, so ist es begreiflich, daß jene Kundmachung dahin mißverstanden wurde, es sei nun endlich die Zeit zum Losschlagen gekommen!

Sofort nach Veröffentlichung obigen Erlasses wurde daher in der Bevölkerung Kanton's eine unheimliche Gährung wahrgenommen. Die Obrigkeit selbst merkte sofort, daß ihre Meinung mißverstanden worden war und beeilte sich, schon am 1. September eine neue kürzere Proklamation folgenden Inhalts zu erlassen:

„Tschang, Vicekönig der zwei Kwang-Provinzen und Gnaï, Gouverneur der Provinz Kwang-tung, machen Jedermänniglich bekannt: Die Franzosen haben in ihrer Habsucht und Verkehrtheit den Krieg begonnen. Beamte und Volk sind gleicherweise ob ihrem Gebahren entrüstet. Das Volk der Kwang-tung-Provinz hat bisher in treuer Vaterlandsliebe beharrt; wenn es einig bleibt, kann es gewiß den Feind bezwingen. Die Schuld des Angriffs ruht einzig auf Frankreich; keine andere Nation ist daran betheiligt. Der französische Konsul ist bereits aufgefordert worden, sammt seinen Landesangehörigen die Provinz zu verlassen; dagegen stehen alle noch in Kanton weilenden Fremden mit uns auf freundschaftlichem Fuß. Es ist darum Niemanden erlaubt, sie zu belästigen. Es wisse also Jedermann, gleichviel ob innerhalb oder außerhalb der Stadt wohnend, Civil- oder Militär-Beamte, daß kein einziger Franzose mehr inner-

halb der Grenzen dieser Provinz weilt.*) Kaufleute und andere Angehörige der übrigen Länder sind wir dagegen verpflichtet zu schützen; sollte sich darum Jemand unterstehen, das Vorgehen der Franzosen zum Vorwand zu nehmen, um Unschuldigen anderer Nationen irgend ein Leid anzuthun, so wird derselbe unwiderbringlich dem Tode verfallen sein."

Inzwischen war es aber im benachbarten Fatschan schon zu Thätlichkeiten gekommen. Fatschan ist eine bedeutende Handels- und Gewerbestadt, nur wenige Meilen oberhalb Kanton gelegen, und war von jeher durch die fremdenfeindliche Stimmung seiner Einwohner bekannt. Dort hat zuerst die eingeborne Londoner Christengemeinde von Kanton vor zehn und etlichen Jahren eine eigene Missionsarbeit begonnen. Am Einweihungstag ihrer Kapelle war dieselbe aber bereits vom Pöbel wieder niedergerissen worden. Sie wurde jedoch sofort wieder auf öffentliche Kosten aufgebaut und diente seitdem einer blühenden Gemeinde als Gottesdienstlokal. Später errichteten die englischen Wesleyaner dort eine Station und erbauten ein Hospital, wo seit einigen Jahren Dr. Wenyon mit seinem Gehilfen Anderson Tausende von meist an der Lustseuche erkrankte Fatschaner unentgeltlich bedient. Hier war es nun, daß der lang drohende Sturm zuerst zum Ausbruch kam. Montag, den 1. Sept., früh war jene erste Proklamation angeschlagen worden, und der Kleister war noch nicht trocken, als schon ein Pöbelhaufen, unter ausdrücklicher Berufung auf ihren Inhalt, nach den zwei Kapellen strömte und sein Zerstörungswerk begann. In kurzer Zeit waren nackte Mauern das Einzige, was davon übrig war. Zum Glück säumte diesmal die Obrigkeit nicht, noch größeres Unglück zu verhüten. Mit lobenswerther Eile sandte sie eine Abtheilung Soldaten, welche das Wohnhaus Dr. Wenyon's unter ihren Schutz nahm, so daß er und seine Familie vor weiterer Unbill verschont blieben.

Das durch Fatschan gegebene Vorbild fand nun aber anderwärts willige Nachahmer. Schon am 5. September langte in Kanton die Kunde an, daß die Kapelle der amerikanischen Presbyterianer in Scheklung gleichfalls zerstört worden war. Scheklung ist eine ansehnliche Handelsstadt am Ostfluß, auf dem die Basler Missionare nach Tschonglok zu reisen pflegen. Dort hatte die Rheinische Mission früher eine Station und predigte und heilte der selige Missionar Krolczyk daselbst eine Reihe von Jahren, bis er in Folge eines Volksauflaufs mit seiner Familie fliehen mußte und die Station zerstört wurde. Seitdem haben die amerikanischen Presbyterianer dort eine

*) Traf jedenfalls nicht bei den katholischen Missionaren, die in der Provinz zerstreut wohnen, zu. Einem spätern Telegramm zufolge waren damals selbst der Bischof und seine Priester noch in Kanton und verließen diese Stadt erst später auf eindringliche Vorstellung der andern Konsuln hin.

kleine Gemeinde gesammelt. Schon voriges Jahr war ihre Kapelle daselbst theilweise zerstört, aber von Obrigkeits wegen wieder hergerichtet worden. Diesmal nun hat der Pöbel sein Zerstörungswerk noch viel gründlicher gethan. Außerhalb der Stadt befindet sich ein katholisches Christendorf. Auch dies wurde angegriffen und die Missionsstation sammt 23 Christenhäusern niedergebrannt!

An demselben 5. September brach der Sturm auch in Schin-hing am Westflusse los. Die dortige von der englisch-kirchlichen Mission bediente Kapelle wurde sammt den Läden zweier christlicher Kaufleute zerstört, der eingeborne Prediger sammt einigen Christen mißhandelt und zur Flucht nach Kanton genöthigt.

Um dieselbe Zeit etwa ward auch die Gemeinde der amerikanischen Baptisten in Tsing-yün ähnlich heimgesucht. Die Kapelle sammt einigen den Christen gehörigen Kaufläden wurde geplündert, und auch hier mußten die Christen ihr Heil in der Flucht suchen.

So weit die letzten Nachrichten reichen, war dagegen die Ruhe in Kanton selbst nicht erheblich gestört worden. Zwar zeigte der dortige Pöbel nicht geringe Lust, ebenfalls Hand ans Werk zu legen und mußten die Predigtlokale von kaiserlichen Soldaten bewacht werden, auch mußten die Christen oder solche, die auch nur im Verdacht standen, es zu sein, sich manche Unbill gefallen lassen; dagegen ist die Truppenmacht, die gegenwärtig Kanton besetzt hält, zu bedeutend, die Obrigkeit zu sehr auf der Hut und, was noch wichtiger ist, sind der europäischen Kriegsschiffe im Hafen zu viel, als daß der Pöbel einen entscheidenden Streich wagen dürfte.

Dies war die Lage der Dinge am 12. September, bis zu welchem Datum unsere letzten ausführlichen Nachrichten reichen. Auf den Basler Missionsstationen war bis dahin die Ruhe durchaus nicht gestört worden. Der deutsche Konsul hatte Proklamationen vom General-Gouverneur erwirkt, worin ausdrücklich erklärt ist, daß den unter deutschem Schutz stehenden Missionsstationen kein Leid geschehen dürfe, und je ein Exemplar derselben war auf die Basler Stationen geschickt worden.

Nun meldet aber die „China Mail“ vom 26. Sept., daß auch im Poklo-Kreis zwei Kapellen der Londoner Mission zerstört worden sind. Dieser Kreis ist nur durch den Ostfluß vom Kwuischen- und Junon-Kreis getrennt. Im ersteren hat die Berliner Mission mehrere Außenstationen und in letzterem liegt, hart am Fluß, die Basler Station Futschukpai, wo Geschwister Ott und Bruder Dilger wohnen. Die Gefahr wäre denselben also bereits sehr nahe gerückt.

Aus dem übrigen China ist bis jetzt nur von Wuntschau, einer Hafenstadt zwischen Ningpo und Futschau, telegraphisch berichtet worden, daß daselbst Unruhen ausgebrochen und die Häuser der Europäer zerstört worden sind. Am empfindlichsten dürfte dort die „China Inland Mission“ betroffen sein.

Missions-Zeitung.

China.

Die amerikanischen Baptisten des Südens haben am 2. März den Eingebornen Tso Lune als Pastor ihrer Gemeinde in Kanton eingesetzt und die Gemeinde selbst bezahlt seinen Gehalt: 40 Mk. monatlich. Am gleichen Tag taufte er drei Neubekehrte, am Sonntag darauf ein 85jähriges altes Weib und eine jüngere Frau, die jahrelang das Christenthum verlästert und verfolgt hatte, so daß ihr Mann, der gläubig geworden war, erst vor einem Jahr es wagte, sich taufen zu lassen. Von da an war sie so verändert, daß die Leute sagten, ihr Mann müsse ihr irgend welche Anti-Leidenschaftspillen oder sonst eine christliche Medicin beigebracht haben! Ihre Bekehrung ist eine Gebetserhörung, durch welche die kleine Schaar der Gläubigen sehr gestärkt worden ist.

— In Schantung haben die Bostoner Missionare eine schöne Erfahrung gemacht. Wiederholt war ein alter, wißbegieriger Chinese zu ihnen gekommen, um, wie er sagte, die „ausländischen Prinzen", — nicht die „fremden Teufel" — zu besuchen. Jedesmal war er von mehreren Kranken begleitet, die sich vom Missionsarzt Arznei geben ließen. Einmal kam eine alte Dame und deren Sohn, um sich einen Monat lang im Spital behandeln zu lassen. Dieser Sohn, ein gebildeter, junger Mann, der aber im Examen durchgefallen war, nahm die christliche Wahrheit in vollen Zügen in sich auf. Als er nach Hause zurückkehrte, nahm er allerlei Bücher mit sich. Diese las er daheim fleißig, und nach einiger Zeit wurde er von einem tiefen Gefühl seiner Sündhaftigkeit und Verdammungswürdigkeit, zugleich aber auch vom Gefühl der überschwänglich größeren Gnade Gottes so mächtig ergriffen, daß er selbst nur staunen konnte. Er besuchte nun die Missionare in Gesellschaft jenes Alten, dann auch allein, und beim dritten Besuch wurde er getauft. Dann begaben sich einige Evangelisten an seinen Wohnort, fanden, daß er seine Hausgötzen abgethan und angefangen hatte, seine Verwandten zu unterrichten. 34 Personen baten um die Taufe und ein Sonntagsgottesdienst wurde eingerichtet. Aehnlich ist's an anderen Orten gegangen, wo geheilte Patienten die Wohlthaten gerühmt hatten, die sie im Missionsspital genossen.

— Dr. Farnham, Sekretär der Chinesischen Traktat-Gesellschaft, hat Verbindungen mit 116 Schulen angeknüpft, welche in 63 Städten der Vereinigten Staaten und Kanada's für Chinesen gehalten werden und in denen 6847 Zopfträger, darunter 478 bekehrte, hauptsächlich im Englischen unterrichtet werden. Da die meisten dieser ausgewanderten Chinesen der Provinz Kanton entstammen, hat die Kantoner

Missionskonferenz Schritte gethan, diese Schulen mit einer Liste aller christlichen Kirchen, Kapellen und Missionsplätze der Provinz zu versehen, damit die Zurückkehrenden gleich wissen, wohin sie sich wenden müssen, wenn sie mit Christen zusammenkommen oder sich weiter unterrichten lassen wollen. Auch sollen diese Schulen von Kanton aus mit chinesischen Büchern und Traktaten versehen werden und es wird gewünscht, daß den Missionaren Anzeige gemacht werde, so oft aus denselben Erweckte oder Bekehrte in ihre Heimat zurückkehren, damit man ihnen gleich nachgehen könne und der in Amerika ausgestreute Same nicht von den heidnischen Einflüssen gleich wieder erstickt werde.

Japan.

Auf einer Rundreise im Norden der Hauptinsel predigte der amerikan.-methodist. Miss. Harris fast jeden Tag fünf bis sechs Wochen lang, besuchte fünf Gemeinden und taufte 45 Heiden. Er schreibt: diese Wochen seien so ziemlich die glücklichsten seines Lebens gewesen, je besser er die Japaner kennen lerne, desto mehr müsse er sie achten und lieben; in sittlicher Beziehung stehe es zwar unglaublich schlecht, aber schon blase ein frischer Wind und die giftigen Dünste fangen an zu weichen. Auf der Südinsel Kiuschiu hat sein Kollege Long ähnliche Erfahrungen gemacht: in der Hauptstadt Kumamoto, wo die Arbeit erst vor fünf Monaten angefangen und die Missions-Kapelle schon dreimal vom Pöbel überfallen und beschädigt, einmal auch der eingeborne Pastor Asuga schwer verwundet worden war, durfte er 14 Personen taufen; darunter einen sehr begabten und hochangesehenen Beamten. Ein Umschwung zu Gunsten des Christenthums war eingetreten. Als nämlich ein Buddhistenpriester, der das Volk zu jenen Ausschreitungen gegen Asuga aufgestiftet hatte, von der Polizei ergriffen und in Untersuchungshaft gesteckt war, hatte der Beleidigte um milde Behandlung für ihn gebeten, ja ihm eine Decke in's Gefängniß geschickt zum Schutz gegen die Kälte. Darauf waren drei Priester zu Asuga gekommen, ihm zu danken und ihn um Verzeihung zu bitten. Er erwiderte, er habe nur gethan, was seine Religion von ihm verlange; von Zorn oder Rache sei keine Rede. Dies Benehmen hatte tiefen Eindruck auf die Gegner gemacht. In Agune taufte Miss. Long 12 Neubekehrte und nahm sieben andere als Katechumenen an. Diese alle waren Monate lang regelmäßig Sonntags zusammen gekommen, um in der Bibel zu lesen, zu beten und miteinander zu reden — ohne einen Lehrer. In Kagoschima, der ältesten Station auf dieser Insel, stand es weniger erfreulich: 12 Personen hatten während der zwei letzten Jahre aus der Gemeinde wieder ausgeschlossen werden müssen; der dortige Pastor, Tanegawa, aber ist ein eifriger, beredter Prediger und sechs Neubekehrte konnten getauft werden.

Indien.

Von den meisten Europäern in Indien, sowie von vielen Freunden und Kennern Indiens wird die Abdankung Lord Ripon's und die Ernennung des allgemein beliebten Lord Dufferin zum Generalgouverneur mit Freuden begrüßt. Nur die Katholiken beklagen wohl den Wechsel; doch wäre es undankbar, wenn nicht auch die protestantische Mission es anerkennen wollte, daß Lord Ripon ihr jederzeit Gerechtigkeit hat widerfahren lassen. Der bekannte englisch-kirchliche Missionar Hughes aus Peschawar hat neulich auf einem Missionsfest in Salisbury gerühmt, mit welchem Interesse Lord Ripon z. B. in Kaschmir vom Thun der dortigen Missionare Notiz genommen, offenbar um dem Landesfürsten zu zeigen, daß er — der Vicekönig von Indien — sich dieser Männer nicht schäme; auch gegen den Radscha von Indor habe er die dort wirkenden kanadischen Presbyterianer in Schutz genommen (?) u. s. w. Es sei politisch ein Mißgriff gewesen, einen Katholiken zum Stellvertreter der Königin zu ernennen, Gott habe es aber so gefügt, daß durch die entschieden christliche Haltung desselben die Missionen aller Konfessionen gefördert worden seien. Andrerseits ist nicht zu verkennen, daß die Spannung zwischen Herrschern und Beherrschten in Indien nie größer war, als eben jetzt. Es heißt, daß viele hochgestellte Beamte, die sonst nicht gerade zu den Hasenfüßen und Allarmschlagern gehören, einen Aufstand fürchten, gegen welchen die Revolte des Jahres 1857 nur ein Kinderspiel gewesen! Der Herr sehe in Gnaden darein! **Nur** das Evangelium kann den Frieden erhalten.

— In Kalkutta hat eine Kommission zur Revision des Santali Neuen Testaments, zu welcher auch der frühere Basler Missionszögling Blaich gehört, ihre erste Sitzung gehalten. Das Buch soll, da die Santals kein eigenes Alphabet besitzen, mit römischen Lettern gedruckt werden. Als Gottesname ist einstimmig das Sanskritwort „Ischwar" angenommen worden, da es freier von götzendienerischen Erinnerungen für die Santals ist, als ihr „Thakur" und „Tschandu".

— In Simla, Nordindien, hat der baptistische Prediger Gulzar Schah im Laufe dieses Jahres schon 38 Neubekehrte getauft. Mehrere sind direkt durch die Predigt erweckt worden, einer, ein Muhammedaner, durch das Wort Joh. 3, 16; einer durch eine Erklärung des Vaterunsers, die er gelesen; einer durch die Hausandachten seines vor ihm bekehrten Onkels; einer durch das Beispiel und den Zuspruch seines christlichen Bruders und die Rettung aus einer lebensgefährlichen Krankheit u. s. w.

— In Multan wurde neulich ein Jüngling getauft, der zwei Jahre lang eine Missionsschule besucht hatte. Ein muhammedanischer Freund seines Vaters hatte ihm allerlei bibelfeindliche Fragen an den christlichen Lehrer aufgetragen, um diesen in Verlegenheit zu bringen und seinen Einfluß zu schwächen. Durch diese Fragen und

Antworten wurde der bis dahin gleichgültige Junge interessirt und bald fieng er an, auf eigene Hand zu fragen und zu forschen, bis er überzeugt war von der Wahrheit des Evangeliums.

— In Monghyr hat Missionar Evans eine bengalische Dame, namens Katokani getauft, die schon in einer Schule des † Kesab Tschander Sen, welche sie als Kind besuchte, von einer Mitschülerin ein Evangelium Johannis erhalten und fleißig gelesen hatte. Als es zum Uebertritt kam, begleitete ihr Bruder, der selbst für einen orthodoxen Brahmanen gilt und ihr Christwerden so lange als möglich zu verhindern gesucht hatte, sie in's Missionshaus und bekannte dem Missionar, daß auch er schon einmal auf dem Punkt gewesen sei, ein Christ zu werden, aus Menschenfurcht aber nicht dazu gekommen sei!

— In Madras hat Pastor Radschagopol neulich drei Männer getauft, deren Bekehrungsgeschichten typisch sind: einen Familienvater, der in der missionsärztlichen Frei-Apotheke eine Predigt gehört und erweckt worden war; einen jungen Mann, der schon als Kind in einer christlichen Armenschule das Evangelium gehört hatte und ganz allmählich zur Ueberzeugung gekommen war; und endlich einen verlorenen Sohn, dessen Eltern schon vor zwei Jahren Christen geworden, der es damals aber vorgezogen hatte, der Sünde weiter zu dienen, nun jedoch ein neues Leben angefangen hat.

Oceanien.

Aus Neuguinea, wo Miss. Macfarlane im Frühling 1883 allein über 300 Heiden taufen durfte, kommen fortwährend die erfreulichsten Nachrichten. Zu Anfang dieses Jahres machte der alte Veteran Gill, der nach 32jährigem Dienst auf den Hervey-Inseln seinen Lebensabend jetzt in Sydney beschließen will, einen Besuch in Port Moresby, wo die Missionare Lawes und Chalmers ihr Hauptquartier haben. Vor 12 Jahren hatte er die ersten polynesischen Lehrer dorthin gebracht. Zwei jener Bahnbrecher und viele der seither aus Rarotonga ihnen nachgesandten Evangelisten sah er jetzt mit unbeschreiblicher Freude inmitten ihrer gesegneten Arbeit wieder. 120 Gemeindeglieder waren in Port Moresby gesammelt und 1200 Kinder besuchten die Schulen! Er selbst durfte Zeuge davon sein, wie 11 Heiden getauft wurden, darunter der frühere Seeräuber Ruako, einst der Schrecken aller Küstenfahrer und Küstenbewohner, jetzt ein sanfter Jünger Jesu, der halbe Nächte lang die Leute mit Erzählungen aus der biblischen Geschichte zu fesseln weiß. Zu den 16 ältern Lehrern, welche Gill um Port Moresby her traf, sind nun 13 neue gekommen, welche das Missionsschiff zu Anfang dieses Jahres sammt ihren Frauen gebracht hat. Einen Begriff vom Aeußern dieser wackern Streiter und ihrer Frauen giebt uns unser diesmaliges Bild: es sind acht Ehepaare, die im Januar 1883 auf dem „John Williams" in Sydney ankamen, von den dortigen Mis-

sionsfreunden sehr freundlich aufgenommen, bewirthet, beschenkt und endlich auf dem Verdeck des Schiffes photographirt wurden, um dann weiter nach Neuguinea zu ziehen. Daß trotz der vielen Todesfälle, ja trotz des vielen Märtyrerblutes, das hier schon geflossen, die jungen polynesischen Christen sich immer wieder zum Dienst an den Wilden Neuguinea's bereit finden, ist wirklich eine für uns beschämende Thatsache.

— Die eilfte und zugleich die letzte Reise des bei Kusaie untergegangenen „Morgenstern" war eine sehr gesegnete. Am 19. Januar segelten die Missionare Rand und Sturges von Ponape ab, besuchten die Mortlock- und Ruk-Inseln und waren am 23. Februar wieder in Ponape, nachdem sie 15 Stationen visitirt und überall blühende Schulen, nette Pfarrhäuser und hie und da recht hübsche Kirchen gefunden hatten. Auf der Insel Uman, wo das Licht des Evangeliums erst seit vier Jahren scheint, hat es doch schon vermocht, die 1500 Einwohner trotz sehr versuchlicher Umstände von einem Krieg mit ihren Nachbarn zurückzuhalten. Am auffallendsten aber ist der Fortschritt in Fefan. Hier waren erst im December 1882 der erste Lehrer, Manasah, und dessen Frau von Ponape aus stationirt worden, ohne ein Wort von der Sprache zu verstehen und kurz nachdem der betreffende Dorfhäuptling einen Weißen, namens Hartmann, aus Rache getödtet hatte. Und jetzt, nach kaum etwas mehr als einem Jahr, hatte dieses Dorf ein sauberes Kirchlein, in welchem eine große Zuhörerschaft zusammengekommen war, die Missionare zu hören, und 12 Personen, darunter jener Häuptling, um die Taufe bittend hervortraten! Auf nächstes Jahr ist ihnen dieselbe versprochen worden. In Utet, wo der Lehrer Emilios gestorben war, zeigten die Leute ebenfalls große Lernbegierde und zum Theil schon eine ziemliche Kenntniß der Hauptlehren des Christenthums.

— Miss. Logan und Frau haben sich von Honolulu auf die mikronesische Insel Ruk begeben und eine Kuh mit zwei Kälbern, allerlei Geflügel, Pflanzen und dergl., die ihnen von den guten Leuten in Hawaii zum Abschied geschenkt wurden, dahin mitgenommen. Die Einwohner von Ruk, die kein größeres Thier als das Schwein kennen, werden die Kuh ungefähr so anstaunen, wie wir das Gerippe irgend eines vorsintflutlichen Ungeheuers.

— Das Oahu-Kollegium, das vor 43 Jahren von den Missionaren gegründet wurde, zählt jetzt 58 Studenten unter fünf Lehrern und einem Direktor, und wird nicht mehr von der Mission, sondern aus lokalen Mitteln unterhalten; ebenso die Präparandenschule in Punahou mit 118 Zöglingen.

— Pater Navarre schreibt aus Veridni in Neubritannien: „Der Protestanten wegen wird es schwer halten, viel Gutes zu wirken. Die englische Regierung hat schon Eingeborne aus Fidschi und Tonga als Katecheten in jedes Dorf gesetzt und diese sind die Gegner,

die wir am meisten zu fürchten haben. Ein solcher ist nun auch in Veridni, der indessen nichts ausrichtet. Tolitoro (der dortige „König") sagte ihm immer, er wolle Missionare in langen Röcken.... Unsere Uneigennützigkeit scheint die Eingebornen gar sehr in Verwunderung zu setzen, denn die Lehrer oder protestantischen Katecheten scheuen sich ganz und gar nicht sie auszubeuten..... Auf den Gilbert-Inseln giebt es mehrere Christengemeinden, welche allein, ohne Priester und bloß unter Leitung einheimischer Katecheten ihren Gottesdienst halten. Diese Katecheten kämpfen, so sehr sie auch kanakisch sind, mit Glück gegen die protestantischen Pastoren; sie verjagten dieselben sogar von ihren Inseln und verlangten laut nach uns. Der hochwürdigste Herr Lamaze, apostolischer Vikar von Central-Oceanien, ist es, der uns diesen merkwürdigen Zug mitgetheilt hat." (?!)

— Im April und Mai d. J., während in England der sog. Maori-König gefeiert wurde, bereisten in Neuseeland zwei eingeborne Prediger sein Land, um seine vom Christenthum abgefallenen Anhänger zur Umkehr zu bewegen. Auf der letzten Maori-Synode nämlich hatte der Bischof von Auckland den Gedanken ausgesprochen, ob nicht die eine oder andere Gemeinde auf ein bis zwei Monate im Jahr ihren Pfarrer zu diesen Abgefallenen könnte ziehen und unter ihnen missioniren lassen, worauf zwei Geistliche, Tangata und Wiki Te Poa, sich freiwillig für diesen Dienst anboten. Gleich nach Ostern brachen sie auf und erst Ende Mai kehrten sie auf ihre Pfarreien zurück. Ueberall hatte man sie freundlich aufgenommen und ihnen das Halten von Gottesdiensten gestattet. Wiederholt wurde ihnen gesagt, wenn nur der Maori-König selbst förmlich mit dem Hauhauismus brechen und zur Kirche zurückkehren wollte, so würde alles Volk ihm folgen. Te Kooti, ebenfalls das Haupt einer eigenen Partei, versicherte, er und seine Anhänger seien keine Hauhau's, sondern eine Art Mittelding zwischen Juden und Christen, bei ihnen seien manche Kirchengebete im Gebrauche und besonders aus dem Alten Testament, namentlich aus den Psalmen, werde viel gelesen. In Kihikihi kam ihnen der Häuptling Rewi Maniapoto mit der größten Aufmerksamkeit entgegen und erklärte schließlich beim Abschied: „So kehret denn, meine Söhne, zurück zu den Freunden, die euch gesandt haben, und sagt ihnen, daß man in Waikato diesen Liebesdienst wohl zu schätzen gewußt hat. Wenn Tauhiao aus England zurückkommt, wird eine große Versammlung gehalten werden und da will ich in ihn dringen, seine Maori-Religion aufzugeben. Ihr beide aber müßt auch dabei sein, wir haben jetzt einander kennen gelernt; sendet also keinen Fremden."

Amerika.

Nach dem amerikanisch-lutherischen Wochenblatt „Herold und Zeitschrift" giebt es in den Vereinigten Staaten 77,863 protestan-

tische Prediger, 112,788 Gemeinden und 10,812,212 Kommunikanten neben 18,671 römisch-katholischen Priestern mit 5,975 Gemeinden und 6,503,327 Seelen (d. h. Kinder eingerechnet). Die Lutheraner sind dabei vertreten mit 3582 Pastoren, 6422 Gemeinden, 821,968 Kommunikanten; die Baptisten mit 26,751 Predigern, 36,749 Gemeinden und 3,373,087 Kommunikanten; die Christianer mit 200,000 Gliedern; die Congregationalisten mit 3795 Predigern, 4,016 Gemeinden und 395,113 Kommunikanten; die Episkopalen mit 3684 Geistlichen, 3018 Gemeinden, 372,203 Kommunikanten; die Quäker mit 150 Predigern, 272 Gemeinden und 29,845 Gliedern, die Brüdergemeine mit 79 Geistlichen, 94 Gemeinden und 9,800 Kommunikanten; die Methodisten mit 25,112 Predigern, 42,463 Gemeinden, 4,065,585 Kommunikanten; die Presbyterianer mit 8604 Predigern, 11,539 Gemeinden, 941,572 Kommunikanten; die Reformirten mit 1424 Predigern, 2142 Gemeinden, 256,326 Kommunikanten, die Swedenborgianer mit 97 Predigern, 85 Gemeinden, 5000 Kommunikanten; die Unirten mit 427 Predigern, 565 Gemeinden, 83,344 Kommunikanten; der protestantische Bund mit 5000 Gliedern; die Universalisten mit 713 Predigern, 939 Gemeinden, 36,238 Kommunikanten; die Unitarier mit 421 Predigern, 354 Gemeinden, 35,000 Kommunikanten; die Adventisten mit 944 Predigern, 1600 Gemeinden und 114,141 Kommunikanten.

Todesfälle.

Am 19. Mai 1884 starb in Rangun 76 Jahre alt Frau J. G. Binney nach beinahe 30jähriger Missionsarbeit in Barma. In der von ihr geschriebenen Biographie ihres Mannes, Dr. Binney, hat sie sich, unabsichtlich, selbst ein Denkmal gesetzt.

— Am 16. Aug. ist auf der schottischen Missionsstation Blantyre Kapitän Foot gestorben, jener energische, uneigennützige Freund Afrika's, der erst vor einem Jahr zum britischen Konsul am Njassa-See ernannt worden war und ein zweiter Livingstone zu werden versprach. Wieviele Hoffnungen sind auch hier wieder zu Grabe getragen worden! Der Verstorbene war ein Sohn des noch lebenden Kanonikus Foot in England. Die politischen Zustände am Njassa-See sind immer noch bedrohlich, namentlich weil die Portugiesen von Kilimane aus sich einmischen. Die Missionsarbeit aber geht ruhig fort und schon machen eine Reihe christlicher Haushaltungen in Blantyre dem Evangelium Ehre.

Bücherschau.

Für den Weihnachtstisch können wir von ganzem Herzen empfehlen:

1) aus den uns in letzter Zeit zugekommenen englischen Büchern: **„China's Spiritual Need and Claims"** vom bekannten Gründer der China Inland Mission, Herrn Hudson Taylor, dem Herausgeber des vortrefflichen Monatsblattes „China's Millions". Er schildert darin nicht nur mit ergreifenden Worten, sondern auch mit Hilfe von zahlreichen Bildern und Diagrammen, in überaus packender und anschaulicher Weise das Bedürfniß China's nach christlichen Missionaren. Der Preis des sehr hübsch ausgestatteten Buches ist nur 1 Shilling, sehr elegant gebunden 3½ Sh. bei Morgan u. Scott, London. — **„Rise and Progress of the Work on the Congo River"** vom ehrwürdigen Schatzmeister der baptistischen Missionsgesellschaft, Herrn Joseph Tritton, mit einer guten Karte von Mittelafrika und mehreren hübschen Bildern, in Leinwand gebunden für nur 1½ Sh. zu haben bei Alexander and Shepheard, London; eine schlichte, aber mit großer Herzenswärme geschriebene Geschichte der baptistischen Congo-Mission von ihren Anfängen im Jahr 1877 bis so ziemlich zur Gegenwart. — **„Among the Mongols"** vom Londoner Missionar Gilmour, aus dessen fesselnden Berichten wir unsern Lesern ja zuweilen schon Mittheilungen gemacht haben, der in diesem Buche aber vollends das Gerede von der Langweiligkeit aller Missionsschriften zu Schanden macht. Was er auf 375 Seiten von seinen Reisen in der Mongolei, von den Sitten, der Lebensweise, dem Aberglauben, den Gebetsmühlen, der Gastfreundschaft, den Wanderzügen, den Krankheiten und Aerzten, den Tugenden und Lastern der Eingebornen, sowie von den fast erfolglos scheinenden Missionsversuchen, die er nun schon Jahre lang unter ihnen gemacht hat, zu erzählen weiß, gehört zum Unterhaltendsten, was man überhaupt lesen kann, und ist doch nichts als lauter pure Wahrheit. Auch einige der beigegebenen Bilder sind höchst amüsant. Das schön in Leinwand gebundene Buch ist von der Londoner Traktatgesellschaft herausgegeben und kostet 6 Sh.

2) Von deutschen Büchern: Dr. G. Uhlhorn's **„Die christliche Liebesthätigkeit im Mittelalter"**, Stuttgart bei D. Gundert, Preis in Leinw. Mk. 8. Ein Buch, das sich so leicht und angenehm liest, wie irgend eine spannende Dichtung und zugleich dem eindringendsten Studium Befriedigung gewährt. Aus Neugier blickten wir zuerst in die 56 Seiten umfassenden Anmerkungen und in das sehr ausführliche Register. Da mußten wir staunen über die Unzahl der vom Verfasser benutzten Quellen und zitirten Werke, sowie über die Mannigfaltigkeit der behandelten Gegenstände. Man spürt da gleich: die

hier zur Darstellung kommende christliche Liebesthätigkeit hat in alle Lebensgebiete des Mittelalters tief eingegriffen; insbesondere die Kirchen- und die Kulturgeschichte dieser Periode kann man nicht verstehen ohne das Licht, das von hier aus sich verbreitet. Am interessantesten sind uns aber — im Buche selbst — die Partieen gewesen, welche in näherer oder fernerer Beziehung zur Missionsgeschichte stehen. Wer an krankhaftem Pessimismus oder ebenso krankhaftem Optimismus in Betreff der modernen Mission und vielleicht auch des modernen Christenthums überhaupt leidet, der kann durch eine aufmerksame Lektüre dieses und der andern Uhlhorn'schen Werke („Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthum" und „Die christliche Liebesthätigkeit in der alten Kirche") kurirt werden. Wie der Sauerteig des Evangeliums als ein durchaus übernatürliches Element in die rohe Masse der Völker des Mittelalters hineingekommen ist, wie es sich hier sozusagen naturalisirt hat — bis zur Gefahr der völligen Entleerung seines überweltlichen Charakters hin — aber zugleich doch auch jene rohe Masse mit neuen Idealen, Kräften und Keimen erfüllt hat, um aus ihr dann wieder höhere, reinere Gestaltungen hervorgehen zu lassen, das wird einem hier so recht zum Bewußtsein gebracht. — **„Johann Hinrich Wichern.** Sein Leben und Wirken." Nach seinem schriftlichen Nachlaß und den Mittheilungen der Familie dargestellt von Fr. Oldenberg. Erster Band. broch. Mk. 9. Hamburg 1884. Agentur des Rauhen Hauses. — Soeben ist das vierte und fünfte Buch und damit der Schluß des ersten Bandes dieser wahrhaft monumentalen Biographie erschienen und damit die Geschichte Wichern's bis zu den Märztagen 1848 fortgeführt. Das vierte Buch umfaßt die Zeit von Wichern's Verlobung bis zu seiner Hochzeit. Etwas Zarteres, Reineres und Lieblicheres als diese Verlobungs- und Heirathsgeschichte kann man sich nicht denken. Das fünfte Buch erstreckt sich über 15 Jahre und erzählt vom Ausbau der Rettungs- und der Brüderanstalt, Begründung der Buchdruckerei und der Agentur und von der Reorganisation der Verwaltung des Rauhen Hauses. Zugleich sehen wir Wichern in den Bereich einer ausgedehnten kirchlichen Thätigkeit und in neue wichtige Verbindungen treten. Das ganze Werk ist — ohne das sein zu wollen — eine Art Bilderbuch oder lebendiger Kommentar zu den interessantesten Stücken der christlichen Ethik, Pädagogik und Diakonik. Zu dem, was wir auf S. 432 darüber gesagt, bekennen wir uns auch jetzt, und zwar mit verstärkter Ueberzeugung. — **„Geschichte von Württemberg,"** fünfte Auflage, mit einer Karte und 58 Bildern und nebst Porträt des Königs Karl, schön geb. Mk. 2, und **„Handbüchlein der Weltgeschichte"** von Chr. Blumhardt, achte Auflage, mit vielen Bildern, hübsch geb. Mk. 1.70, beide herausgegeben vom Calwer Verlagsverein, sehr geeignet zu Geschenken.

Register.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 1. 1884.

Inhalt.

Wie das Wort auf ein Chinesenherz wirkt.

Ein junger Missionar in China hatte von der ersten heidnischen Zuhörerschaft, die er dort zu sehen bekam, den folgenden Eindruck: „Die äußere Ordnung ließ fast nichts zu wünschen übrig. Aber auf den Gesichtern lag ein ganz eigenthümlicher, unbeschreiblicher — nichtssagender Ausdruck, der mich zum erstenmal fühlen ließ, was es heißt, den Heiden predigen. Daheim war ich gewohnt, bei diesem Wort an Leute zu denken, die das Evangelium noch nie gehört haben. Jetzt merkte ich zum erstenmal, daß noch etwas ganz Anderes dazukommt: daß sie nämlich das Evangelium nicht nur noch nie gehört haben, sondern daß sie auch die Fähigkeit verloren haben, es zu fassen! Jener nichtssagende Ausdruck ihrer Gesichter sagt mir, daß für die Heiden das Evangelium nicht nur eine neue, fremde, unbekannte, sondern auch eine unverständliche Botschaft und deßwegen jede Bekehrung ein Wunder sei."

In diesen Worten steckt eine Wahrheit, an die wir vielleicht zu wenig denken. Die sehnsüchtigen Heidenherzen, welche nach dem Evangelium schmachten und dasselbe mit Heißhunger in sich aufnehmen, sobald es ihnen gebracht wird, existiren zumeist nur in der Phantasie wohlmeinender Missionsfreunde. In Wirklichkeit sind die meisten Heiden bis auf einen erstaunlichen Grad gleichgiltig, stumpf und todt. Aber Gott sei Dank! es giebt auch Ausnahmen. Und von einer solchen möchten wir diesmal in Kürze berichten.

Vor bald 7 Jahren starb auf der Basler Missionsstation Njenhangli ein ehrwürdiger Greis, der mit zu den Gründern und Erstlingen der dortigen Gemeinde, sowie zu den edelsten, eifrigsten und thätigsten Gliedern derselben gehört hatte. Mehr als 50 Jahre lang war dieser Lai Hinljam ein Heide gewesen, und doch war das Wort Gottes, gleich von der ersten Bekanntschaft an, tief in sein Herz eingedrungen und für dasselbe zuerst zum zweischneidigen Schwert, dann aber auch zum heilenden Balsam und endlich zum unentbehrlichen Lebensbrod geworden. Es war in Erfüllung gegangen, was der Dichter so schön beschreibt:

> Dein Wort ist, Herr, ein Flammenschwert,
> Ein Blitz, der Felsen splittert,
> Ein Feuer, das im Herzen zehrt
> Und Mark und Bein erschüttert.

Aber nicht nur das, sondern auch die weitere seligere Erfahrung war dem Chinesen so gut wie dem christlichen Sänger zutheil geworden:

> Ich suchte Trost und fand ihn nicht;
> Da ward das Wort der Gnade
> Mein Labsal, meine Zuversicht,
> Das Licht auf meinem Pfade;
> Das zeiget mir
> Den Weg zu Dir
> Und leuchtet meinen Schritten
> Bis zu den ew'gen Hütten.

Doch hören wir den Chinesen selbst erzählen. Seine Worte sind zwar nichts weniger als schwungvoll oder dichterisch, in ihrer trockenen Einfachheit und Natürlichkeit haben sie aber doch — auf uns wenigstens — einen wahrhaft erhebenden Eindruck gemacht. Lai Hinljam erzählt also:

„Es war im Jahr 1853, da kam mein Schwager aus Hongkong zurück und brachte allerlei christliche Bücher zum Verkauf mit sich, darunter auch den Traktat „Unterredung mit einem Tempelhüter.“ Diesen las ich sogleich und gieng erst zu Bette, als ich damit ganz fertig war. Am nächsten Morgen nahm ich gleich einen zweiten Traktat vor, und als nach dem Frühstück mein Schwager aufbrechen mußte, um seine Bücher zu verkaufen, da sagte er noch, ich solle diese Schriften doch genau prüfen, dann werde ich gewiß einen Nutzen davon haben. Ich sagte: „Gut!“ und sah mir nun die zehn Gebote an, prüfte mich darnach und fand, daß kein Gebot sei, das ich nicht übertreten hatte. Aber wie nun? Ich las auch das Glaubensbekenntniß, worauf mein Herz etwas ruhiger wurde. Aber ich wußte nicht, wie man glauben solle. Ich lernte auch das Vaterunser auswendig. Darauf wurde mein Herz noch ruhiger. Ich erinnerte mich an den Ausspruch des Confucius: „Wer gegen den Himmel sündigt, hat keinen Ort mehr, wo er sich im Gebet hinwenden kann,“ und dachte: Wenn ich nun gemäß diesem Katechismus auf den dreieinigen Gott vertraue, so habe ich trotz meiner Sünden doch noch einen Ort, wohin ich mich betend wenden kann. So wurde ich sehr froh über diese Lehre.

„Des andern Tages las ich im Alten Testamente die Schöpfungsgeschichte, konnte ihr aber noch nicht ganz Glauben schenken, indem ich dachte: alle meine Vorfahren haben doch gesagt, Phanku habe Himmel und Erde eröffnet, weßhalb ja auch in jedem Dorf ein Tempel des Phanku steht. Wer ist nun in Wahrheit der Schöpfer der Welt: Schangti (d. h. Gott) oder Phanku? Ich nahm die „Vier Bücher“ und die „Fünf King“ (so zu sagen die chinesische Bibel) nebst den Kommentaren (Erklärungen dieser alten schwerverständlichen Schriften) zur Hand und erforschte namentlich die Stellen, in denen das Wort Schangti vorkommt. Da stieß ich im Schiking auf den Satz: „Früher hat die Welt dem Schangti wohlgefallen“, und fand im Kommentar dazu die Bemerkung, Schangti sei der Herr des Himmels. Da glaubte ich, daß Schangti (Gott) wahr, Phanku aber falsch sei. Nach einiger Zeit las ich auch im Neuen Testamente die Geschichte der Geburt Jesu, wie er von der Jungfrau Maria geboren worden als der Heilige, der sein Volk erlösen sollte von seinen Sünden. Auch in jedem folgenden Kapitel stand gar viel von diesem Jesus (Ja-sz), von dem doch die

chinesischen Klassiker gar nichts wissen. Da schlug ich in unserem großen Zeichen-Lexikon nach und fand bei dem Zeichen sz: „Ja-sz ist der Heiland der westlichen Reiche". Da wußte ich nun erst, daß das Alte und Neue Testament die Menschen erlöst und sie vom Tode zum Leben führt, daß alle Menschen glauben müssen, und daß wenn jemand nicht glaubt, er dem Gerichte Jesu am jüngsten Tage nicht entgehen kann. So las ich von da an mit wachsender Freude in der Bibel, ließ allmählich vom Weltbrauch und glaubte mit aufrichtigem Herzen an das Evangelium. Leider war kein Missionar da, um uns zu unterweisen. So wußte ich nicht recht, wie man nach dem Willen des Herrn leben solle.

„Um jene Zeit kam es zu einer Schlacht zwischen meinen Stammesgenossen und einer Schaar von räuberischen Rebellen, welche in der Umgegend ihr Wesen trieben. Etwa 80 von ihnen wurden getödtet, und als der Friede wieder geschlossen war, sagten alle, ich hätte mir ein großes Verdienst bei der Sache erworben. Ich aber sagte: „Das Verdienst gehört euch, die Schuld mir. Wir haben ja auch Leute verloren. Ueberdies weiß ich Gottes Gesetz, daß man keine Menschen tödten soll, und habe es nun gebrochen. Alle sagten: Räuber tödten ist etwas Anderes als Leute tödten. Ich aber stritt nicht mit ihnen, sondern klagte mich selbst an und wußte nicht, wie ich meinen Kummer los werden könne. Da nahm ich das Neue Testament und las Matth. 9, 10—13: „Ich bin nicht gekommen, die Gerechten, sondern die Sünder zur Buße zu rufen." Auch erinnerte ich mich, daß die alten chinesischen Bücher sagen: „Was vorbei ist, zu dem kann man nicht mehr ermahnen; aber was zukünftig ist, das kann man noch erreichen." Da dachte ich: obgleich ich gegen Gott gesündigt habe, wenn ich von jetzt an an Jesum glaube, dann können meine Sünden auch noch vergeben werden; und man wird ja nur durch den Glauben gerecht.

„Trotz dieses Trostes aus dem Worte Gottes wurde ich meinen Kummer doch nicht los, sondern mußte immer an die 80 und mehr Tschets denken, deren Leichen noch unbegraben in den Bergschluchten lagen. Eines Tages suchte mich mein kleiner Sohn, der in Tschamhang als Schuster arbeitete, zu trösten und fragte mich unter Anderem, warum ich nicht zum Sonntags-Gottesdienst gehe. Ich sagte: jeden Sonntag lese ich in der Bibel, bete und stelle alle Arbeit ein. Er sagte: „Wenn das Wasser im Kessel schon heiß ist,

aber Niemand legt Holz nach, so wird es doch zuletzt kalt." Ich sagte: „Gegenwärtig ist ja nirgends ein Predigtort." Er sagte: „O, jeden Sonntag kommt Herr Tschonghin (ein bekannter Katechist und Gemeindeältester) nach Tschamhang, um zu predigen." Ich sagte: „Es binden mich auch noch Gelübde, die in der Familie gethan und noch nicht bezahlt worden sind. Da mag ich nicht zu den Christen gehen." Er sagte: „Gehört das Gelübde jemand Anders an, so trage ihm nur auf, es am bestimmten Tage zu bezahlen. Hast du aber selbst ein Gelübde gethan, so brauchst du es nicht zu bezahlen. Du hast nun lange genug den Teufeln gedient, die dir weder Glück noch Unglück zu bringen vermögen. Im Vertrauen auf die Gnade Jesu sollst du sie in die Feuer-Hölle jagen, daß sie ewig nimmer heraus kommen." Ich stimmte bei, und gieng am folgenden Sonntag nach Tschamhang zum Gottesdienst. Drei christliche Aelteste kamen mit einander. Ich gab allen die Hand. Man nahm Bibel und Gesangbuch und hielt Gottesdienst. Der Text, über den Tschonghin predigte, war Matth. 4, 12—17. Nach der Predigt betete er. Darauf gieng man auseinander. Ich aber blieb noch. Da sagte Tschungmu zu mir: „Du mußt zum Gottesdienst kommen; das ist besser, als wenn du 500 Fr. finden würdest." Ich fragte, warum er so sage, und er erzählte nun von einem andern Bücherleser, der sehr verächtlich vom Evangelium gesprochen habe. Ich sagte: „Das kann man ihm nicht übel nehmen. Er ist eben noch in Finsterniß und Todesschatten und weiß nur vom heiligen Confucius; aber von dem, der 1000mal heiliger ist als Confucius, weiß er nichts. Er hat diese wahre Lehre noch nicht mit der des Confucius verglichen u. s. w. Anfangs war ich auch so; aber nun, da uns das Licht Jesu Christi erleuchtet, sollten wir uns da nicht bekehren, mit ganzem Herzen an seine Gnade glauben und ihn um Vergebung bitten?" Als mich Tschonghin so reden hörte, fragte er mich, ob ich nicht wolle mit Akim bei den Christen und Heiden umhergehen und sie im Glauben zu fördern suchen. Ich sagte: „Ich bin dessen nicht werth. Auch thut es ja Akim." Er aber erwiderte: „Akim weiß zwar ein wenig von dieser Lehre; aber die Lehre des Confucius kennt er nicht. Nun hängt aber Jedermann an der Lehre des Confucius. Da wäre es doch besser, du würdest mit Akim zusammen arbeiten. Zudem hat Jesus seine Jünger je zwei und zwei zum Predigen ausgesendet, und wir sollen nach seinem Vorbild thun.

Da sagte ich: „Recht!", und fügte bei: „Die Leute hängen zwar alle an Confucius und preisen seinen Namen; aber sie verstehen seine Lehre eigentlich doch nicht. Da heißt's z. B.: 'man soll die Lehre (oder die Wahrheit) in sich erhalten und wachsen lassen und sich stets darnach prüfen.' Aber die Leute verstehen nicht, daß das heißt: ohne Unterlaß wachen und beten!"

„Auf die Einladung der Brüder blieb ich nun in Tschamhang über Nacht. In dieser Nacht starb der Vater eines der dortigen Brüder. Am andern Morgen, als wir es erfuhren, ließen wir es gleich allen Brüdern in der Nähe sagen und sie auffordern, zum Begräbniß zu kommen. Nach einigen Stunden kamen ihrer zwanzig bis dreißig, unter ihnen auch viele, die mich kannten. Als die sahen, daß ich mich auch daran betheiligte, erzählten sie es überall. Da sagten alle meine Verwandten, ich sei närrisch geworden, gebrauchten auch sonst allerlei Spott- und Lästerworte gegen mich. Aber das focht mich nicht an: ich wollte nur von ganzem Herzen einem großen Herrn dienen, um Ruhe für mein Herz zu bekommen."

Soweit unser Chinese. Wir fügen nur bei, daß er den „großen Herrn" und bei ihm die ersehnte „Ruhe" wirklich gefunden und bis an sein Ende treu nach dem Wort Gottes gelebt hat. Seine höchst merkwürdige Selbstbiographie ist von Missionar Gußmann, der ihn persönlich genau gekannt hat, in's Deutsche übersetzt worden und wird demnächst als besonderer Traktat im Verlag der Missionsbuchhandlung erscheinen. Unsere Leser werden sich freuen, daraus diese begnadigte Chinesenseele noch näher kennen zu lernen.

Aus Japan.

In Japan arbeitet als Kolporteur der Britischen Bibelgesellschaft ein junger Finnländer, namens Aminoff. Von Nagasaki aus hat er in den ersten Monaten des vorigen Jahres die Insel Kiuschiu bereist und da sehr verschiedene Erfahrungen gemacht. Viele erklärten einfach, daß sie nichts von den Büchern wollten; einer sogar, daß er Jesum und

seine Lügenlehre hasse! Auf einem Dampfschiff wirkte ihm ein katholischer Priester entgegen. In einer Gegend wollte niemand kaufen, weil einige bei einer frühern Gelegenheit Bibeltheile gekauft hatten in der Meinung, darin Aufschluß über Eisenbahnen und Telegraphen zu finden, und dann sehr enttäuscht gewesen waren. In Saga hatte ein Priester den Leuten gesagt, wenn sie Geld brauchten, sollten sie nur zu den Christen gehen, da würden sie genug kriegen; infolge dessen kamen Viele, um für Geld Christen zu werden! In Nischi-no-gomura dagegen hatte der Priester das Volk ermahnt, doch ja die christliche Predigt anzuhören; der Kolporteur und sein eingeborner Begleiter Watanabi hatten daher Hunderte von Zuhörern und fanden so freundliche Aufnahme, daß sie für Logis und Kost nichts zu zahlen brauchten! 700 Familien haben sich dort vereinigt, um die englisch-kirchliche Missionsgesellschaft brieflich zu bitten, daß man ihnen einen Lehrer senden und sie auf die Taufe vorbereiten möchte! An mehreren Orten kauften heidnische Buchhändler kleine Vorräthe von hl. Schriften. In Kurumi hatte ein abgefallener Christ Mikata gegen das Christenthum gepredigt und dadurch unabsichtlich die unwissenden Leutlein für die fremde Lehre interessirt. Mehrere Testamente und Evangelien konnten verkauft werden und an aufmerksamen Zuhörern fehlte es nicht!

Etwa 50 Stunden nördlich von Kijoto liegt die Stadt Kanazawa mit 110,000 Einwohnern und zahlreichen Thon-, Bronze- und Seidenwarenfabriken, wenigstens 300 Tempeln und einer polytechnischen Schule. An dieser letzteren ist seit dem Jahr 1879 auch ein Missionar angestellt: der amerikanische Presbyterianer Winn. Als er die Stelle annahm, erklärte er ausdrücklich, daß er beabsichtige, in Kanazawa das Evangelium zu predigen, und dies Vorhaben hat er denn auch ungehindert ausführen können. Die Leute sind zwar sehr anhänglich an ihre buddhistischen Priester, aber gelehrig und nicht so voll von Vorurtheilen gegen die Fremdenreligion, wie die Einwohner der Hafenstädte, welche beständig gottlose europäische Namenchristen vor Augen haben.

Anfangs hielt Miss. Winn seine Predigten im eigenen Haus, bald konnte dasselbe aber die Zuhörer nicht mehr fassen, selbst wenn

auch der Hofraum dazugenommen wurde. Jetzt ist ein eigenes Lokal für den Gottesdienst eingerichtet worden, und die kleine Gemeinde, welche Miss. Winn hat sammeln dürfen, hat die Hälfte der Kosten getragen. Im Ganzen sind bis jetzt 45 Erwachsene und 10 Kinder von ihm getauft worden, und nur Einer ist wieder abgefallen. Die übrigen machen ihm viel Freude, und schon fängt das Evangelium an auch in den umliegenden Ortschaften Eingang zu finden. Einer der Neubekehrten kam z. B. nach Tojama, lernte hier einen alten Mann, namens Ischikawa, kennen, der ein Verlangen nach der Wahrheit zu haben schien, und sandte ihm — nach Hause zurückgekehrt — mehrere Traktate zum Lesen. Es dauerte nicht lange, so kam ein Eilbote aus Tojama mit dem Auftrag, ein Neues Testament zu kaufen, und als bald darauf ein eingeborner Evangelist hinkam, hatte Ischikawa bereits solche Fortschritte gemacht, daß er um die Taufe bat. Um diese Zeit kam ein Sohn des Alten aus China zurück, wo er Kunststudien gemacht hatte. Seine Freunde und Verwandten empfiengen ihn mit der Warnung: sein Vater habe die Landesgötter aufgegeben und sich von einer ausländischen Irrlehre bethören lassen; er solle auf seiner Hut sein! Der junge Mann jedoch erklärte, daß er ruhig prüfen werde, was an der Sache sei; und das hat er denn mit solchem Erfolg gethan, daß nun Vater und Sohn miteinander den Namen Christi — trotz alles Widerspruches — offen bekennen. Neulich wurden in einer Woche 30 Exemplare des Neuen Testaments in Tojama verkauft.

In Kanazawa selbst haben 20 Personen sich zum Taufunterricht gemeldet. Auch die buddhistischen Priester kaufen hier heilige Schriften — vielleicht nur, um dieselben zu widerlegen; aber doch darf man sich freuen, daß der Sauerteig auch in dieser großen Stadt zu wirken anfängt.

Ein junger Schullehrer, namens Matsubei Seitaro, in Tanabe kam irgendwie in den Besitz eines Neuen Testaments und war so entzückt vom herrlichen Inhalt desselben, daß er es als Lesebuch in seine Schule einführte und seine Schüler ermahnte, den Tugendlehren dieses Buches zu folgen. Bald war seine Schule die beste in der ganzen Stadt. Erst hintennach hörte Matsubei, daß es das

Religionsbuch der Christen sei, was ihm so sehr gefallen und was einen so guten Einfluß auf seine Schüler geübt. Er verschaffte sich nun auch das Alte Testament in chinesischer Sprache und ist im Februar 1883 in Osaka getauft worden.

Ist die Bibel gegen das Enthaltsamkeitsgelübde?

Vor einigen Monaten wurde ich Abends 8 Uhr in einer der Straßen Basels plötzlich von einem jungen Manne angehalten, mit einem Traktat*) beschenkt und dringend eingeladen, doch thunlichst bald einmal die Versammlung des Mäßigkeitsvereins in der Schmiedenzunft zu besuchen. Ich mußte schnell weitereilen, da ich gerade in einer der entlegensten Vorstädte eine Missionsstunde zu halten hatte; sonst hätte ich mich gar gern mit dem stürmischen Mäßigkeitsapostel in ein Gespräch eingelassen. Sein Eifer hatte mir entschieden imponirt.

Seither habe ich nun jenes Traktätchen und dazu noch einige andere Mäßigkeitsschriften, insbesondere die zwei ersten Jahrgänge des vom Schweizerischen Mäßigkeitsverein herausgegebenen Kalenders,**) mit Interesse gelesen und jedenfalls so viel daraus gelernt, daß dieser Verein durchaus auf biblischer Grundlage ruht und sich fern hält von unevangelischer Ueberspannung und Gesetzlichkeit. Der neueste Kalender (1884) erklärt z. B. ausdrücklich: „Diejenigen englischen Freunde, die den Genuß des Weines an und für sich verdammen, die 52 Mal im Jahr den Kindern den Mäßigkeits-Katechismus einpauken, die keinen gewöhnlichen Wein mehr für das heilige Abendmahl brauchen wollen und die einen pharisäischen Richtgeist in die ganze Sache hineinbringen, haben auch uns durch

*) Des Vaters Schuhe. Eine Wirthshausgeschichte. Basel. C. F. Spittler. Preis 10 Cts.

**) In Basel bei C. F. Spittler; in Bern: Bärenplatz 35. Preis nur 20 Cts.

ihr Vorgehen schmerzlich berührt: von vornherein haben wir uns mit großer Sorgfalt von allen diesen Einflüssen und Uebertreibungen fern gehalten."

Die Hauptgrundsätze des Vereins sind kurz folgende:

„1) Ein Trinker, der errettet werden will, soll sich, um Jesu Rath zu folgen (Matth. 5, 29 u. 30), dessen enthalten, was ihn in die Sünde bringt, nämlich eines jeglichen berauschenden Getränkes. Das sagt ihm nicht nur Jesus Christus, der weiseste aller Lehrer, sondern sein Arzt, wenn er Erfahrung hat, und sein eigener Verstand.

2) Ein jeder Mensch, der einem Trinker helfen will, soll suchen, ihn zu dieser Enthaltsamkeit zu bringen; da wird er aber erfahren, daß er dies nicht anders kann, als wenn er sich selbst aller berauschenden Getränke enthält und auf diesem gesunden Boden der liebenden Selbstverleugnung einen Verein, eine Gemeinschaft mit diesem Trinker gründet.

3) Die Sünde, in welche die Leute durch's Wirthshausleben kommen, heißt nicht nur Trunksucht, sondern Verschwendung, Vernachläßigung der heiligsten Gatten- und Vaterpflichten &c. &c. Darum soll dieses Heilmittel nicht nur den eigentlichen Trunkenbolden angerathen werden, sondern es sollten auch allerlei Männer, die zu lange im Wirthshaus sitzen, und deren Zahl heißt in unserm Vaterlande Legion, in diesen Verein aufgenommen werden und den besten Nutzen daraus ziehen.

4) Aus solchen Vereinen erwachsen auf die Länge die besten Hülfskräfte, die auf unser Volk im allgemeinen wirken werden, denn diese Männer kennen die Schäden aus Erfahrung und wissen, wie da geholfen werden muß."

Das Einzige, was wir einschränkend und zugleich ergänzend hiezu bemerken möchten, bezieht sich auf den zweiten Satz, den wir lieber so formulirt hätten: „Jeder, der sich's zum Beruf gemacht hat, Trinkern von ihrem Laster zu helfen u. s. w." Wenn's nicht richtig ist, daß der Genuß berauschender Getränke an und für sich Sünde ist, so ist's auch nicht richtig, daß jeder Christ — weil er ja auch einmal in den Fall kommen könnte, an Trinkern zu arbeiten — im Voraus das Enthaltsamkeitsgelübde ablegen sollte. Offenbar gehört dazu ein gewisser Beruf, den nicht alle haben. Mancher hat sich z. B. schon berufen gefühlt, sehr gegen seine Neigung, stundenlang in einer rauchenden und biertrinkenden Gesell-

schaft von jungen Männern möglichst als einer Ihresgleichen zuzubringen, bloß weil er auf keine andere Weise ihnen beikommen konnte. Wer nicht gerade den speciellen Beruf hat, an Trinkern zu arbeiten oder sonst durch specielle Ursachen dazu veranlaßt ist, wird daher wohl besser thun, frei zu bleiben, damit er nöthigenfalls auch den Trinkenden ein Trinkender (nicht den Trinkern ein Trinker!) werden kann. Mit anderen Worten: die Enthaltsamkeit hat nur insofern Werth, als sie Mittel zu einem höhern Zweck ist und uns hilft, unserem Beruf recht nachkommen.

Aber so sieht im Grunde auch der Schweizerische Mäßigkeitsverein selbst die Sache an. In jenem Kalender rechtfertigt er sich gegen den Vorwurf, daß er seinen Namen mit Unrecht trage und eigentlich Enthaltsamkeitsverein heißen sollte, in folgender überzeugender Weise:

„Dem ist nicht also; unser Name, den wir beibehalten werden, bezeichnet ganz klar und ausdrücklich das Ziel, das wir verfolgen. Wir wollen gegen die Unmäßigkeit und nicht gegen den Gebrauch der berauschenden Getränke kämpfen, das ist unser eigentlicher Zweck, und darum ist unsere Gesellschaft gegründet worden. Nun ist allerdings neben den vielen moralischen, religiösen und andern Mitteln, die wir benutzen, um in und durch unsern Verein auf unsere Nebenmenschen zu wirken, die völlige Enthaltsamkeit eines der wichtigsten. Das ist aber bekannt, daß ein Verein nicht nach den Mitteln, die er braucht, sondern nach seinem Hauptzweck genannt wird.

„Den Vorwurf der Ungenauigkeit in unserer Benennung könnte man begreifen, wenn wir den Gebrauch der berauschenden Getränke bei allen bekämpften; das thun wir aber niemals, wir rathen einfach die Enthaltsamkeit den Trinkern an, sowie denjenigen, die den Trinkern helfen wollen."

Ueberzeugend und echt biblisch scheint uns auch die Art zu sein, wie der Verein das Enthaltsamkeits-Gelübde rechtfertigt. „Man meint," heißt es da, „diese Behandlungsweise der Sünde sei viel zu äußerlich und gesetzlich. Wenn man gegen die Trunksucht mit Unterschreiben einer Verpflichtung sich helfen solle, so könnte man es ja für jede andere Sünde, wie Lügen, Geiz, Fleischessünden &c. auch thun, und wer würde es wagen, solche Methoden, von welchen in der Schrift kein Wort gesagt wird, einzuführen?

„Die Antwort auf diese Bedenken ist einfach:

„Wenn einer unsere Verpflichtung der Enthaltsamkeit eingeht, so verspricht er damit nicht, er wolle die und die Sünde nicht mehr thun, sondern er sei entschlossen, kein berauschendes Getränk mehr zu nehmen, was an sich ja gar keine Sünde ist; er entsagt also damit nicht einer Sünde, sondern einer Gewohnheit, einem Brauch, der ganz erlaubt wäre, der aber ihm nicht gerade zur Sünde, sondern zu einer Gelegenheit des Sündigens geworden ist.

„Dieser Unterschied ist fein, aber höchst wichtig. Der Betreffende wirft dabei von sich weg den sonst guten Gegenstand, der ihn in die Sünde führte. Er handelt also nach der Vorschrift Jesu, der durchaus nicht behauptet, das Auge sei schlecht, der aber doch verlangt, man solle dieses vortreffliche und überaus nützliche Glied von sich werfen, wenn es einem Gelegenheit zur Sünde wird. Er wird dadurch noch nicht zu einem Heiligen oder Reinen, sondern zu einem Krüppel oder Einäugigen, wie Jesus sich ausspricht, weil er es besser für sich findet, so in das Himmelreich einzugehen, als mit dem vollen Besitz und Genuß aller seiner Gewohnheiten und Gebräuche verloren zu gehen.

„Bemerke man noch, daß die Verpflichtung durchaus nicht im Augenblick der Versuchung geschieht, wo der Kampf am stärksten ist, sondern in ruhiger Stunde der Ueberlegung, nach Erwägung der vergangenen Erfahrungen und des Rufes Gottes. Es geschieht hier etwas Aehnliches, wie bei der Weihe zum Dienste des Herrn, die auch eine freiwillige Einschränkung der Freiheit in sich schließt, wie z. B. Zerreißung der Familienbande oder Aenderung einer Berufsthätigkeit &c.

„Also noch einmal: die Schrift unterscheidet scharf zwischen der Sünde selbst als That oder Regung und dem äußern Gegenstand, der zur Sünde veranlaßt.

„Das muß man wohl bedenken, es ist hier tiefere Seelenerkenntniß und Heilsweisheit als diejenige, die der Verstand einen lehrt.

„Das hingegen würde den Bedenken ihre Berechtigung geben, wenn der Betrüger, der Geizige oder der Unreine sich verpflichten wollten, nicht mehr zu lügen, oder für eine Zeit lang nicht mehr geizig zu sein oder die unreine Begierde nie mehr in sich aufkommen zu lassen, damit würden sie ja behaupten, ihre eigenen Erlöser sein zu können; der Herr allein kann aber von diesen schrecklichen Dingen

befreien, wie er auch allein von der Sünde der Trunksucht erretten kann.

„Es wäre sogar nicht einmal anzurathen, sich von der Lektüre schlechter Bücher durch Unterschrift erlösen zu wollen, weil hier die Grenze sehr schwer zu ziehen ist und das Gewissen in große Nöthen käme.

„Ganz anders ist es mit der Verpflichtung, die wir anrathen; die ist so klar definirt, sie bezieht sich auf einen so bestimmten und rein äußerlichen Akt, den Akt des Trinkens, daß da gar keine Unklarheit oder Zweifel obwalten können; so lange diese rein körperliche That — die Lippen sind es, die trinken — nicht geschehen ist, ist auch die Verpflichtung eingehalten worden, welches auch die Gefühle, Regungen, Worte gewesen seien, die man in Betreff der berauschenden Getränke gehabt haben mag.

„Aus diesem Umstand, daß die Enthaltsamkeitsverpflichtung klar ist und so leicht zu beobachten ist, läßt es sich erklären, daß die zwei wichtigsten Gelübde, die Gott im alten Bund zugelassen hat, das der Rechabiter und das der Nasiräer, beide gerade diese Verpflichtung enthalten.

„Wenn da eine wirkliche Gefahr, eine Vergrößerung der Versuchung, oder eine Ueberschätzung des guten Werkes zu befürchten wäre, hätte Gott diese Gelübde nicht so gestattet und sogar bei Einzelnen befohlen."

Doch genug! Wir fühlten uns angetrieben, für die Mäßigkeitssache ein Wort gegen diejenigen einzulegen, welche beständig mit Bibelsprüchen dagegen zu Felde ziehen. Wir fürchten, daß hiebei manches Bibelwort arg mißbraucht wird, wie z. B. der berühmte Rath Pauli an Timotheus. Und über diese Stelle zum Schluß nur noch eine kleine Anekdote:

„Ist es wahr, daß Ihr die Enthaltsamkeitsverpflichtung unterschrieben habt?" fragte jemand einen Arbeiter.

„Ja wohl, das habe ich gethan und schäme mich dessen nicht."

„Hat aber nicht der Apostel Paulus dem Timotheus geschrieben, er solle ein wenig Wein trinken wegen seines schwachen Magens?"

„Wohl, das hat er ihm geschrieben; aber erstens heiße ich nicht Timotheus und zweitens weiß ich, Gott sei Dank, nichts von Magenschwäche."

Gewiß eine vortreffliche Antwort!

„Niemand hat mir's je gesagt."

Ein Korrespondent des „Friedensboten" theilt folgende Erfahrung mit: Als ich neulich in die Nähe eines Zigeunerlagers kam, trat ich in ihre Mitte und kaufte einige Blechwaren, die sie verfertigten. Ich hörte, einer von ihnen sei krank, und bat um Erlaubniß ihn zu besuchen, was mir auch gewährt wurde. In der Hütte fand ich einen Burschen allein im Bett, offenbar im letzten Stadium der Auszehrung. Seine Augen waren geschlossen und er sah aus, als wäre er schon todt. Ich rief ihm langsam die Schriftstelle ins Ohr: „Also hat Gott die Welt geliebt, daß er seinen eingebornen Sohn gab, auf daß Alle, die an ihn glauben, nicht verloren gehen, sondern das ewige Leben haben." Ich wiederholte es fünf Mal ohne eine merkliche Antwort; er schien nicht einmal mit dem äußeren Ohr zu hören. Als er's aber zum sechsten Mal hörte, öffnete er seine Augen und lächelte. Und zu meiner Ueberraschung lispelte er: „Und ich hab Ihm nie gedankt! aber niemand hat mir's je gesagt! Ich dank' Ihm nun vielmal. Ich bin nur ein armer Zigeunerbursche! Ich sehe, ich sehe! ich danke Ihm tausendmal!" Er schloß seine Augen mit dem Ausdruck der größten Befriedigung. Als ich neben ihm niederkniete, dankte ich Gott. Seine Lippen bewegten sich wieder. Ich verstand die Worte: „Das ist's!" Er sprach noch etwas, aber ich verstand es nicht.

Als ich Tags darauf wieder hingieng, erfuhr ich, daß der liebe Jüngling elf Stunden, nachdem ich ihn verlassen, gestorben war. Sein Vater sagte mir, er sei sehr friedvoll gewesen und habe einen leichten Tod gehabt. Es war keine Bibel und kein N. Testament im Lager. Ich gab ihnen eine Bibel und ein N. Testament. Der arme Mann wünschte mir Glück und gab mir ein Bündelchen Blechwaren, die der Knabe gemacht hatte.

Es war offenbar zum erstenmal, daß dieser liebe Jüngling das Wort von der Erlösung hörte, und ohne Bedenken nahm er

Gott beim Wort, ja mit seinen sterbenden Lippen dankte er Gott dafür, daß er die Welt so sehr geliebt, daß er seinen Sohn auch für ihn, den Zigeunerjungen, dahingegeben.

Wie danken wir für solche Gnade, die wir das süße Evangelium von Jugend auf gehört haben?

Bücherschau.

Das Evangelium nach Markus und Lukas, forschenden Bibellesern durch Umschreibung und Erläuterung erklärt und mit spezieller Einleitung, sowie mit den nöthigen historischen, geographischen und antiquarischen Anmerkungen versehen. Von H. Couard. Potsdam. August Stein. 1883.

Mit diesem Bande (308 S.) hat der Verfasser den die Evangelien umfassenden Theil seines sehr praktisch eingerichteten Laien-Kommentars zum Abschluß gebracht. Nur der Kundige, der sich selbst schon in ähnlicher Weise versucht hat, kann ermessen, wie viel mühsame Arbeit dies Werk muß gekostet haben. Auf die meisten Fragen, welche der Kritik so viel zu thun geben, ist der Verfasser furchtlos eingegangen und fast überall zu einem annehmbaren Resultat gelangt. Wir wiederholen, daß diese Erklärung des Neuen Testaments besonders für die Ungelehrten unter den Evangelisten, Missionaren, Stundenhältern, Sonntagsschullehrern u. s. w. von Nutzen sein dürfte, empfehlen sie aber auch allen Privatbibellesern, die nicht von Berufswegen, sondern nur zu eigener Erbauung das Buch der Bücher durchforschen.

Aus der Kinderstube. Erinnerungen der Mutter. Ein Büchlein mit über hundert weißen Blättern zu Aufzeichnungen aus dem Leben der Kleinen. Mit Titelbild und Anhang: „Zellers Kleinkinderpflege." Basel, C. F. Spittler, 1883. Preis eleg. Lwd. Fr. 3.

Ein allerliebstes, durch die Vorrede und den Anhang auch sehr lehrreiches Geschenk für junge Mütter.

Biblisches Bilderspiel. Ein Familienspiel bestehend aus 60 Karten mit je einem Bild und einer Spruchsammlung (als Schlüssel). C. F. Spittler. In Mappe Fr. 2.

In England hat bekanntlich die Technik der Sonntagsheiligung auch auf dem Gebiet der Kinderspiele eine bedeutende Entwicklung erlangt. Unseres Erachtens wird die Nachahmung derselben bei uns immer ein künstliches Treibhausgewächs bleiben. Der vorliegende Versuch verdient übrigens alle Anerkennung.

Etwas für's Herz auf dem Wege. Zehnte Auflage, nebst einem kurzen Lebensabriß des Verfassers, bearbeitet von V. Fr. Oehler. Basel 1884. F. Schneider. Preis Fr. 3.60.

Der Verfasser dieser erbaulichen Betrachtungen ist G. H. Loskiel, geboren 1740 in Kurland, gestorben 1814 als Bischof der Brüdergemeine zu Bethlehem in Nordamerika. Dieselben verleugnen denn auch nach Form und Inhalt weder ihren Ursprung aus dem vorigen Jahrhundert noch den aus der Brüdergemeine. Die Betrachtungen, je eine Seite für jeden Tag des Jahres, lehnen sich nicht an Bibeltexte an, sondern behandeln je ein Thema, wie: Einsamkeit Christi; Die Ruhe der Leiche Jesu; Unbeständigkeit im Bekehrungs- und Heiligungsgang; Was heißt erweckt werden? Worauf soll ich heute mich freuen? u. s. w.

Biblisches Spruch-Register. Ein Handbuch für Bibelleser zum leichten Auffinden der wichtigsten Bibelsprüche. Dritte verbesserte und vermehrte Aufl. Basel 1884. F. Schneider. Preis Fr. 2.40.

Ein recht praktisches Nachschlagebüchlein, das auch der Ungeübte sofort handhaben kann. Es bietet weder zu viel noch zu wenig — gerade das, was der Titel verspricht. Der Druck ist ziemlich klein, aber sehr deutlich. Unbegreiflich dagegen ist uns, warum man die Stichworte nicht durch fetteren Druck hervorgehoben hat.

Karten vom guten Hirten. 24 Karten mit dem Bild des „Guten Hirten" und 6 verschiedenen Bibelsprüchen. In Enveloppe Fr. 1. C. F. Spittler.

Giulio Guttobendrio oder: Segen des Gehorsams. Von A. M. Blankenstein; **Am Meeresstrande.** Haltet euch herunter zu den Niedrigen, und **Im Schatten des Domes.** Eine gesegnete Gabe, von A. v. Bonin; **Heim, ach nur heim,** frei nach dem Englischen von M. K.-G. C. F. Spittler, Basel. Vier nette Geschichtenbüchlein für Jung und Alt. à 25 Cts.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 2. 1884.

Inhalt.

Wie das Wort Gottes in aller Welt „läuft“ und der Name Christi gepriesen wird.

Werfen wir auch nur einen flüchtigen Blick auf die Missionsberichte der letzten Zeit, so begegnen uns auf allen Seiten neue Beweise der siegreichen Kraft des je mehr und mehr in aller Welt erschallenden Wortes Gottes.

Am 22. November 1883 wurde in Madagaskar die junge Königin Ranawalona III. feierlich gekrönt und von 200,000 ihrer Unterthanen als Landesmutter begrüßt. Neben ihrem Thronsessel lag auf einem besonderen Tischlein eine große englische Prachtbibel; auf dem Baldachin über ihr waren die Worte: „Gott mit uns“ zu lesen, und in ihrer Rede an die versammelte Menge erklärte sie nicht nur, die christlichen Schulen und Kirchen ferner schützen zu wollen, sondern bekannte auch als ihre eigenste Ueberzeugung, was die hl. Schrift sagt: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk“ und „Des Herrn Furcht ist der Weisheit Anfang!“

Aus Uganda hören wir, daß die drei ersten Evangelien in die Landessprache übersetzt sind, daß der König von Koki die dortigen Missionare besucht und diese Evangelien lesen gelernt hat, um, nach Hause zurückgekehrt, auch seine Gemahlin und seine Schwestern darin zu unterrichten; wir hören ferner, daß aller Feindschaft der Muhammedaner und aller Versunkenheit der Heiden zum Trotz doch schon 30 Erstlinge, darunter eine Tochter des gefürchteten Königs Mtesa, auf den Namen Jesu haben getauft werden können. Aus Oberägypten wird uns berichtet: „In Siut suchten beim Ausbruch der Cholera die Reichen ihre Angst zuerst dadurch zu verscheuchen, daß sie Nachts zu Spiel und Trunk zusammenkamen. Später, als die Furcht stärker wurde, beschlossen sie die Bibel zu lesen, und weil sie manches darin nicht verstanden, riefen sie einen evangelischen Prediger herbei. Dieser führte auch das Gebet ein, und solcher Bibelstunden sind es jetzt sechs in Siut, während ähnliche in allen Nachbardörfern gehalten werden. An manchen Orten lassen die guten Leute, die früher in Aberglauben und Gleichgültigkeit versunken waren, dem Missionar kaum Zeit zum Essen, so begierig sind sie, das Wort Gottes zu hören." In Marokko, wo Jahrhunderte hindurch kein Evangelium gepredigt worden, haben neulich zwei Angestellte der Britischen Bibelgesellschaft eine große Reise gemacht und beim muhammedanischen Volk gar freundliche Aufnahme gefunden. In Tanger ist ein Missionshaus errichtet und ein Missionsarzt (Dr. Witten) hat seine Samariterarbeit angefangen. In Nordamerika hat Missionar Robertson soeben seine Uebersetzung des Neuen Testaments in die Sprache der Krik-Indianer vollendet; an der Südspitze des Welttheils lesen seit 1—2 Jahren die armen Feuerländer wenigstens das Evangelium Lucas in ihrer eigenen Sprache; für die Tukudh-Indianer hat Missionar McDonald schon im vorigen Jahr das Neue Testament fertig übersetzt. In London führt gegenwärtig Missionar Turner die dritte verbesserte Auflage der Samoanischen Bibel durch die Presse, nachdem die Eingeborenen gegen 25,000 Exemplare der früheren Auflagen gekauft und nun nahezu verbraucht haben. Die neue Bibelausgabe wird nicht nur auf den 10 Inseln der Samoa-Gruppe, sondern auch auf mindestens ebensoviel anderen Inseln, wo die gleiche Sprache gesprochen wird, begierige Leser finden, und nicht weniger als 240 eingeborne Pfarrer und 500 eingeborne

Lehrer warten auf ihr Erscheinen. In Neuguinea, wo vor wenig Jahren mehrere polynesische Evangelisten ermordet wurden und die Mission nicht recht voranzukommen schien, werden jetzt die christlichen Lehrer fast überall willkommen geheißen, mehrere Gemeinden sind gesammelt und die Evangelien werden in der Landessprache gelesen; wo vorher nichts als Krieg, Blutvergießen und Kannibalismus herrschte, da zieht jetzt »Maino«, der Friede Gottes, ein.

Das sind lauter herzerhebende Fortschritte, durch welche unser Glaube an die Bestimmung des Wortes Gottes für alle Menschen und an seinen Sieg über alle Hindernisse mächtig gestärkt wird. Wollten wir nur von all den neuen Thüren erzählen, die sich in den letzten Jahren dem Evangelium aufgethan haben, und von all den neuen Bibelübersetzungen, die gemacht worden sind, wir würden kein Ende finden. Am augenfälligsten und großartigsten sind aber vielleicht doch die Aussichten, welche gegenwärtig durch

die Verbreitung des Evangeliums in Japan

eröffnet werden.

Wie überraschend schnelle Fortschritte hier das Christenthum macht, mögen folgende Zahlen beweisen. Die ersten evangelischen Missionare ließen sich 1859 in Japan nieder. Fast zehn Jahre lang dauerte es, bis hie und da ein paar Bekehrte getauft werden konnten. Im Jahre 1872 wurde die erste Gemeinde gegründet; 1876 gab es schon 1004 Getaufte, 1879 war ihre Zahl auf 2955, wieder drei Jahre später (1882) auf 4987 gestiegen, und 1883 waren es 6598. Diese christlichen Neulinge trugen im Jahre 1879 für kirchliche und überhaupt für religiöse Zwecke bei: 3189 Jen, 1882: 12,344 und 1883 nicht weniger als 16,666 Jen. Ein Jen ist ungefähr 4 Mark! Ganz enorm hat die Verbreitung christlicher Schriften, insbesondere auch einzelner Bibeltheile zugenommen. Im Jahr 1876 wurden ungefähr 6000 Exemplare abgesetzt, im Jahr 1883 dagegen 107,307! zwei evangelische Wochenblätter mit 2000 und zwei Monatsblätter mit 2700 Abonnenten nicht gerechnet! Diese Angaben sind einem Bericht der japanischen Evangelischen Allianz entnommen, welche im Januar dieses Jahres in Tokijo versammelt war. Sie sind eher zu niedrig als zu hoch. Wahrscheinlich sind es im Ganzen 7000 Bekehrte in

mehr als 100 Gemeinlein. Zur Bostoner Missionsgesellschaft gehören allein 19 Gemeinden, und diese haben im letzten Jahr einen Zuwachs von 465 Gliedern gehabt. In Imabari wurden z. B. 90, in Annaka 89 Neubekehrte aufgenommen. Und am ersten Sonntag des laufenden Jahres hat Pastor Ise in Imabari schon wieder 23 Personen getauft. Seine Sonntagsschule wird von 259 Kindern besucht und er ist der guten Zuversicht: „diese ganze Gegend wird in ein paar Jahren christlich sein.“ Fast am gleichen Tage wurde in Korijama (3. Januar) die zwanzigste Gemeinde der Bostoner Mission organisirt und für diese ein junger Pfarrer, Naruse, ordinirt. Dieser Ort liegt in der Nähe der alten Stadt Nara, welche bis zum Jahr 794 die Landeshauptstadt war und neuerdings wieder zu Bedeutung zu kommen anfängt. Auch hier sind bereits einige Christen. So wird das Feuer von Ort zu Ort weiter getragen. Bald ist's ein eifriger Evangelist, der durch Predigten und Vorträge wirkt, bald ein Kolporteur, der mit seinem Büchersack von Dorf zu Dorf zieht, bald ein bekehrter Schulmeister, der seine Schüler zu Christo weist; bald ein erweckter Arzt, der die frohe Botschaft seinen Patienten sagt; bald irgend ein Neugetaufter, der durch Wort und Wandel seinen Hausgenossen ein Wegweiser zum Leben wird. Gar manche sind durch das Lesen des N. Testaments oder anderer christlicher Bücher erweckt worden. Von den zahlreichen Beispielen dieser Art sei hier nur das folgende mitgetheilt.

Horiutschi Kesadschiro.

Nicht weit vom kleinen Dörflein Tosuki in der Provinz Baschiu wohnt ein junger Landmann Namens Horiutschi Kesadschiro. Vor drei Jahren kam er nach Osaka, hörte hier ein paar christliche Predigten und wurde überzeugt von der Nichtigkeit des Götzendienstes. Mit einem christlichen Buch, das er sich zu verschaffen gewußt, kehrte er nach Hause zurück und fieng an, darin zu lesen.

Etwa zwei Jahre darauf kollektirten die heidnischen Priester jener Gegend Geld für eine buddhistische Gegenmission gegen das Christenthum. In Tosuki allein kamen gegen 2000 Mk. zusammen. Manche verkauften ihre Kleider und andere sonst für unentbehrlich gehaltene Gegenstände, um auch etwas beisteuern zu können. Horiutschi aber erklärte, er sei ein Anhänger der christlichen Religion und könne natürlich nichts für diesen Zweck beitragen. Nun überliefen ihn die Leute mit allerlei Fragen: ob er denn wirklich an's Christenthum glaube, und seit wann, und ob er bereit sei, sich auch öffentlich dazu zu bekennen. „Ja wohl glaube ich an's Christenthum," gab er zur Antwort, „weder Scham noch Furcht soll mich abhalten, das zu bekennen." Ja, als einige dies Bekenntniß schwarz auf weiß zu haben wünschten, schrieb er auf ein Papier: „Ich glaube an Jesum Christum" und setzte seinen Namen darunter.

Die Priester nahmen die Sache sehr wichtig und beriethen tagelang, was zu thun sei; schließlich aber mußten sie sich selbst sagen, daß sie überhaupt nichts thun konnten, zumal auch alles noch so freundliche Zureden auf Horiutschi ohne Eindruck blieb. Endlich versuchten sie es bei seinem Vater. Dieser aber hatte längst nur Gutes über das Christenthum gehört, und zwar durch einen anderen Sohn, der zu einem christlichen Arzt in Tokijo in die Lehre gegangen war. So erklärte er denn: „Horiutschi habe volle Freiheit zu glauben was er wolle, und es sei ganz recht, wenn er nicht widerrufe." Nun waren die Priester erst recht blamirt.

Einige Zeit darauf kam unser junger Freund nach Janagutschi, und hier drangen aus einem Hause die Klänge eines Harmoniums an sein Ohr. „Das muß eine Kapelle sein," dachte er, gieng hinein und blieb zwei Tage bei den dortigen Christen. Auf dem Heimweg traf er in seinem Nachtquartier einen Kolporteur, sprach mit ihm die ganze Nacht durch, ließ sich allerlei christliche Schriften, namentlich Bibeltheile geben, und begab sich dann — wahrscheinlich auf den Rath des Kolporteurs — zum eingebornen Prediger Awjama nach Tsure. Mit diesem sprach er wieder den ganzen Tag, wohnte dann dem Abendgottesdienst bei und bat, als derselbe beendet war, um die heilige Taufe. Pastor Awjama aber meinte, es werde besser sein, er warte noch ein wenig und lerne inzwischen das Evangelium noch besser kennen. So kehrte er denn

ungetauft nach Hause zurück. Und jetzt sollte erst die schwerste Probe für ihn kommen. Den Priestern gelang es, all seine Freunde und Verwandten so gegen ihn aufzureizen, ja schließlich auch seinen Vater so einzuschüchtern, daß dieser in Horiutschi drang, er möchte doch um des lieben Friedens willen das Christenthum wenigstens für eine Zeitlang fahren lassen. „Jetzt weiß ich, was es heißt, von Jedermann gehaßt sein um des Namens Jesu willen und seine eigenen Hausgenossen zu Feinden haben. Aber ich liebe meinen Heiland und nichts kann mich von ihm abbringen. Er ist mir nahe und steht mir bei in aller Noth. Gern würde ich jetzt zu Ihnen kommen, aber ich darf nicht fort von hier" — so schrieb er damals an Pastor Awjama. Und dieser schrieb zurück, er sei bereit, nach Tosuki zu kommen und ihn zu besuchen. Horiutschi aber meinte, er sei eines solchen Besuches nicht werth, auch finde sich im ganzen Dorf kein Haus, das würdig sei, einen so großen Mann aufzunehmen!! Auf einem seiner Predigtausflüge kam nun aber Awjama doch nach Tosuki, begleitet von einem Gemeindeältesten. Leider war er europäisch gekleidet, so daß das ganze Dorf zusammenlief und in ein Geschrei ausbrach: „Seht, das ist der Lump, der unseren Horiutschi bezaubert hat! Was für ein gemeiner Kerl er sein muß u. s. w." Beide Christen übernachteten nun bei Horiutschi, und am nächsten Morgen wäre er gern mit ihnen gegangen, die Seinigen aber ließen es nicht zu. Doch gelang es ihm noch am gleichen oder am folgenden Tag, heimlich zu entfliehen und den Ort zu erreichen, wo Awjama gerade predigen wollte. Als er hörte, daß bei dieser Gelegenheit auch mehrere Taufen stattfinden sollten, bat er dringend, doch auch ihm das hl. Sakrament zu ertheilen. Er wurde geprüft und legte dabei eine solche Bibelkenntniß und eine so innige Liebe zum Herrn an den Tag, daß man ihm das Wasser nicht wehren konnte. Kaum getauft, kehrte er zu den Seinigen zurück und versucht nun, durch seinen gottseligen Wandel auch sie zu gewinnen.

Wie es scheint, stellt auch die japanische Regierung sich immer freundlicher zum Christenthum. Es verlautet: einer der bedeutendsten Männer Japan's, Ito Hirobum, sei kürzlich von einer Reise durch Deutschland nach Hause zurückgekehrt und habe dem Mikado die Vorzüge der christlichen Religion ernstlich an's Herz gelegt; er

selbst sei früher der Meinung gewesen, Kaiser Wilhelm und Bismarck seien nur aus Politik Bekenner des Evangeliums, ohne für ihre eigene Person daran zu glauben; jetzt habe er sich aber überzeugt, daß diese großen Männer aufrichtige Christen seien, und beide hätten ihm warm zugesprochen, um seiner selbst und um seines Vaterlandes willen möchte er sich doch mit dem Christenthum vertraut machen! In einem amerikanischen Blatt steht sogar zu lesen: „Der deutsche Kaiser hat dem Mikado eine Bibel übersandt und ihm die Lehren derselben als beste Stütze für seine Regierung empfohlen." Schon sollen mehrere Minister sich auf das Studium christlicher Bücher gelegt und der bisherige konfucische Hoflehrer angefangen haben, die früher von ihm verachtete heilige Schrift aufmerksam zu lesen; ja, in einen Studiengang, der neulich allen denjenigen vorgeschrieben wurde, die Schinto-Priester zu werden wünschen, soll auch die Lektüre der Bibel und einer christlichen Apologetik von Missionar Dr. Martin aufgenommen sein. Ob das alles sich wirklich ganz so verhält, vermögen wir nicht zu sagen. Bei Japan ist man aber so sehr an Ueberraschungen gewöhnt, daß nichts der Art mehr unglaublich erscheint. Soviel ist gewiß, daß vor kurzem in einem der Regierung gehörigen Saal von Missionaren und anderen Rednern unter dem Vorsitz des amerikanischen Gesandten Bingham eine Reihe von Vorträgen zur Vertheidigung des christlichen Glaubens ist gehalten worden, daß viele Studenten, Beamte und andere Heiden zuhörten und die gedruckten Reden jetzt verbreitet und gelesen werden. Der Herr wolle den ausgestreuten Samen viele Frucht tragen lassen bei Vornehmen und Geringen! Die Zeit dürfte nicht mehr fern sein, wo ganz Japan Seinen Namen bekennt.

Die Höflichkeit der Heiden,
eine Schwierigkeit für den Bibelübersetzer.

Im Missionsmagazin haben wir neulich (S. 115) die Uebersetzungsarbeiten des holländischen Missionars Coolsma erwähnt. Welche Schwierigkeiten ihm dabei die Sunda-Sprache bereitet hat, davon mögen hier einige Proben folgen.

Die Sundanesen sind sehr höflich oder vielmehr sie sehen sehr genau auf den Rang und Stand eines jeden, mit dem sie zu thun haben. Reden sie mit einem Höherstehenden, so führen sie nicht nur in den Formen der Anrede, sondern auch in der Wahl der übrigen Worte eine ganz andere Sprache, als im Gespräch mit Untergebenen oder Gleichgestellten. So giebt es: 1) niedrige Wörter, welche gebraucht werden, um verächtlich von einer Sache oder einer Person zu reden, 2) gewöhnliche Wörter, die überall gebraucht werden können, also sozusagen neutral sind, 3) mittelmäßige Wörter, welche gebraucht werden, wenn man von sich selbst oder von anderen zu einem Dritten spricht, 4) hohe oder feine Wörter, welche einen Höherstehenden betreffen, und endlich 5) sehr feine Worte, mit denen man einem Vorgesetzten ganz besondere Ehrfurcht beweisen will.

Nun erinnere man sich an die Gespräche Jesu mit seinen Gegnern, insbesondere an sein Verhör vor dem Hohenpriester und vor Pilatus. Welche Art von Wörtern sollte hier gewählt werden? Als Angeklagter und schon als Unterthan stand Christus tief unter diesen Männern, als Gottessohn war er unendlich über sie erhaben. Und wie sollte man ihn mit dem Satan und diesen mit ihm reden lassen in der Versuchungsgeschichte?

Ueberdies ist die Sunda-Sprache bei all ihrem Reichthum doch sehr arm an Ausdrücken für allgemeine Begriffe, ähnlich wie es z. B. in der Pescheräh-Sprache zwar eine Menge Namen für allerlei besondere Fischgattungen, aber kein einziges gemeinsames

Wort für „Fisch“ giebt. So haben die Sundanesen kein Wort für tragen, sehen, gehen u. dgl., wohl aber eine Unzahl von Bezeichnungen für alle möglichen Arten des Tragens, Sehens u. s. w. Da giebt's ein besonderes Wort für aufwärts- und für abwärts-, für rückwärts- und für vorwärtsgehen u. dgl. mehr. Manche Begriffe fehlen ganz, wie das ja bei allen noch nicht christianisirten Sprachen der Fall ist; z. B. Prophet, Gemeinde, Kreuz u. dgl. Durch den Islam sind freilich manche biblische Ausdrücke längst in die Sunda-Sprache eingeführt, wie die Bezeichnungen für Gott, Engel, Teufel, Bekehrung, Frömmigkeit, Ewigkeit, Seligkeit, Wunder u. s. f., manche derselben haben aber gerade durch den Islam einen schädlichen Beigeschmack bekommen, was auch ein großer Uebelstand ist. Dann fehlen wieder Worte für allerlei gewöhnliche Dinge, die in der Bibel vorkommen, den Sundanesen aber fremd sind; z. B. das Wort „Brot“. Ein Lamm heißt auf Sundanesisch anak domba, „das Junge des Schafes;“ wie soll da das feierliche „Lamm Gottes“ übersetzt werden?

Doch zurück zur Höflichkeit. Die ist ja in China und in Japan noch größer als bei den Sundanesen. Am weitesten aber haben es die Koreaner darin gebracht, und das zeigt sich am meisten in der Sprache. Personen, die nach Alter oder Rang nicht gleich stehen, dürfen z. B. nie die direkte Anrede gebrauchen, wenn sie miteinander reden. Würde man nun in der Bibel z. B. in den Psalmen und anderen Gebeten überall das „Du“ beibehalten, womit Gott angerufen wird, so würde das den Koreanern unaussprechlich grob und gemein erscheinen. Missionar Roß hat daher in seiner Uebersetzung des Vaterunsers statt „Dein“ überall „des Vaters“ gesetzt. Des Vaters Name werde geheiligt, des Vaters Reich komme u. s. w.! Und die Jünger läßt er, wenn sie den Herrn anreden, stets sagen: „Der Meister thue dies und das!“ oder: „Der Herr wolle dies und das thun!“ — also überall Umschreibungen statt der schlichten, direkten Rede, wie wir sie gerade Gott und dem Heiland gegenüber so schön finden. Da gilt es allen alles werden und nicht eigensinnig auf Aeußerlichkeiten bestehen, die uns nun einmal gewohnt und werth sind. Aber selbst bei aller Bereitwilligkeit mit den Koreanern wirklich koreanisch und mit den Sundanesen wirklich sundanesisch zu reden, bleibt es eben doch über alle Maßen schwer, in jedem einzelnen Fall das Rechte zu treffen.

Ist so ein Neues Testament einmal gedruckt und noch dazu schön eingebunden, da sieht alles ganz glatt und leicht aus. Wer aber diese Uebersetzungsschwierigkeiten in Betracht zieht, dem wird jedes dieser Büchlein als eine herrliche Errungenschaft, ja als eine Gnadengabe Gottes erscheinen.

Ein Wohlthäter China's.

Am 16. März 1884 ist in New Haven Dr. Samuel Wells Williams 72 Jahr alt gestorben, nachdem er 23 Jahre lang Missionar in China, 20 Jahre lang Sekretär und Dolmetscher der amerikanischen Gesandtschaft in Peking und endlich fast 8 Jahre lang Professor der chinesischen Sprache und Literatur am Yale College gewesen. Er war geboren am 22. September 1812 in Utica, Neu-York, wo sein Vater ein geachteter Buchbinder, Drucker und Händler war, der sich nicht nur durch Muth und Gemeinsinn, sondern auch durch seine Frömmigkeit auszeichnete. Die Mutter war eine eifrige Missionsfreundin und sah zwei ihrer Söhne in den Missionsdienst eintreten. Der jüngere, Wilhelm Friedrich, starb nach 22jährigem Dienst in der Türkei (Mardin), der ältere ist unser Samuel. Schon in der Sonntagsschule, wo er das ganze N. T. auswendig lernte, und im Elternhaus empfieng er tiefe christliche Eindrücke; zur Entscheidung aber brachten ihn die Erweckungspredigten des bekannten Finney. Im April 1832 berief ihn die Bostoner Missionsgesellschaft als Buchdrucker nach China. Er stellte nur die Eine Bedingung, daß man ihm ein Jahr Zeit lasse zur technischen Vorbereitung. Gründlichkeit und weise Voraussicht waren ihm schon damals eigen. Am 28. Oktober 1833 kam er in Kanton an. Im Jahre 1835 gieng er nach Makao und druckte hier Medhurst's Wörterbuch. Im Jahr 1837 reiste er nach Japan, um einige schiffbrüchige Japaner in ihre Heimat zurückzugeleiten. Das Schiff durfte jedoch nicht landen, und insofern war

diese Expedition mißrathen. Dagegen lernte Williams von den Schiffbrüchigen die Sprache und übersetzte sogar das erste Buch Moses und das Evangelium Matthäi in dieselbe, natürlich sehr unvollkommen. Viel werthvoller waren die Hilfsbücher zur Erlernung des Chinesischen, deren er mehrere herausgab, und eine Zeitschrift »The Chinese Reporsitory«, die er viele Jahre lang redigirte. 1844 kehrte er für einige Zeit nach Amerika zurück, wo er Vorträge über China hielt, aus denen sein bekanntes Buch „Das Reich der Mitte" hervorgegangen ist. 1847 verheirathete er sich, 1849 erhielt er den Doktortitel, 1853 begleitete er Commodore Perry's Expedition nach Japan als Dolmetscher. Das Honorar, das er hiefür bekam (10,800 Mk.), legte er einfach in die Missionskasse. 1854 war er wieder in China literarisch beschäftigt. Im September 1855 wurde er Sekretär und Dolmetscher der amerikanischen Gesandtschaft, trat aber erst 1857 aus dem Dienst der Missionsgesellschaft aus, nachdem mit den Faktoreien der Europäer auch seine Buchdruckerei in Kanton zerstört worden war. Im März 1857 begleitete er den amerikanischen Gesandten Reed nach Schanghai und Tientsin, wo 1858 jene Verträge zu Stande kamen, durch welche China eigentlich erst für die Mission aufgeschlossen wurde. 1862 siedelte er mit der Gesandtschaft nach Peking über; 1874 gab er die erste Auflage seines großen chinesischen Lexikon's heraus; eine zweite erschien 1883.

Am 25. Oktober 1876 nahm er für immer Abschied von China, wo er 43 Jahre lang gearbeitet hatte, und ließ sich in New Haven nieder, wo er zum Professor des Chinesischen, zum Präsidenten der Amerikanischen Bibelgesellschaft, sowie der Morgenländischen Gesellschaft ernannt wurde. Wenige Wochen vor seinem Tode vollendete er noch eine neue Auflage seines klassischen Buches über das „Reich der Mitte": »The Middle Kindom«. Was er als Missionar, als Gelehrter und als Diplomat für China wie für Japan geleistet hat, wird von seinen Landsleuten vielleicht ein wenig überschätzt. Daß seine Verdienste sehr bedeutend sind, wird aber allgemein anerkannt. Wie Benjamin Franklin, hatte auch er als Buchdrucker seine Carriere begonnen, um schließlich vor Königen zu stehen und den Rath der Großen zu beeinflussen. Und nach einem wechselvollen, an Gefahren und Anstrengungen reichen Leben war ihm ein friedliches sonniges Alter bescheert, wie es

wenigen zu Theil wird. Dem „Yale College" hat er 20,000 Mk. vermacht zur Errichtung einer chinesischen Professur, wohl wissend, daß dem chinesischen Volk kein besserer Dienst geleistet werden kann als der, daß christliche junge Männer seine Sprache gründlich lernen, um dann durch Wort und Schrift das Evangelium in derselben zu verbreiten.

Eine indianische Sage.

Im Stamme der Seminolen hat sich folgende interessante Sage über den Ursprung des ersten weißen Mannes gebildet.

Als der große Geist die Erde erschuf, bildete er gleichzeitig drei weiße Menschen. Er führte dieselben an ein kleines Wasser, damit sie sich waschen sollten; der erste, der dem Befehl gehorchte, kam aus dem Bade strahlender und blendender hervor, als seine Mitbrüder waren. Der zweite sprang nach einigem Zögern auch in das Bad; aber das Wasser war vom ersten schon so getrübt worden, daß er ganz kupferfarbig herauskam. Dem dritten ergieng es noch schlimmer; er kam aus dem Wasser, dessen Schlamm und Grund durch das Bad der beiden ersten ganz aufgewühlt war, ganz schwarz heraus. Alsdann legte der große Geist vor den Dreien drei Bündel nieder und überließ aus Mitleid mit dem Schwarzen diesem die erste Wahl. Dieser wählte nach sorgfältiger Prüfung des Gewichtes das schwerste Bündel. Der Kupferfarbene nahm sich das nächst schwere, und dem Weißen blieb das leichteste übrig. Als die drei nun neugierig die Bündel ihrer Wahl öffneten, fand der Schwarze in dem seinigen eine Axt, eine Schaufel, eine Pike und andres Handwerkszeug; der Kupferfarbene entdeckte in dem seinigen Kriegs- und Fischereigeräth; der Weiße aber in dem seinen Tinte, Papier und Feder, die Mittel des denkenden Geistes und der überlegenen Civilisation.

Auch eine Mission.

Wir leben in einer Zeit, wo nicht bloß im Geschäftsleben, sondern auch auf dem Gebiet der Kirche, der Schule, der Mission alles raffinirt und mit einer Fülle von technischen Hilfsmitteln betrieben wird, wie man noch vor wenig Jahrzehnten sie nicht gekannt hat. Man denke nur an die Fortschritte, die im Anschauungsunterricht noch beständig gemacht werden, oder an die unermüdliche vielverzweigte Thätigkeit der Bibel- und Traktatgesellschaften. Ueberall ist's darauf abgesehen, nicht bloß auf das Ohr, sondern auch auf das Auge, nicht bloß auf Verstand und Gewissen, sondern auch auf den Kunstsinn und das Gemüth oder doch durch diese zu wirken.

Ein Versuch dieser Art ist die „Spruchkarten-Mission," wie sie seit mehreren Jahren von einer Frau Grimke in Manchester*) betrieben wird. Diese unternehmende Dame hat in mehr als fünfzig Sprachen einige der wichtigsten und schönsten Bibelsprüche, wie Johannis 3, 16; Römer 6, 23; 1 Timotheus 1, 15, auf nette, mit Blumen und Sinnbildern verzierte Kärtchen drucken lassen und verkauft diese zu erstaunlich billigen Preisen an Missionare und Evangelisten in aller Welt. Die Proben, die sie uns gesandt hat, haben uns wohlgefallen. Es befinden sich darunter auch Sprüche in Malajalam und Kanaresisch, die von den Basler Missionaren in Indien gern gebraucht werden. Aber auch allerlei europäische Sprachen sind vertreten: Schwedisch, Finnisch, Russisch, Englisch und — ohne Zweifel — auch Französisch, Deutsch u. s. f. Gern giebt man ja nach einem Krankenbesuche oder auch nach einer Versammlung denen, welche das mündlich verkündigte Wort vernommen haben, auch noch etwas Gedrucktes zur Erinnerung an das Gehörte in die Hand. Oft ist es schwer, ein passendes Traktätchen zu finden, und auch Bibeltheile sind nicht überall angelegt. Diese einfachen Spruchkarten aber kann man Jedermann geben und schwerlich wird ein Empfänger sie zerreißen oder wegwerfen, wie das ja leider mit vertheilten Büchlein so manchmal geschieht. Sie kosten gerade einen Pfennig das Stück, einige extra hübsch ausgestattete auch etwas mehr. Lithographirt sind sie — nicht etwa in England, wie man erwarten sollte, sondern in Lahr (Baden) bei E. Kaufmann, der überhaupt manches Schöne fürs Ausland zu liefern scheint. Seine „Fünf Karten aus dem Kinderleben mit Bibelsprüchen," die „Zehn Psalmenworte mit Blumen und Landschaften," die „Köstlichen Perlen aus Gottes Wort" sind nicht nur der Sprache, sondern auch dem Geschmack nach

*) Adresse: Mrs. Grimke, Hilton Park, Prestwich, Manchester.

durchaus deutsch und wohl auch in Deutschland bekannt. Ganz neu und überraschend aber waren uns eine Reihe ähnlicher Artikel in englischer Sprache, die nicht in Deutschland, sondern im Diakonissenhaus zu Mildmay Park, London, N. verkauft werden. Darunter finden sich sehr schöne Sachen, die nicht nur künstlerisch befriedigen, sondern auch tiefchristlich gedacht und sehr sorgfältig ausgeführt sind, z. B. 4 größere Bilder mit goldenem Rand in gothischer Bogenform, etwas breiter und bedeutend höher als das Format der „Bibelblätter“ und sehr geeignet zur Benutzung in Krankenzimmern. Das eine stellt eine vom Raubvogel verfolgte, durch einen Sturm in ihrem Flug gehemmte Taube dar, die in einer Felsspalte Schutz sucht; das andere eine Karawane in der Wüste, die auf einen Wasserquell zueilt u. s. f. Die beigefügten Bibelstellen sind überaus sinnig gewählt und halten den Beschauer ordentlich fest. Warum werden die gleichen Bilder nicht auch mit deutschem Text herausgegeben? Zuviel der Art haben wir noch lange nicht. Die in der Frankfurter Schriftenniederlage des Evangelischen Vereins erschienenen Wandsprüche (darunter das Glaubensbekenntniß in sehr großem Format) sind zwar prächtige Proben von reinlichem Gold- und Farbendruck, entbehren aber der bildlichen Darstellung. Tadellos in der Ausführung sind auch die in unendlicher Auswahl von Gebrüder Obpacher in München herausgegebenen Blumenkarten und Blumenkreuze; aber eine so innige und sinnige Wechselbeziehung zwischen Wort und Bild, wie bei den oben erwähnten, findet sich hier nicht. Sie haben mehr kirchlichen oder katholischen, als gerade biblischen Charakter, obgleich die Auswahl der Bibel- und Apokryphensprüche auch bei ihnen eine recht passende ist.

Unter den Obpacher'schen „Frühjahrs-Neuheiten“ haben uns besonders angesprochen: „Die Wochentage;“ sieben allegorische Bilder mit Bibelversen; „Seid Getrost;“ sechs Blumenkreuze von M. Höpffner mit Trostsprüchen; „Ruhe in Gott;“ „Mahnworte aus Gottes Munde;“ „Gott mit uns“ u. s. f. Recht geschmackvoll und empfehlenswerth sind auch die „Sechs Condolenzkarten“ (Preis Mk. 1.20), die „Hundert Miniaturkärtchen“ (20 Muster mit frommen Texten für Sonntagschulen, Preis 75 Pf.), das große „Trauungsandenken“ (zum Einrahmen, 2 Mk.) u. s. f.

Billig sind diese Sachen gerade nicht. Wohlhabendere Leute aber sollten sich eine Freude, wo nicht ein Geschäft daraus machen, gerade diese etwas vornehmer sich ausnehmenden Spruch- und Blumenkarten dahin zu schenken, wo sonst vielleicht kein Gotteswort hindringt, oder auch dahin, wo die künstlerisch schöne Form neben dem biblischen Trost- oder Mahnwort erhebend und veredelnd zu wirken verspricht. Ein schöner Wandspruch in einem ganz armen, vielleicht schmutzigen Krankenzimmer kann manchmal Wunder wirken. Es kommt nur darauf an, daß alles an die richtige Adresse gebracht

wird. Wenn fromme Leute alle Zimmer voll haben mit solchen Wandsprüchen, Kreuzen u. dergl., so können dieselben einem wahrhaft zum Ueberdruß werden. Finden sich aber liebende Hände, sie auszutheilen und dahin zu bringen, wo sie hingehören, so ist das in der That — auch eine Mission.

Soeben kommt uns ein Traktätchen zu, das eine rührende Geschichte erzählt von dem Segen, der durch die „Spruchkarten-Mission" in China gestiftet wird. Vielleicht können wir sie in der nächsten Nummer unseren Lesern mittheilen.

Bücherschau.

Neue Erscheinungen aus dem Verlage von C. F. Spittler in Basel:

Seiß Dr. J. A. **Die Offenbarung Jesu Christi** in Vorträgen. Deutsche, autorisierte Ausgabe, nach dem englischen Original bearbeitet von Athanasius Stuckert. 428 S. 8° brosch. Fr. 5. = Mk. 4.

Geistvolle, originelle Reden eines der bedeutendsten Prediger Nord-Amerika's, des Präsidenten der lutherischen Synode in Philadelphia. Dieser erste Band umfaßt Kap. 1—7.

Orelli C. v., ord. Professor der Theologie. **Durch's Heilige Land.** Tagebuchblätter. Dritte Auflage mit einer Karte von Palästina und sieben Ansichten. 290 S. 8° br. Fr. 4. = Mk. 3. 20.

Die 3. Ausgabe des bereits in 2 starken Auflagen verbreiteten Buches ist nun mit Holzschnitten geschmückt, ohne daß der Preis erhöht wurde. Wir empfehlen dasselbe insbesondere wegen der darin gebotenen Beiträge zum Schriftverständniß.

Stretton Hesba. **Des Herrn Schatzmeister.** Eine Erzählung für Alt und Jung. 177 Seiten. broch. Fr. 1 = 80 Pfg.

Mit bekannter Meisterschaft führt uns Hesba Stretton, die Verfasserin von „Jessika's erstes Gebet", in dieser Erzählung in die Londoner Bettlerwelt ein und zeigt uns die düstere Seite einer unbedachten, gedankenlosen Wohlthätigkeit, die oft in Wahrheit nur Trägheit ist, da sie nicht aus Liebe zu Jesu und zu den Seelen entspringt.

Mary Jones und ihre Bibel oder „Das Himmelreich ist gleich einem Senfkorn". Eine wahre Geschichte. Nach den besten Quellen wiedererzählt von M. E. R. Aus dem Englischen von M. K.-G. 132 S. broch. 85 Ct. = 70 Pfg.

Mary Jones ist das walisische Mädchen, das vor mehr als 80 Jahren den Anstoß zur Gründung der britischen Bibelgesellschaft gab. Sie hat es verdient, daß ihr dies Denkmal gesetzt worden. Die 12 dem Text beigegebenen Bilder sind eine werthvolle, zum Theil sehr merkwürdige Zugabe.

Zeller Reinhard. **Brauchet eure Bibel.** Ein Mahnwort. 36 S. broch. 20 Ct. = 15 Pfg.

Thurneysen Ed., Pfarrer in Kilchberg. **Sonntagsbüchlein auf den Lebensweg junger Christen.** Herausgeg. von der Sonntagsheiligungs-Gesellschaft Basel. 55 S. broch. 25 Ct. = 20 Pfg.

Kägi J., Pfarrer am Diakonissenhaus in Riehen. **Von der christlichen Barmherzigkeit** und vom Diakonissenberuf. Eine Predigt. 14 S. broch. 25 Ct. = 20 Pfg.

Von der **Vereinsbuchhandlung in Calw und Stuttgart** sind uns zugegangen:

Die Biblischen Alterthümer. Von **Ad. Kinzler,** sechste Aufl., in Lwd. geb. Mk. 2.75 u. **Biblische Naturgeschichte** vom gleichen Verfasser, neunte Aufl., geb. Mk. 2.25. Zwei ausgezeichnete Hilfsmittel zum Verständniß der hl. Schrift, nach Inhalt, Form und Ausstattung gleich empfehlenswerth; für Geistliche wie für Laien gleich brauchbar. Die zahlreichen Abbildungen sind eine fesselnde und lehrreiche Beigabe. Auf die Alterthümer möchten wir ganz besonders auch alle Judenmissionare aufmerksam machen. Für forschende Israeliten dürften dieselben sich als eine vorzügliche Einführung in die christliche Lehre erweisen.

Tausend biblische Fragen und Antworten. Von Dr. **Barth.** Fünfte Aufl. geb. Mk. 1. Für Sonntagsschulen wie für den Familienkreis immer noch sehr brauchbar.

Aus der **Schriftenniederlage des Evang. Vereins in Frankfurt** a. M.

Psalmen-Register, angeordnet nach deren Inhalt zur Erleichterung des Gebrauchs derselben für Amtshandlungen, Hausandachten und Privaterbauung. Ein zu jeder Psalterausgabe passender Anhang von Dr. V. Andreä. Preis 10 Pfg.

Christlicher Bücherschatz. Illustrirter Katalog für das deutsche Haus mit kritischem Jahresbericht, herausgeg. von Gustav Schlosser. V. Jahrg. Preis 75 Pfg.

Denkschrift des zweiten Evang. Schulkongresses zu Kassel, vom 24. bis 27. Sept. 1883. Sehr beachtenswerth für Pädagogen. Preis Mk. 2.

Dr. **Martin Luther's Evangelien-Predigten,** aus der Haus- und Kirchenpostille auf alle Sonn- und Festtage im Kirchenjahr ausgewählt von Pfarrer Gustav Schlosser. Preis geb. Mk. 2.

Wie mancher hat sich beim Lutherjubiläum vorgenommen, nun auch fleißig in Luther's Schriften zu lesen, diesen Vorsatz aber bis heute nicht ausgeführt. Wohlan! hier ist eine Auswahl von Lutherpredigten, wie man sie charakteristischer und lehrreicher nicht haben kann; da greife jeder zu und lese sich recht hinein; er wird es nicht bereuen. Für eine zweite Auflage möchten wir bitten: 1) um ein Verzeichniß der behandelten Texte, 2) um großen Druck der in den Predigten citirten Texteswort, 3) um Weglassung des Bildes.

Aus dem Verlage von **C. Bertelsmann** in **Gütersloh**:

Witt H. **Biblische Geschichten** A. u. N. Testaments mit Bibelwort und freier Zwischenrede anschaulich dargestellt. Bd. 3. Preis Mk. 4.

Eine fleißige, gewissenhafte und geschickte Arbeit, die wohl geeignet ist, manchem evangelischen Lehrer und Hausvater eine seiner heiligsten Aufgaben wesentlich zu erleichtern. Der vorliegende Band umfaßt die vier Evangelien und die Apostelgeschichte.

Cremer Dr. H. Ueber den **Zustand nach dem Tode,** nebst einigen Andeutungen über das Kindersterben und den Spiritismus. 80 Pfg.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.

In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.

Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.

Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 3. 1884.

Inhalt.

Geschichten und Gedanken zu einigen Bibelstellen.

1. Man muß Gott mehr gehorchen, denn den Menschen.

Apostelgesch. 5, 29.

Vor einigen Jahren hat sich im Holsteinischen, nicht weit von Oldesloe, folgender merkwürdige Fall zugetragen. Dort wohnte ein Bauer und der Bauer hatte einen Knecht. Der Knecht war gottesfürchtig, aber der Bauer war gottlos. Nicht daß er in Schändlichkeiten und Frevel gelebt hätte, er führte vor der Welt einen unbescholtenen Wandel, denn weder stahl noch betrog er, und seine Schulden bezahlte er richtig; aber weiter reichte seine Gottesfurcht auch keine Hand breit, und an etwas zu glauben hielt er für lächerlich, weil, wie er meinte, auch der Bauer heute nicht mehr so dumm sei. Der Knecht aber war noch so dumm, und aller Spott des Bauern, ihm seinen Glauben aus dem Kopf zu treiben, wollte nicht anschlagen. Wo nur ein Grund war, ihm was am Zeuge zu

flicken, da that es der Bauer nicht mehr als gern, und wo kein Grund war, da schüttelte er sich etwas aus dem Aermel. Wenn ein Rad zerbrochen war, sollte die Frömmigkeit daran schuld sein; wenn ein Kalb krank war, sollte er es gesund beten, und wenn im August die Witterung naß war, so wurde das Kirchengehen vermaledeit. Der Knecht gieng einfältig und still seines Weges, that seine Pflicht und gab auf des Bauern Dummheiten solchen Bescheid, daß er wohl merkte, die Frömmigkeit sei nicht auf den Kopf gefallen. Den Bauer verdroß das und er wünschte nichts mehr, als daß der Knecht sich etwas möchte zu Schulden kommen lassen, damit er ihm auf den Leib könne. Allein beim besten Willen fand er nicht den Anlaß dazu; vielmehr that der Knecht oftmals weit mehr, als ihm zu thun oblag und billig verlangt werden konnte, und zwar mit solchem Verstand und Geschick, daß der Bauer nicht wußte, ob er sich mehr darau freuen oder mehr ärgern sollte. Aber auf einmal wurde es anders. Bis dahin nämlich hatte der Bauer am Sonntage niemals weder gearbeitet, noch seinen Knecht arbeiten lassen, nicht weil ihm sonderlich daran gelegen war, den Feiertag heilig zu halten, sondern weil ihm die alte Gewohnheit noch in den Knochen lag, welche er von seinem Vater und Großvater geerbt hatte. Denn diese waren fromme Bauersleute gewesen. Und wie die Sonne auch nach ihrem Untergang noch einen hellen goldfarbenen Lichtschein über den Himmel wirft, so war aus der Väter Zeit noch ein Lichtschein heiliger Sitte in dem Hause unseres Bauern zurückgeblieben; doch dieser Lichtschein wird bleicher und bleicher und endlich verlöscht er gar. Solch ein Erbleichen des Tageslichtes war zu sehen, als eines Sonnabends der Bauer zum Knecht in den Stall kam und ihm ansagte, daß morgen gearbeitet werden solle. „Aber am Sonntag arbeiten wir ja nicht," antwortete der Knecht. „Ich sage, wir arbeiten morgen," sagte der Bauer. „Sonntags arbeite ich nicht," erwiderte jener. „Er Faulpelz!" schrie der Bauer, — „schlägt sich den Bauch voll und faullenzt! Hier bin ich Herr! Morgen wird gearbeitet und damit basta!" Er drehte ihm den Rücken und schlug hinter sich die Stallthür zu. Der Knecht stand still und sah ihm nach. Dann schnitt er ruhig sein Stroh weiter, wie er es zuvor gethan. Der Sonntag kam; unser Knecht war frühe auf und besorgte im Stall und in der Scheune alles, was sonst sein Geschäft war. Um die Kirchzeit kommt der Bauer

und befiehlt ihm, daß er auf das Feld soll und pflügen. „Vorwärts!“ rief er, „vorwärts! sonst mach' ich ihm Beine!“ Der Knecht versetzte: „Das kann ich nicht thun, es ist wider Gottes Gebot.“ Da wurde der Bauer wild wie ein Puter, warf eine Mistgabel wider die Wand und schrie: „Aber er soll, ich will es!“ Doch der Knecht sprach: „Ich thue es nicht, es ist wider Gottes Gebot.“ Wahrscheinlich hätte der Bauer von seinen Fäusten Gebrauch gemacht, wenn er nicht trotz seines Ingrimms Verstand genug gehabt hätte, an des Knechtes Fäuste zu denken, die auch nicht von Stroh waren; darum rief er blos: „Er soll in's Loch! Ich will ihn schon kriegen!“ Und am nächsten Morgen war sein erster Gang zum Gericht, den Knecht wegen Ungehorsams zu verklagen.

Der Knecht wurde vorgefordert, und als der Termin kam, zog er seinen blauen Kirchrock an und erschien vor dem Amtmann, wo der Bauer bereits stand und wartete. Nun wurden sie mit Namen aufgerufen; der Amtmann setzte die Brille auf und verlas aus einem großen Aktenstücke die Klage. „Ihr seid also verklagt,“ redete er hierauf den Knecht an, „eurem Dienstherrn nicht den schuldigen Gehorsam geleistet zu haben.“ — „Er ist ein Taugenichts,“ schrie der Bauer dazwischen, — „ein Taugenichts ist er!“ — „Schweigt still!“ befahl der Amtmann, „bis Ihr gefragt seid!“ Der Bauer war kreideweiß vor Aerger und biß in seine Hutkrämpe; aber jener fuhr fort: „Ist es wahr, daß Ihr eurem Herrn den Gehorsam verweigert habt?“ „Ja,“ erwiderte der Knecht. — „Wißt Ihr nicht, daß ein Knecht seinem Herrn gehorsam sein muß?“ „Herr Amtmann,“ sagte der Knecht, „Recht ist Recht, Unrecht ist Unrecht. Gerader Weg ist gut, krummer führt zum Teufel. Ich weiß, daß ich meinem Herrn gehorchen muß, und Ungehorsam ist schlimm, denn es steht geschrieben: Ihr Knechte seid gehorsam euern leiblichen Herren mit Furcht und Zittern, in Einfältigkeit des Herzens, als Christo. Aber an einem anderen Orte stehet geschrieben: Ihr sollt Gott mehr gehorchen denn den Menschen. Herr Amtmann, der Mann ist gallig, weil ich fromm sein will, darum fängt er an, mir Sonntagsarbeit aufzupacken. Sonntagsarbeit ist unter uns nicht ausgemacht. Ich will arbeiten Tag und Nacht, und mir ist nichts zu schwer, und ich thue alles willig, das weiß mein Herr auch; aber Sonntags, wenn ich meinen Stall rein

habe und das Vieh gefüttert, dann muß ich in die Kirche, denn ich habe eine unsterbliche Seele. Und wenn mein Herr das nicht will, kann er mich aus dem Dienste schicken. Herr Amtmann, was anderes weiß ich nicht." Der aber sprach: „Lieber Mann, ich muß auch Sonntags arbeiten, einen Sonntag wie den andern, und da hilft mir gar nichts." Der Knecht sprach: „Schlimm genug, Herr Amtmann, Sonntags müßt Ihr hübsch in die Kirche gehen, Ihr braucht auch Gottes Wort. Du sollst den Feiertag heiligen — das ist Gottes Gebot, Herr Amtmann, das habe ich gelernt, und das werde ich halten." Der Amtmann machte dem Verhör schnell ein Ende. Er war verdutzt und seine Gelehrsamkeit auf den Sand gerathen. Der Bauer wollte räsonnieren, aber ihm wurde der Mund gestopft. Nach vierzehn Tagen kam das richterliche Erkenntniß des Inhaltes, daß der Bauer nicht Recht noch Fug habe, seinen Knecht an Sonn- und Feiertagen zur Arbeit zu zwingen, sondern wenn er sich mit ihm nicht gutwillig einigen könne, so habe er ihn in allen Ehren des Dienstes zu entlassen.

Wenn ich einen Knecht brauchte, **den** nähme ich gleich.

(Lutherisches Kirchenblatt, Philadelphia.)

---

2. Das Herz der Väter bekehren zu den Kindern.

Mal. 4, 6.

In Christi Wunden schlaf' ich ein,
Die machen mich von Sünden rein:
Ja, Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid,
Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.

Es ist etwa 350 Jahre her, daß der fromme Doktor Paulus Eber, der an dem Kreuz auf Golgatha seinen König geschaut, in obigem Verslein die ganze, große, selige Erfahrung der Begnadigung und die Hoffnung des ewigen Lebens innig und kindlich bekannt hat. Und wer könnte zählen, wie oft seitdem aus gläubigem Kindermund dies Gebetlein ihm nachgebetet ist, und wie oft es auch Alten und Sterbenden der trostvolle Geleitsmann geworden ist. Wie auch der Welt Lauf in den Jahrhunderten sich wandelt, die aus Gottes Wort geschöpften Wahrheiten behalten ihre Lebenskraft und schaffen tausendfältige Frucht. So dieses Verslein. Laßt mich euch davon eine Geschichte erzählen:

Der Zimmermeister Lange und der Drahtzieher Weidemann waren Nachbarn. Zwischen ihren Häusern lag ein freier Platz, zehn Schritte lang und breit, und eine Hecke hatte ihn sonst vom Wege geschieden. Eines Abends geht der Drahtzieher hin und fällt, weil eben sein Holz alle war, einen alten Heckenstamm, der noch stehen geblieben. Der Zimmermeister schaut zu und fragt, warum er nicht lieber bei ihm Späne hole? erhält aber die Antwort: „Ich danke freundlich, so lange ich selbst noch habe." Da sprach jener: „Ihr habt aber selber mit nichten, denn die Hecke ist mein sammt dem Grunde." Mit diesem Worte aber war zwischen den beiden Nachbarn der Friede, der so alt war, wie der Heckenstamm, auf einmal abgehauen. Der Schulmeister des Orts suchte den Streit zu schlichten, allein umsonst. Man geht zu Gerichte, von Instanz zu Instanz, es finden Zeugenverhöre und Lokalbesichtigungen statt; schon belaufen sich die Kosten auf über hundert Thaler, und die bösen Gesichter des Tages und der Aerger des Abends sammt den schlaflosen Nächten dauern noch fort, denn das Gericht in letzter Instanz hatte dahin entschieden, daß der Platz gemeinsames Gut der beiden Nachbarn sei und infolge öffentlicher Versteigerung dem einen oder dem andern könne zugeschrieben werden, wodurch denn der Zimmermann, der ohne den Platz keinen Ausgang aus seinem Hause gehabt hätte, in dem Falle war, sich jeden Preis gefallen lassen zu müssen, zu welchem sein Nachbar ihn treiben würde.

Siehe, da trat jemand in's Mittel, der schon manchen Prozeß mit Einem Schlage beigelegt hat. In dem Hause des Drahtziehers starb das jüngste Kindlein, und da es einmal so Brauch ist im Lande, daß das liebe Nachbarrecht festgehalten wird, auch wenn Prozesse zwischen den Nachbarsleuten obschweben, so kommt der Nachbar Zimmermann, der zugleich die Schreinerei des Ortes besorgte, in das Sterbehaus, zu thun, was Brauch ist. Vor allem sagt er zu dem leidtragenden Nachbar: „Unser lieber Herrgott hat Theilung mit euch gehalten, laßt uns ein Vaterunser beten!" stellt darauf die Hausuhr stille, wie es Sitte ist, und geht dann, dem Kinde die Händlein zu falten und das hölzerne Hemdlein anzumessen. Darnach, als es Abend geworden, kommen die Frauen, es zu entkleiden, waschen sein Angesicht und seine Hände, ziehen ihm das weiße Leichenhemdlein über, legen einen Rosmarinzweig in seine Hände und tragen es also in den Sarg, wobei auch der Zimmer-

meister behilflich ist. Nun stehen sie alle um den Sarg her und sehen, wie das Kind so sanft und friedlich daliegt in seinem Bettlein, und singen mit einander den Vers:

Christi Blut und Gerechtigkeit,
Das ist mein Schmuck und Ehrenkleid!
Damit will ich vor Gott besteh'n,
Wenn ich zum Himmel werd' eingeh'n.

Als nun der Gesang zu Ende war, siehe, da reicht der Zimmermann dem Drahtzieher die Hand und spricht: „Damit, ja damit kann man vor Gott bestehen, aber mit unserer Gerechtigkeit und Ungerechtigkeit und mit unserm Prozesse geht es nicht. Hört, Nachbar, als ich die Todtenlade geschreinert habe, dachte ich's gleich, den Prozeß legen wir auch hinein zu eurem Kindlein und begraben ihn auch, und der Sarg kostet nichts, und das Kreuz für den Hügel ist auch schon fertig. Den Platz aber behalte ich, denn ihr wißt, daß ich ihn nicht entbehren kann, und was ihr wollt, das will ich euch geben." — Und der Drahtzieher erwidert mit Thränen: „Es ist alles gut. Ich habe euch längst alles abgebeten im Herzen und dem Herrn auch; der Platz aber soll nicht mein und nicht dein sein, sondern unser, wie er es bisher gewesen. Ihr gebt mir kein Geld, und ich geb' euch kein Geld, sondern wir wollen durch Liebe und Freundschaft in Leben und Tod und auf Kindeskind wieder gut machen, was wir einander Böses gethan haben." Darauf reichten sich die Nachbarn auf's neue die Hände, und niemand konnte unterscheiden, wer von beiden mehr geweint; sowie auch niemand unterscheiden konnte, wem ihre Thränen am meisten galten, ob dem gestorbenen Kindlein oder dem todten Prozesse oder der lebendigen Liebe. Die beiden Frauen aber saßen Hand in Hand neben einander und schauten auf ihre Männer und auf das Kindlein im Sarge, und während ihre Augen voll Thränen standen, war es in ihrem Herzen, als ständen sie anbetend auf Golgatha unter dem Kreuz ihres Königs, dessen Blut und Gerechtigkeit auch ihr Schmuck und Ehrenkleid geworden. (Herold und Zeitschrift, Allentown.)

---

3. Betet ohne Unterlaß.

1. Thess. 5, 17.

„Ich habe etwas vergessen" — das ist unter den zerstreuten Menschenkindern nichts so Ungewöhnliches; ja, nicht selten wird gerade das nöthigste und beste im Gewimmel der vielen Weltge-

danken übersehen, und es kommt aus den Augen, man weiß nicht wie. Nicht umsonst hat darum die Bibel so manches: „Vergiß nicht! Gedenke! Habe acht!" Ja, mein theurer Bruder und Kollege S. behauptete oft mit großer Bestimmtheit, denken und danken seien gar verwandte Wörtlein. Weil viele das erste nicht üben, deswegen kommen sie auch nicht zum zweiten.

Wie der selige Bruder Martin in S. zu beiden stand, darüber könnte der Leser ein ungefähres Urtheil erhalten, wenn er folgendes zu lesen die Geduld haben wollte.

Eines Abends — die Heuernte war angebrochen — geht Martin mit dem Vorsatz in's Bett, morgen in aller Frühe aufzustehen und seine zur Sense reife Wiese zu mähen. Zu seinem Schrecken aber nimmt er beim Erwachen wahr, er habe sich ordentlich „verschlafen;" denn schon wollte sich die liebe Sonne anschicken, aus ihrer Kammer zu gehen, um mit gewohntem Fleiß den Mähdern das Gras zu dörren. Mit beiden Füßen zumal sprang er aus dem Bette, und — um von dem Versäumten so viel als möglich einzubringen, zog er sich rasch an, nahm die Sense auf die Schulter und eilte beschämt der Wiese zu. Er war noch nicht weit gekommen, da sagte ihm eine Stimme: „Martin, du hast noch nicht gebetet!" Freilich, und zu seinem Leidwesen war's so; er war nicht gewohnt, ohne Gebet an die Arbeit zu gehen; allein heute war nun keine Zeit mehr dazu übrig. Er eilte fort. Wieder mahnte ihn die Stimme: „Du hast nicht gebetet!" „Ja, ja," gegenredete Martin, „leider habe ich verschlafen; ich kann ja auf dem Weg für mich hinbeten, und das will ich sogleich thun." „Keinen Akkord, Martin; wie heißt's in der Bergpredigt? Steht nicht dort: Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes? Geh' erst heim und bete!" Der emsige Mähder unterlag, und obwohl er indeß schon halbwegs gekommen war, schwenkte er rasch rechts um und eilte schnellen Laufes seinem Betkämmerlein zu. Verwundert sahen die ihm Begegnenden den so früh heimeilenden Arbeiter an und riefen ihm zu: „Martin, hast ebbas vergessen?" — „Ach, freilich habe ich etwas vergessen!" antwortete er den neugierigen Fragern und gieng seines Weges fort. Daß es das Morgengebet sei, das er vergessen, theilte er ihnen nicht mit. Als er einigen Brüdern nachher diese Erfahrung mittheilte, fügte er bei: „Aber meinet, dann schnitt meine Sense! Ich wurde noch so bald fertig, als wäre ich zur rechten

Zeit erwacht." Das wollen wir ihm auch gern glauben. Jeder Sieg giebt Freude, die Freude aber fördert Muth und Kraft. Ueberdies steht Psalm 1, 3 von dem Frommen: „Was er macht, das geräth wohl."

Daß freilich mit dem Morgengebet noch nicht alles für den ganzen Tag fertig sei, das sagt uns nicht nur der Apostel Paulus in den Worten: „Betet ohne Unterlaß," das erfuhr auch einmal ein gläubiger Bauersmann auf seinem Acker hinter dem Pfluge. Neben ihm verrichtete nämlich eines Nachmittags ein gleichgesinnter Nachbar dieselbe Arbeit. Um ihre Zugthiere etwas ausschnaufen zu lassen, hielten sie einmal neben einander still, lehnten sich bequem in die Arme ihrer Pflüge, und der erste rief seinem Freunde hinüber: „Hansjörg, wie gehts?" — „O, ich weiß nicht, nicht gut. Ich habe mir heute Morgen nicht Zeit genommen zum Beten, da seufze ich nun den ganzen Tag um Vergebung." Da richtete sich der freundliche Frager wie erschrocken auf und rief aus: „O, Bruder, du bist besser dran als ich! Ich habe heute Morgen wohl gebetet, aber den ganzen Tag nicht mehr an den lieben Gott gedacht!" (Herold und Zeitschrift, Allentown.)

---

4. Des Gerechten Gebet vermag viel.

Jakobi 5, 16.

In seinen „Erinnerungen" erzählt der greise Casalis vom bekannten südafrikanischen Missionar Van der Kemp u. A. Folgendes: „Die Kaffern hatten eine große Meinung von ihm wegen seiner Unverwundbarkeit und wegen seines vielen Betens. Sie fiengen an, ihn für einen Heiligen zu halten, der alles vermöge bei seinem unsichtbaren König, vor dem er sich beugte. Zu einer Zeit, als das ganze Erdreich infolge einer lang anhaltenden Dürre wie versteinert war, ließ der Häuptling Gaika Van der Kemp bitten, er möge ihm doch Regen besorgen. Weil der Missionar aber befürchtete, daß, wenn nun wirklich auf sein Gebet Regen käme, man dasselbe für ein Zaubermittel ansehen würde, ähnlich dem der eingebornen Regenmacher, so weigerte er sich, diese Bitte zu erfüllen. Bald kam aber ein zweiter Bote, der ihm folgendes zu bedenken gab: „Es ist grausam von dir, daß du uns so behandelst. Wir wissen, wenn du dich nur auf deine Kniee wirfst, und dein Gesicht

mit den Händen bedeckst, so bekommen wir Regen, so viel wir nur bedürfen." Da sagte Van der Kemp: „Nun denn in Gottes Namen." — Es regnete darauf tagelang in Strömen. Da kam der Bote von Gaika wieder, überbrachte den wärmsten Dank des Häuptlings, aber dabei noch folgenden Zusatz, der Van der Kemp ein Lächeln abnöthigte: „Sei doch das nächste Mal ein wenig mäßiger; es fehlte nicht viel, dann wären wir alle ertrunken; doch hier ist ein Rind zum Zeichen unserer Dankbarkeit." Van der Kemp weigerte sich, dies Geschenk anzunehmen; ein benachbarter Weißer wußte aber die Gelegenheit zu benutzen und brachte durch eine Lüge die Kaffern sogar dazu, ihm statt des einen sechs Rinder zu bringen, wie er sagte für Van der Kemp, der aber natürlich nie etwas davon zu sehen bekam.

Wie groß das Vertrauen Van der Kemp's auf die Macht des Gebets war, zeigte sich bei folgender Gelegenheit. Eines Tages reiste er mit einem andern jungen Missionar durch einen Wald, da begegnete ihnen eine Anzahl bewaffneter Eingeborner, die sehr verdächtige Geberden machten. Der junge Mann, dessen Wagen dem Van der Kemp's folgte, kam schnell und forderte ihn auf, Halt zu machen und Gottes Schutz anzurufen. „Freund," antwortete ihm der echte Glaubensheld, „hast du denn heute Morgen nicht gebetet? Laß uns ruhig weiter ziehen." (Barmer Missionsblatt.)

5. Die göttliche Thorheit ist weiser, denn die Menschen sind.

1. Korinther 1, 25.

Zu einem indischen Katechisten kam öfters ein ungläubiger Gelehrter, um mit ihm zu disputieren. Weil dieser seine Lust am Disputieren hatte, so las er alle ungläubigen Bücher und studierte sie. Der Katechist wurde zuletzt seiner müde; denn mit diesem Mann zu reden, war keine kleine Sache. Es war zuweilen sehr schwer, auf seine Fragen Antworten zu geben; und der Katechist erkannte, daß der Mann nur aus Vergnügen stritt und nicht weil es ihm etwa um die Wahrheit zu thun gewesen wäre. Er hielt daher alles weitere Disputieren mit ihm für vergeblich, flehte aber den Herrn an um Weisheit und betete für jenen Menschen. Darauf kam der Gelehrte wieder. Der Katechist entschloß sich nun, diesmal sich gar nicht mit ihm auf's Disputieren einzulassen, sondern ihm nur

die Lehren der heiligen Schrift vorzuhalten. „Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig werden," dieser Spruch fiel ihm ein, und über diesen redete er mit ihm. Als der Gelehrte nach einer Weile wieder anfangen wollte, mit ihm zu streiten, da sagte der Katechist nur: „Mein Freund, ich sage Ihnen nur Ein Wort: ‚Glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig werden, wo nicht, so wirst du verdammt werden.'" Der Ungläubige wollte nicht auf das Wort achten, sondern fieng an, das, was er gesagt hatte, selbst mit Beweisen zu belegen und weiter zu disputieren. Allein der Katechist gab ihm weiter keine Antwort, sondern erwiderte nur immer denselben Spruch der Schrift: „Glaube an den Herrn Jesum Christum u. s. w." Unwillig fragte dann der Gelehrte: „Warum geben Sie mir keine Antwort auf meine Fragen? und warum sagen Sie dasselbe Wort immer wieder?" Der Katechist antwortete: „Mein Freund, glauben Sie an den Herrn Jesum Christum, so werden Sie selig; wenn nicht, so werden Sie verdammt werden." Jetzt stand der Mann zornig auf und sagte verächtlich: „Warum reden Sie so mit mir?" Der Katechist erwiderte: „Dies muß ich Ihnen sagen; und ich kann Ihnen nichts Besseres sagen, was zu Ihrem Heile dienen könnte, als eben dies: Glaube an den Herrn Jesum Christum u. s. w." Der ungläubige Mann gieng zornig und erbost von dannen. Allein das so oft gehörte Wort konnte er nicht aus dem Gedächtniß bringen. Immer wieder, bei Tag und bei Nacht, tönte es in sein Herz hinein: „Glaube an den Herrn u. s. w." Er wurde in sich unruhig und fieng an in eine geheime Bangigkeit zu kommen. Das veranlaßte ihn, redlich nach der Wahrheit zu forschen. Er erkannte nach und nach, daß er ein verdammungswürdiger Mensch sei und der Erlösung bedürfe, und durch die Gnade des Herrn erkannte er auch, daß Jesus Christus es sei, welcher ihn erlösen könne. Er verließ sein altes ungläubiges System und bekannte fortan den Herrn. (Breklumer Missionsblatt.)

---

6. Aus Gnaden.

Eph. 2, 8.

Im Jahr 1857 schrieb Pfarrer **Blumhardt** in Boll an einen Freund u. A. Folgendes: „.... Zu dem wurde dann unser Knecht, der Melker, krank, der zehn Tage lang an Darmverschränkung litt und nun gestern gestorben ist. Da gab's täglich Sorge, weil

die Noth fast nicht mehr anzusehen war. Er wurde secirt, da war der Mastdarm durch einen Netzbruch eingeklemmt und die Folge davon war das Miserere. Der Vater aus Unterwalden kam gestern Nacht — zu spät. Morgen Beerdigung. Er ist katholisch; war zwar äußerlich gut und solid, aber im Geistlichen Stock und Stein, so daß ich rein gar nichts mit ihm reden konnte. Aber fünf Stunden vor seinem Tode kam das Todesgrauen an ihn und schon war ich unter der Thüre, um fast wortlos wieder zu gehen, da rief er mir hastig, und nun welche Scene! Mit Einemmale war's ihm wie Schuppen von den Augen gefallen. Ein solches Wunder von der gründlichen und soliden Bekehrung eines Stock-Menschen habe ich noch nie erlebt. Durch Mark und Bein gieng's allen Anwesenden, zuletzt kam Alles herbei vor die Thüre. Da schrie er, daß man's in allen Zimmern durch's ganze Haus vernahm, unaufhörlich: „Aus Gnaden, aus Gnaden, aus Gnaden will und muß und kann ich selig werden. Nichts als Gnade!“ Dann betete er und nannte sich einen wüsten, garstigen, unkeuschen, abscheulichen Menschen, der nun Gnade finde; da drinnen im Herzen fühle er's. Er umklammerte mich wie ein Sohn den Vater, und wenn ich sang, sang er mit, und kaum fertig, sagte er: „Singet weiter!“ und fieng an zu singen mit lautester Stimme: „Aus Gnaden!“ Ich mußte fortmachen und geschwind Gnadenlieder aus dem Stegreif dichten, weil er uns keine Ruhe ließ. So sprach und sang er drei volle Stunden fort, sah ganz verklärt aus, faßte mich immer wieder und sagte: „O, Sie sind ein rechter Mann!“ Er sah unverwandt auf mich, und ich durfte nur trinken die Gnadengüsse, die in Fülle über den blinden Katholiken, der sehr eifrig katholisch war, ausgeschüttet wurden. Endlich wurde er ruhig, und dann entschlief er sanft ohne allen Kampf Nachts zwei Uhr. Da waren denn meine Seufzer erhört; wie ein Engel liegt er da. Aber katholisch wird er begraben. Schon recht, wenn nur die Seele evangelisch starb.

„So geht's zu bei uns. Aber diese Bekehrung hat mir eine Hoffnung gegeben. Sie kam ohne mich, ganz durch den heiligen Geist. Können denn den Leuten nicht auch im Großen die Schuppen von den Augen fallen? Das Hüllen kommt noch weg! Hoffen wir's! Hallelujah!“

---

7. Ich bin krank gewesen.

Matth. 25, 36.

Der Heiland krank? Wie kann denn das sein? fragst du. Ja, antworte ich, der Heiland krank und Niemand mehr als Er. Sagt Er doch an jenem Tage: „Ich bin krank gewesen und ihr habt Mich besucht." Solches aber erklärt Er mit den Worten: „Was ihr an diesen Meinen Geringsten gethan habt, das habt ihr Mir gethan." Was also nur je krank gewesen ist auf Erden, das ist Er gewesen, versteht sich, wenn es Ihm durch Buße und Glauben eigen geworden ist. Man kann also wohl vom kranken Heiland reden. Denke aber ein wenig darüber nach. Du kannst Allerlei daraus lernen, wenn du dir den Heiland krank denkst in den Kranken. Erstlich, wenn du des Heilands bist, darfst du nicht darauf rechnen, daß du mußt auch immer gesund sein; denn der Heiland will ja ob dir oft krank genannt werden. Viele meinen, wenn sie krank seien, und das je und je ihr Leben lang bleiben zu müssen scheinen, das passe gar nicht für sie, weil sie ja Kinder Gottes seien. Sie sperren sich daher auf jede Weise dagegen und versuchen Alles, um ja wieder gesund zu werden. Freilich, was recht ist und wie es recht ist, dürfen sie versuchen. Namentlich dürfen sie beten, dürfen auch für sich beten lassen, was daraus hervorgeht, daß der Heiland bei seinem Abschied sagt: „Auf die Kranken werden sie die Hände legen, und es wird besser mit ihnen werden." Demgemäß sagt auch Jakobus: „Ist Jemand krank, so lasse er die Aeltesten über sich beten." So war's damals, daß diese die Gabe hatten, gesund zu machen, was gerade heutzutage nicht mehr der Fall ist. Indessen, wenn Jemand betet, so hat er zu bedenken, daß auch der Apostel Paulus, nachdem er dreimal ausdrücklich gebetet hatte um Wegnahme seines Uebels, das dringliche Bitten hat müssen sein lassen, und genug haben an der Gnade Jesu Christi. So dürfen Kranke auch sonst sich zu helfen suchen, worauf wir schon darum gewiesen sind, weil der Heiland in gewöhnlichen Zeiten selten unmittelbar hilft und in der Regel da weniger, wo eine natürliche Hilfe auf der Hand liegt durch Aerzte, die darauf studirt haben, und durch Mittel, die Gott gegeben hat. Aber wir können's auch darin zu arg, zu übertrieben, zu unnatürlich machen, in der Meinung, durchaus gesund sein zu müssen. Da können wir uns entsetzlich plagen und martern mit immer neuen Versuchen, ja

alles Andere auf's Spiel setzen, können gar zu sündlichem Aberglauben greifen. Das Alles, weil wir nicht bedenken, daß eben der Heiland an Manchen will der Kranke sein, daß diese also einstweilen müssen krank bleiben, bis Ihm es anders gefällt.

Zweitens, wenn du krank wirst, ist das allein noch kein Beweis, daß du keine Vergebung der Sünden hast, oder diese nun aufgehört hat; wie Viele meinen, nun von Gott übel angesehen zu sein, aus Seiner Gnade gefallen zu sein, weil sie krank seien, und noch mehr, weil sie, wenn sie als krank beten, nicht erhört werden und krank bleiben. Wenn du aber hörst, wie um deinetwillen, als eines Kranken, der Heiland an jenem Tage so ernst redet, so mußt du doch, auch als krank, bei Ihm etwas gelten, also nichts weniger als ausgethan sein. Sieht man doch da, wie Er wollte, daß die Andern dir dienen, dich trösten, dich aufrichten sollen, ja gar an dir, möchte ich fast sagen, den Himmel verdienen. Denn wenn sie's nicht thun, kann ihnen das so hoch angerechnet werden, daß sie links sich stellen müssen. Wie kannst du doch da bei allem Kranksein so wohl daran sein bei deinem Heiland!

Drittens, wenn du krank bist, nimmt's der Heiland auch darum so, als ob Er es wäre, weil du dadurch in eine Gleiche mit Ihm kommst, der bekanntlich alle unsere Krankheit getragen und alle unsere Schmerzen auf sich genommen hat. Viele Krankheiten muß man auch jetzt noch gleichsam als Märtyrer tragen, um deßwillen, daß die ganze Welt noch im Argen liegt, da gewissermaßen auf Einzelne die Gesammtschuld gelegt wird, damit diese Allen erkennbar werde, und es ist nicht ohne Einfluß auf's Ganze, wenn solche Kranke durch Geduld und den Glauben an das Opfer Christi überwinden lernen. So fährt der Heiland fort, die Krankheiten zu tragen, indem Er sie bis zum völligen Sieg die tragen läßt, an denen Er repräsentirt sein will.

Viertens, wenn du krank bist, gehörst du allerdings nicht zu den Vornehmsten, sondern zu den Geringsten, wie es auch vom Heiland heißt: „Er war der Allerverachtetste und Unwertheste, voller Schmerzen und Krankheit und so verachtet, daß man das Angesicht vor Ihm verbarg. Je ärger du leidest, desto mehr repräsentirst du den Heiland mit seinen Leiden und desto mitleidiger sieht Er auf dich hin als auf Seinen Repräsentanten. Bekümmert dich das? Möchtest du lieber hoch stehen? Lieber etwas gelten in der Welt? und von Gesundheit strotzend, gebieterisch auftreten können?

... gleich sieht, und alle Welt ... Viele. Drum will es ... so elend da liegen und nichts ... Denk's aber, wie dein Aehnlich- ... ehrenvoll ist. Sonst kann ... du als ein Hilfloser auf deren ... und Aufopferung rechnen ... würdest. Wenn du gesund ... Uebermuth Riegelwände durch- ... lassen und hübsch klein und ... arm und schwach bleiben. Wohl ... bist, bei dem der Heiland seine ... läßt, wer dir dient und barmherzig ... genug, daß ich fast fürchte, du ... wie es auch vorkommt.

... fünftens, wenn an dir die Andern den ... nicht gerade ungeduldig, empfindlich, ... reizbar, anspruchsvoll, eigenliebig ... sein, darfst nicht thun, wie wenn ... müßte und Niemand einen andern ... haben dürfte. Der kranke Heiland ... Gesunden sein. Bist du's, so gehörst ... Denn dann stehst du ja fast so ... Kaiser, vor dessen Winken sich Alles beugen ... der Heiland deiner, denn so ärmlich will ... nicht haben. Da mag denn auch kein ... Besuchenden zu zählen, und wenn diese spärlich ... nur böse, unfreundliche Gesichter zu sehen, ... Reden, Klagen und Raisonniren zu hören, so ... dessen der Heiland nicht viel an.

... sechstens an den Kranken der kranke Heiland ... müssen das die Gesunden sich merken. Wäre Er's ... liefen sie wohl Alle schnell und oft; nun es aber ... der, die oder die ist, so hat's den Werth nicht. Hat's ... den Werth nicht zu helfen, zu trösten, zu unterstützen, ... und aufzuopfern? Wie viel riskirst du doch, den ... Heiland so hilflos liegen zu lassen! — Hiermit sei's genug ... kranken Heiland!

(Pfarrer Blumhardt, Bad Boll.)

8. Zu Schanden müssen sie werden die losen Verächter.

Psalm 25, 3.

Der berühmte Benjamin Franklin war einst zu Paris in einer Gesellschaft von gelehrten und angesehenen Männern, welche nach Gewohnheit der Freigeister das Christenthum und die christliche Kirche zum Gegenstand ihres Spottes machten. Einer der lautesten Spötter, ein vornehmer und kenntnißreicher Herr, behauptete, die Bibel sei nicht nur voller Lug und Trug, sondern sie habe auch nicht den mindesten literarischen Werth. Alle nickten ihm beifällig zu; nur Franklin, der bisher ernst drein geschaut und geschwiegen hatte, gab kein Zeichen der Zustimmung. Da er der Liebling der hohen und gelehrten Herrn war, konnten sie sein ernstes Schweigen nicht so ohne weiteres hinnehmen und fragten ihn um seine Meinung. „So ohne Vorbereitung," sagte Franklin, „kann ich Ihnen meine Meinung darüber nicht abgeben; aber ich habe hier bei mir ein Buch von seltener Vortrefflichkeit; wenn Sie mir gestatten wollen, daß ich Ihnen einen kurzen Abschnitt daraus vorlese, so werden Sie auch inne werden, welche Anschauung ich über die Bibel habe."

Alle giengen bereitwillig auf den Vorschlag ein, und Franklin zog ein stark gebrauchtes Buch aus seiner Rocktasche und las daraus einen Abschnitt vor. Alles hörte aufmerksam zu. „Vortrefflich! Wie schön! Wie erhaben! Nichts kann vorzüglicher sein!" rief einer nach dem andern aus, „aber was ist das für ein Buch, und wie können wir nun wissen, was Ihre Meinung über die Bibel ist?" wurde Franklin gefragt.

„Mein Buch ist voll von solchen vortrefflichen und erhabenen Stellen," antwortete Franklin, „und dies Buch ist — die von Ihnen vorhin so geschmähte Bibel!"

---

9. Ich will satt werden, wenn ich erwache, an deinem Bilde.

Psalm 17, 15.

Ein christliches Ehepaar unterhielt sich einst über das Jenseits. „Glaubst du," fragte der Mann, „daß wir einander im Himmel auch wieder erkennen werden?" „Nun," erwiderte die Frau, „dümmer als jetzt werden wir in der zukünftigen Welt wohl nicht sein; aber ich glaube, daß wir dort an die tausend Jahr werden nebeneinander stehen können, ohne es auch nur gemerkt zu haben, vor lauter Entzücken ob dem Anschauen des Herrn."

Bücherschau.

Briefliche Aeußerungen von Joh. Chr. Blumhardt, weiland Pfarrer in Möttlingen und Bad Boll. Gesammelt und herausgegeben von dessen Sohn Christoph Blumhardt. Zu haben in Bad Boll. Preis 50 Pf.

Ein sehr werthvoller Beitrag zum Verständniß von Blumhardt's Person, Theologie und Wirksamkeit. Die zwei Stücke, welche wir oben daraus mitgetheilt haben, mögen als Probe dienen.

Calwer Bibellexikon. Illustriertes Biblisches Handwörterbuch. Dritte und vierte Lieferung à 1 Mark. Calw und Stuttgart, 1884. Verlag der Vereinsbuchhandlung.

Es ist eine wahre Lust, wie in unseren Tagen daran gearbeitet wird, das Verständniß der heiligen Schrift nach allen Seiten hin zu fördern und die Resultate dieser Arbeit auch dem ungelehrten Bibelleser theils durch Zeitschriften, theils durch Bücher zugänglich zu machen. Das vorliegende Werk leistet durch seine sehr knapp gehaltenen und doch ebenso gründlichen als populären Artikel, durch seine vorzüglichen Karten und zahlreichen Illustrationen, und — last not least — durch seine erstaunliche Billigkeit bei gutem Papier und klarem Druck das Menschenmögliche. Die dritte und vierte Lieferung enthält u. A. Artikel über das „Gebet des Herrn" von P. Braun, über die assyrische und babylonische „Gefangenschaft" von Fr. Delitzsch, über „Geist" und „Jesus Christus" von Th. Hermann, über „Jesaia" von F. Roos (für die einheitliche Abfassung des Buches durch Jesaia) und R. Kittel (gegen dieselbe), über „Israel", „Jerusalem" ꝛc. von J. Frohnmeyer, über „Jehova", „Jeremia" ꝛc. von Th. Oehler u. s. w.

Von neuen Artikeln aus dem Verlag der Missionsbuchhandlung empfehlen wir:

Kirche und Mission. Von J. Kündig. Zweite Auflage. 10 Pfg.
Ein zeitgemäßes Wort zur Verständigung über eine vielfach mißverstandene Streitfrage.

Die Basler Mission in Indien. Von C. Stolz. Mit einer Karte. 50 Pfg.
Eine kurze Uebersicht über Land und Leute, sowie über die 50jähr. Geschichte der Basler Mission in Kanara, Malabar u. s. f.

Bericht über die christlichen Jahresfeste in Basel vom 30. Juni bis 4. Juli 1884. Fr. 1.

Evangelischer Missionskalender für 1885. Mit Farbendruckbild und mehreren Holzschnitten. 20 Pfg.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.
Schultze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.



Bibelblätter.

Herausgegeben von der Bibelgesellschaft zu Basel.

Nr. 4. 1884.

Inhalt.

Zum Verständniss der letzten Reden Jesu.

Das Köstlichste in der Bibel sind die Reden Jesu, diese „Worte des Worts", wie man sie schon genannt hat. Und die köstlichsten Reden Jesu sind seine Abschiedsreden, wie Johannes sie uns überliefert hat. Wie viel Kranke, Verfolgte, Angefochtene, Niedergeschlagene, Verwaiste, Bekümmerte und Verzagte durch den hier gebotenen Trost schon gestärkt und zum ewigen Leben erhalten worden sind, das wird erst der alles Verborgene offenbar machende „Tag" an's Licht bringen. Schon das kindliche Gemüth, das doch von „Angst in der Welt" noch wenig oder nichts erfahren hat, wird durch diese letzten Reden Jesu wunderbar angezogen wie von einem Rauschen tiefer Wasser, und auch die unwissendsten und unerleuchtetsten Menschen spüren beim Lesen derselben etwas wie einen Hauch aus der unsichtbaren Welt, wie einen Gruß aus der ewigen Heimat. Viele Christen sind daher

in Gefahr, dieselben nur auf ihr Gefühl wirken zu lassen, sowie auch ein herrliches Musikstück oder ein erhebender Kirchengesang auf das Gemüth wirkt, ohne daß man viel dabei denkt oder etwas Neues dabei lernt. Dies vielleicht recht gefühlvolle, dabei aber gedankenlose Bibellesen ist überhaupt eine Gefahr, gegen welche jeder ernstere Christ, der nicht nur „mit dem Geist", sondern auch „mit dem Verstand" oder „mit dem Sinn" (1 Kor. 14, 15) beten, reden, singen und auch lesen möchte, recht entschieden und beharrlich kämpfen sollte. Das beste Mittel hiezu ist anhaltendes, regelmäßiges Bibelstudium, bei welchem man vor allem fragt: was bedeutet diese und diese Bibelstelle? Was wird in diesem und diesem Kapitel, ja in diesem und diesem Buche gelehrt? und dann auch fragt: was will dieses Wort von mir? Was muß ich thun, um dasselbe in meinem Leben praktisch zu machen?

Wer innere Sammlung und äußere Bildung genug hat, diese Forscherarbeit ohne fremde Handreichung zu treiben, d. h. ohne Erklärungen und Auslegungen seine Bibel mit wirklichem Verständnisse und Nutzen zu lesen, der ist gewiß am besten daran. Die meisten aber bedürfen doch noch, wie jener Kämmerer aus Mohrenland, eines Philippus, der ihnen das Gelesene auch auslegt. Gerade in den letzten Reden Jesu ist vieles, das bei oberflächlicher Betrachtung kaum einer Erklärung zu bedürfen scheint, im Grunde aber doch sehr schwer zu verstehen ist und nur dem eindringendsten Nachdenken sich erschließt. Hier thut daher ein treuer Wegweiser doppelt noth. Und es freut uns, unseren Lesern einen solchen empfehlen zu können. Es ist ein Buch, das wir selbst seit Jahren in Gebrauch haben und das soeben in neuer Auflage bei C. Detloff in Basel wieder erschienen ist. Wir meinen die „Bibelstunden über Evangelium Johannis, Kap. 13—17" von W. Fr. Geß, früherem Lehrer am Missionshaus in Basel, jetzigen Generalsuperintendenten der Provinz Posen. Dieselben sind ursprünglich vor einem Frauenkreis in Basel gehalten worden, haben aber seither in Buchgestalt schon vielen Tausenden in aller Welt Erbauung und Belehrung gebracht. Der Preis ist Fr. 4.50. Als Probe daraus wollen wir hier ein paar Stücke mittheilen, die zugleich manch guten Wink über das rechte Bibellesen enthalten, wie wir alle es ja immer besser lernen möchten.

Joh. 16, 4.

Dies habe ich zu euch geredet, damit, wenn die Stunde kommt, ihr daran gedenket, daß ich es euch gesagt habe. Solches aber habe ich euch von Anfang nicht gesagt, denn ich war bei euch.

„Durch diesen Ausspruch deutet Jesus den Jüngern an, daß er bei ihrer Unterweisung einen wohlbedachten Stufengang vom Leichteren zum Schwereren eingehalten habe. Wer die Evangelien mit Aufmerksamkeit und jedes derselben von Anfang bis zu Ende liest — nicht bloß so bruchstückweise, wobei man heute hinten und morgen vorne einen Abschnitt aufschlägt — der kann diesen Gang, den Jesus mit seinen Jüngern gegangen ist, den Grundzügen nach wohl noch erkennen. In dieses Stufenmäßige seines Unterweisens gehört nun auch das hinein, daß er erst in den Abschiedstagen die Jünger auf den ihrer wartenden Haß der Welt verwies (Joh. 16, 4). Vorübergehend hatte er dies wohl auch schon in den Anfangszeiten gethan (Matth. 5, 10. 11; 10, 18. 19. 22); aber in den Abschiedstagen lenkte er einmal ums andere sein Wort darauf (22, 6; 23, 34; 24, 9. Luk. 22, 36. 37. Joh. 15, 18 ff.). Sehet hier, wie gut es den Jüngern kam, daß sie fortwährend in dem Umgang Jesu sich befanden! Nur auf diese Weise konnte ihre Erkenntniß ein zusammenhängendes Ganzes werden. Jetzt giebt es viele Christen, die zwar dann und wann mit dem göttlichen Wort sich beschäftigen und beten, bei denen es aber dann wieder lange Zeiten giebt, wo sie die Betrachtung des Wortes und das Beten bei Seite lassen. Es ist begreiflich, daß es auf diese Weise zu einem erfreulichen Wachsthum ihres inneren Lebens nicht kommen kann. Jesus seinerseits steht immer vor der Thür und klopft an; aber diese Christen sind Wochen lang und Monate lang nicht zu Haus für ihn, bis etwa wieder ein rechtes Kreuz über sie kommt und ihrer Flatterhaftigkeit einen Riegel schiebt. Mancher könnte sich ohne Zweifel manches Kreuz ersparen, wenn sein Herz gesammelter bliebe.

„Aus den Worten: ‚solches habe ich euch von Anfang nicht gesagt, denn ich war bei euch‘, sehen wir also, daß Jesus für jeden Gegenstand seiner Unterweisung die rechte Zeit auswählte. Dagegen sollen wir aus den Worten: ‚solches habe ich zu euch geredet, damit, wenn die Stunde kommt, ihr daran gedenket, daß ich es euch gesagt habe,‘ ersehen, wie er nun von uns verlangt, daß wir

das Gehörte behalten und zur rechten Zeit aus dem von uns gesammelten Schatze hervorholen. Zur rechten Zeit gedenken an das rechte Wort des Herrn, das ist eine schöne Kunst! Was hilft es, wenn wir in den leichten Tagen die Trostsprüche des Herrn zu unserer lieben Beschäftigung machen, in den schweren aber thun, als gälten sie nichts? Wenn ein Soldat noch so viel in den Waffen sich übt; aber in der entscheidenden Stunde unbewaffnet von dem Feinde sich betreten läßt, kann er nicht bestehen. Und ach, wie oft begegnet uns etwas von dieser Art! Die beste Verwahrung dagegen ist außer dem täglichen Wachen eine fleißige Bitte zum Herrn, daß doch Er selber im rechten Augenblick durch seinen Geist uns an das, was jetzt Noth sei, erinnern wolle."

Joh. 15, 26. 27.

Wenn aber der Tröster kommen wird, welchen ich euch senden werde vom Vater, der Geist der Wahrheit, der vom Vater ausgeht, der wird zeugen von mir. Und ihr werdet auch zeugen, denn ihr seid von Anfang bei mir gewesen.

„Den Jüngern mochte es wohl bange werden über dem Welthaß, der ihrer wartete. Es war keine Kleinigkeit, mitten in einer solchen Welt ein tapferer Zeuge des Gekreuzigten zu werden. Wie weislich war es nun auf die sich regende Bangigkeit berechnet, daß der Heiland sagt: „wenn aber der Tröster kommen wird, der wird zeugen von mir; und auch ihr zeuget." Das ist, als ob er sagen würde: „meine lieben Jünger, der Tröster wird euch schon stark machen; wenn er in euren Herzen Wohnung macht, wird er ein so kräftiges Zeugniß von mir ablegen, daß ihr nicht mehr anders könnet, als auch in eurem Theile zu Zeugen werden." Hier können wir sehen, was für eine große Sache das ist, wenn ein Mensch den heiligen Geist empfängt. Die Menschenfurcht spielt ja wohl auch in unseren Herzen ihre Rolle. Und kaum mag es einen andern Punkt geben, wovon sie einen Menschen stärker zurückschrecken kann, als das Bekenntniß zu Jesus. Man kann unter den Männern solche finden, welche, so lange es sich um bürgerliche Rechtssachen oder um politische Kämpfe oder auch um Kriege und Schlachten handelt, keine Furcht kennen,

sondern getrosten Sinnes jedem Feinde entgegengehen; dagegen zu dem Bekenntnisse Jesu haben sie keinen frischen Muth in sich, wenn sie gleich keineswegs ohne Glauben sind. Es wäre ihnen eine Verlegenheit, schon wenn sie beim Lesen der Bibel oder gar beim Gebet angetroffen würden. Um so begreiflicher ist es bei Frauen und Jungfrauen, wenn ihnen ein offenes Bekenntniß zum Herrn mit Wort und That inmitten einer dem Herrn abgeneigten Umgebung sauer ankommt. Das Gewissen mahnt sie dazu, aber die Menschenfurcht hält zurück. Wie schwierig würden die Familienverhältnisse durch offenes und gar thatsächliches Bekenntniß werden! Oft genug ist es freilich so, daß man selber schuld ist an der Schwierigkeit der Verhältnisse. Oftmals aber ist eine Christin auch unschuldig an der Schwierigkeit ihrer Familienverhältnisse, z. B. wenn in einer Tochter durch Gottes Wort und Geist ein inneres Leben geweckt wird, die Eltern aber dem Leben aus Gott feindlich oder doch kalt gegenüber stehen. Am schwersten kann die Treue des Bekenntnisses werden, wenn eine Christin keinen eigenen Familienkreis und keine Mittel hat, daher um des Brodes willen in einer dem göttlichen Worte abgeneigten Familie ihren Beruf suchen muß. Wem nun unter solchen Umständen seine Menschenfurcht zu schaffen macht, der schaue doch recht auf dieses Wort: „wenn aber der Tröster kommen wird, der wird zeugen von mir, und auch ihr zeuget.“ Die Menschenfurcht kann doch nur so lange im Herzen regieren, als der Geist Gottes nicht darin regiert. Kommt aber Gottes Geist ins Herz, so macht er dasselbe so freudig, daß man die Menschen denken, reden, thun läßt, was sie wollen, und getrosten Sinnes in Wort und That dem Herrn Jesu die Ehre gibt. Sehet nur, wie es bei Petrus ging! Ehe der Pfingstgeist über ihn gekommen, war er so furchtsam, daß er durch das Gerede einer Magd sich zur Verleugnung Jesu bewegen ließ (Luc. 22, 56 f.); nachdem aber der Geist sein Herz erfüllt hatte, antwortete er mitten in der Versammlung des hohen Raths auf das Verbot, fernerhin im Namen Jesu zu lehren, frischweg: „richtet ihr selbst, ob es vor Gott recht sei, daß wir euch mehr gehorchen denn Gott? [Wir können es ja nicht lassen, daß wir nicht reden sollten, was wir gesehen und gehöret haben“ (Apstlg. 4, 19 f.). Die Menschenfurcht muß dir also zum Beweise werden, daß es dir eben noch am Geist fehlt, muß dich also um so mehr treiben zur Bitte um den Geist.

„Auch die Weise, wie der Heiland den Tröster oder Beistand in Vers 26 näher kennzeichnet, zielt darauf, den Jüngern zu zeigen, daß, wenn dieser ins Herz kommt, das Bekennen Jesu den Jüngern leicht werden wird. So zuerst dieses Wort: „welchen Ich euch senden werde vom Vater her.“ Von Jesu gesendet, wird der Geist den Namen dessen, der ihn gesendet hat, den Jüngern so tief, so lebendig, so kraftvoll ins Herz senken, daß sie nicht anders können, als diesen Namen lobpreisen. Dann nennt er ihn „den Geist der Wahrheit.“ Die Menschenfurcht will uns verlocken, mit der Wahrheit zurückzuhalten. Du hast z. B. etwa die Erkenntniß gewonnen, daß diese oder jene Sitte in deiner Familie eine böse Sitte ist; aber du schweigst dazu, du entschuldigst oder beschönigst sie, weil es dir eben an dem Muthe fehlt, das Böse böse zu nennen; wenn aber der heilige Geist, der ein Geist der Wahrheit ist, in deinem Herzen mächtig wird, ist dir dieses Zurückhalten mit der Wahrheit nicht mehr möglich, du mußt jetzt die Dinge mit dem rechten Namen nennen. Zum dritten sagt Jesus von dem Geiste: „welcher von dem Vater ausgehet.“ Dadurch wird des Geistes allmächtige Kraft gezeichnet. Als die Apostel in die Welt auszogen, um den gekreuzigten Nazarener allen Völkern als das einzige Heil zu verkündigen, mußte dem natürlichen Verstande dieses Unternehmen ganz hoffnungslos erscheinen; aber der von dem allmächtigen Gott in ihr Herz gekommene Geist ließ sie eben nicht nach menschlicher Weise rechnen. Paulus gesteht in 1 Cor. 2, 3 der Corinthischen Gemeinde, sein erstes Auftreten bei ihnen sei unter Furcht und Zittern geschehen; er kam nämlich damals gerade von Athen her, wo seine Predigt mit Hohn und Spott war überschüttet worden und wenig Frucht getragen hatte (vgl. Apstlg. 17, 32 bis 18, 1); aber trotz Furcht und Zittern fing er sofort die Arbeit in Corinth von Neuem an. Er konnte dem Triebe des Allmächtigen nicht widerstehen.

„Aber auch die Beifügung in Vers 27 zu dem Worte „und auch ihr zeuget“ wollen wir nicht übersehen, nämlich „weil ihr von Anfang an bei mir seid.“ Der mehrjährige Umgang der Jünger mit Jesu ist neben dem Wohnen des Geistes in ihnen eine zweite Quelle, woraus ihr Zeugniß hervorspringen wird. Sie waren Augen- und Ohrenzeugen seiner Thaten und Worte; insbesondere auch seines Auferstehungslebens. Der große Werth, den

der Herr hierauf in Betreff ihrer Bezeugung legt, muß uns jetzigen Christen zur Mahnung werden, daß wir uns doch recht eifrig beschäftigen mit der heiligen Schrift, besonders mit den Evangelien. Denn das ist ja für uns der Ersatz dessen, daß wir Jesum nicht gesehen haben. Zugleich ist dieses Wort Jesu eine Abmahnung von Voreiligkeiten im Bezeugen unseres Herrn. Denn es giebt auch eine unreife, unweise, eigenwillige Art des Bekenntnisses Jesu, mit welcher man mehr schadet als nützt. Natürlich ist alles richterische Wesen, alles zornige Dreinfahren, alles Einmischen der eigenen Ehre, so oft es leider vorkommt, verwerflich. Aber auch ein redlicher Eifer kann ungeschickt zu Werke gehen. Freilich darf sich ein redlicher Christ durch Ungeschicklichkeiten, die ihm beim Bekennen seines Herrn begegnen, nicht zu sehr einschüchtern lassen. Als der Herr die Zwölfe (vgl. Matth. 10) und hernach die Siebzig (Luc. 10, 1) auf ihren ersten Missionsversuch aussandte, wird es bei ihnen auch nicht ohne Ungeschicklichkeiten abgegangen sein. Besser ist es, im Bekenntnisse Jesu einige Mißgriffe machen, als vor lauter Vorsicht stumm bleiben. Aber der Herr hat die Zwölfe nach jener ersten Aussendung noch ein volles Jahr in seiner täglichen Unterweisung gehabt. Dabei hat er es auch an scharfen Worten nicht fehlen lassen (z. B. Matth. 16, 8 ff. 23; 17, 17). Nur auf diese Weise kam es dazu, daß er endlich sagen konnte: ihr werdet für mich zeugen, denn von Anfang an seid ihr bei mir. So gilt es auch in jetziger Zeit, zuerst ein wenig reif werden, um ein rechter Zeuge zu sein. Es ist die tägliche Betrachtung der Worte Jesu und seiner ganzen Weise im Reden und Schweigen, im Thun und Lassen, wodurch man zu einem brauchbaren Bekenner des Heilandes sich muß erziehen lassen."

Lückenbüßer. — Friedrich der Große besuchte einst eine Winkelschule, die von einem alten Invaliden gehalten wurde. „Wo liegt Berlin?" fragte der König. „In Brandenburg," riefen die Kinder. — „Und wo liegt Brandenburg?" „In Preußen!" — „Und Preußen?" „In Deutschland." — „Und Deutschland?" „In Europa." — „Und wo liegt Europa?" „Auf der Erde." — „Und wo ist die Erde?" „In der Welt." — „Und wo liegt die Welt?" Kein Kind weiß eine Antwort. Da stellt sich der alte Soldat stramm hin vor seinen König, dessen ungläubige Ansichten ihm nicht verborgen waren, und spricht mit erhobener Stimme: „Die ganze Welt liegt im Argen!" — Wie dem König dies Bekenntniß des bibelfesten Schulmeisters gefallen hat, wissen wir nicht.

Kann ein Heide die Bibel verstehen?

Oft wird nicht nur von Ungläubigen, sondern auch von frommen Christen gefragt, ob es denn wirklich praktisch ist, die Bibel in alle möglichen Sprachen zu übersetzen und diese Uebersetzungen unter den Heiden zu verbreiten? „Sie können die Bibel ja doch nicht verstehen" — das ist eine weit verbreitete Meinung. Und in gwissem Sinne ist diese Meinung berechtigt. Vieles in der Bibel ist ja so tief, daß auch wir Christen nur annähernd es verstehen können; vieles andere wiederum hängt so genau mit den Sitten der Völker und mit den Verhältnissen der Zeiten zusammen, von welchen in der Bibel am meisten die Rede ist, daß es ohne Erklärung überhaupt nicht kann verstanden werden. Dazu kommt, daß natürlich manche jener Uebersetzungen noch unvollkommen sind; und vor allem ist der Umstand nicht zu vergessen, daß in Folge all ihres Aberglaubens und ihrer verworrenen Vorstellungen von Gott und unsichtbaren Dingen die Heiden gar manches in der heiligen Schrift völlig mißverstehen, selbst wenn sie mit gespannter Aufmerksamkeit darin lesen, was begreiflicherweise durchaus nicht immer der Fall ist. Manche gebildete Hindus z. B. haben schon behauptet, die englische Bibel könnten sie ganz gut verstehen, die in ihre eigene Muttersprache übersetzte Bibel aber muthe sie gar fremdartig an, ja bleibe ihnen großentheils unverständlich! Das klingt so, als seien eben die betreffenden Bibelübersetzungen nichts nutz. Die Sache hängt aber anders zusammen. Wenn ein Heide englisch lernt, so lernt er ohne es selbst zu wissen allemal auch ein Stück Christenthum kennen, das nun einmal mit dieser wie mit allen anderen europäischen Sprachen auf's Innigste verwachsen ist. Die Worte „Gott", „Heiligkeit", „Frömmigkeit", „Gebet", „Glaube", „Erlösung", „Sünde", „Himmel", „Seligkeit" u. s. w., welchen er in englischen Büchern begegnet, haben dort allemal einen christlichen Sinn und durch den ganzen Zusammenhang, in welchem sie vorkommen, wird es dem Lernenden und Lesenden ganz allmählich zur

Gewohnheit, wenigstens annähernd die richtigen christlichen Begriffe damit zu verbinden. Liest aber ein Heide die gleichen Worte in seiner Muttersprache, so versteht er sie unwillkürlich in dem heidnischen Sinn, welchen sie für ihn von Kind auf gehabt haben. Bei „Himmel" z. B. denkt sich der Chinese wahrscheinlich das höchste Wesen, bei „Gott" dagegen leicht einen gewissen, unter diesem Namen von ihm verehrten Götzen, bei „Geist" einen abgeschiedenen Geist oder gar ein Gespenst. Man weiß ja in China überhaupt nicht recht, welches einheimische Wort man für „Gott" brauchen soll. Die Missionare sind über diese Frage beständig im Streit miteinander, und je nachdem sie dieselbe so oder anders beantworten, zerfallen sie in drei Parteien! *) Der Hindu denkt, wenn er von „Wiedergeburt" — in seiner Sprache — hört, an die Seelenwanderung; wenn er vom „Herrn" liest, an Schiwa oder Wischnu u. s. f. Seine Muttersprache ist eben so in Beschlag genommen von den phantastischen Gedanken und Irrthümern des Aberglaubens und Götzendienstes, daß er ohne christliche Erklärung allerdings vieles, sehr vieles fast mit Nothwendigkeit mißverstehen wird.

Alles das sind erschwerende Umstände, die wir nicht leugnen. Aber dennoch behaupten wir getrost: die wichtigsten Aussprüche und Lehren der Bibel sind auch dem Heiden verständlich. Wie in der Christenheit die meisten Menschen „durch die großgedruckten Stellen in der Bibel selig werden," so haben gerade die größten und herrlichsten Wahrheiten der heiligen Schrift auch für den heidnischen Leser etwas unmittelbar Packendes und Erleuchtendes.

---

*) Von der Unzuträglichkeit dieses sog. Gottesnamenstreites, auf den die chinesischen Missionare seit Jahrzehnten viel Zeit und Kraft verschwendet haben, mag Folgendes einen Begriff geben. Bei den Katholiken und einem Theil der Protestanten wird Schin für „Geist", bei einem andern Theil der Protestanten aber für „Gott" gebraucht. Bei diesen letzteren bedeutet daher der Ausdruck Schin-fu „Gott den Vater", bei den Katholiken dagegen bezeichnet er den „geistlichen Vater", d. h. den Priester!! Weniger mißlich ist's, daß in China die katholische und die evangelische Kirche für zwei ganz verschiedene Religionen gelten, da in allen Verträgen und sonstigen Dokumenten jene als Tientschu kiau, diese als Jesu kiau fixirt ist. Tientschu ist der katholische Name für Gott. Unsere deutschen Missionare sagen Schang-ti.

Ein Missionar, der 45 Jahre lang unter den Karenen gewirkt und an der Uebersetzung der Bibel in ihre Sprache mitgearbeitet hat, erzählt z. B. folgende merkwürdige Erfahrung, welche mit hundert anderen von Anderen gemachten Beobachtungen übereinstimmt. Auf einer meiner Reisen am Irawadi, berichtet derselbe, hielt ich bei einem Karenendorf, in welchem sich ein großes buddhistisches Kloster befand. Der Vorsteher desselben war ein hochbejahrter Priester aus dem Stamm der Pwo-Karenen. Als er von meiner Ankunft vernahm, ließ er mich zu sich bitten. Ich nahm mein karenisches Neues Testament und begab mich in's Kloster. Kaum war ich eingetreten, so sagte er: „Hier, fremder Lehrer, komm und setze dich an meine Seite auf die Matte da!" und dann, auf mein Testament weisend: „Was ist das?" „Ein Buch Gottes in karenischer Sprache," gab ich zur Antwort. „Was, in unserer Sprache, in der Mundart der Pwo-Karenen?" — „Ja, freilich!" „Ist es möglich?! Das wäre ja gerade, was seit Jahrhunderten unsere Väter immer gesagt haben, daß weiße Fremdlinge aus dem Lande der untergehenden Sonne uns unser längst verlorenes Buch wieder zurückbringen würden. Wenn es das Buch ist, o Lehrer, was du da hast, so muß ich es hören. Komm, lies und laß mich lauschen."

Nun fieng ich an, aus dem Evangelium Matthäi vorzulesen. Bald kam ich an eine Stelle, wo es mir nöthig schien, einige erklärende Bemerkungen einzuschalten. Der greise Priester aber erhob abwehrend seine Hand und sagte in befehlendem Ton: „Halt! Nicht was **du** zu sagen hast, wollte ich hören, sondern bloß was **das Buch** sagt." So las ich denn weiter, immer weiter, zwei bis drei Stunden lang, und der ehrwürdige Alte wurde nicht müde zu lauschen.

Am nächsten Morgen kam ich wieder. Jetzt war der Greis wie umgewandelt: niedergeschlagen und einsilbig. „Was ist geschehen?" fragte ich theilnehmend; „gestern warst du so aufmerksam und heute scheinst du so gleichgültig." Da wies er auf all die Götzen und Weihgeschenke, mit denen die Halle angefüllt war, und erklärte traurig: „Siehst du das alles, Lehrer? Achtzig Jahre lang habe ich gesammelt, bis alle diese Schätze beisammen waren, und jetzt soll ich sie fahren lassen!? Wenn ich nach dem Buch da handeln will, so muß ich das alles aufgeben und wegwerfen. Soll

denn all jene Jahre lange Mühe vergeblich sein? Und nicht nur das; nein, auch ich selbst muß ein (anderer) Mann werden. Nein, Lehrer, nein. Mach nur, daß du fortkommst; ich will und kann von deinem Buch nichts mehr hören!"

Merke zu dieser Geschichte: 1) Es war das erste Mal, daß dieser alte Priester Gottes Wort zu hören bekam.

2) Und sofort hatte er verstanden, daß das Evangelium eine völlige Selbstverleugnung von ihm forderte.

3) Und das nicht durch die Erklärungen des Missionars, sondern unmittelbar durch die vorgelesenen Worte.

4) Er verwarf die Botschaft, wohl wissend, was er that; nicht aus Mißverstand oder Unwissenheit.

Ja, Gott hat deutlich geredet in seinem Wort, so deutlich, daß auch ein Kind, ja auch ein heidnischer Greis es verstehen kann — auf daß niemand eine Entschuldigung habe.

Spruch-Karten in China.

In einem früheren Bibelblatt (Seite 29) haben wir von der Spruch-Karten-Vertheilung und namentlich von den sehr billigen und hübschen Spruchkarten berichtet, welche von Herrn Kaufmann in Lahr fabrizirt und von Frau Grimke in Manchester verkauft werden. Diesmal möchten wir nun unseren Lesern die dort erwähnte Geschichte aus China mittheilen, welche vom Segen dieser Spruchkarten ein überzeugendes Beispiel liefert. Fräulein Foster nämlich, die in Futschau an den Frauen und Kindern arbeitet, berichtet hierüber wie folgt:

Es war meine Gewohnheit, jeden Samstag Morgen den chinesischen Frauen im Spital zu Futschau einen Besuch zu machen. Dieses Gebäude, früher ein chinesisches Herrenhaus, steht mit der Straße durch einen schmalen Gang in Verbindung, an dessen beiden Seiten Kaufläden sind. Nachdem man einige Hütten durchschritten

hat, gelangt man mehrere Treppen aufwärts steigend zu einem überdeckten Vorplatz und tritt von da in ein Zimmer ein. Auf der rechten Seite sind Sitze angebracht für die Kranken, welche hier an gewissen Tagen sich ärztlichen Rath und Arzneien holen dürfen. Auf der linken Seite befinden sich acht Betten, wenn für solche bei überfülltem Spital in den oberen Räumlichkeiten kein Platz mehr vorhanden ist. Ein Bett besteht aus zwei Bänken, fünf Brettern und einer darauf gelegten Strohmatte. Daß der Kranke mit Bettdecke und Kopfkissen, welche aus Bambusstroh verfertigt sind, selbst versehen ist, wird vorausgesetzt.

Hinter dem Stiegenhause ist eine kleine Küche, in welcher Reis gekocht wird. Die Kranken kochen für sich selbst, sofern sie dazu im Stande sind. Ueber eine Stiege gelangt man zu einer Art großen Altane, welche, über dem Min-Flusse angebracht, zwei Seiten des Hauses umschließt. Von dieser Altane aus gelangt man zunächst in einen großen Saal mit kleinem Verschlag; er ist für Männer und Knaben bestimmt. Dann kommt man in den Wartesaal und die Armen-Apotheke, hierauf in zwei kleine Zimmer, die von dem chinesischen Hausarzt und seiner Frau bewohnt werden, und endlich in den Krankensaal der Frauen. Eine Zeitlang wollten die Frauen nicht in das Spital kommen; aber endlich suchte ein kleines Mädchen, das am Fuß operirt werden mußte, dort Hilfe. Ihre Verwandten waren über die erfolgreiche Behandlung, welche ihr nun zu Theil wurde, so erfreut, daß fortan auch andere kranke Frauen ins Spital gebracht wurden. Anfangs wurden diese von ihren Männern oder Brüdern sorgfältig überwacht, da sie in echt heidnischer Eifersucht den fremden Ärzten das Schlimmste zutrauten. Aber bald trat an die Stelle dieses Mißtrauens das dankbarste Vertrauen. Um diese Zeit war es, daß ich um Erlaubniß bat, die Frauen im Spital besuchen zu dürfen. Die Ärzte gestatteten mir das sehr bereitwillig in der Hoffnung, ich werde nicht nur für die Ausbreitung des Christenthums zu wirken suchen, sondern auch dafür, daß die Frauen mehr Sinn für Reinlichkeit bekämen; denn die Chinesen haben es sehr nöthig, daß man sie hiezu anhält. Es war schwer zu wissen, was man diesen Frauen sagen sollte. Mein Plan war, sie gruppenweise um mich zu sammeln, ihren Plaudereien von Krankheit und Sorge teilnahmsvoll zuzuhören, dann ihnen etwas vorzusingen und ihnen das Evangelium zu verkünden.

Als ich bei meinem zweiten Besuch sie über das befragen wollte, was ich ihnen das erstemal gesagt, fand ich, daß sie sich nur sehr wenig gemerkt hatten, und meine Arbeit hatte überhaupt keinen ermuthigenden Erfolg, bis ich Frau Grimke's Spruch-Karten erhielt. Einige derselben wurden bei meinem nächsten Besuche mitgenommen. Nachdem die Frauen sich um mich gesammelt hatten, lenkte ich ihre Aufmerksamkeit auf den Spruch, der auf der Karte stand: Joh. 3, 14 u. 15. Keine von ihnen konnte lesen, aber alle wollten es lernen. So gab ich nun jeder derselben eine Karte, und wir begannen: „Und wie Moses in der Wüste eine Schlange erhöhet hat, also muß des Menschen Sohn erhöht werden, auf daß alle, die an ihn glauben, nicht verloren werden, sondern das ewige Leben haben." Sie folgten mir Wort für Wort, indem sie mit dem Finger auf die betreffende Stelle der Karte hinzeigten. Ich wiederholte dieses Lesen so oft, bis ein kleiner Knabe, der eben auf Besuch bei seiner Mutter war, sich fast alles gemerkt hatte. Mit sehr einfachen Worten erklärte ich dann die Bedeutung dieser Bibelstelle.

In diesem Augenblick erschallte ein Lärm, der durch eine vorüberziehende heidnische Prozession verursacht wurde, die zu Ehren der schwarzen und weißen Teufel stattfand. Die Aufmerksamkeit der Frauen auf dieselbe lenkend, sagte ich nun zu ihnen, diese Teufel seien dieselben wie Satan, der z. B. die Israeliten versuchte, der Gott haßt und jeden zum Bösen verführen will; der gleich einer Schlange in der Welt herumschleicht und zu beißen sucht, wen er kann, und dessen Biß Elend und Verdammniß zur Folge hat. Weil dieser Biß so furchtbare Folgen hat, sandte Gott seinen einzigen Sohn auf die Welt, um uns zu erlösen. Nachdem er sein ganzes Erdenleben hindurch Gott gedient hatte, trug er die Strafe, welche wir hätten erleiden sollen: er wurde gekreuzigt. Nun sagt Gott: „Schaue auf das Kreuz und lebe!" Satan hat uns durch seinen Biß verletzt; aber wenn wir auf Jesum schauen und an ihn glauben als an unsern Erlöser, werden wir geheilt. Gott hat auch versprochen, den heiligen Geist zu geben, daß er in unseren Herzen wohne und uns lehre, wie man ihn, den himmlischen Vater, lieben und ihm gehorchen kann.

Dann versprach ich den Frauen, jeder von ihnen, die das nächstemal noch den Text lesen könnte, eine Karte zu schenken. Als

ich mich aus dem Spital begab, zeigte ich auch der Frau des chinesischen Arztes eine dieser Karten. Sie war darüber sehr erfreut und bat mich, sie das Lesen zu lehren, und ich gab ihr sofort die erste Lektion, um fortan jede Woche einmal damit fortzufahren, bis sie nicht nur die Karten, sondern auch einen guten Teil des Neuen Testamentes lesen konnte. Sie ist jetzt eine getaufte Christin!

Als ich eine Woche später wieder in den Frauen-Krankensaal eintrat, nahmen die Frauen ihre Karte gleich einem Schatze vorsichtig aus der Umhüllung und fingen an zu lesen. Zu meiner Verwunderung wußten sie noch mehr als die Hälfte des Textes. Eine derselben sagte: „O, ich muß meine Karte genau kennen, da ich nächsten Mittwoch das Spital verlasse und auch meine Nachbarn darüber belehren möchte." Auf meine Frage: „Nun, wovon haben wir das letztemal geredet?" antwortete eine Frau: „Von Mose in der Wüste." — „Was that er?" „Er machte eine Schlange von Erz für das Volk, damit man sie ansähe, wenn man gebissen worden war." — „Werden wir auch durch irgend etwas gebissen?!" — „Ja, vom Satan," u. s. w. Ich war über die Antworten sehr erfreut. Nie zuvor war es damit so gut gegangen.

Nun im Stande, tiefer auf meinen Gegenstand einzugehen, sagte ich den Frauen, Gott habe uns die Bibel gegeben, um uns zu lehren, wie man Ihn lieben und Ihm dienen müsse. Er verbietet uns, zornig zu antworten und von unseren Nachbarn übel zu reden. Er befiehlt, daß wir heilig seien und unser Herz rein bewahren; aber unsere Herzen sind böse und wir können sie nicht selbst rein machen. Dann zeigte ich ihnen 1 Joh. 1, 7: „Das Blut Jesu Christi macht uns rein von aller Sünde," und erregte das Interesse der Frauen für die Geschichte unseres Heilandes. Der kleine Knabe war diesmal auch wieder bei seiner Mutter und konnte seinen Text ohne Fehler hersagen. Ich gieng mit ihm in den Krankensaal der Männer und forderte ihn auf, jeden Tag dorthin zu gehen und jedem Kranken den Text vorzulesen und jeden das Lesen dieser Karte zu lehren, der es zu lernen wünsche. Als ich in der nächsten Woche wieder durch diesen Krankensaal gieng, saßen mehrere Männer in ihrem Bette auf und riefen: „Geben Sie mir eine Karte! Bitte, geben Sie mir eine!" Zu meiner Freude fand ich, daß einige derselben den ersten Spruch wirklich lesen gelernt hatten. Ich erzählte nun ausführlich die

Geschichte von Mose und der ehernen Schlange. Dabei überraschte mich die gierige Aufmerksamkeit dreier Männer, die auf ihre Ellbogen sich stützend, sich alle Mühe gaben, mich zu verstehen. Nun war mir der Weg gebahnt, auch an ihnen zu wirken: ich gab ihnen meine Spruch-Karten und sie lernten dieselben lesen.

Eine Frau blieb mehrere Wochen im Hospital und schien, bevor sie es verließ, eine wahrhaft Bekehrte zu sein. Sie unterstützte mich in meiner Missionsthätigkeit dadurch, daß sie den neuankommenden Frauen die Geschichte von Mose und den Israeliten erzählte und sie ihnen für ihr Verständniß erklärte. Ein armes Wesen, das hoffnungslos darniederlag, hatte auch ihrer Erzählung gelauscht. Als ich nun wieder ins Spital kam, grüßte mich diese arme Person und fragte mich: „O sagen Sie mir, leide ich so schwer, weil ich gesündigt habe? und wenn ich zu Gott bete, wird er mich wieder gesund machen?“ Auf meine Entgegnung, sie solle nur vertrauensvoll zu Gott im Namen Jesu beten, bat sie mich, sie zu lehren, wie man das machen müsse, und begann freudig dieses kurze Gebet zu lernen: „O Gott, um Jesu willen bitte ich dich, gib mir deinen heiligen Geist, lehre mich beten und deinen Willen kennen und thun. Wasche mich durch das Blut Jesu Christi rein; nur in seinem Namen bitte ich dich. Mein ganzes Herz wendet sich zu dir.“ Diese arme Frau wurde soweit hergestellt, daß sie das Spital wieder verlassen konnte. Gott gebe, daß sie den Heiland nicht wieder vergesse! Ihre erste Lehrerin im Glauben an Jesus, von der ich oben sprach, benutzte jede Gelegenheit, ihren Landsmänninnen vom Heiland zu erzählen. Als sie das Spital verließ, gab ich ihr vier Karten, die sie sorgfältig einwickelte. Sie konnte dieselben lesen und verstand sie auch genügend. Es war ihre Absicht, dieselben in ihre Heimat zu bringen und ihren Mann und ihre Nachbaren zu belehren. Ihr Heimatdorf steckt noch ganz im Heidentum. Dürfen wir nicht hoffen, daß sie ein Segen dort werde? Gott gebe es!

Bücherschau.

Von den uns in den letzten Monaten zugegangenen neuen Büchern, Bildern u. dergl. erwähnen wir im Folgenden nur das, was wir für wirklich empfehlenswerth und namentlich zu Weihnachts- und Neujahrsgeschenken besonders geeignet halten:

1) Aus dem Verlag von **C. F. Spittler** in **Basel: Anjama, Bild des äußeren und inneren Lebens einer Tochter Afrikas,** von unserem lieben Freund Dr. Kober mit viel Liebe und Verständniß gezeichnet, dazu mit 6 Holzschnitten und einer Karte ausgestattet. Mk. 1. — **Frances Ridley Havergal** oder „Ewig, einzig, völlig Dein!" Erinnerungen aus dem Leben dieser lieblichen Sängerin, dieser fleißigen Bibelleserin, Schriftstellerin und Missionsfreundin, deren wohlgelungenes Porträt anzuschauen schon eine Art Erbauung ist und von deren Liedern einige Proben dieser Lebensbeschreibung einverleibt sind. Mk. 2.40. — **Mackay, Gnade und Wahrheit,** unter zwölf Gesichtspunkten, Mk. 1. Ein sehr brauchbarer Wegweiser für Erweckte, die noch nicht im Klaren darüber sind, in welchem Verhältniß Bekehrung und Heiligung, Buße und Glauben, Gnadenstand und Gnadenerfahrung, Fühlen und Haben ꝛc. zu einander stehen. — **Moody. Der Himmel und das ewige Leben hier und dort.** 80 Pfg. Biblische Betrachtungen über die Gewißheit, die Seligkeit, die Schätze ꝛc. des Himmels, mit etlichen sehr praktischen Winken über den Weg dazu. — Ferner **Jessika's erstes Gebet** in siebenter, und **William Baxter's Stiefschwester** in vierter Auflage, sowie eine Menge anderer Erbauungs-, Jugend- und Volksschriften.

2) Aus dem Verlag von **Gebrüder Obpacher** in **München: Drei Weihnachtsbilder in Allegorien** (Nr. 964, Preis Mk. 2.50): Reizende Engelfiguren mit Christbaum, Sternen ꝛc. zum Text: O du selige, o du fröhliche, gnadenbringende Weihnachtszeit. — **Blume und Mensch,** sechs Blumenkarten (Nr. 924, Preis Mk. 2.20) mit Sprüchen über die Nichtigkeit des menschlichen Lebens, aber auch mit der Verheißung Jes. 35, 1. — **Weisheit bringt Heil** (Nr. 884, Preis Mk. 2), sechs Blumenkarten mit den Sprüchen Kol. 2, 3. 1 Kor. 3, 19. Hiob 28, 28 u. s. f. — **Aus Gnaden,** sechs prachtvolle Rosenkarten mit Liederversen wie: „Aus Gnaden soll ich selig werden; Herz, glaubst du's oder glaubst du's nicht?" (Nr. 898, Preis Mk. 2.50). — **Dein Kreuz,** 6 sehr geschmackvolle Blumenkreuze mit Sprüchen über das Kreuztragen, als Lesezeichen zu brauchen (Nr. 967, Preis Mk. 1.80). — **Segen des Kreuzes,** 6 besonders ansprechende Blumenkreuze mit den Sprüchen Hebr. 12, 5. 6. 7. 8. Hiob 5, 17 u. Jak. 1, 12 (Nr. 943, Preis Mk. 1.25). — **Meine Hoffnung** (Nr. 939, Preis Mk. 1.80). — **Die Bergpredigt,** 8 Blumenkarten mit den Seligpreisungen (Nr. 1105, Preis Mk. 1.50). — **Das Vater unser,** 8 Blumenkarten, von denen die zur vierten und die zur letzten Bitte überaus originell und sinnig sind (Nr. 1147, Preis Mk. 1.50). — Außerdem eine Menge **Glückwunschkarten** zu Geburtstagen und auf Neujahr, Kondolenzkarten, kleine Kalender mit altdeutschen Zeichnungen à 40, 50 u. 80 Pfg., schöne Wandkalender à 50 Pfg. bis Mk. 1.20. — **Die 12 Monate. Die Tageszeiten. 100 Kärtchen** mit Bibelworten (Nr. 878, Preis Mk. 2.50). Von einigen der älteren Serien sind manche jetzt zu sehr herabgesetzten Preisen zu haben, z. B. Nr. 699: 25 Spruchkarten mit Kreuzen zu 40 Pfg.; Nr. 664: Sinnsprüche von Tersteegen, 6 Blumenkarten, zu 20 Pfg.

Herausgegeben aus Auftrag der Bibelgesellschaft in Basel.
In Commission im Depot der Bibelgesellschaft (C. F. Spittler) in Basel.
Preis per Jahrgang von 4 Nummern 40 Cts. oder 40 Pf.
Durch den Buchhandel bezogene Exemplare sind durch Porto und Spesen je nach der Entfernung entsprechend im Preise erhöht.

Schulze'sche Buchdruckerei (L. Reinhardt) in Basel.





